

Theologische Zeitschrift.

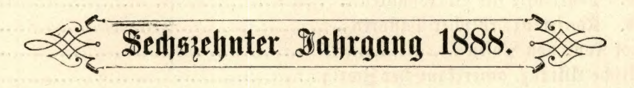
Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget."

Joh. 5, 39.



Sechszehnter Jahrgang 1888.

St. Louis, Mo.
Aug. Wiebusch & Son Printing Company.
1888.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVI. Januar 1888. Nro. 1.

Vorrede.

Prediger 12, 12 und Marcus 4, 26—29.

Man empfindet wohl nie lebhafter, daß des viel Büchermachens kein Ende ist, als bei dem unaufhörlichen Drängen und Treiben unserer heutigen periodischen Literatur, sei es auf weltlichem oder kirchlichem Gebiet. Was übrigens der Prediger heutzutage sagen würde, wenn er den Umfang seines Buches nur mit einer einzigen größeren täglichen Zeitung vergliche, das kann kaum Jemand vermuthen. Jedenfalls aber würde er ernstlicher als damals einschärfen: „Hüte dich, mein Sohn, denn es gibt vieles, dessen Studium weiter keinen Gewinn bringt, als daß man seinen Leib müde macht." Gerade aber diese Art von Literatur ist vielfach die gangbarste, weil es den Lesern nicht um Erlangung einer Erkenntniß, sondern nur um geistige Thätigkeit, und den Schreibern nicht um Mittheilung einer Wahrheit, sondern nur um die Darstellung eines Gegenstandes zu thun ist. Es ist aber nicht blos das Gebiet der Literatur, auf welchem uns diese Art geistiger Thätigkeit entgegentritt, die keinen andern Zweck hat als die Befriedigung eines Triebes, von dem man oft nicht einmal genau sagen kann, ob er mehr der geistigen oder sinnlichen Seite des menschlichen Wesens angehört. Auch auf dem Gebiet des kirchlichen, politischen und socialen Lebens, in den wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit, wie in ihren künstlerischen Produktionen tritt es zu Tage, daß man nur Bethätigung einer Kraft und Befriedigung eines Bedürfnisses verlangt. Man erwirbt um zu genießen und genießt um das Erworbene zu verwerthen, ohne darnach zu fragen, ob am Ende etwas oder gar nichts übrig bleibt, und ob das, was etwa bleibt, heilsam oder verderblich ist.

Wenn man in dieser Hinsicht unser Zeitalter, das jedenfalls in seiner Art auf einer höheren Stufe steht als die früheren, charakterisiren wollte, so könnte man zu den Worten: Sie essen, sie trinken, sie freien und lassen sich freien, sie kaufen und verkaufen, sie pflanzen, sie bauen, hinzufügen: sie lehren und lernen, sie lesen und schreiben, sie reden und lassen sich bereden, sie bilden Vereine und halten Versammlungen, fassen Beschlüsse und machen Erklärungen, bis auf den Tag — da es wiederum in Erfüllung geht: Er wird seine Tenne fegen. Dann wirds aus sein, nicht blos mit andern, sondern auch mit unserer Zeitschrift.

Da könnte nun freilich einer, namentlich wenn er zu unsern Gegnern gehört, fragen: Warum hört ihr denn nicht lieber gleich auf? Wir könnten

allerdings mit der Gegenfrage antworten, warum er seinen Rath nicht selbst zuerst befolge, denn in dieser Hinsicht hat er auch keine bessere Zukunft zu gewärtigen. Dennoch aber dürften wir uns nicht dabei beruhigen, zu thun, was andere auch thun, uns damit rechtfertigen, daß wir denselben Weg gehen, den andere auch einschlagen. Das wäre weiter nichts als derselbe Grundsatz, der die Welt leitet auf dem breiten Weg, der zum Verderben führt.

Wenn wir zwar wohl wissen, daß Zeitschriften mit der Zeit, die sie hervorgerufen hat, nothwendig wieder vergehen, so wissen wir aber auch auf der andern Seite, daß auch die Arbeit an denselben so gut wie jede andere irdische Berufsarbeit, einen Ewigkeitsgehalt haben und Ewigkeitsgewinn bringen kann, wenn sie in dem rechten Sinn und Geist gethan wird, oder mit den Worten des Apostels zu reden, aus dem Glauben hervorgeht. Damit steht diese Arbeit an und für sich nicht höher als irgend eine andere zeitliche Berufsarbeit, aber auch nicht niedriger. Es mag alles wieder verschwinden, was durch dieselbe hervorgebracht ist, und doch ist sie nicht umsonst gethan. Es ist weder ein Teppich noch ein Zelt vorhanden, das der Apostel Paulus hergestellt hätte und dennoch war jene Arbeit nicht blos im Dienste des vergänglichen Wesens und der zeitlichen Nothdurft geschehen, sondern hat einen unvergänglichen Werth (wie Paulus selbst darauf hinweist, Apostelg. 20, 35; 1 Cor. 4, 12; 1 Thess. 2, 9.), wenn auch von ihrem unmittelbaren Ertrag nichts übrig geblieben ist.

Gerade so kann und soll es auch mit unserer Arbeit sein, es ist eine Aussaat für die Ewigkeit, bei welcher die zeitliche Gestalt, das Wachsthum, die Reife und das Vergehen des Gewachsenen unbedingt nothwendig sind, aus dem natürlichen Zusammenhang der Dinge hervorgehen, aber dennoch ihren Werth nur in der Frucht haben, die in ihrer Reife sich von der Aehre und dem Halm sondert und als neuer Lebenskeim aufbewahrt wird, um sich einst wieder neu zu beleben. Wenn wir es so lernen, im Lichte der Ewigkeit unsere zeitliche Arbeit zu betrachten, sie auf ihren ewigen Gehalt zu prüfen, dann gewinnen wir erst den rechten Maßstab ihres Werthes. Nichts, was im lebendigen Zusammenhang mit dem ewigen Lebenskern des Reiches Gottes steht, ist werthlos, aber alles was nicht diesen ewigen Kern selbst bildet, hat nur vorübergehenden Werth und wird einst abgethan werden. Diese Erkenntniß bewahrt aber, wenn sie nicht bloße Schulweisheit bleibt, sondern zur Lebensweisheit wird, vor vielen Irr- und Abwegen.

Zunächst vor jener Unruhe und Aufregung, die meint, alles selbst machen zu müssen, jener Aengstlichkeit, die keine Ruhe finden kann, ehe sie alles weiß, ehe sie alle Fragen gelöst zu haben meint. Das Reich Gottes, sagt der Herr, ist — wie wenn ein Mensch den Samen aufs Land wirft und schläft und wacht Nacht und Tag. Wohl hängt eines Menschen ganze Hoffnung an seiner Ernte, aber wenn er nur gewiß ist, daß er den rechten Samen in richtiger Weise gesäet hat, so ist er ruhig dabei, er bleibt nicht auf seinem Acker sitzen, um von Stunde zu Stunde zu beobachten, ob und wie der Same wächst, sondern er schläft und wacht je nachdem es Nacht oder Tag ist. Eben

so weiß er, daß der Same keimen und wachsen wird, wenn auch die Art und Weise, wie es geschieht, etwas ist, das er nicht weiß, vielleicht auch nie erfahren wird. Aber das weiß er, daß er warten muß, bis die Erde selbstthätig den Samen zum Wachsen und Fruchttragen bringt. Wenn das nicht in der Schrift stünde: Die Erde bringt von ihr selbst hervor (Marc. 4, 28), man würde es heute in der Zeit des Fabrikantenthums zu Ketzerei stempeln. Man mag fabriciren was man will, das Reich Gottes wird nicht fabricirt und läßt sich nicht von Menschen fabriciren, so wenig als der kleinste Grashalm, oder ein einziges Weizenkorn. Wo die Erde nicht von ihr selbst etwas hervorbringt, d. h. wo nicht der Same des göttlichen Wortes selbstthätig in dem Boden des Menschenwesens und Menschenherzens aufgeht, wo er nicht in seinen Naturboden einwurzelt und aus diesem herauswächst, da mag man noch so viel Triumphe feiern, noch so große Erfolge erzielen, noch so glänzende Formen und noch so kostbaren Inhalt aufweisen; es ist dennoch kein Reich Gottes, sondern künstliches Produkt geistlichen und kirchlichen Industriebetriebes. Hier darf man freilich nicht warten, sonst wird man von den Konkurrenten überholt; hier muß man genau wissen, wie's gemacht wird, sonst hat man keinen Erfolg; hier darf man nicht ruhig schlafen, denn die andern stehen auch vor Tag auf und lassen ihre Arbeiten im Glanze ihrer eigenen Beleuchtung schimmern, morgens vor Tag und abends nach Dunkel. Da ist viel, sehr viel Geschäftigkeit, aber es wächst nichts dabei, es ist alles gemacht. Dabei geht es natürlich immer schneller und schneller, der Fortschritt wird immer rasender. Während der Apostel Paulus noch am Ende seiner apostolischen Laufbahn bekannte: Ich jage nach dem vorgesteckten Ziel, so ist heutzutage ein vollkommener Christ schon am Anfang seiner Laufbahn fertig und braucht sich blos bis an sein Ende zu hüten, daß er nicht wieder verdorben werde.

Nur Gott bleibt bei seiner Ordnung, in seinem Reiche geht es nach einer bestimmten Stufenfolge und nach unabänderlichen Lebensgesetzen. Die Erde bringt zwar von ihr selbst hervor; aber nicht alles Beliebige, sondern auch im Reiche Gottes wie in der kreatürlichen Schöpfung gilt das Wort: Ein jedes nach seiner Art. Erst das Gras und der Halm, dann die Aehre und dann erst der volle Weizen in der Aehre. Obwohl das sprossende Grün noch nicht die vollendete äußere Form an sich trägt, so hat es doch schon seine innere Bestimmtheit und kann nicht zu allem Beliebigen sich entwickeln, sondern es kann nur entweder in seiner Art bleiben oder entarten. Das entartete wuchert allerdings unter Umständen sehr rasch, es gewinnt an Größe und Verbreitung, aber es bleibt unfruchtbar und nicht die Länge der Halme und Menge des Strohes ist es, um dessenwillen man säet, sondern die Frucht, in der das Leben sich fortpflanzt. Freilich gibt es keinen Weizen ohne Spreu und ohne Halm, aber wo das Wachsthum nur nach außen hin gefördert wird, wo nicht die innere Erstarkung mit der äußern Zunahme gleichen Schritt hält, da gibt es nur noch Halme und Spreu. Nicht minder aber gilt: Ein jedes nach seiner Art, auch darin, daß der Halm nicht zum Baum werden kann, sondern, daß er nach seiner Art ausreifen muß. Ist's aber nicht heutzutage vielfach so, daß

jede kirchliche Gemeinschaft zum Baum werden möchte, der mitten im Lande steht, dessen Höhe bis an den Himmel reicht und der sich ausbreitet bis an das Ende der Erde. Während der Herr sogar vom Unkraut und Weizen sagt: Lasset beides miteinander wachsen, so will man nicht mehr als Weizen mit dem Weizen wachsen, sondern es heißt da vielfach: Wir müssen wachsen, die andern mögen untergehen. Nicht wie die Halme mit vollen Aehren wollen sie nebeneinander auf dem Acker der Welt stehen, sondern jeder will aufwachsen, um die andern zu ersticken. Da geht freilich Rom voran, aber es steht nicht allein. Die Mittel, die angewendet werden, um ein solches Wachsthum, das im Grunde nur Entartung ist, zu befördern, sind vielfach Produkte derjenigen Art von Weisheit, die ein üppiges Wachsthum als ihr höchstes Ziel und ihren größten Erfolg anpreist und darum immer nur Dünger sammelt. Was zieht da Rom nicht alles in seine Dienste, Silber und Gold, Diplomatie und Politik, Agitationen unter den Völkern und Verhandlungen mit den Fürsten, Künste, Kniffe, Wissen und Aberglauben, Prunk und Entsagung, das Versprechen der Lösung aller socialen Fragen und die Drohung mit dem Umsturz aller bestehenden Verhältnisse; Alles soll dazu dienen, den großen Baum wachsen zu machen und zu schmücken, an dem man alles Mögliche finden kann, nur nicht das Gepräge seiner angeblichen Art und die Frucht seines vorgeblichen Lebens. Wenn Rom heute dieser Dinge, die so wenig zum Christenthum gehören als Christus zum Richter und Erbschichter für diese Welt gesetzt war, beraubt würde, welche Frucht seines ganzen gegenwärtigen Thuns wäre noch übrig? Keine. Wir wollen aber nicht auf Rom hinweisen, um den übrigen Christen die Berechtigung zuzugestehen, auf Rom mit den Gedanken des Pharisäergebetes herabblicken zu können, sondern damit wir uns selbst prüfen, denn es geht immerfort der Reife entgegen. Während das Unkraut auch nach der Reife noch stehen bleiben kann, weil es nicht geerntet, sondern nur verbrannt wird, so wird, wenn die Reife eingetreten ist, die Sichel geschickt und zuletzt Weizen und Spreu, Stroh und Frucht gesondert. Da kommt dann der eigentliche Lebensgehalt, der bisher verborgen war, zu Tage. Denn der volle Weizen wächst nicht außen um die Aehre, sondern inwendig in der Aehre. Man weist heutzutage gerne auf die Zahlen hin, die man in den Büchern seiner kirchlichen Statistiken hat. Wir wollen das, wenn es in rechter Weise geschieht, weder verwerfen noch verspotten, denn es gehört zur Treue im Kleinen; aber das dürfen wir als Christen nicht vergessen, daß einmal andre Bücher aufgethan werden, die den wahren Werth dessen, was unter dem Stroh und der Spreu auch des kirchlichen Lebens und der theologischen Literatur verborgen ist, ans Licht bringen werden.

Unsere Theologische Zeitschrift kann sich nun weder des starken Halmes einer großen Abonnentenliste noch der dicken Aehren reichlicher Ueberschüsse ihrer Kasse rühmen. Wenn aber auf diesem schwachen Halm und in dieser versengten Aehre nur die Körner der ewigen Wahrheit von der Gnade Gottes in Christo, die dem Amte des Neuen Testamentes anvertraut ist, auch für unsere Zeit ausgereift sind, dann ist auch unsere Arbeit dennoch nicht vergeblich gewesen.

Die Sünde wider den heiligen Geist.*)

(Referat von Pastor C. Kißling.)

Das Thema, das mir für unsere Conferenz gestellt ist, lautet: „Die Sünde wider den heiligen Geist." Um allen Mißverständnissen von vornherein zu begegnen und die Spitze abzubrechen, mache ich darauf aufmerksam, daß diese Fassung zum Wenigsten ungenau ist und dem eigentlichen Sachverhalt nicht entspricht. Denn bei sämmtlichen drei Stellen der Synoptiker, auf die wir bei Behandlung dieses Gegenstandes angewiesen sind, ist nur von der Lästerung, von der *βλασφημία* des heiligen Geistes, aber nicht von einer Sünde wider den heiligen Geist die Rede. Und das ist ein bedeutender Unterschied. Im Grunde genommen ist jede Sünde, die der getaufte Mensch begeht, jede Ueberschreitung des göttlichen Gebotes, zum Mindesten jede wissentliche Sünde, eine Sünde wider den Geist Gottes, ohne darum schon mit der Lästerung des Geistes identificirt werden zu dürfen. Denn wenn es wahr ist, daß wir nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum unsern Herrn glauben oder zu ihm kommen können, sondern daß der heilige Geist uns erleuchten, heiligen, zum Glauben führen, im Glauben erhalten muß, so ist jede Sünde, die ja eben in ihrem tiefsten Wesen Unglaube ist, ein Widerstreben gegen die Arbeit des Geistes Gottes an unseren Herzen, also: Sünde wider den heiligen Geist. Auf die Vermischung und Vereinerleiung von Sünde und Lästerung scheint mir auch die uns vielfach begegnende Furcht zu beruhen, als habe man diese Sünde wirklich begangen. Dieser Gedanke hat manchem Menschen Jahre seines Lebens verbittert und vergiftet. Es ist ein sehr schwieriger, heikler Gegenstand, an dessen Erörterung wir jetzt herantreten, und ich darf auch darum um so zuversichtlicher auf Ihre Nachsicht und Geduld rechnen, als die Quellen über dieses Gebiet — sicherlich eine Folge seiner Schwierigkeit — nur sehr spärlich fließen und ich der Hauptsache nach eben nur auf die biblischen Beweisstellen angewiesen bin.†) Ich glaube, der

*) Zum bessern Verständniß für manches in der nachstehenden Arbeit Gesagte sei hier bemerkt, daß dieselbe zunächst nicht in theologischem Interesse, sondern in erster Linie aus seelsorgerlichem Bedürfniß entstanden ist. Angeregt durch einen concreten Fall möchte dieselbe an ihrem Theil ein Directiv sein für ähnliche Fälle, die den Seelsorger in nicht geringe Verlegenheit setzen können.

†) Außer den Dogmatikern, die sich so zu sagen ex officio mit unserem Gegenstand zu befassen haben — und das oft in sehr ungenügender Weise, wenn sie diesen Gegenstand nicht geradezu ganz ignoriren —, sowie den meist ebenfalls äußerst spärlichen exegetischen Anmerkungen zu den betreffenden locis classicis, ist meines Wissens keine einzige Monographie darüber vorhanden. Von eingehender, homiletischer Verwerthung der hierher gehörigen Gedanken ist mir nur eine Predigt von Dr. E. Stähelin in Basel über 1 Joh. 5, 16, 17: „Die Sünde zum Tode," bekannt geworden. Darüber siehe die betreffende Fußnote weiter unten. In theologischen Kreisen scheint dieser doch so ernste Gegenstand vielfach ein: Noli me tangere zu sein. Es ist kein Wunder, wenn schriftforschende Laien über dieses und ähnliche Gebiete verwirrt und ängstlich werden, wenn selbst die berufsmäßigen Interpreter der hl. Schrift daran rathlos oder scheu vorübergehen. Nachträglich bin ich von befreundeter Seite auf folgende Broschüre aufmerksam gemacht worden: „Die Sünde wider den heiligen Geist," von Past. F. Seiler, Halle bei G. E. Barthel, 1866.

Hauptsache, um die es sich hier handelt, am besten gerecht zu werden, wenn ich die drei Fragen aufstelle und in Kürze zu beantworten suche:

1. Welches ist die Voraussetzung für die Begehung der Lästerung des heiligen Geistes?

2. Worin besteht die Lästerung des heiligen Geistes und wie gelangt man zur Lästerung des heiligen Geistes?

3. Warum kann sie nicht vergeben werden?

I. Welches ist die Voraussetzung für die Begehung der Lästerung des heiligen Geistes? Um die Sache kurz zusammenzufassen, sage ich: Die Voraussetzung, auf der allein diese höchste, äußerste Spitze des Sündigens erreicht werden kann, ist die vorausgegangene Bekehrung des Menschen. Nur in wessen Herzen bereits durch die Wirksamkeit des Geistes Jesus als sein einziger Heiland, Erlöser und Seligmacher verklärt worden ist, kann diese Sünde begehen! Mehrere Theologen verneinen zwar diese Voraussetzung und sind der Ansicht, auch im unwiedergebornen Zustand sei die Lästerung des Geistes möglich. Für diese Annahme berufen sie sich auf die Hauptstelle: Matth. 12, 31 u. 32, verglichen mit Marc. 3, 28—30. Der Herr hatte nämlich eben einen Besessenen geheilt und die Pharisäer beschuldigten den Herrn, er treibe den Teufel aus durch Beelzebub, den Obersten der Teufel. Daraufhin spricht der Herr jene Worte, deren Mittelpunkt uns hier beschäftigt. Und Marcus fügt ausdrücklich hinzu: denn sie sagten: „Er hat einen unsauberen Geist," als wollte er uns geflissentlich darauf aufmerksam machen, daß die Pharisäer bereits der Lästerung des Geistes nahe kamen, indem sie den Gottesgeist, in dessen Kraft Jesus den Besessenen geheilt hatte, für Beelzebub erklärten. Jedoch scheint es mir als könne die Sünde der Pharisäer nicht die Lästerung des Geistes gewesen sein, weil schwerlich vor der Erhöhung des Heilandes und vor dem Beginn der Wirksamkeit des Geistes in der Welt von einer Lästerung desselben die Rede sein kann. Die Pharisäer hatten doch immerhin die Entschuldigung, daß ihnen Jesus, der Retter des verlorenen Menschengeschlechts, in unscheinbarer Knechtsgestalt entgegentrat, den sie leicht verkennen konnten. Selbst den Judas bin ich geneigt, gegen die Anschuldigung, er habe den Geist gelästert, in Schutz zu nehmen, zwar nicht ihn zu entschuldigen und seine Sünde zu verkleinern, aber gewiß ist die Judassünde nicht schwerer und größer, als sie gegenwärtig von Tausenden oft mit lächelndem Munde begangen wird. Ich bin mir wohl bewußt, daß das an und für sich noch nichts beweist, aber mein Beweis für die Behauptung, daß der Lästerung des Geistes eine Herzenserneuerung vorangegangen sein müsse, ist die Stelle, die sicherlich hierher in unseren Zusammenhang hereingehört. Ich meine die Stelle Hebr. 6, 4—6:*) „Es ist unmöglich, daß die so einmal erleuchtet sind, und geschmeckt haben die himmlische Gabe und theilhaftig geworden sind des heiligen Geistes und ge-

*) Es scheint mir doch eine gar zu leichte und bequeme Methode zu sein, wenn man die Schwierigkeit dieser Stelle dadurch aus dem Wege zu räumen sucht, um für seine eigene Deduction Bahn zu machen, daß man ihr einfach als Deuterokanonisch das Recht einer beweiskräftigen Instanz abspricht, wie dies Julius Müller thut.

schmeckt haben das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt, wo sie abfallen und ihnen wiederum selbst den Sohn Gottes kreuzigen und für Spott halten, daß sie sollten wieder erneuert werden zur Buße." Ich betone bei dieser Stelle, daß von denen, denen eine Unmöglichkeit der Umkehr zur Buße in Aussicht gestellt wird, gefordert wird, daß sie theilhaftig geworden sind des heiligen Geistes. Nur in einem Herzen, das Jesu liebt und sein Wort hält, macht nach Joh. 14, 23 der Vater und der Sohn durch den Geist Wohnung; denn die Welt kann den Geist der Wahrheit nicht empfangen, Joh. 14, 17. Nur in Jesu Jünger kommt der Geist. Act. 10, 45 entsetzten sich die Judenchristen, d. h. sie waren aufs Aeußerste erstaunt, daß auch auf die Heiden die Gabe des heiligen Geistes ausgegossen ward, freilich nach gläubiger Aufnahme der Petruspredigt. Ueberhaupt, wenn wir Alles, was nach der Hebräerstelle zuvor mit dem Menschen vorgegangen sein muß: das Erleuchtetsein, das Geschmeckthaben des Wortes Gottes und der Kräfte der zukünftigen Welt, wenn wir das Alles zusammenfassen, so werden wir sagen müssen, daß das nur auf einen bekehrten, erneuerten Menschen seine Anwendung findet. Da nun in unseren Stellen über die Geisteslästerung aufs Klarste ausgesprochen ist, daß alle anderen Sünden Vergebung finden können, so kann auch hier in der Hebräerstelle mit dem unwiederbringlichen Verlust des Gnadenstandes nur die Lästerung des Geistes gemeint sein.*) Reiff sagt in seiner Dogmatik: „Nur wem das Evangelium in seiner ganzen Klarheit und Wahrheit in die Seele geleuchtet, nur wer seiner Erweckungsmacht im Gewissen inne geworden ist und seine Anfassung im Willen erfahren hat, wir können sagen, nur wer eine geisteskräftige Berufung erlebt hat, kann den heiligen Geist lästern, der eben die dem Evangelium innewirkende Zeugnißkraft ist. Zeiten besonderer Geistesbewegung, wie die des Herrn oder der Apostel oder die Entscheidungskämpfe vor dem Wiederkommen des Herrn sind der fruchtbare Schooß der Geisteslästerung." Gerade mit Bezug darauf, daß Zeiten besonderer Geistesbewegung für diese Sünde besonders förderlich sind, sagt Löber: „In gewöhnlichen Verhältnissen wären Judas und die Pharisäer höchst unbedeutende Menschen geblieben, ewig schwankend zwischen Licht und Finsterniß; aber durch die Selbstoffenbarung Christi wurden sie in eine Krisis hineingedrängt und zur Entscheidung gezwungen." Wenn es dann bei Reiff weiter heißt: „Die absolute Macht der Gnadenberührung stattet den Menschen auch mit einem neuen, absoluten Vermögen zu sündigen aus. Die Sünde, welche im natürlichen Zustand nur

*) Ob die 1 Joh. 5, 16 erwähnte „ἁμαρτία πρὸς θάνατον" mit der Geisteslästerung identisch ist, ist fraglich. Beide, die Gotteslästerung und die Todsünde, scheinen mir zwei concentrische Kreise zu sein. Sie gehen von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt aus, nämlich von dem Widerstreben gegen Gottes Gnadenmittheilung; aber der eine ist weiter, der andere enger. Johannes verbietet nicht geradezu die Fürbitte für die Todsünde, sondern es heißt nur: οὐ περὶ ἐκείνης λέγω ἵνα ἐρωτήσῃ: wer dafür bitten will, der hat eben keinen Auftrag dazu und keine Verheißung dafür. Dagegen schließt das: οὐκ ἀφεθήσεται αὐτῷ — Matth. 12, 32, jede mildere Deutung aus. Dem göttlichen „οὐκ" steht dort nur das menschliche „λέγω" gegenüber.

eine Auswirkung der adamitischen Sündenpotenz ist, wird damit gleichsam in eine neue Potenz erhoben, wird geistig bereichert und mit dem Ewigkeitscharakter bekleidet," so klingt das allerdings sehr plausibel, aber weckt selber wieder eine Reihe sehr heikler Fragen, wie z. B.: ob es unter solchen Verhältnissen nicht gerathener wäre, gar keine solche unmittelbare Geistesberührung zu erfahren, um der Gefahr, dieser unvergebbaren Sünde anheimzufallen, zu entgehen, so daß ich diese Sache lieber bei Seite lasse, da sie mich zu weit von unserm eigentlichen Ziel abführen würde. Es muß also — das ist das Resultat unserer bisherigen Untersuchung — das Evangelium dem Menschen zum Mindesten mit überwältigender Gewalt vor die Seele getreten sein, er muß es unmittelbar gewiß geworden sein: hier im Evangelium, in dem Gottmenschen sprudeln die Quellen deines Heiles und sonst nirgends, kurz, der Mensch muß — nicht nur hoffen, glauben, vermuthen — sondern durch innere Erfahrung es gewiß wissen, daß das Evangelium absolute Wahrheit ist, ehe er die Lästerung des Geistes begehen kann. Wir fragen nun weiter:

II. Worin besteht nun die Lästerung des heiligen Geistes und wie gelangt man zu ihr? Meine erste Antwort lautet: Die Lästerung des heiligen Geistes ist keine einzelne Thatsünde, so daß man etwa sagen könnte: jetzt durch diese oder jene That hat der Mensch sich dieser furchtbaren Sünde schuldig gemacht! Es scheint mir überhaupt ein großer, verhängnißvoller Fehler zu sein, daß man so viel von den Sünden und so wenig von der Sünde redet, vielleicht auch in den Predigten. Man eifert gegen ein ganzes Heer von Sünden — und in der That ihre Zahl ist Legion —, aber man läßt in unbegreiflichem Mißverstand ihre Wurzel unangetastet. Es gibt im Grunde genommen nur eine Sünde! Alle andern sind Folgen und, so zu sagen, Emanationen derselben. Und diese Grund- und Cardinalsünde ist der Unglaube, das Widerstreben gegen den göttlichen Geist. Als David durch Nathan's Bußpredigt zur Erkenntniß seiner Sünde gekommen war, spricht der tiefgefallene König zu Gott: An dir allein habe ich gesündigt, obgleich, wie Funcke dieß in seiner Predigt über Davids Fall treffend nachweist, er sich gegen Uria, ja gegen sein ganzes Volk, sogar gegen die umliegenden Heidenvölker versündigt hatte. Und so ist es auch. Wenn Jemand sich dem Trunk, der Hurerei ergibt, so sollte man denken, er sündige zunächst und zumeist gegen sich selber, indem er seinen Leib ruinirt, oder gegen seine Familie, die er durch sein wüstes Leben dem Untergang und der Verzweiflung zuführt und doch sündigt er nach biblischer Anschauung hauptsächlich gegen seinen Gott im Himmel. Hat er dieß einmal erkannt, so wird er auch sein Leben ändern. Also nicht die einzelnen Sünden, so groß und schwer sie sein mögen, nicht die einzelnen Fehler und Gebrechen, sondern die Sünde, wie sie der Mensch in diese Welt mit hereinbringt, das ist das Verderbliche in der Menschheit. Ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Einen guten Baum, mit gesunder, lebenskräftiger Wurzel, gilt es zu pflegen. Dann werden die Früchte von selber gut werden. So ist auch die Lästerung des Geistes nicht eine einzelne Sünde, die der Mensch in einem

Augenblick begeht, sondern sie ist *ein bleibender, permanenter Zustand im Menschen!* Sie setzt sich zusammen aus einer Reihe von stufenmäßig aufsteigenden gottwidrigen Handlungen. Es führt also nur ein langer Weg dahin, bis die Sünde zu diesem schauerlichsten, äußersten Stadium ausgereift ist. Wir sehen dieß namentlich auch aus der Marcusstelle, die sich besonders deutlich ausspricht, wo es heißt, daß selbst die Gotteslästerung dem Menschen vergeben werden könne. Es gehört schon ein immenser Grad innerer Verrohung und Entmenschung dazu, daß der Mensch den lebendigen Gott freventlich lästert und es wird wohl nicht so häufig vorkommen, aber selbst die Gotteslästerung kann vergeben werden, sie ist noch nicht die Lästerung des Geistes. Aber so weit auch der Weg ist und so sehr auch der Mensch vorher alles Menschliche, Edle, in sich erstickt und ertödtet haben muß, erreicht werden kann dieses traurige Ziel der äußersten Verstockung doch. Nach dem Bisherigen bedarf es nur noch eines kurzen Hinweises darauf, wie der Mensch dazu gelangt, diese Sünde zu begehen. Wer der einmal erkannten und freudig ergriffenen Wahrheit wieder den Rücken kehrt und dem Geist Gottes, der an ihm arbeiten will, hartnäckig widerstrebt, wer alle Mahnungen zur Umkehr in den Wind schlägt, wem die Gnade Gottes in Christo lächerlich und ärgerlich ist, kurz, der Mensch, in den der einmal ausgetriebene böse Geist mit siebenfacher Gewalt zurückkehrt, der versinkt nach und nach in einen Zustand beharrlichen, systematischen Widerstrebens gegen Gottes Geist, der hat damit die erste Stufe zur Geisteslästerung betreten, die ihn unrettbar dem Verderben entgegenrückt. Den Menschen und, was mehr ist, den Christen hat er abgelegt, er ist auf dem besten Weg ein Teufel zu werden! Denn es ist eine Thatsache der Erfahrung, daß ein Mensch Jemanden, den er lange geliebt hat, wenn er aus irgend welchem Grunde dieser Liebe den Abschied gibt, daß er hernach denselben Menschen ebenso glühend haßt, als er ihn zuvor geliebt hat. Les extrêmes se touchent! Die Extreme berühren sich! Nicht bloß im Aeußeren, sondern auch im inneren Seelenleben des Menschen. *Der vollendete, ausgeprägte, oppositionelle Gotteshaß, das ist die Lästerung des Geistes!* Und namentlich besteht die Vollendung dieser Lästerung darin, daß man seinem Gotteshaß Worte verleiht — denn das liegt in dem Ausdruck „lästern" —, daß man mit seinem frivolen Unglauben, mit seiner Verachtung der Gnade, mit seiner Verwerfung der Gnadenmittel „als furchtbares Gegenstück zu dem seligmachenden Bekenntniß Jesu auch öffentlich mit seelenmörderischer Verführungsmacht hervortritt." Und ich sage mit Reiff: „Eine Reihe von Erscheinungen unserer Zeit, der Geist nicht weniger öffentlicher Blätter bewegt sich in der Linie auf diese schwere Sünde hin." Und hier erlaube ich mir, aus dem bisher Erörterten einige praktische Consequenzen zu ziehen. Wir dürfen wohl mit gutem Gewissen diejenigen, welche sich dieser Sünde anklagen, trösten und ihnen diesen Gedanken auszureden suchen. Wenn wir das Christenthum unserer Tage ansehen, so müssen wir sagen, es ist zum guten Theil Gewohnheitschristenthum, und wir müssen froh sein, wenn es nur wenigstens

das ist. Aber ein wirkliches, persönliches, sozusagen, erlebtes Christenthum ist sehr selten. Es fehlt an der Erkenntniß, es fehlt aber auch an dem rechten Ernst, sich mit dem Evangelium näher einzulassen. Ist das auch zumeist des Menschen eigene Schuld, so werden wir doch wohl sagen dürfen, daß es bei diesen Menschen überhaupt nicht zum Lästern des Geistes kommen kann, daß ihnen das Wesen und das Amt des Geistes zumeist eine ganz unbekannte und unverstandene Sache ist. Um nicht mißverstanden zu werden, füge ich hier noch hinzu, daß wir durchaus nicht glauben dürfen, als ob *nur* die Lästerung des Geistes verdamme. Die Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit, mit der gegenwärtig große Massen dem Evangelium gegenüberstehen, ist gewiß eine schwere Sünde und wenn sie nicht bei Zeiten Buße thun, so wird ihnen diese Sünde zur Verdammung gereichen. Nur sage ich, ist das nicht die Lästerung des Geistes.*) Denn das ist die Sünde, die überhaupt nicht vergeben werden kann, selbst wenn der Mensch diese Vergebung mit Thränen suchen würde.†) Wenn der Heiland sagt, daß alle Sünde, selbst die Lästerung des

*) Julius Müller, der, was das Wesen der Geisteslästerung betrifft, im Wesentlichen mit dem obigen Resultat übereinstimmt, stellt in seiner „*Lehre von der Sünde*“ die Behauptung auf: „Die sündliche Entwicklung muß, wenn sie nicht durch die Erlösung umgebogen wird, sich *überall in der Lästerung des heiligen Geistes vollenden.*“ Wenn wir aber weiterhin auf Sätze stoßen wie die folgenden: „Auch müssen wir bei der Betrachtung der Sünde gegen den heiligen Geist immer fest im Auge behalten, daß sie einen höheren Entwicklungsgrad des sittlichen Bewußtseins, und, weil dasselbe sich eben nicht höher zu entwickeln vermag, ohne auf die Religion als seinen tieferen Grund zurückzugehen, auch des religiösen Bewußtseins zu ihrer Voraussetzung hat —; die sittliche Rohheit als solche ist vor der Sünde gegen den heiligen Geist völlig sicher. Um den Menschen zu ihrer Begehung fähig zu machen, muß das Böse in ihm durch einen Proceß der Verinnerlichung und Vergeistigung, in welchem sein Princip von dem Bewußtsein immer schärfer und reiner erfaßt wird, hindurchgegangen sein. Die Lästerung der heiligen Geistes ist wie die höchste so die spirituellste Sünde. Diese Verinnerlichung aber kann das Böse — — eben nur da gewinnen, wo ihm eine tiefere Berührung des inneren Lebens mit dem Guten vorangegangen ist,“ so scheint das doch ein Widerspruch zu sein. Denn es läßt sich doch wohl nicht annehmen, daß es bei allen, denen das Evangelium nahe gebracht wird, zu dieser „Berührung des inneren Lebens mit dem Guten“ kommt. Aber deßwegen aus der Stelle: „Jede Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben,“ schließen zu wollen, daß eben alle anderen Sünden schlechthin vergeben werden, widerstreitet doch der klaren Lehre der Schrift ausdrücklich, die überall die Buße zur Voraussetzung der Vergebung macht, cf. Luc. 15; 24, 47; Act. 3, 19; 8, 22; 17, 30 u. a. Ich wiederhole noch einmal: Ohne Buße keine Gnade! Um diesen Widersprnch auszugleichen, sieht sich Müller zu der Annahme der Möglichkeit einer Entscheidung noch nach diesem Leben gedrängt, und zwar so, daß der Mensch nach dem Tode nicht nur noch Gnade erlange, sondern auch noch die Lästerung des Geistes begehen könne. Wie wankend dabei die Gewißheit unseres Heils wird, wie furchtbar dieser Gedanke für erschrockene Gewissen ist, leuchtet von selbst ein. Auch bietet die Schrift für diese Annahme nirgends einen Anhaltspunkt, vielmehr betont sie das Gegentheil: Luc. 16, 26; Coheleth 11, 3.

†) Wenn es Hebr. 12, 17 von Esau heißt, er habe keinen Raum zur Buße gefunden, wiewohl er sie mit Thränen suchte, so läßt sich das hier nicht als Gegenbeweis anführen. Denn diese Buße bezieht sich entweder auf Isaak: trotz seiner Reue konnte Esau seines Vaters Sinn nicht ändern. Oder, wenn man die Buße auf Gott beziehen wollte, so war es eben keine rechtschaffene, aufrichtige Buße. Er weinte und schrie, nicht weil er sich

Vaters und des Sohnes, dem Menschen vergeben werden, so geschieht dieß selbstverständlich unter der stillschweigenden, an hundert anderen Stellen klar und deutlich ausgesprochenen Voraussetzung, daß der Mensch darüber Buße thut. Denn ohne Buße gibt es überhaupt keine Vergebung! Und dann, hat man mit Recht gesagt, wer sich selber dieser Sünde anklagt, der könne noch gar nicht so verstockt und verhärtet und der Wahrheit unzugänglich sein, um die Lästerung des Geistes begehen zu können. Freilich, es kann schließlich so weit kommen. Und da fragen wir noch:

III. Warum kann die Lästerung des Geistes nicht vergeben werden? Ob der Heiland in den Synoptikerstellen eine absolute Unvergebbarkeit dieser Sünde aussprechen will, oder ob, wie Einige meinen, seine Worte sich nur auf diesen und den folgenden Aeon beziehen, während die Geisteslästerung in einem späteren Aeon doch noch vergeben werden könne, diese Frage lassen wir hier billig bei Seite, da sie mit der Frage nach der Wiederbringung aller Dinge zusammenhängt. Jedenfalls sind die Worte des Heilandes so ernst und gewaltig, daß wir uns diesem Ernst nicht entziehen können und die Hoffnung auf eine künftige Vergebung eine sehr schwache und trügerische ist. Da es hier nicht darauf ankommt, meine besondere Weisheit zu vernehmen, sondern darauf, auf die uns beschäftigende Frage eine möglichst klare, genaue und bestimmte Antwort zu erhalten, so erlaube ich mir, meine Ansicht über die Frage, warum die Lästerung des Geistes nicht vergeben werden kann, mit den Worten Reiff's in seinem Vortrag: „Das Böse, die Nachtseite im Leben der Menschheit," hier vorzulegen. Reiff beantwortet diese Frage dahin und ich stimme ihm vollständig bei: „Der Geist ist die Offenbarung des Vaters und des Sohnes; er kann also den Menschen zur Erkenntniß seiner Lästerung des Vaters und des Sohnes bringen — deßwegen kann auch die Lästerung des Vaters und des Sohnes noch vergeben werden. — Er ist aber die letzte Offenbarung, wer ihn verschmäht, hat also keine neue Offenbarung zu erwarten. Und der Geist selbst, einmal in dieser Weise abgewiesen, kann nicht mehr an den Menschen kommen. Der heilige Geist ist nämlich als Geist der Gnade das innerste, eigenste Wesen Gottes, der persönliche Lebens- und Liebesgruß aus den Tiefen der Gottheit. Man sollte meinen, dieser innigsten und nachdrücklichsten Bezeugung Gottes werde der Mensch nicht widerstehen können. Er thut es doch. Eine Entschuldigung durch Unwissenheit findet hier keinerlei Stelle mehr. Vielmehr wird da die göttliche Heiligkeit und Liebe in einem Maße verletzt, daß ihr nichts mehr Genugthuung leisten kann. Und auch alle Gottesempfänglichkeit im Herzen des Sünders wird damit unwiederbringlich zerstört. Wer seinem Gewissen in der beschriebenen Weise Gewalt anthut,

---

durch die Verkaufung der Erstgeburt so schwer versündigte und darüber Reue empfand, sondern weil er dadurch um den väterlichen Segen kam. Nicht die Sünde, sondern die Folgen der Sünde thaten ihm leid. Ganz ähnlich verhält es sich mit Judas. Von ihm heißt es: „Als er sah, daß Jesus verdammt war zum Tode, reute es ihn," also nicht über den Verrath an und für sich empfand er Leid, sondern nur über die Folgen desselben, an die er zuvor nicht gedacht hatte. Wie ganz anders ist doch Petrus Reue: Luc. 22, 61. 62!

wer so den Sinn für Wahrheit in sich mit Füßen tritt, vernichtet das Edelste in sich selbst und zerreißt die zartesten Saiten in seinem Innern. Kann der beste Künstler der Laute noch Töne entlocken, wenn ihre Saiten zerrissen sind? In einem Herzen, welches dieser Sünde sich schuldig macht, gibt es keinen Punkt mehr, an welchen Gott dasselbe anfassen könnte. Das ist die furchtbare Tiefe, zu welcher die Sünde hinabsteigen kann."

Nach diesem ernsten Ausblick auf ein entsetzliches, hoffnungsloses Ziel bleibt mir nur noch übrig, meine Arbeit mit der ernsten Mahnung des Apostels Paulus zu schließen: „Betrübet nicht den heiligen Geist Gottes, damit ihr versiegelt seid auf den Tag der Erlösung." Eph. 4, 30.

Das Studium des Geistlichen zur Predigt.

Referat.

(Aus der evang. Kirchen-Zeitung, eingesandt von P. M. Otto.)

„Das Predigtstudium des Geistlichen muß schon darum in hervorragender Weise unsere Theilnahme erregen, weil es sich ja bei demselben um ein Stück Rüstzeug für das Amt handelt, welches wir überkommen haben, welches nicht blos ein Stück unseres Lebens ist, sondern in welchem dasselbe vollkommen aufgeht, das hl. Predigtamt. Wir werden daher dem zu erörternden Gegenstande in der That eine Wichtigkeit beilegen müssen, wenn ja auch dem Kleinsten und Geringsten, das sich auf unser Amt bezieht, eine solche zugesprochen werden muß. Dennoch wäre es ein Irrthum, wenn einer nun die Wichtigkeit dieses Gegenstandes so übertreiben würde, daß er von dem Predigtstudium die alleinige Fruchtbarkeit der Predigt, ja das ganze Heil für unser Amt erwarten wollte. Nehmen wir einmal die drei Forderungen, die in unserer Zeit fast eine Parole für die Vorbereitung auf die Predigt geworden sind — ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt — oratio, tentatio, meditatio, so sind diese drei ungleich wichtiger, als das Predigtstudium selber, und letzteres kann in der Reihenfolge erst nach diesen eine Stelle beanspruchen. Allein umgekehrt fällt von einem unter diesen drei Postulaten der Glanz in herrlicher Weise auf das Predigtstudium zurück, nämlich von der Meditation. Denn zunächst kann und muß das Predigtstudium wichtiger sein als die gewiesene Vorbereitung auf die Meditation; daß es freilich für sich auch eine eigene Bedeutung habe, wird die Ausführung unseres Themas lehren müssen.

Treten wir nun unserer Aufgabe näher, so ist von vornherein leicht anzunehmen, daß doch hie und da einer nicht ganz davon überzeugt ist, daß das Predigtstudium eine so hohe Bedeutung habe, ja daß er es vielleicht für etwas ganz Ueberflüssiges erklärt. So werden wir einer solchen Ansicht gegenüber zunächst von der Nothwendigkeit des Predigtstudiums zu handeln haben. Allein, selbst wenn erwiesen ist, daß es stattfinden müsse, so dürften dem Geistlichen so lange die Hände gebund n sein, als ihm nicht das Werkzeug gereicht ist, diesem Studium zu genügen. So werden denn die Mittel uns beschäftigen müssen, welche das Studium zu einem solchen zu machen geeignet sind.

Und so werden wir, obwohl wir uns für diese beiden Theile der Kürze befleißigen zu können meinen, dann doch wohl ausgestattet sein, um den dritten und Haupttheil unserer Aufgabe zu erledigen, die Art und Weise des Studiums für die Predigt.

Wollen Sie sich denn gefallen lassen, was meistentheils aus eigener, wenn auch noch nicht langjähriger Erfahrung Ihnen dargeboten werden soll.

I. Ist das Predigtstudium für den Geistlichen eine Nothwendigkeit? Es wird dagegen gesagt werden können, und zwar mit Zustimmung aller, welche das Amt treiben, das die Versöhnung predigt; das Wort Gottes ist einfach. Allein, wenn man nun die strikte Folgerung hieraus zieht: Also braucht es zum Behufe der Predigt nicht studiert zu werden, so sehe man wohl zu, daß damit nicht über das Ziel hinaus geschossen und zu viel bewiesen werde. Denn mit demselben Rechte könnte man diesen Beweis gegen die Predigt selbst geltend machen: Das Wort Gottes ist einfach, also lasset es die Leute lesen, aber darüber zu predigen ist dann unnöthig. Das würde schwerlich Jemand unter uns behaupten wollen. Es ist gewiß nichts gegen den Ausspruch Gregors des Großen in seinem Briefe an den Erzbischof von Sevilla zu sagen: „Die heilige Schrift ist wie ein Fluß, der an gewissen Stellen so seicht ist, daß ein Lamm durchwaten könnte, und an andern so tief, daß ein Elephant darin ertrinken würde;" aber wir sind dazu bestimmt, diese Höhen und Tiefen der Schrift zu ermessen, damit einer sie ohne Gefahr passiren könne. Nehmen wir hinzu, daß doch der heilige Geist darin mit menschlicher Sprache zu uns redet, und daß die Sprachen des Grundtextes, hebräisch und griechisch, außerdem für uns jetzt todte Sprachen sind, so werden wir, wollen wir in den Geist eindringen, dieses Hinderniß immer wieder nehmen müssen, es wird uns immer neue Mühe machen, und niemals wird die Zeit kommen, in welcher wir sagen dürften: jetzt ist dieses Studium überflüssig.

Doch man wird einwenden: der heilige Geist hat allerdings menschlicher Weise und in nunmehr für uns todten Sprachen geredet; nun, so wird er auch den Bibelleser, so wird er auch den Geistlichen selbst lehren. Hat nicht der Herr gesagt: Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten? (Joh. 16, 13.) Gewiß sagt der Herr also, und wer unter uns hätte noch nicht diese Wirkung des heiligen Geistes verspürt? Allein so ist diese Verheißung Jesu nicht gemeint, daß sie uns die Arbeit und das Studium ersparen sollte. Wir mögen sie in Anspruch nehmen für unsere Meditation, wir mögen Luthers Wort zur Erklärung derselben verwenden: „Fleißig gebetet, ist über die Hälfte studiert", die kleinere Hälfte, eben das Studium, wird damit nicht überflüssig, sie behält ihr Recht; sie behält es so sehr, als es gewißlich zur Schwärmerei führen würde, wenn Jemand mit Hintansetzung des Studiums sich nur auf die innere Erleuchtung verlassen wollte.

Wir gehen weiter. Die deutsche Bibel, so mag hie und da eine Stimme sich vernehmen lassen, genügt doch wohl. Wäre es so, dann hätten wir wenigstens halbe Arbeit, zumal wir bald eine nach dem Grundtext revidirte

Bibel bekommen werden. Aber will sich denn ein evangelischer Geistlicher auf den Standort des Römischen stellen, dem seine Vulgata das Buch der Bücher ist? Das sei ferne! Würde doch dieses die Folge sein: Ein Amt ohne Wissenschaft, und wie hinzuzufügen ist, das einzige Amt ohne Wissenschaft. Und was ist es dann? Ein Handwerk und nichts mehr. Nicht wahr, wenn wir uns diesem Studium entzögen, wir Geistliche, es würde allein dadurch gerechtfertigt, was die ungöttliche Wissenschaft unserer Zeit plant, daß die Theologie aus der Reihe ihrer Schwestern auszuscheiden, daß sie nicht Wissenschaft sei und demnach nicht auf die Universität gehöre, sie die doctrina doctrinarum.

Doch wir kennen stichhaltigere Gründe. Viele unter uns werden allen Nachdruck auf die Meditation legen, und das mit Recht; und diese Meditation, so sagen sie gleichfalls richtig, nimmt Zeit in Anspruch, viel Zeit. Hiezu kommt bei einer nicht geringen Zahl von Geistlichen das Aufschreiben und das Memorieren der Predigt. Wo bleibt die Zeit für das Studium? Wir antworten: Für die Meditation die Hauptzeit, sie darf nicht zu kurz kommen, sie ist unseres Standes Köstlichstes, die Spitze der Vorbereitung die eigentliche Quelle des Segens für die Predigt. Allein was meditirt denn der Prediger? Ohne Frage ist es sein Text, den er der Gemeinde darzubieten gedenkt. So bedarf es doch der Einführung in diesen Text, ehe er über ihn nachdenken kann, er muß eine feste Grundlage für die Meditation suchen. Es würde sonst die Consequenz eintreten, daß er nun in den Text einlegte, anstatt aus ihm zu schöpfen, weil er bei dem Meditiren in's Weite ginge, uneingedenk des guten Dichterwortes: „In der Beschränkung zeiget sich der Meister." Es würde die Consequenz eintreten, das einer, was im eigentlichen Sinne „der Tod im Topf" ist, immer wieder dasselbe redete. Wer ausgeben will, muß auch einnehmen, und gerade der Geistliche soll bei seiner Predigt, nach der Bemerkung eines hochgestellten Geistlichen unserer Zeit, nicht vom Kapital, sondern von den Zinsen zehren; fügen wir dem bei, daß das Kapital oft auch klein genug ist, klein im Verhältnisse zu unserm großen Berufe.

Und soll nun noch davon geredet werden, daß einer überhaupt nicht Zeit für das Predigtstudium zu haben meint? Es dürfte eine solche Rede vielmehr ein Vorwurf sein. Uns ist das Predigtamt übertragen, und es ist unser erstes und einziges Amt, aber man hat uns vielleicht zu Lokalschulinspektoren gemacht, für Manchen ein zeitraubendes Geschäft — der Einwurf darf in diesem Kreise wohl billig unberücksichtigt bleiben, der in Bezug darauf erhoben werden könnte, was der Katechismus Acker, Vieh und alle Güter nennt — aber wir haben ja auch Seelsorge zu treiben, und mancher will darin seine besondere Gabe erkennen, wir haben Casualien zu halten, einer oder der andere auch eine ganze Anzahl, wir haben Confirmandenstunden zu ertheilen. Und dennoch, hinweg mit alledem und was sonst noch angeführt werden möchte, es reicht nicht hinan an das Predigtamt im eigentlichen Sinne, so gehe es diesem gegenüber dahin, und müßten wir uns selbst auf Pauli Wort berufen: „Christus hat mich nicht g sandt zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen." (1 Cor. 1, 17.) Wie wir Zeit haben müssen zum Essen und

Trinken, wenn unser leibliches Leben bestehen soll, so muß vielmehr Zeit sein zu dem geistlichen Aufnehmen für unsere Predigt, Zeit zum Predigtstudium, oder es wird unsererseits eine magere Predigt ergeben und hungernde Herzen in der Gemeinde.

II. Sind wir uns einig über die Nothwendigkeit des Predigtstudiums? Nehmen wir an, es sei also, und gehen wir dann zu den Mitteln über, welche uns für das Studium gegeben sind. Unter diesen scheinen einige besonders nahe zu liegen, welche doch am entschiedensten bei dem Studium zu verwerfen sind, nämlich Predigten selber. Es ist überhaupt der Nutzen gedruckter Predigten ein problematischer, und in unserer Zeit um so mehr, wenn man die Ueberfluthung gerade dieser theologischen Produktion ansieht, und dabei bemerken muß, wie wenig Gedanken und einen wie geringen Kern sie oft enthalten. Manche scheinen freilich beinahe recht dazu in die Welt geschickt zu sein, um dem Geistlichen das Studium im üblichen Sinne leicht zu machen, ja es ist zuzugeben, daß bei einer umfassenden Benutzung solcher Predigten, das Studium für den Geistlichen, der mit dem Nothwendigsten zufrieden ist, ein minimales werden wird, weil die Sache gar zu bequem ist, den Fall der Redlichkeit oder Unredlichkeit solcher Benutzung hier gar nicht in Rechnung gezogen. Es ist dann alles so mundgerecht gemacht, und die Arbeit kann ganz mechanisch betrieben werden, aber mit der gediegenen Vorbereitung entschwindet das Salz, das wir allezeit bei uns haben sollen. Eine Einschränkung ist natürlich zu machen. Es gibt Predigten, deren Lectüre mit einem Studium verbunden sein muß, Predigten, aus denen für diesen Zweck wirklich etwas zu entnehmen ist, an denen einer zu arbeiten hat und eine für seine Predigt fruchtbare Arbeit haben wird. Es sei genug, auf Schleiermachers Predigten, Claus Harms Winterpostille, auf Heubner, Theremin, Nitzsch und Tholuck hingewiesen zu haben, wenn wir nicht weiter zurückgehen wollen auf die Werke der Reformation, unter denen Luthers Kirchenpostille — Dr. Luther hat über 15 Jahre daran gearbeitet — obenan steht, und die Kirchenväter, und es sei außerdem zuzugeben, daß auch unsere Zeit eine, wenn auch nicht große Anzahl von Predigten aufzuweisen hat, die in der That „Beiträge zum Schriftverständnisse" sind.

Fast noch entschiedener ist gegen eine andere Art von Hülfsmitteln Front zu machen, das sind die Materialiensammlungen, die doch immer noch sehr im Schwunge zu sein scheinen. Es kann sein, daß dieselben einem manches ersparen, auch manches Nachdenken, aber wenn sie recht eingerichtet sind, so sollen sie das eben nicht thun. Solche guten Anleitungen sind freilich wenige vorhanden, und man kann vielleicht nur von erträglichen und weniger erträglichen reden. Zu ersteren mag man die bekannte Zeitschrift von Ohly, jetzt von Stöckicht redigirt, rechnen: „Mancherlei Gaben und ein Geist." Wenigstens ist immer ein Versuch damit zu machen, und Sie werden ja sehen, wie weit Sie kommen. Dagegen gibt es wohl hie und da eine Sammlung, oft mehrbändig, in der geflissentlich lauter Gedankenspähne aufgeschichtet sind, zusammengelesen aus allen möglichen Schriften älterer und neuerer Zeit, nicht

selten schön rubricirt. Wer sich diesen Werken anvertrauen wollte, das Werk seiner Predigt müßte ein Stück- und Flickwerk werden; ja sie sind eine Ironie auf unsern Stand, da man sich unwillkürlich fragen muß: Sind wir evangelische Geistliche so gedankenarm, daß wir derartiger Krücken für unsere Predigt bedürfen? Das sind wahrlich nicht Gottes Brünnlein, aus denen wir zu schöpfen haben, und die Wassers die Fülle haben, sondern viel eher sind sie, mit einem andern biblischen Gleichnisse zu reden, von den Füchsen, die den Weinberg verderben. Diese Werke sind die unerträglichen unter den Hülfsmitteln zum Predigtstudium. — Machen wir hier auch jene speciellen Vorbereitungen ab, die man etwa zu den Evangelien und Episteln des Kirchenjahrs hat, und die zwar gut gemeint sein mögen, aber meistens auch nur fleißige Sammelwerke sind, von denen einer, wenn er bequem ist, jedenfalls schnell zu den abgefertigten Predigten zurückkehrt, oder, ist er es nicht, zu den Mitteln seine Zuflucht nimmt, die wir nun zu empfehlen haben werden.

Diese für das Predigtstudium zu empfehlenden Mittel sind vor allem gute Commentare. Sie geben die eigentlichen Lichtblicke in den Text, sie sind geeignet auch eine Erklärung uns einzuprägen und den Geistlichem in seinem Studium zu vertiefen und gründlich zu machen. Nehmen wir etwa Commentare, wie die von Keil und Delitzsch zum alten Testament oder die von Dr. Dillmann und den von Hengstenberg zum Buche Hiob, so ist leicht zu sehen, welche ersprießlichen Dienste dieselben für das Predigtstudium zu leisten vermögen. Da ist etwas Festes und Haltbares, da sind nicht einzelne Gedanken, sondern Zusammenhang, Schöpfen aus dem Ganzen. Und wenn wir nun auf Commentare zum Neuen Testamente übergehen, so kann es uns nicht zweifelhaft sein, daß die Werke eines Commentators heiliger Schrift hier obenan zu stellen seien, wie ihn unsere evangelische Kirche lange nicht gehabt hat, das sind die Commentare von Dr. von Hofmann, weiland in Erlangen. Sie sind um deßwillen so sehr hervorzuheben, weil mit ihrer Hülfe ein wirkliches Studium möglich ist. Ein Blick in dieselben wird von den meisten Geistlichen gethan sein, aber nicht selten mögen sie von diesem schweren, mit langen Perioden ausgestatteten Style abgeschreckt sein und sich lieber aus jenen leichter geschriebenen Erklärungsbüchern von Meyer oder Lange Belehrung geholt haben, wenn es ihnen um wissenschaftliche Erklärung zu thun war. Man sollte sich nicht abschrecken lassen, denn das Studium dieser Hofmannschen Commentare lohnt sich wie selten eines. Dabei haben Hofmanns Commentare den nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß sie eben zum Studium, zur Arbeit zwingen. Und was für eine Perspective eröffnen sie oft! Es sind großartige Werke. Meine dabei keiner, sie möchten wohl geeignet für einen Professor und Docenten sein. Sie werden es ja sein, aber für das geistliche Amt haben sie ihren eigenthümlichen Werth, und wir wissen aus bester Quelle, daß der sel. Hofmann eine innige Freude gehabt hat, wenn er vernahm, daß gerade Geistliche sich mit seinen Commentaren beschäftigten.

Wir möchten hier zugleich jene trefflichen, erbaulichen Erklärungen von Heubner und die nicht genug zu empfehlenden von Carl Heinich Rieger an-

geben; vor allem sei hingewiesen auf den Gnomon von Joh. Alb. Bengel, der ja wohl jetzt in keiner pastoralen Bibliothek fehlt, den man jederzeit ansehen sollte, wenn man über einen neutestamentlichen Text predigt, und von dem Tholuck mit Recht sagt: „Seine Winke sind Blitze." Es ist ja überhaupt unmöglich, alle die Werke aufzuzählen, welche hier in Betracht kommen, nur einige Monographien dürfen wohl noch genannt werden: Aus früherer Zeit gehören hierher Tholucks Werke über die Bergpredigt, das Johannisevangelium und den Römerbrief, von ersterem besonders die erste und zweite Auflage, dann die Erklärung der Apostelgeschichte von Baumgarten, wie überhaupt dieses Gelehrten exegetische Schriften, und neuerdings die Schriften von Dr. Steinmeyer, von denen nur die jüngsten zu nennen seien: Die Wunder Jesu, zweite Auflage; Leidensgeschichte Jesu, desgl.; Die Rede des Herrn auf dem Berge; Das hohepriesterliche Gebet Jesu. Es seien diese Schriften auch darum namhaft gemacht, weil der Verfasser sie eigens den Brüdern im Amte darreicht. — Endlich sei auf die einfachsten und nächstliegenden Hülfsmittel verwiesen, welche freilich ein praktischer Theologe erfahrungsgemäß am seltensten zur Hand nimmt, das ist Lexikon und Grammatik. Ein Lexikon zum neuen Testamente sollte doch ein jeder unter uns besitzen und sich auch nicht mit den gewöhnlichen, griechischen Wörterbüchern, die noch aus der Gymnasialzeit stammen, begnügen; am Besten wäre es schon, wenn man sich das allerdings nicht als Wörterbuch im gewöhnlichen Sinne aufzufassende Lexikon der neutestamentlichen Gräcität von Cremer anschaffte. Was die Grammatik angeht, so ist die von Winer nicht unerschwinglich. Dürfen zum Schlusse dieses Kapitels noch eine Abmahnung und ein Wunsch ihre Stelle finden, so sei es zunächst jene, doch nicht Zeit und Mühe zu verwenden auf den jetzt so beliebten Zweig theologischer Literatur „Das Leben Jesu." Nach der unmaßgeblichen Ansicht des Vortragenden gibt es auf diesem Gebiete nur ein gediegenes Werk, das ist das Leben Jesu von David Strauß. Sie werden es aber schwerlich für das Predigtstudium verwenden wollen. Der Wunsch ist der, daß doch immer mehr wohlfeile Ausgaben der Kirchenväter hergestellt werden möchten — einige, besonders des Augustin, gibt es ja — aber wohlfeil und gut, nicht umgekehrt, und unter ihnen besonders von den gelehrten Vätern der antiochenischen Schule, Theodorus, Theodoret, bis zu dem heiligen Chysostomus.

III. Wir treten zu unserer eigentlichen Aufgabe heran, zu der Art des Studiums für die Predigt, und möge es da verstattet sein, zuerst von dem speziellen Studium zu reden, oder wie für die Einzelpredigt zu studieren sei, und sodann auf das Predigtstudium im Allgemeinen überzugehen. Ersteres wird die Hauptsache sein:

1. Nur zum Zwecke einer systematischen Behandlung sei noch einmal die Frage gethan, welche sich von selbst beantwortet: Was studieren wir denn? Welches ist der Gegenstand des Studiums für die Einzelpredigt? Es ist der gegebene, gefundene, gewählte Text. So ist zuerst zu behaupten, daß demselben eine rein exegetische Behandlung zu Theil werden müsse, sagen wir ein-

mal eine grammatisch-historische, überhaupt eine wissenschaftliche. Die Voraussetzung dazu ist freilich, so sonderbar es klingen mag, daß wir den Text erst haben, daß wir ihn bereits längst haben, wenn wir daran gehen, ihn zu bearbeiten. Nun kehren allerdings einige Texte, ja eine große Anzahl, immer wieder, nämlich die evangelischen und epistolischen Perikopen des Kirchenjahrs. Ist das nun nicht, schon ganz äußerlich genommen, eine recht langweilige Sache, immer wieder denselben Text, exegetisch durchzuarbeiten? Allerdings mag sich mancher hierin vorkommen, wie der Philologe, der Jahrzehnte lang den Caesar, de bello Gallico oder Xenophons Anabasis traktirt hat und nun einem neuen Jahrzehnt derselben längst auswendig gelernten Arbeit entgegensieht; allein auch in exegetischer Hinsicht ist ein himmelweiter Unterschied zwischen der heiligen Schrift und Cäsar, Xenophon und Plato. Gottes Wort ist nie eine langweilige Sache, wer sich nur die Mühe nicht verdrießen läßt, zu forschen oder vielmehr es zu durchforschen, auch nicht exegetisch langweilig. Außerdem predigen wir nicht immer über die genannten Evangelien und Episteln, sondern wenigstens hält einer die nicht zu verachtende Reihenfolge ein: Evangelien, Episteln, freie Texte, sodaß er also nach geraumer Zeit erst wieder an das Studium der kirchlich vorgeschriebenen Perikopen gelangt. Bis dahin aber ist manches anders geworden. Hat man überhaupt gewissenhaft studiert, so kann das Studium des schon ein oder mehrere Mal durchforschten Textes mitunter ein ganz neues werden, man wird vielleicht neue Seiten finden, und sei es zuweilen nur eine feinere Nüance, auch die Exegese hat vielleicht mittlerweile Fortschritte gemacht, ein neues Werk liegt vor uns, neue Hülfsmittel bieten sich dar, und mit freudiger Verwunderung nehmen wir wahr, daß Gottes Wort immer reicher wird, daß es auch für die Einzelpredigt eine immer größere Fülle in unsern Schooß giebt. Natürlich ist es nicht zu leugnen, daß sich das Studium bei wiederkehrendem Texte erheblich erleichtern wird. Nehmen wir das dankbar an, aber erachten wir es auch für unrichtig, wenn wir uns jemals, auch bei den leichtesten Evangelien dieser Arbeit entschlagen wollten. Schwerer sind dann die frei gewählten Texte, und muß hier das Studium im vollsten Sinne immer wieder Platz greifen.

(Fortsetzung folgt.)

Eingang zum pädagogischen Theile.

Der pädagogische Theil der Theologischen Zeitschrift tritt mit dieser Nummer seinen vierten Jahrgang an. In seinen bisherigen Aufsätzen bezüglich des Unterrichts und der Erziehung der Jugend ist manches Nützliche und Zweckdienliche mitgetheilt worden, das zur Belehrung und Vervollkommnung der Lehrer und Erzieher in der Ausrichtung ihres hohen und verantwortlichen Berufes dienen könnte.

Wir dürfen ferner darauf hinweisen, wie bei der Aufnahme eingesandter Aufsätze dafür Sorge getragen ist, daß der Selbstweisheit und dem Zeitgeiste auf dem Gebiete der Pädagogik nicht Vorschub geleistet, sondern das positive Christenthum als Grundlage aller Bildung und Erziehung im Auge behalten wurde.

Bei dem allem aber können wir nicht umhin, in aller Demuth zu fragen: Was fehlt dem pädagogischen Theile der Theologischen Zeitschrift noch? Die Antwort auf diese Frage wird wohl nach dem verschiedenen Standpunkte der Brüder im Schulamte eine verschiedene sein. Indeß möchten wir auf eins, das noch fehlt, hinweisen.

Wenn man in pädagogischen Zeitschriften, als z. B. Rheinische Blätter, Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung u. a., manche Aufsätze findet und liest, die in Sprache und Darstellung die Wissenschaft und Gelehrsamkeit an der Stirn tragen, so daß der Eine und Andere auf niederer Stufe der Wissenschaft stehende Schulmann vor den vielen hohen Bäumen den Wald nicht sieht, oder anders gesagt, daß er Mühe hat, den eigentlich praktisch pädagogischen Werth dieser Aufsätze zu entziffern, so geht unsere Meinung dahin, daß wir es nicht für nothwendig erachten, daß die pädagogischen Aufsätze in der Theologischen Zeitschrift einen ähnlich wissenschaftlichen Glanz repräsentiren. Was dagegen noch theilweise fehlt, sind Aufsätze, in denen die selbstgemachten Erfahrungen der Lehrer auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung, Erfolge und Mißerfolge, Licht- und Schattenseiten betreffend, aufrichtig und in einfacher Darstellung mitgetheilt werden, welche Aufsätze auch von denjenigen Brüdern im Schulamte geliefert werden könnten und sollten, die sich bisher schüchtern davon zurückgezogen haben. Derartige Aufsätze würden zur Belehrung und Ermunterung, sowie zur Verhütung von Mißgriffen in Unterricht und Erziehung von besonderem Nutzen sein.

Indem wir durch Gottes Güte diesen neuen Jahrgang pädagogischer Mittheilungen beginnen dürfen, wolle doch jeder der Brüder im Lehramte sich daran betheiligen und dafür sorgen, daß er eine Wasserader werde zu dem pädagogischen Brunnen, aus dem wir schöpfen müssen. Der Herr, unser Gott und Heiland wolle zu dem Zwecke unsern Muth stählen, unsern Verstand erleuchten, unser Herz leiten, und uns so regieren, daß wir auch in dieser Beziehung alles was wir thun mit Worten oder mit Werken, wir es thun im Namen Jesu, und der hochgelobte Jesus-Name Kern und Stern alles Unterrichts und aller Erziehung sei und immer mehr werde.

Thomas Arnold.

Eine pädagogische Skizze.

Frei bearbeitet nach dem französischen Original.

(Eingesandt von P. G. Eisen.)

„Bilder bilden." Das ist eine tiefe pädagogische Wahrheit. Es dürfte wohl nicht schwer sein, im Licht der Geschichte den Nachweis zu leisten, welch eminenten Einfluß auf die Erziehung eines Menschen die Anschauung und Beobachtung großer Charaktere, bedeutender Originale auszuüben im Stande sind.

Allen Respekt vor den Herren des Geistes, den Trägern der Wissenschaft, den Jüngern der Kunst, den bahnbrechenden Pionieren der Entdeckungen und

Erfindungen, aber ihre Arbeiten und Leistungen verlieren in dem Maße an Werth, als ihnen das charakterbildende Moment fehlt, wenn sie nicht auch zugleich erwärmend, belebend, anregend, begeisternd, durch den Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit auf ihre Umgebung einwirken. Aber solche Persönlichkeiten, bei denen Wille und Geist in gleichem Grade einander beeinflussen, und jene harmonischen Charaktere hervortreten lassen, die eben durch ihre Persönlichkeit, durch ihre ganze Erscheinung ihrer Arbeit, ihrem Wirken den Stempel ihrer Individualität aufdrücken, die nicht nur sein wollen, sondern sind, was sie sein und gelten wollen, sind leider seltene Erscheinungen.

Statt dieser Congruenz begegnen wir häufiger Personen, bei denen wir einen oft geradezu schneidenden Gegensatz zwischen ihrem Geist und Charakter entdecken.

Diesen Dualismus trifft man besonders häufig auf dem Gebiete der Erziehung, wo doch ganze Persönlichkeiten, stabile Charaktere recht eigentlich am Platze wären, weßhalb man begreift, was Wilh. von Kügelgen von vielen Erziehern sagt, daß sie so ziemlich das Gegentheil von dem erreichen, was sie wollen. Es thut einem doppelt wohl, auf diesem Felde einem Manne zu begegnen, der im vollsten und edelsten Sinne des Wortes ein Jugenderzieher war par excellence oder besser, aus Gottes Gnaden. Dem Andenken dieses Jüngers unseres göttlichen Meisters und zum Dank für den Segen, den ich aus seiner Biographie geschöpft, schreibe ich diese Skizze in der gewissen Zuversicht, daß keiner der Leser sie ungesegnet aus den Händen legen wird.

„Thomas Arnold wurde geboren den 13. Juni 1795. Schon in seiner frühesten Kindheit zeigte sich bei ihm eine geistige Frühreife. Er besaß ein außergewöhnliches Gedächtniß. Im Alter von drei Jahren schenkte ihm sein Vater eine „Geschichte Englands." Die darin erzählten Begebenheiten, welche seine jugendliche Phantasie am meisten fesselten, wußte er bald auswendig herzusagen. Mit sieben Jahren versuchte er sich an einer kleinen historischen Tragödie. Für die Orte an welchen er seine Jugend verlebt, bewahrte er eine ganz besondere Zuneigung. Zu diesen Lieblingsstätten gehörten die Insel Wight, die Schule von Westminster in Wiltshire und die Universität Oxford.

Von weitherzigem und anhänglichem Charakter, begegnete er seinen Lehrern und Studiengenossen mit ungeheuchelter Liebe und fand ein Vergnügen darin, über schwierige geschichtliche und geographische Probleme Dissertationen mit denselben auszutauschen. Er übte sich in lateinischen und englischen Versen, weniger aus Geschmack, als prinzipienhalber. „Die Poesie, pflegte er später zu sagen, ist der Jugend gesund, sie humanisirt sie." Die Balladen von Wadsworth, welche ein Kamerad ihm lieh, mäßigten in etwas seine Nützlichkeitstendenzen und weckten in ihm die Gefühle für alles Erhabene und riefen jenen hohen, geistigen Schwung, welche fortan sein Leben und seine Werke inspirirten.

Besondere Vorliebe zeigte er für die Geschichtsforscher und Philosophen: Aristoteles, Thucydides und später Herodot. Daneben ließ er es aber auch

an der nöthigen leiblichen Uebung nicht fehlen. Die schönen Spaziergänge, welche Oxford bot, genügten dem jungen Studenten nicht. Die Leibesübung sollte das Gegengewicht bilden zu seiner anstrengenden Geistesarbeit. Es wurden Zäune überklettert und Gräben übersprungen. Obwohl von zarter Constitution und leichter Gestalt, ertrug er in bewundernswerther Weise die langen Märsche, ja der Geschmack für dieselben blieb ihm bis an sein Ende.

Feurigen, reinen, aufrichtigen und zarten Herzens, bewahrte er seinen Jugend- und Studiengenossen seine Freundschaft durchs ganze Leben. Er wählte selbst den geistlichen Stand. Im Jahre 1818 wurde er in Oxford zum Diakon ernannt. Er hatte sich ein Jahr vorher mit seiner Mutter, seiner Tante und seiner Schwester in Lanham niedergelassen und in sein Haus zugleich sieben oder acht Zöglinge aufgenommen, welche er zur Universität vorbereitete.

Die Wahl seines Berufes, der tiefe Eindruck, den der plötzliche Tod eines Bruder auf ihn machte, die Verantwortung, die er als Lehrer und Erzieher fühlte, gaben seinen Prinzipien, wie seinem Glauben eine unerschütterliche Festigkeit. Von diesem Augenblicke an hätte ein aufmerksamer Beobachter bei Arnold das lebendige Bewußtsein von der Realität einer unsichtbaren Welt herausfühlen können. In diesem letzteren haben wir auch fortan die Schwungkraft seines persönlichen Lebens und seiner erzieherischen Thätigkeit zu suchen. Seine Handlungen, sein Leben und seine Neigungen waren auf das intimste von seinem Glauben durchdrungen und durchgeistigt. Die Einwürfe des Skepticismus und des Materialismus bewegte ihn, ohne ihn irre zu machen. Er hielt sich nicht dabei auf. Sein praktischer Sinn hielt ihn jeder Controverse fern. Ein Zug der Hingebung, ein bescheidener Dienst hatten in seinen Augen höheren Werth, als die frappantesten Beweisgründe. Wir werden einmal nicht um unserer Erkenntniß, sondern um unseren Thaten willen gerichtet, pflegte er zu sagen.

Von allen Lebenswegen, welche dem ehrenhaften Streben, sich nützlich zu erweisen, offen stehen, schien ihm derjenige des Lehrers der geradeste und ehrenhafteste. „Ich weiß wohl," schrieb er an einen Freund, „daß die Welt anders urtheilt, doch was frage ich darnach. Ich habe immer Freude und Gewinn dabei gefunden; ich genieße die Gesellschaft der jungen Leute, sie sind im allgemeinen noch im Besitze ihrer Jugendkraft nach Leib und Seele, was ihren Vorgängern fehlt. Sie sind der Begeisterung für das Gute fähig, wenn keine schlechte Leitung die edlen Triebe von vornherein untergraben hat." Im Familientone setzte er dann noch hinzu: „Machet aus eurer Aufgabe keine Medizin und sie wird euch nicht zuwider werden. Ihr werdet keinen Aberwillen daran finden, wenn eure Frau daran Gefallen findet und sie muß Gefallen daran finden, wenn sie gesundes Urtheil besitzt. Gebt euch mit ganzem Herzen eurer Aufgabe hin, ja macht sie zur Hauptaufgabe eures Lebens und ihr werdet nicht geizen mit den Stunden, welche ihr derselben opfert, ihr werdet sie nicht verloren erachten, weder für euer Inneres, noch für eure soziale Stellung. Die Klippe des Lehrerstandes ist: denselben blos als Mitel zu

einer höhern Stufe anzusehen. Die Aufgabe ist schwer und erfordert den ganzen Menschen. Ist diese Beschäftigung für euch die wichtigste geworden, so werdet ihr auch ihre Reize erfahren, sie wird euch in einer frischen, gesunden Jugendlichkeit und Thätigkeit erhalten. Ich würde euch rathen, mit euren Zöglingen so viel als möglich in einem liebevollen, intimen Verhältniß zu leben. Ich habe es zu Lanham gethan, ich badete, spielte, turnte mit ihnen, wir segelten und ruderten zusammen, und ich glaube, sie fanden Vergnügen daran, und ich fühlte mich als Kind. Die Achtung büßte dabei nichts ein und meine Autorität gewann durch das Vertrauen und familiäre Zusammenleben, welches sich unter uns gestaltete."

Im Jahre 1827 wurde Dr. Arnold zum Direktor der Schule zu Rugby ernannt. Dieselbe stand in dem gleichen Ansehen wie die Schulen von Eton und Winchester. Er mußte sich losreißen von seinem geliebten Lanehame, wo er, wie er sich ausdrückte, ein zu egoistisches Glück genossen inmitten seiner Familie, wozu er auch seine Schüler zählte; aber diese Wahl rief ihn auf einen größern Schauplatz, und sein Gewissen sagte ihm, daß er dort des Guten mehr stiften konnte.

Zu jener Zeit herrschte in der Schule zu Rugby ein zuchtloser Geist. Die Schüler waren anmaßend, eigensinnig, irreligiös und prahlerisch. Der Unterricht beschränkte sich auf die Klassiker und wurde ohne die nöthigen Commentare und in einseitiger Weise ertheilt, bewegte sich überhaupt in althergebrachten Geleisen. Man suchte die Schuld in dem Mangel an höherer moralischer Leitung. Die öffentliche Meinung beschäftigte sich damit und forderte Reformen, aber der Reformator fehlte.

Dr. Arnold überschaute mit einem Blicke die Schwierigkeit seiner Aufgabe. Es galt ihm, eine große Schlacht zu liefern, eine gewaltige Eroberung zu machen. Ueberzeugt, daß im Kinde schon der Mann enthalten sei, wollte er die Gesellschaft von Grund auf neugestalten. Er sagte z. B.: „Eine Schule genügt dem Eifer eines Reformators. Es ist viel nobler, eine Wunde verbinden, als sich in nutzlosen Klagen ergehen über diejenigen, über welche man nichts vermag."

Er acceptirte dankbar die persönliche Unterstützung und das Vertrauen, welches die Trustees ihm entgegenbrachten, behielt sich aber die vollständige Unabhängigkeit in der Leitung der Schule vor.

Wenn Sie letztere mißbilligen, so erbitte ich mir nicht ihre Intervention, sondern meinen Abschied, sagte er zu den Herren. Er verlangte die Freiheit, jeden wirklich schlechten Schüler und selbst einen solchen, der um seiner Charakterschwäche allen Versuchungen und Verführungen sich zugänglich erweisen sollte, wegschicken zu dürfen. Die schwachen und unbestimmten Charaktere sind überall in der Mehrzahl. Um die Schule auf den Punkt zu bringen, auf den er hinarbeitete, waren zahlreiche und in den Augen der Eltern und des Publikums unerklärliche Ausweisungen nöthig. „Es kommt wenig darauf an, ob Rugby 300 oder 100 oder nur 50 Schüler zählt, aber es kommt viel darauf an, daß sie Gentlemen und Christen enthalte."

Erschreckt über eine Freiheit, welche, als Dr. Arnold in Rugby anlangte, an Zügellosigkeit grenzte, dachte er anfänglich daran, das System total zu ändern, eine schnelle, aber in ihren Folgen zweifelhafte Revolution hervorzurufen. Die Zöglinge von verschiedenem Alter, einen großen Theil des Tages sich selbst überlassen, eine unabhängige Gesellschaft bildend, übten nothwendigerweise die einen auf die andern einen Einfluß aus, der viel mächtiger war, als derjenige der Lehrer, selbst wenn ihre Zahl verzehnfacht worden wäre. Angesichts der durch lange Gewohnheit entstandenen und von den Schülern zurückverlangten Rechte, entschloß er sich, aus dem Hinderniß ein Mittel zu machen. Um das Uebel mit der Wurzel auszureißen, war es nothwendig, das moralische Niveau höher zu stellen, einer falschen, affektirten Männlichkeit einen männlichen Muth entgegenzusetzen, zu ehren, was man bis dahin verächtlich fand, die Kennzeichen des Guten und Bösen klar und deutlich festzustellen. Der Dr. war von dem Wunsch durchdrungen, edle Grundsätze des Handelns auch in den Regionen einzuführen, in welche er noch nicht eingedrungen war. Daher seine Art, die Schüler als anständige, verantwortliche Personen zu behandeln, indem er sie lehrte, sich selbst zu respektiren mit dem Respekt, den er ihnen bewies und indem er zugleich an ihre Gewissen appellirte. Die Lüge, als das schwerste Vergehen, war verpönt und wurde strengstens geahndet. Beharrliches Lügen hatte die Ausweisung zur Folge. Immer auf der Wache gegen diesen Grundfehler, unterdrückte Dr. Arnold augenblicklich jeden Versuch zur Entschuldigung, jedes beharrliche Behaupten. „Sie sagen es und das genügt, ich glaube Ihnen.“ Daraus resultirte die Gesinnung: „Es wäre eine große Schande, den Dr. anzulügen; denn er glaubt alles.“ Wenn er zu den versammelten Schülern sprach, war es bei der Andacht, oder in besonderen Fällen, welche seine Gegenwart forderten, so drückte er seine Genugthuung dahin aus, an der Spitze einer Schule zu stehen, in welcher der Gerechtigkeitssinn vorwalte. Er bestand auf dem Glauben, welchen er in die Ehre der Zöglinge setzte, und daß es eine Gemeinheit wäre, ihn zu mißbrauchen. Eines Tages jedoch, nach bitteren Erfahrungen, sagte er: „Sind wir in einem christlichen Haus? Wenn ich mittelst Zwang und Gewalt regieren soll, wenn ich zur Rolle eines Gefangenwärters herabsteigen soll, gebe ich auf der Stelle meine Demission.“ Man wußte, daß es keine leere Drohung war und die Furcht ihn zu verlieren, brachte auch die ärgsten Aufwiegler zur Ordnung. Er vermied die körperlichen Strafen ohne sie zu unterdrücken. „Man muß über den Fehler, nicht über die Strafe erröthen,“ das ist eine Buße, wenn sie in nobler Weise acceptirt wird, die nichts entwürdigendes für sich hat.

Die sechste Classe zählte ungefähr 30 Schüler und enthielt die ältesten und fortgeschrittensten der ganzen Schule. Diese boten durch ihre Fortschritte, ihren Fleiß und ihr charakterhaftes Benehmen die besten Garantien. Der Dr. machte sie deßhalb zur Basis, von welcher aus er seine Reformen in's Werk setzte. Diese Classe, die er persönlich leitete und das Centrum der ganzen intelligenten und beweglichen Masse bildete, zeigte bald das Bild ihres

Leiters. Er wählte aus ihr die Monitoren und Präpositoren, welchen er selbst einen bedeutenden Theil seiner Autorität übertrug als ein wichtiges Mittel, in ihnen die Achtung für eine moralische wie intellektuelle Ueberlegenheit wachzurufen. Er gab sich Mühe, ihnen verständlich zu machen, daß sie die Mitarbeiter und Gehülfen seiner großen Aufgabe seien, daß sie mithin wie er eine große Verantwortung, ein tiefes Interesse an dem Gedeihen der Schule haben müßten. Betrachtet euch als den Generalstab meiner Armee, dessen geringste Niederlage eine Feigheit sein würde. So lange ich mein Vertrauen in die sechste Classe setzen kann, kenne ich in ganz England keinen Posten, den ich für den meinigen einzutauschen wünschte.

Als Kaplan, Prinzipal und Professor der ersten Classe benützte er alle Einflüsse seiner Stellung; allein die fruchtbarste Einwirkung übte er durch sein Leben, seinen Charakter, seinen evangelischen Glauben. Seine Ansprachen zu den versammelten Schülern des Sonntags dauerten nur 15 höchstens 20 Minuten. Sein beredtester und gelehrtester Biograph, ein ehemaliger Schüler vou Rugby, der Dekan von Westminster, Arthur Stanley, sagt von ihm: „Es ist schwer, jene Aufmerksamkeit zu beschreiben, mit welcher die jüngsten wie die ältesten an den Lippen ihres Lehrers hingen. Viele Jahre sind seither verflossen, und manche seiner Schüler können sich nichts erinnern, das einen gleich tiefen und bleibenden Eindruck in ihnen hinterlassen, als diese kurzen Conferenzen, da sie vor seinem Pulte gesessen und gleichsam jedes seiner Worte verschlungen haben. Sie waren alle von einem belebenden Hauche getragen. Er verstand es, die Seelen seiner Zuhörer für das Ideal der Pflicht zu begeistern. (Schluß folgt.)

Psychologie.

Eingesandt von A. Breitenbach.

Einleitung.

Macht man den Menschen zum Gegenstande wissenschaftlicher Erkenntniß, so entsteht die Menschenkunde oder Anthropologie. Weil nun der Mensch aus der Einheit von Leib und Seele besteht, deßhalb zerfällt dieselbe auch ganz naturgemäß in zwei Zweige, die als selbstständige Wissenschaft einander nebengeordnet sind. Nach der einen Seite hin haben wir dann die Somatologie oder Leibeslehre, die entweder als Anatomie die einzelnen leiblichen Organe beschreibt, oder als Physiologie von den Verrichtungen dieser Organe handelt, und nach der andern Seite hin die Psychologie oder Seelenlehre, eine Hülfswissenschaft der Pädagogik.

Wenn die äußere und innere Einrichtung der Schulen, wenn die Lehr- und Lectionspläne, die Lehrgänge und Methoden, die Erziehungsmaßregeln nicht den Lehren der Psychologie entsprechen, so arbeiten Lehrer und Erzieher im Dunkeln, schweben Unterricht und Erziehung in der Luft und lassen nicht auf sichern Erfolg rechnen. —

Wie ein Arzt, welcher den menschlichen Körper in den Erscheinungen, Gesetzen und Ursachen seines Lebens nicht kennt, kein Vertrauen erweckender,

kein wissenschaftlicher Mediziner ist, so auch ein Lehrer ohne psychologische Kenntnisse kein Zutrauen verdienender, kein wissenschaftlicher Lehrer; denn die Psychologie lehrt uns das zu bildende Objekt, die menschliche Seele, die geistige Natur und die Gesetze, nach welchen der innere Mensch sich zur Kultur entwickelt, genau kennen. Nur verfalle man nicht in den Irrthum, wie Rousseau, welcher allen Ernstes meinte, daß uns die Natur auch die Ziele zeige, auf welche wir zusteuern sollen — mit nichten! Sie gibt uns nur Winke über die Mittel, welche wir anwenden sollen und zwar vornehmlich — durch die Psychologie.

Psychologische Erkenntniß schöpft man aus drei Quellen. Die erste Quelle ist die Beobachtung unserer eigenen Innenwelt. Eine zweite Quelle öffnet sich uns durch die Betrachtung Anderer. Endlich bilden die Mittheilungen Anderer über ihre eigene Innenwelt, insofern wir sie mit unsern eigenen Beobachtungen und Erfahrungen vergleichen, die dritte Quelle unseres psychologischen Wissens.

Seele und Geist.

Seele bedeutet wörtlich das Lebende, das Regsame. In ihrer substanziellen Qualität ist sie keiner Veränderung zugänglich. Das, was sie ist, ist sie auch schon bei der Geburt und bleibt sie allezeit ohne ein Mehr oder ein Weniger. Die Seele ist ursprünglich ohne nennenswerthen Inhalt. Diese Leere spiegelt sich im Gesichte des neugeborenen Kindes ab, das wir wohl mit Recht als geistig stumpf bezeichnen. Durch die Erziehung aber wird der Inhalt der Seele erweitert. Manche Psychologen unterscheiden im Menschen die Seele als Prinzip der Lebendigkeit und den Geist als ein mit ihr in Vereinigung befindliches höheres Prinzip von allgemeiner Natur, wobei dann dem Geist die Intelligenz und der Wille, der Seele das Empfinden, Fühlen und sinnliche Begehren zugeschrieben wird. Unter Geist versteht man also den gesammten Seeleninhalt mit Ausschluß der Gefühle und Begehrungen. Die Seele bringt der Mensch mit auf die Welt, der Geist wird erst erworben. — Schon der Sprachgebrauch unterscheidet Seele und Geist. Bei „Seele" denkt man immer an ein lebendiges Wesen, an ein Wesen mit Fleisch und Blut. Die Seelenzahl einer Stadt ist die Zahl der sichtbaren, zählbaren Menschen, die in einer Stadt wohnen. Die Seele ist conkret, der Geist dagegen abstract. „Gott ist ein Geist," das bedeutet: er ist ein unsichtbares Wesen, ohne Fleisch und Blut, nicht eingeschlossen in einen Körper, unbeschränkt im Raum und in der Zeit. Die abgestorbenen Menschen bezeichnet die Bibel wohl durchweg als Geister. Man spricht ferner von einem Zeitgeist, wie von einer Weltseele.

Seele und Leib.

Leib und Seele stehen sich als Aeußeres und Inneres, Sinnliches und Geistiges, Zusammengesetztes und Einfaches gegenüber. Ungeachtet dieser Gegenüberstellung beziehen sich jedoch beide wesentlich auf einander und bedingen sich gegenseitig. Der Leib setzt eine Seele, die Seele einen Leib voraus. Der entseelte Leib ist bloßer „Körper"; die vom Leibe geschiedene Seele bloßer „Geist." Die Erfahrung zeigt uns eine Reihe der schlagendsten Thatsachen,

welche die gegenseitige Abhängigkeit von Leib und Seele darthun, so daß beide nur als zwei verschiedene Seiten der einen menschlichen Wesenheit erscheinen.*)

Nur in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist. Ein körperlich Erkrankter ist zu ernster geistiger Arbeit unfähig. Auf der andern Seite verrathen sich Seelenschmerz und ernste Sorge durch krankhaft blasse Gesichtsfarbe. Im Gesichtsausdrucke vermögen wir meistens die herrschende Geistesstimmung zu erkennen. Einem äußern Körperzustande entspricht immer ein innerer Seelenzustand und umgekehrt. Jede Einwirkung auf die Seele ist zunächst eine Einwirkung auf den Körper. Körperliche Reize wirken auf die Seele, werden in derselben empfunden.

Wie es einen Mittheilungsweg vom Körper zur Seele gibt, so auch umgekehrt von der Seele zum Körper. Will ich den Arm aufheben, so muß ich mir das erst vornehmen. Das Medium der Uebertragung sind die Nerven. Nerven, die der Seele Kunde von den Reizen geben, die der Körper erfährt, nennt man Empfindungs- (sensitive zentripetale) Nerven. Solche Nerven, die vom Zentrum des Seelenlebens nach außen laufen und Bewegungen vermitteln, heißen Bewegungs- (motorische zentrifugale) Nerven. Eine Empfindung kann nicht durch einen motorischen und eine Bewegung nicht durch einen sensitiven Nerv vermittelt werden.

Bedeutung der Sinne.

Ausgangspunkte für die Geistesbildung sind die Dinge der Welt. Dieselben nehmen wir mit unsern Sinnen wahr. Wir sehen die Bäume, die Sonne, hören die Sprache der Mitmenschen, den Gesang der Vögel, riechen den Blumenduft, fühlen die Kühle des Schattens, die Hitze des Feuers, schmecken den süßen Wein, die bittere Mandel. Der volksthümliche Sprachgebrauch unterscheidet fünf Sinne: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Gefühl. Jedem Sinn entspricht ein besonderes Organ, das Sinnesorgan, auf welches der äußere Gegenstand zuerst und vor allem einwirkt.

Da die Sinne die Gegenstände der Welt unserm Geiste zuführen, so könnte man sie zwischen Körper und Geist stellen. Die Sinne sind gleichsam die Brücken zwischen unserm Geist und der Welt, gleichsam die Außenwerke der Seele. Aus dem bisher Gesagten ergibt sich: Je besser die Sinne des Menschen sind, um so reicher und regsamer kann der Seeleninhalt werden. Je mehr Sinne fehlen, ein desto größerer Abbruch geschieht dem Geistesleben. Ein Mensch ohne Sinne würde niemals irgend welchen Seeleninhalt erwerben.

Die Sinne bedürfen aber auch der Pflege. Sie müssen geöffnet sein wie ein Kanal oder eine Schleuse, damit die äußere Welt in die Seele einziehen kann; sie müssen geschärft sein wie ein photographischer Apparat, damit die tausendfachen Dinge der Außenwelt in tausendfachen Bildern sich scharf, klar und bleibend der Seele einprägen. Die Pflege der Sinne besteht darin, daß

*) Anmerkung. Die Seele ist ein einfaches, vom Körper verschiedenes Wesen, über dessen weitere Eigenart und eigentliche Wesenheit sich vom Standpunkte der Erfahrung nichts feststellen läßt. Die weiteren Ausführungen dieses Gegenstandes gehören nicht mehr in die empirische Psychologie, sondern in die Metaphysik, den schwierigsten und am meisten streitigen Haupttheil der Philosophie.

sie 1. in Uebung erhalten, 2. nicht überreizt werden, 3. daß jeder Sinn in der ihm angemessenen Weise und 4. daß derselbe möglichst vielseitig beschäftigt werde. Nicht zu viel und nicht zu wenig, nicht allzu vielerlei, aber auch nicht stets einerlei, nicht zu nah und nicht zu fern, nicht zu starke und nicht zu schwache Eindrücke, — das dürften die Regeln sein für das Verhalten der Sinne gegen die ihnen zuzuführenden Objekte. Endlich ist auch eine besondere Schonung und Sorgfalt den einzelnen Sinnesorganen zuzuwenden.

Unter allen Sinnen nimmt ohne Zweifel das Gesicht die erste Stelle ein. Die meisten, vielleicht neun Zehntel unserer Wahrnehmungen, werden durch das Gesicht vermittelt. Schon dadurch gewinnt dieser Sinn eine große Wichtigkeit für die gesammte Geistesbildung, und sie wird noch wesentlich erhöht durch die Klarheit und Deutlichkeit, welche diesen Empfindungen eigen sind. Deßhalb suchen wir die letzteren vielfach auf Wahrnehmungen des Gesichtes zurückzuführen. So bestimmen wir den Wärmegrad eines Körpers, von dem uns der Gefühlssinn annähernd Kunde gibt, genauer durch die sichtbare Skala des Thermometers, wie wir auch die Güte einer Salzlösung, über welche uns zunächst der Geschmackssinn belehrt, bestimmter erkennen, indem wir die Skala einer Salzspindel betrachten. Das Auge führt eine Kontrolle über die Wahrnehmungen der übrigen Sinne. Die Verminderung des Wahrnehmungsvermögens für Farbenunterschiede nennt man Daltonismus oder Farbenblindheit. Selten bezieht sich diese auf alle Farben gleichmäßig, sondern tritt gewöhnlich als Rothblindheit auf, indem die Empfindlichkeit der Netzhaut für Roth vermindert oder ganz aufgehoben ist. Den Rothblinden erscheint daher dunkles Roth als vollkommen schwarz, und sie verwechseln leicht rothe und gelbe mit grünen Farbentönen. Man unterscheidet angeborene und zugezogene Farbenblindheit. Diese entsteht in Folge mangelhafter Uebung des Auges für Farbenunterschiede, jene wurzelt in einer ursprünglich abnormen Einrichtung des Auges. — — Ein Seitenstück zur Farbenblindheit ist die Notentaubheit, welche darin besteht, daß das Ohr selbst bei der größten Aufmerksamkeit nicht im Stande ist, zwei benachbarte Töne der Tonleiter von einander zu unterscheiden, so daß sich dieser Mangel als musikalischer Stumpfsinn kund gibt. (Insofern dieser nicht angeboren, kann er durch Uebung erfolgreich bekämpft werden.)

Neben dem Gesicht ist das Gehör der wichtigste Sinn für die Geistesbildung, was schon daraus erhellt, daß es uns in Form der Sprache und Musik von dem Kunde gibt, was im Innern des Menschen vorgeht, was von ihm gefühlt, gedacht und erstrebt wird. Und wie über unsere Innenwelt, so klärt uns das Gehör auch über das auf, was in der Außenwelt geschieht. Das Auge bringt uns das räumliche Nebeneinander der Dinge zum Bewußtsein; es ist Raumsinn; das Ohr dagegen führt uns zur Auffassung der zeitlichen Aufeinanderfolge, betont also das Nacheinander; es ist Zeitsinn. Gesicht und Gehör ergänzen sich denn auch gegenseitig; wir sprechen von Sehen und Hören wie von rechts und links. Das Gemeinsame beider Empfindungen liegt eben darin, daß die Einwirkung auf unsere Sinnesorgane stattfindet, ohne

daß eine direkte Berührung des die Empfindung veranlassenden Gegenstandes mit dem Empfindungsorgan eintritt. Hierin liegt der objektive Charakter beider Sinne.

Die Sinne des Geruchs und Geschmacks haben geringere Bedeutung für unsere Geistesbildung. Einerseits ist die Zahl der Eigenschaften, von denen sie uns Kunde geben, gering, andererseits sind diese Empfindungen unbestimmt und hinsichtlich des gleichen Gegenstandes bei verschiedenen Personen höchst verschieden. Geruch und Geschmack sind subjectiven Charakters; die geruch- und geschmackerregenden S offe müssen mit dem Empfindungsorgan in direkte Berührung gebracht werden. Die riechbaren Stoffe müssen den Gaszustand annehmen, um durch die chemische Auflösung die Geruchsnerven anzuregen. Bei trockener Nase und solchen Stoffen, welche der Verdampfung unfähig sind, riecht man eben nicht. Die Bedingung des Schmeckens ist die Löslichkeit der Stoffe im Speichel. Bei trockenem Gaumen und unlöslichem Stoffe schmeckt man eben nicht. — So gering aber auch die Dienste sind, welche Geruch und Geschmack der Kenntniß der Außenwelt und damit unserer Geistesbildung leisten, so wichtig sind sie zur Entwickelung und Bewahrung des leiblichen Lebens. Schon der Umstand, daß der eine am Eingange des Athmungs- und der andere am Anfange des Nahrungsprozesses steht, weist auf ihre nahe Beziehung zur Selbsterhaltung und demnach auf ihren praktischen Charakter hin. Geruch und Geschmack werden darum auch die praktischen, Gesicht und Gehör die theoretischen Sinne genannt. Der Geruch ist als Wächter der Athmungsorgane, der Geschmack als Hüter der Verdauungsorgane thätig. Ihres praktischen Werthes wegen ist das Verschwinden gerade dieser Sinne dem Leben gefährlicher, als der Verlust des Gesichts oder des Gehörs. — (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Es ist beinahe zum stehenden Gebrauch geworden, daß unsere evangelische Synode des Jahres ein- oder zweimal von den Lutheranern angegriffen wird. Für diesmal geschieht es in einem kleinen Blatte, das sich als: „Fliegende Blätter vom Baume des göttlichen Wortes“ betitelt und auf seiner letzten Seite noch ein Blättlein fliegen läßt, daß keineswegs dem Baum des göttlichen Wortes, sondern hauptsächlich dem bekannten Schriftchen der Missourier: „Die sog. Evangelischen oder Unirten“ entnommen ist. — Es heißt da:

„Eine Union zwischen Reformirten und Lutheranern ist darum ein fleischlich Werk, weil nicht Gottes Wort sie vereinigt, sondern der fleischliche irdische Sinn; eine Union auf Gottes Wort gegründet wäre recht; dann aber müßten die Reformirten ihre falsche Lehre aufgeben, und so lange sie das nicht thun, kann kein Lutheraner sich mit ihnen vereinigen ohne Gottes Wort in diesem Stück zu verleugnen. Die Augsburgische Confession ist eine Bekenntnißschrift der Lutheraner, und der Heidelberger Katechismus ist eine Bekenntnißschrift der Reformirten; beide lassen sich nicht vereinigen; wo die letztere eingeführt wird, da ist d erstere thatsächlich abgeschafft.

Eine noch gefährlichere Union ist die der „Evangelischen Synode von Nordamerika,“ hier bekannt als die Huberi aner. Sie lehren nach ihrem Katechismus hauptsächlich folgende Irrthümer: a. Frage 3: Sie lassen die Heilige Schrift ein Produkt der Erleuchtung der heiligen Schreiber sein. b. Frage 92: Sie lehren eine zweifache Berufung;

eine Zwangsbekehrung. c. Frage 99: Sie stellen es so dar, als sei auch in der Ungläubigen ein neues Leben, werde aber in der Bekehrung gläubig ergriffen. d. Frage 105, 107, 117: Sie stellen das Werk des Heiligen Geistes in uns — das Reich Gottes oder die christliche Kirche — als ein unvollkommenes dar und machen die äußere christliche Kirche zum Sammelplatz aller Sünder. e. Sie lehren ein besonderes Gnadengut in der Taufe, das an das Wasser gebunden sei, von dem die Schrift nichts weiß. Frage 124, 126, 127. f. Sie lehren vom Abendmahl, daß nur der neue Mensch den Leib und das Blut Christi empfange und lehren noch ein besonderes Gnadengut, das an Brod und Wein gebunden sei. Frage 132, 133.

Gott bewahre seine Kirche vor solchen falschen Lehrern. H. Grätzel."

Es wird wohl keiner unserer Leser erwarten, daß wir den Hrn. H. Grätzel widerlegen, denn erstlich wird ihm keiner glauben, der unsere Synode auch nur einigermaßen kennt und soviel Kenntniß hat, daß er unsern Katechismus selber lesen kann. Zweitens aber gehört Hr. H. Grätzel allem Anschein nach zu jenen „unwiderleglichen" Leuten, denen die Unwiderleglichkeit entweder schon angeboren, oder doch dermaßen eingebläut worden ist, daß sie dieselbe zeitlebens nicht mehr los werden können, sowenig als der Papst seine Unfehlbarkeit wieder ablegen kann.

Auch der Lutheraner hat in seiner Nummer vom 15. Dec. uns gegenüber ein wenig „feindlich bellen" müssen, da es sonst zu Weihnachten ohne einen Hieb auf die Unirten abgegangen wäre. Voriges Jahr hat das Wisconsiner Gemeindeblatt das besorgt (vgl. Th. Ztsch. 1887. Seite 61). Der Lutheraner erzählt nämlich, wie ein lutherischer Knabe einen um Hopfen für die Klosterbrauerei bettelnden Kapuziner mit den Worten: „Wir sind lutherisch," abgewiesen habe und zieht dann aus der Geschichte folgende Moral: „Gar manchem Geschäftsmanne wird es aber leichter, einem Vorsteher seiner Gemeinde viel vorzuklagen und ihn leer gehen zu lassen als einen unverschämten Mönch, Methodisten oder Unirten abzuweisen. Das heißt auch Christum verleugnen."

Wir sind nun allerdings auch der Ansicht, daß man einen unverschämten Menschen jederzeit abweisen sollte, stimmen auch darin mit dem „Lutheraner" überein, daß man in solchem Falle keine Ausnahme machen solle, auch nicht einem Unirten gegenüber. Wie nun aber, wenn solch ein unverschämter Mensch ein Missourier sein sollte? Oder sind die Missourier alle ohne Ausnahme bescheiden?

In der Versammlung des amerikanischen Zweiges der Evangelischen Allianz, die unlängst in Washington stattgefunden hat, wurden eine Menge Essays verlesen. Ein Correspondent des Lutheran Observer nimmt Notiz davon, daß auch nicht ein einziges Mitglied der lutherischen Generalsynode auf dem Programm war, obwohl ja die Generalsynode sich soweit amerikanisirt hat, als es überhaupt möglich ist. Das Thema der Vorträge waren die verschiedenen Gefahren, welche Amerika bedrohen; Gefahren von den großen Städten, vom Reichthum, von Einwanderung, von den Saloons, von socialen Lastern, Unwissenheit, Ultramontanismus u. s. w.

Ebenso wurde unter den Gefahren, welche das Familienleben bedrohen, die Häufigkeit der Ehescheidungen genannt, die in manchen Staaten soweit gehe, daß von fünf bis zwölf Procent der Ehen wieder gerichtlich aufgelöst werden. Welchen Einfluß eine gesetzliche Erschwerung der Ehescheidung haben kann, wo sie nicht von einer Kräftigung der Sittlichkeit begleitet ist, hat eine New Yorker Zeitung recht handgreiflich bewiesen. Einer der Redacteure derselben, der noch nie verheirathet war, verschaffte sich durch Vermittlung verschiedener Scheidungsadvokaten in kurzer Zeit eine Anzahl Ehescheidungsdekrete, die natürlich nur durch Betrug zu erlangen waren. Die Mühe, das zuständige Gericht zu betrügen, hatten sich die betr. Scheidungsfabrikanten gar nicht gegeben, sie fertigten die betr. Scheidungsdekrete sammt der Unterschrift des Richters und des Countyclerks selbst aus. Dabei ist das Ehegesetz des Staates New York so streng, als man es überhaupt nur wünschen kann, indem nur der Ehebruch als Scheidungsgrund gilt.

Was übrigens über die vom Reichthum drohenden Gefahren gesagt wurde, nimmt sich mindestens sonderbar aus. Der Grundton, heißt es da, der aus dem letzten Jahr-

zehnt des 19. Jahrhunderts dem zwanzigsten entgegen klinge, sei der: „Jetzt, da Jedermann regiere, müsse auch Jeder ein Arbeiter sein. Wenn alle regieren wollen, so müssen alle dienen. Geschick zum Regieren beweist sich nur durch die Fähigkeit allen zu dienen." Das ist alles recht schön und gut; ungefähr sagt das das Neue Testament auch, mit ein bischen andern Worten. Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen, wenn man's bei Licht besieht, ist's nur die Melodie, die Jeder singt. Nur mit dem Unterschied, daß sie Jeder so harmonisirt, wie es ihm paßt. Als vor mehr als zehn Jahren gegen einen Eisenbahnpräsidenten derartige Klagen wegen Mißbrauch seiner Macht und rücksichtsloser Ausbeutung der von ihm beherrschten Gegend, geführt wurden, daß er es nöthig fand, sich zu vertheidigen, da wußte derselbe, ein früherer Advokat, sich derart weiß zu waschen, daß Jeder, der nur sein Schreiben las, zu der Ansicht kommen mußte, daß es keinen größern Wohlthäter der Menschheit im Allgemeinen und jener Gegend im Besondern gebe, als den so hart verklagten Eisenbahnpräsidenten. Das Gleiche würde man wohl zu hören bekommen, wenn man alle geistlichen, weltlichen und geldlichen Fürsten befragte bis herab zum Priester, Polizisten und Pfandleiher. Ueberall würde die Antwort die sein, daß der Dienst größer ist als der Verdienst und die Arbeit größer als das Einkommen.

Der betr. Referent meint nun, daß man die Gefahren des Reichthums dadurch beseitigen solle, daß man ihn in den Dienst der „Kirche" stelle. Ist auch ganz gut, aber es kommt doch darauf an, welcher Art diese Kirche ist —, und welchen Gebrauch sie selbst davon macht. Denn es ist wesentlich das gleiche Recept, das auch die römische Kirche gegen die Gefahren des Reichthums verschreibt, und sie sorgt auch in der That dafür, daß diejenigen Völker, unter denen sie die Oberherrschaft hat, nicht zu reich werden.

Die Berichte, die über diese Versammlung vorliegen, sind allerdings kurz, aber merkwürdig ist doch, daß von allen möglichen Uebeln die Rede ist, aber immer von der „Kirche" geredet wird, als ob sie das wirklich wäre, was sie sein sollte, und als ob sie, so wie sie ist, die Kraft hätte, alle Gefahren, die dem Volksleben drohen, zu beseitigen. Auffällig ist aber noch außerdem, daß in dieser Versammlung der „Evangelischen Allianz" so wenig — oder wenn man nach den Berichten urtheilen muß, eigentlich gar nicht — auf die Grundwurzel aller wahrhaft evangelischen Reformbestrebungen zurückgegangen wurde, auf das Wort der Schrift: Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.

An der Lösung der socialen Fragen und an der Abwendung des drohenden Umsturzes arbeitet gegenwärtig, so wie man von den verschiedensten Seiten versichert wird, ein Jeder. Und doch wird die Gefahr immer größer. Derartige Bestrebungen sind allerdings noch besser als das freche: „Soll ich meines Bruders Hüter sein," oder das leichtsinnige: „Nach uns die Sündfluth." Aber so wenig die Bestrebungen der Schriftgelehrten und Pharisäer im Stande waren, die messianische Frage (Matth. 22, 41 ff.) zu lösen, und so wenig die Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts die Reformation zu erzeugen vermochten, so wenig werden derartige Versammlungen aus sich selbst heraus eine Lösung der heutigen Zeitfragen und eine Heilung der Weltschäden zu Stande bringen.

Die V. allgemeine lutherische Konferenz hat am 12. und 13. October in Hamburg getagt. Dieselbe tritt keineswegs in bestimmten Zeiträumen zusammen, sondern wird je nach Zeitumständen einberufen. Diesmal war es hauptsächlich der Abschluß des Kulturkampfes mit Rom sowie die Gründung des evangelischen Bundes, was die Einberufung dieser Konferenz veranlaßt hatte. Daß man dem evangelischen Bunde gegenüber sich ablehnend verhalten würde, war schon zum voraus sicher, ebenso wie das, daß man es Rom gegenüber theoretisch mit einer Berufung auf das lutherische Bekenntniß bewenden lassen würde. An praktischen Maßregeln wurde vorgeschlagen: eine Theilung der zu großen Parochien, eine Warnung vor dem Eingehen gemischter Ehen, die Empfehlung von Anstalten, welche für die lutherische Erziehung von Kindern aus gemischten Ehen sorgen, und die Aufforderung an diejenigen, welche über Zeit und Kräfte frei zu verfügen in der Lage seien, in den Dienst der Kirche, namentlich auf dem Gebiet der Diakonie, einzutreten.

Wenn nun Rom gegenüber der Hauptredner der Konferenz den Standpunkt der-

selben dahin bezeichnete: „Roms System ist das der Ungewißheit. Wir haben das System der Glaubensgewißheit," so ist genau das Umgekehrte römischerseits oft genug behauptet worden. Aber das dürfte man doch behaupten, daß es sich um mehr handelt, als um den Unterschied von Gewißheit und Ungewißheit. Der Herr sagt vom hl. Geist nicht: er wird euch in alle Gewißheit....., sondern er sagt: er wird euch in alle Wahrheit leiten.

Bei Besprechung der Gotteskastensache, die ein lutherisches Gegenstück zum Gustav-Adolf-Verein bildet, wurde natürlich auch gegen die Union Front gemacht. Es hieß da u. a.: „Ein Großes hat der Gustav-Adolf-Verein vor uns voraus in der Parole: „Mit vereinten Kräften." Das wirkt wie ein Zauberwort auf das Volk, aber die lutherische Kirche kommt dabei zu kurz. Wir sollen uns deßhalb rühren, ein Lebenszeichen von uns geben, die Brüder außer Deutschland an uns behalten. Es fehlen uns vielfach die Sympathien im Volke. Unsere Lutheraner unter den Katholiken fühlen sich als Protestanten; wenn sie aber in die Union kommen oder unter die Reformirten, so wissen sie kaum, daß sie unter einer fremden Konfession sind. Die Gefahr von Rom ist groß, aber die Gefahr, von der Union aufgesogen zu werden, ist noch größer. Vor der katholischen Abgötterei scheut man zurück, aber das einschmeichelnde Wesen der Union zieht an."

Es ist bezeichnend, daß die Reformirten, die Union und Rom in gleicher Weise als fremde Konfessionen angesehen werden. Wenn aber darüber geklagt wird, daß dieselben Anschauungen sich nicht auch unter dem Volke finden, so ist das nur ein Beweis davon, daß dieses Volk noch Sinn hat für den Unterschied zwischen religiösen Gegensätzen und theologischen Streitigkeiten. Ein Bewußtsein des religiösen Gegensatzes wird sich überall zeigen, wo religiöses Leben ist, während der theologische Hader eben nur unter Theologen gedeihen kann, und zwar um so besser, je mehr ihre Theologie ihnen zur Religion geworden ist und ihre Religion sich in Theologie aufgelöst hat.

Auch ein Theilnehmer aus Amerika hatte sich eingefunden, Dr. Späth aus Philadelphia, der Präsident des luth. Generalkonzils, dessen Mittheilungen über Amerika und die lutherische Kirche daselbst sehr beifällig aufgenommen wurden.

Das am 31. December beginnende und durch die beiden ersten Wochen des Januar sich hinziehende Papstjubiläum soll allem Anschein nach, so viel wie möglich, zu politischen Zwecken, namentlich zur Betreibung der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes, benutzt werden. Die Adressen der italienischen Bischöfe, die im Osservatore Romano abgedruckt werden, sind alle in diesem Stil gehalten. Alle versichern dem „allerseligsten Vater," daß sie mit allem übereinstimmen, was er in Beziehung auf die weltliche Herrschaft fordert. Die Adressen sind natürlich von Rom aus den Bischöfen „eingegeben" worden, gerade wie die Adressen der Pilger auch in letzter Instanz von der Kurie kommen. Wie bequem es doch so ein römischer Bischof hat! Selbst bei diesem so seltenen Anlaß braucht er sich nicht den Kopf zu zerbrechen, was er dem Papste wünschen oder von ihm erbitten solle; das weiß man in Rom viel besser und von dorther erfährt er es sicher.

Die englische Hochkirche hat in der letzten Zeit Versuche gemacht mit dem Altkatholicismus in nähere Verbindung zu treten. Die Bischöfe von Lichfield und Salisbury sind durch den Primas von England, Dr. Benson, beauftragt worden, die Altkatholiken Deutschlands, der Schweiz und Oesterreichs zu besuchen, um auf dem nächsten Konzil der anglikanischen Bischöfe einen Bericht über den Stand der katholischen Reformbewegung abzugeben. Auch ein Blatt ist gegründet worden, um in England das Interesse für den Altkatholicismus anzuregen. Es führt den Titel: „The Old-Catholic reform movement on the Continent." In der ersten Nummer dieses Blattes beschäftigt sich Rev. R. S. Oldham, der Begleiter der oben genannten Bischöfe, mit der Frage: „What Old-Catholicism is." Er schließt seine Abhandlung mit den Worten: „Die Zukunft liegt in Gottes Hand. Was aber die Gegenwart betrifft, so machen die Altkatholiken nicht blos Anspruch auf unsere Sympathie, sondern bieten auch die Gelegenheit zu brüderlichem Verkehr, wie sie noch niemals dagewesen ist. Laßt uns hoffen und beten, daß die Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehe." In welcher Weise man die Gelegenheit benützen will, wird zwar nicht gesagt, aber die Annahme wird

wohl nicht ganz unrichtig sein, daß man aus einer engern Verbindung mit den Altkatholiken eine Förderung und Verbreitung der hochkirchlichen Ideen auf dem europäischen Continent erwartet. Die Zeit dazu ist günstig; sind doch auch in Preußen Bischöfe gefordert worden.

Der Meßhandel, welcher in der katholischen Kirche den Ablaßhandel ersetzt hat, ist allerdings noch nicht so bekannt, wie der Ablaßhandel es war, aber es werden bei demselben sehr große Summen von Messen und noch größere Geldsummen umgesetzt. Es gibt nämlich eine Menge Kirchen, bei denen mehr Messen bestellt und bezahlt werden, als die Priester lesen können. Das zweimalige Messelesen an einem Tage ist nicht erlaubt, das dreimalige Messelesen nur am ersten Weihnachtstage gestattet. Versteht aber ein Priester aus etwaigen Reliquien Wunderwirkungen hervorzulocken, oder riskirt er eine Geldsumme, um seinen Altar privilegiren, d. h. mit besonderen Ablässen, namentlich auch für die Seelen im Fegfeuer, versehen zu lassen, so kann er eine größere Zahl Messen zu höheren Preisen absetzen als es sonst der Fall wäre. Ebenso verkaufen die meisten Wallfahrtsorte viel mehr Messen als die dort befindlichen Priester lesen können. Da werden nun die nicht absolvirbaren Messen an Priester kleinerer Gemeinden verkauft, natürlich mit Profit, d. h. der betr. Priester erhält weniger für eine Messe als der Priester des Wallfahrtsortes erhalten hat, aber vielleicht doch mehr als er selbst bei seinen Gemeindeangehörigen herausschlagen würde, und mehr Messen, als er zu Hause absetzen kann. Es gibt in Frankreich eigene Gesellschaften, welche diesen Handel betreiben. Dabei wird er meist noch mit einem andern Handel verbunden, so daß der Profit ein doppelter wird. Ein Priester, der z. B. 100 Messen übernimmt, erhält dafür oft kein baares Geld, sondern Bücher, Kleider, Aktien, Staatspapiere oder sonstige Handelswaare. Von welcher Ausdehnung dieser Handel ist, zeigt sich darin, daß ein belgisch-französisches Geschäft sich rühmte, in einem Monat etwa 30,000 Messen umsetzen zu können. Es muß also mit etwa 1000 Priestern in Verbindung stehen. Ferner kam bei Gelegenheit eines Prozesses am Pariser Appellhof die Thatsache zu Tage, daß der Pfarrer von St. Julien durch den Meßhandel zum Millionär geworden ist und daß ein Abbe Gallien von Pach in 1⅞ Jahren ihm über 30,000 Messen verkauft hatte. Freilich ist auch hier wie beim Ablaßhandel Vorsicht nöthig, damit nicht durch Skandale das Geschäft verdorben werde, wie denn Benedict XIV. davor warnt, indem er in der Bulle vom 30. Juni 1741 treuherzig erklärt, daß „viele Gutgesinnte aus Aerger über den zu ihrer Kunde gelangten Skandal keine Messen mehr bestellten."

Der Procentsatz der jüdischen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten steigt namentlich durch die Einwanderung russischer Juden ganz bedeutend. Auf Grund officieller Daten wird berichtet, daß aus Rußland allein während der Jahre 1881—1886 im ganzen 114,000 Juden nach Amerika ausgewandert sind. — Das wird wohl nur für den Senator Morrill angenehm sein, der „die betriebsamen Israeliten" eigentlich als die einzig wünschenswerthen Einwanderer ansieht. Vor dem Gedanken, daß es auch israelitische Anarchisten geben könne, schützt ihn jedenfalls nur seine totale Unkenntniß des Hebräerthums. Thatsache aber ist, daß in Mannheim auf Grund des Socialistengesetzes eine hebräische socialistische Zeitschrift verboten worden ist, die von einem jüdischen Zweig der Londoner Socialisten herausgegeben wird. Die Sprache des Blattes ist allerdings nicht das Hebräische des Alten Testaments, sondern wahrscheinlich jenes verballhornte Judendeutsch, das mit hebräischen Lettern geschrieben wird. Wie „betriebsam" diese aus dem Osten Europas kommenden Israeliten sind, zeigt sich in einer Polizeiverordnung der Stadt Straßburg in Westpreußen, durch welche die dort wohnenden Juden unter Androhung einer Ordnungsstrafe bis zu 150 Mark angehalten werden, ihre Todten in Särgen beerdigen zu lassen.

Die Heilsarmee hat, um ihr Deficit zu decken, eine Fastenwoche ausgeschrieben. Durch dieselbe ist denn auch die nothwendige Summe eingekommen. — Dr. Joung, Präses der Methodistenkonferenz, schlägt nun, da sich bei der Heilsarmee die Fastenwoche erprobt hat, den Methodisten gleich ein ganzes Fastenjahr vor. Das könnten aber doch manche satt bekommen, ehe das Jahr um ist.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVI. Februar 1888. Nro. 2.

Das Studium des Geistlichen zur Predigt.

Referat.

(Aus der evang. Kirchen-Zeitung, eingesandt von P. M. Otto.)

(Schluß.)

Sind wir von der Weisung des Herrn ausgenommen, die er über die Menschen überhaupt ausgesprochen: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen? Wir sind es nicht. Ist uns nun das heilige Predigtamt übertragen, so wird es für uns gelten, hier im Schweiße des Angesichts zu arbeiten. Wir werden nun gewiß mit treuester Theilnahme auf die Amtsbrüder sehen, die in der Meditation eine Arbeit thun, von welcher ein außerhalb des Amtes stehender keine Vorstellung hat, wir werden mit derselben Theilnahme den gewissenhaften Pfarrer im Geiste auf die Kanzel begleiten, der nur mit heißem Ringen und mit großer Angst seines Herzens den Predigtstuhl betritt, aber wir sind der Meinung, die wirkliche Arbeit im Schweiße des Angesichts gehöre dem Studium zur Predigt. Ist es noch so, wie es in manchen Lehrbüchern der praktischen Theologie erwähnt und mit Recht getadelt wird, daß Geistliche fast nur Texte vor die Gemeinde bringen, welche ihnen selbst interessant oder angenehm sind? Es würde diese Gewohnheit das Studium wiederum wesentlich erleichtern nach dem alten Sprichwort: „Lust und Liebe zum Dinge, macht Mühe und Arbeit geringe." Wäre es aber recht? Im Gegentheil! Es würde der Subjektivität des Geistlichen dadurch ein Raum verstattet, welcher ihr nicht gebührt. Wir müssen auch über Texte predigen, welche sich uns nur widerwillig fügen, die uns schwer eingehen, wenn nur ein Gewinn für die Gemeinde daraus zu erwarten ist. Daß wir nun hierbei die Benutzung des Grundtextes voraussetzen, ist schon betont, aber begnügen wir uns darum nicht nur mit einer, vielleicht sogar schnell und eilig, mit möglichster Anwendung der lutherischen Uebersetzung angestellten Uebertragung in das Deutsche. Oder benutzen Sie auch die von De Wette? Gewiß sehr zu empfehlen. Darf ein Rath in dieser Hinsicht gegeben werden, so übersetzen wir einmal — und es thun das besonders ältere Geistliche — den Text in das Lateinische. Sei dazu auf die treffliche lateinische Uebersetzung der Bibel von Castellio oder für die des neuen Testaments auf Schott hingewiesen, sie ist in Händen mancher Amtsbrüder. Verschmähen wir ferner, was das alte Testament angeht, nicht die Hilfe der Septuaginta, wenn gleich ja allgemein bekannt ist, daß dieselbe für den größten Theil ihrer Bücher noch der kritischen

Feststellung des Textes erharrt. — Nun kommt der Commentar an die Reihe. Ohne Zweifel gibt es in demselben viel Interessantes, Lehrreiches und Praktisches zuweilen zu lesen, und die Versuchung ist, vorzüglich bei einem mit gutem Gedächtnisse begabten Prediger, groß, nun zu meinen, der Pflicht sei genügt, ja es sei ihr reichlich genügt. Das ist aber nicht der Fall, sondern nun beginnt erst das Forschen, das ἐρευνᾶν (Joh. 5, 39). Bedenke doch der Geistliche: Es gibt in der Welt leider nicht nur eine einzige Erklärung der heiligen Schrift — die gibt es trotz Papst und Unfehlbarkeit nicht einmal in der römisch-katholischen Kirche — sondern oft begegnen uns recht verschiedene. Doch wir haben bereits eine Ansicht über unsern Text, schon seit Jahren. Muß die immerdar die richtige sein? Die Geschichte lehrt, daß auch edle Menschen Irrthümer oft Jahrzehnte lang festgehalten haben. Jetzt kommt eine neue Ansicht. Wir müssen derselben als gewissenhafte Leute nachforschen, kann sie uns ja aus dem Munde der eigenen Gemeindeglieder entgegentreten. Wir müssen Entscheidungen treffen, und da nach dem Worte des Apostels handeln: „Prüfet alles, und das Gute behaltet.“ Wir bezwecken mit unserer Predigt die Erbauung der Gemeinde, nicht unrichtig wird die Predigt selber mit einem Bau verglichen werden, das Studium aber ist dazu da, um für diesen Bau die Steine zu liefern und nicht nur zu liefern, sondern sie auch zum bauen tauglich zu machen. Denn dieser Bau, so viel man auch dagegen sagen oder handeln mag, ist und bleibt ein Kunstwerk in seinen Theilen, wie im Ganzen, und es kann unmöglich gebilligt werden, wenn man der Gemeinde eine Predigt bietet, die, sozusagen nur oder nicht einmal im Rohbau fertig geworden ist. Die Steine müssen dem Kunstwerk angepaßt sein. Aber wir bauen zugleich nicht ein gewöhnliches Haus, sondern einen Bau für die Gemeinde und darum für heilige Zwecke. Für ein jedes solches Werk wird immer der Tempel Jerusalems, wie ihn Salomo herrichten ließ, ein Muster bleiben, so auch für unsere Predigt. Richten wir im Studium die Steine zum Bau zu und bringen wir sie in der Meditation auf den Platz, so gehe es alsdann, wie es 1 Kön. Cap. 6, V. 7 heißt: „Und da das Haus gesetzt ward, waren die Steine zuvor ganz zugerichtet, daß man keinen Hammer noch Beil noch irgend ein Eisenzeug im Bauen hörte.“ In die Meditation hinein darf das Studium an sich nicht genommen werden, es muß ganz und gründlich abgethan sein, und das Seinige zum Bau muß bereit liegen, geschweige denn, daß der Prediger erst auf der Kanzel die Steine zu behauen oder zu sondern anfängt. Eine Ausnahme kann dabei nicht stattfinden. Was auch der Text ergeben haben mag, ob er sich als einer gezeigt, der die didaktische Redeweise nöthig macht oder ob die ermahnende Weise am Platze sei, oder endlich die vollsten Saiten erklingen in der Rede, die man die prophetische nennen kann, das Studium muß vorhergehen, es muß gründlich gewesen sein und es muß schon dahinten liegen, wenn der Bau der Predigt beginnt.

Werfen wir im Anschlusse an das Gesagte eine neue Frage auf: Wie weit darf resp. muß sich das Studium für die Predigt ausdehnen? Hiebei wird es sich vor Allem um Dinge handeln, die nicht im strengsten Sinne zur

Exegese des Textes zu rechnen sind, und welche doch eine Bedeutung für die Auffassung desselben in Anspruch nehmen. Es kann sich z. B. um Begriffe, seien es einfachere, seien es complicirtere, handeln, es können Lehren in Betracht kommen, die gründlich untersucht werden müssen. Da wird mancher sagen: Nur keine Dogmatik, Kanzelvorträge der Art sind der Verderb für die Predigt. Wir werden dem beistimmen müssen und wir thun es aus vollster Ueberzeugung, allein werden wir darum die Dogmatik verachten? Werden wir ihrer Hilfe ganz entrathen können? Mancher Geistliche, der anerkanntermaßen praktisch predigt, würde es vielleicht sehr in Abrede stellen, wenn man ihm sagte, daß seine Predigt doch auf dogmatischen Unterlagen ruhe, und doch wird das mehr oder weniger bei jeder Predigt der Fall sein. Wir behalten uns vor, noch ein kurzes Wort hierüber zu sagen, wenn wir das allgemeine Studium der Geistlichen für unseren Zweck näher beleuchten. Wir werden gegenwärtig mehr erreichen, wenn wir Beispiele reden lassen, welche jeder aus seiner Erfahrung kennt und die er selbst leicht vermehren kann. Nehmen wir etwa das Evangelium vom 18. Sonntag nach Trinitatis mit der Frage Jesu an die Pharisäer: Wie dünket euch um Christo? Weß Sohn ist er? Matth. 22, so dürfte es kaum zweifelhaft sein, daß zu einer fruchtbaren Predigt über dieselbe die Heranziehung, das Studium des locus, "de filio Dei" aus der Dogmatik eine Nothwendigkeit sei. Wir erwähnen einen andern, einen freien Text, der entschieden einmal vor der Gemeinde behandelt werden muß, einen Text, der mit handgreiflichen Beispielen von jedem mündigen Gemeindegliede belegt werden kann, den Text Joh. Cap. 9, die Heilung des Blindgeborenen. Ja man kann mit allgemeinen Betrachtungen über die Jüngerfrage hinweggehen: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er ist blindgeboren?" Man kann auch zur Noth mit dem Schlusse der zehn Gebote auskommen: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünden der Väter heimsuchet an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied," aber eben nur zur Noth. Wer in den Gegenstand eindringen will, der kommt nicht herum um die Lehre unserer Kirche von der Erbsünde. Ohne dieselbe kein solider Grund für die Predigt, der doch gefordert werden muß, wenn der Geistliche anders ein ἀνὴρ τέλειος sein will nach der Erklärung des Jakobus Cap. 3, V. 2,: ἐὶ τις ἐν λόγῳ οὐ πταίει, οὗτος τέλειος ἀνήρ. Wir dürfen und sollen nicht nur das Banale sagen, was ein jeder Hörer längst weiß.

Es ließe sich hier noch manches anführen, das auf dogmatische Begriffe Bezug hätte, gehen wir über auf die der Dogmatik verwandte Wissenschaft, der Ethik. Wir werden wenigstens manche Begriffe und Verhältnisse von derselben erklärt bekommen. Vielleicht ist das schon der Fall mit einem Begriffe, der zu den wichtigsten im Christenleben gehört, das Evangelium des Sonntags Trinitatis zeigt uns denselben: Ohne eine Kenntniß des Begriffes der Wiedergeburt ist das Gespräch Jesu mit Nikodemus nicht verständlich, die Ethik gibt uns wenigstens eine Auskunft darüber. Wie oft seit Matth. 5, V. 7, kommt das Wort „barmherzig," „Barmherzigkeit" vor, es ist ein her-

vorragend ethischer Begriff. Und soll nun noch auf eine ganze Fülle solcher Begriffe hingewiesen werden, so geschehe dies durch Anführung der Epistel vom 14. Sonntag n. Trin., Gal. 5: „Die Frucht des Geistes aber ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit," womit die von dem Apostel vorher aufgezählten Gegenstände zu vergleichen sind. So werden wir überall auf eine Ausdehnung des Studiums geführt, und daß diese eine nicht geringe werden könne, ist schon hier zuzugeben; freilich darf wohl hier gebeten werden, daß einer hierbei nicht in Pedanterie und Wortklauberei verfallen wolle, hier ist gewissenhafte Beschränkung geboten.

Eine „nicht geringe" haben wir soeben die Ausdehnung des Studiums für die Einzelpredigt genannt, wir möchten sie nunmehr als eine im ernstesten Sinne „große" bezeichnen. Sie ist das nach einer andern als der bereits ausgeführten Seite hin: Nehmen Sie das Evangelium vom zweiten Sonntag n. Trin.: „Es war ein Mensch, der machte ein großes Abendmahl und lud viele dazu." Er sendet dann seine Knechte aus zur Stunde des Mahles, die Geladenen zu rufen, es erfolgen die bekannten Entschuldigungen, das Hereinrufen der Armen, Krüppel und Lahmen und Blinden u. s. w. Den Schluß bildet das Wort des Hausherrn: „Ich sage euch aber, daß der Männer keiner, die geladen sind, mein Abendmahl schmecken werden." Wahrlich eine Fülle des Stoffes bietet sich hier dem Prediger dar! Das Studium wird sie verarbeiten müssen. Dasselbe Studium aber weist uns auf die Veranlassung zu dieser Gleichnißrede Jesu hin, den Ausruf jenes Tischgenossen: „Selig ist, der das Brod isset im Reiche Gottes;" und weiter, nicht wahr, macht es uns aufmerksam auf die ganze im Anfang dieses vierzehnten Kapitels im Evangelium Lucä geschilderte Situation: Jesus im Hause des Obersten der Pharisäer. Wir werden diese Bausteine nicht nur nicht verachten dürfen, wir werden sie suchen und brauchen müssen. Ein ähnliches Gleichniß ist das vom Schalksknecht, in welchem doch wohl die Frage des Petrus an Jesum berücksichtigt werden muß: „Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug sieben Mal? wenn gleich gewiß Niemand etwas dagegen haben kann, daß einer diese Frage und die Antwort des Herrn zum Gegenstand einer besonderen Predigt macht. Ein eklatantes Beispiel ist vielleicht noch die Epistel vom Sonntag Miseric. Dom. 1 Petr. 2, welche nach unserer Episteleintheilung anfängt: „Denn dazu seid ihr berufen." Jeder Bibelleser, jeder Geistliche muß hier fragen: Wozu denn? Das vorhergehende gibt die Auskunft: daß ihr um Wohlthat willen Streiche leidet, und nicht um Missethat willen. Der Fall ist überhaupt nicht selten. Sehen wir die Epistel vom vierten Sonntag n. Trin. an, Röm. 8, 18 ff. mit ihrem Anfange: „Denn ich halte es dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth seien, die an uns soll geoffenbart werden." Das ist eine Beweisführung für ein Vorhergegangenes, nämlich für das Wort: Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben u. s. w. — Wir sehen also, daß wir uns an einem Texte selber nicht genügen lassen dürfen, und daß wir also den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden suchen müssen. Ebenso den Zusammen-

hang mit dem Folgenden. Dafür nur ein Beispiel: Es ist für ziemlich unmöglich zu halten, über ein Evangelium aus der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten incl. zu predigen, die ja vom Sonntage Cantate an alle aus Joh. Kap. 14—16 genommen sind, wenn man nicht diese drei Kapitel studiert hat und sie übersieht. Ohne diese Uebersicht müßte das Ganze der Einzelpredigt ein Stückwerk im übeln Sinne des Wortes bleiben. Dabei ist es natürlich, daß auch in anderer Hinsicht oft ein Kapitel ganz und gar zum Gegenstand des Studiums gemacht werden muß, es sei erinnert an Röm. 6 und Röm. 8, ja, es kann auch wohl sein, daß man einen Ueberblick gewinnen muß über den Gang eines Briefes. Oder sollte nicht z. B. der Schluß des ersten Briefes Petri Kap. 5, V. 6 ff.: „So demüthigt euch nun unter die gewaltige Hand Gottes" rc., bekanntlich die Epistel des dritten Sonntages nach Trin. vor allem auch eine große Folgerung aus dem ganzen Briefe sein, den man also dazu kennen und seinem Gange nach inne haben muß. — Machen wir überhaupt darauf aufmerksam, was oftmals übersehen wird, daß in der hl. Schrift Alles seinen Zusammenhang hat, daß nichts allein steht und darum auch nicht allein für sich genommen werden kann. Es wird sich an der Predigt selber rächen, wenn man diesen Zusammenhang nicht festhält, ihn aber zu finden oder wenigstens erst zu suchen, ist Sache des Studiums. Sei zum Behufe einer Anweisung dazu noch einmal auf etwas Gesagtes zurückgegriffen, nämlich auf das über die Commentare des Dr. von Hofmann. Sie haben den von einigen oft als Nachtheil empfundenen Vortheil, daß man in ihnen fast nie eine einzelne Stelle nachschlagen kann, vielmehr würde dieselbe immer wieder rückwärts weisen; man wird also gezwungen, immer auf den Zusammenhang zu sehen, ihn bei der Predigt zu berücksichtigen und festzuhalten.

Um einigermaßen vollständig zu sein, lassen Sie uns noch auf eine Art der Ausdehnung kommen, der das Predigtstudium bei der Einzelpredigt nicht leicht ausweichen kann. Sie resultirt aus der Vergleichung der Evangelien und Episteln an jedem Sonntage des Kirchenjahrs. Eine Beschäftigung mit der Epistel — natürlich nicht zu weitgehend — wenn wir über das Evangelium predigen, wird heilsam sein, umgekehrt ist gewiß eine anerkannte Nothwendigkeit, das Evangelium zu studiren, wenn wir die Epistel zum Texte unserer Predigt genommen haben. Werden doch beide meistens auch in unsern Kirchen vorgelesen nnd stehen dadurch schon in einer gegebenen Verbindung. Es wird — ob mit Recht, bleibe unentschieden — nicht selten Klage geführt, wie wenig die Evangelien und Episteln des Kirchenjahrs zusammenstimmen, und wer unter uns wollte den gewaltsamen Versuchen das Wort reden, die gemacht sind, sie zu vereinigen? Allein es dürfte doch bei gewissenhaftem Studium die Ausbeute aus einer Vergleichung nicht immer eine ganz unerhebliche sein, wenn dieselbe auch nicht jederzeit so groß ist, wie sie etwa eine Vergleichung der schon genannten Epistel vom Sonntag Miseric. Domini und des entsprechenden Evangeliums ergibt. Hier die Rede Jesu: „Ich bin der gute Hirte," und dort der Wiederhall aus dem Munde des Apostels, das Wort

von dem Hirten und Bischof unserer Seelen. Jedenfalls empfehlen wir an unserm Theil die Vergleichung angelegentlich. Ein ähnliches finde bei freien Texten statt. Es wird ja immer gut und richtig sein, wenn man dieselben, es müßten denn an hintereinander folgenden Sonntagen eine Reihe in Zusammenhang stehender sein, an die Evangelien des Kirchenjahres anschließt; Beispiele mögen hier wegbleiben. Wenn nun aber ein solcher Anschluß geschieht, so ist ein Blick auf das Evangelium selber, wenn nicht ein kurzes Studium desselben, unerläßlich und gibt oft eine ungeahnt weite Perspective. Sollen wir diese Art noch in etwas erweitern und selbst der Sache eine Perspective geben, so halten wir dafür, daß zu manchen Texten ähnliche Stellen herangezogen werden, daß das Dissimile zu suchen sei und daß man Gegensätze zu berücksichtigen habe. Es sei genug mit der bloßen Anführung dieser Art des Studiums, und werde für ein Mehreres auf Dr. Steinmeyers Topik verwiesen, und zugleich bemerkt, daß der Vortragende nichts dagegen hat, wenn einer diese letztbehandelte Materie schon in das Gebiet der Meditation verweisen möchte. Sie mag ein Grenzgebiet sein.

Wenn nun auch hier wieder betont sein möchte, daß einer in seinem Studium nicht zu weit gehe, sondern in weiser Prüfung das rechte Maß halte, so kann zwar der Einwurf nicht mehr gemacht werden: Woher soll ein Geistlicher die Zeit für ein so umfassendes Studium nehmen? Wir haben ihn auch bereits erledigt. Aber in anderem Sinne kann nach der Zeit gefragt werden, nämlich, welche denn die Zeit des Studiums zu sein habe. Erklären wir uns deutlicher: Wir heben eine weise Zeiteintheilung hervor. Wenn irgendwo, so ist sie hier am Platze. Veranlaßt allerdings sind wir zu dieser Hervorhebung durch ein, wie wir meinen, wohl begründetes Bedenken. Wenn nämlich genügend, wenn auch tüchtig studirt ist, so ist vielleicht gerade um deswillen, auch eine gewisse Abhängigkeit von dem da, was studirt worden ist, und es kann dieselbe mitunter eine sclavische werden. Die Folge aber wäre, daß der Fehler, von dem wir vorher gesprochen haben, nur in einer, wenn man so sagen will, edleren Form wiederkehrte, nämlich daß man einfach entnimmt, wie vorher aus Predigten, so nun aus Commentaren, und sich damit das Beste, die fruchtbare Meditation, mit oder ohne Absicht erspart. Es wird also eine Sichtung und Klärung dessen nothwendig sein, was zu der Einzelpredigt studirt worden ist, oft ein Abwägen und Prüfen, nicht selten ein Liegenlassen für einige Zeit, um nachher das Wichtigste nüchtern und bestimmt zu erkennen. Alles dieses kann nicht im Augenblicke geschehen, nicht einmal binnen vierundzwanzig Stunden, sondern meistens wird es sehr allmählig gehen und wie im Kampfe mit dem Texte schrittweise zur Entscheidung führen. Weiter, daß wir zwar auf der Kanzel den Text erklären sollen wird Niemand leugnen, aber vor exegetischen Predigten hat man vielleicht eine ähnliche Scheu wie vor den dogmatischen. Dagegen werden die Predigten in diesem üblen Sinne exegetische werden, wenn sich das Studium des Textes zeitlich zu nahe mit der Meditation berührt. Exegese mag in den Bibelstunden ihre Stelle finden, nicht aber in der Predigt zur Hauptsache gemacht werden, hier kann

sie nur auf Kosten der Erbauung bestehen. Wir behaupten vielmehr, daß wir exegetisch bereits mit unserm Texte abgeschlossen haben müssen, wenn wir an die Meditation gehen, da in letzterer weder Commentar noch andere menschliche Hilfsmittel ihre Stelle haben, sondern der Prediger sich einfach dem Wehen des heiligen Geistes zu erschließen hat, der freilich unserm Studium schon, wenn man so reden darf, mit einer gratia præparans zur Seite gestanden hat. Lassen wir auch dieses als etwas Wichtiges nicht unerwähnt: Meiden wir die Gelehrtensprache auf der Kanzel. Wir werden sie indessen nicht vermeiden können, wenn uns die Beschäftigung mit gelehrten Werken fast auf die Kanzel begleitet. — Aus alledem dürfte vielleicht erhellen, daß das Studium seine festgesetzte Zeit habe, und daß ebenso zu rathen ist, dasselbe nicht unmittelbar der Meditation vorhergehen zu lassen, die Elemente müssen vielmehr länger bereit liegen. Ob nun freilich diese Zeit schon ein Jahr vorher sein müsse, ist schwer zu entscheiden, ein Versuch möchte zu empfehlen sein, er wird nur zuerst einen Entschluß kosten. Geben wir dieses zu, daß nicht eine Zeit für alle zu bestimmen ist; es hat alles seine Zeit, es hat aber, so ist anzunehmen, ein jeder Geistliche auch seine Zeit zum Studium; geben wir der Individualität ihren Raum.

Darf noch eins zur Ergänzung hinzugezogen werden, so möchte es dieses sein: In alle dem Behandelten ist die Rede nur von der Kultus-Predigt, der Predigt im sonntäglichen Gottesdienste; es ist nicht die Rede von der Predigt, die wir Missionspredigt nennen, für sie wird ein anderes gelten. Ebenso wenig gedenken wir diese Anweisungen genau auf Kasual-Reden anzuwenden, es wird das einfach nicht möglich sein; von einem Studium des Textes jedoch bei diesen Reden abzusehen, ist gewiß nicht zu rathen. Es sei und bleibe jederzeit die Hauptsache. — Endlich kann ein sehr stichhaltig scheinender Einwand erhoben werden: Wohl ein jeder unter uns hat schon Predigten gehört, auf welche offenbar wenig Studium gewendet war, und die dennoch einen, vielleicht sogar einen bedeutenden Eindruck auf den Hörer hinterlassen haben. Woher dieses? Sie kamen aus dem Innersten des Herzens und wendeten sich an das innerste Herz des Hörers, sie kamen dem Prediger mit einer gewissen Nothwendigkeit, wie sich der Bergquell aus dem Felsen ergießt. Indessen waren das nicht Ausnahmen, und müßte uns nicht eine solche Ausnahme der Mann am Ersten zugeben, welcher die Predigt gehalten hat? Ist aber einmal das Herz nicht so, man möchte beinahe sagen, zum Zerspringen voll, dann ergibt es auch nichts, und meistentheils würde vielmehr das der Fall sein: Statt des Wassers aus Gottes Brünnlein nur Phrasen ohne Geist. Somit werden wohl, wie öfter, die Ausnahmen die Regel bestätigen.

2. Die Einzelpredigt ist nie eine vereinzelte, und wollte ein Geistlicher immer nur zu der Einzelpredigt studiren, so würde er selbst einseitig, und die Predigt eine immer ungenügendere werden. Studium kann überhaupt sich nicht blos mit einzelnen Dingen abgeben, es ist etwas Umfassendes, es muß aus der Fülle gehen, wie viel mehr das Studium des Heiligsten, das, welches der Geistliche für seine Predigt zu treiben hat. Sei demnach nunmehr

die Rede von einem allgemeinen Studium, nachdem das besondere, als die Hauptsache für unsern Vortrag, erledigt ist. — Für unsern Vortrag — für das Studium selber muß eine Erweiterung, wie wir sie im Auge haben, gleichfalls als Hauptsache bedeutend ins Gewicht fallen. Denken wir nur den uns immer wieder begegnenden Fall, der sogar bei den Episteln und Evangelien des Kirchenjahres der naturgemäße ist: Heute ein Text aus dem Evangelium Matthäi, über acht Tage aus Marcus, Lucas oder Johannes, heute ein Text aus einem Briefe des Paulus und an dem nächsten Sonntage aus Petrus oder Jacobus. Welch ein Springen des Studiums von einem Gegenstand auf den andern! Müssen wir nicht schon von selbst darauf hingewiesen sein, wenigstens in unsere exegetische Arbeit einen Zusammenhang zu bringen? So möchte es sich wohl empfehlen, einmal ein ganzes Evangelium, ein andermal einen der paulinischen oder andern Briefe, dann ein Buch des alten Testaments im Zusammenhange zu studiren. Das bloße, tägliche, zusammenhängende Lesen eines Kapitels der heiligen Schrift, sei es im Grundtexte oder nur aus der deutschen Bibel, genügt hier ebenso wenig, wie die Exegese in unsern doch nur höchstens zwölfmal im Jahre stattfindenden Pfarrkränzchen. Also eignes, zusammenhängendes Studium, und sei es besonders betont, des Paulus, als des eigentlich evangelischen Apostels. So nur kann ein Geistlicher aus der Fülle schöpfen und braucht nicht aus spärlichem Rinnsal das Wasser des Lebens mühsam aufzufangen. Aber studiren und immer wieder studiren mit allen guten Hilsmitteln und lieber nach bekannter Anweisung ein Kapitel ordentlich als zehn oberflächlich. Dann ergibt es einen Segen, den man bei jeder Einzelpredigt zu spüren bekommt. Mit allen Hilfsmitteln. Lassen Sie bei dem allgemeinen Studium noch eine Warnung, eine freundliche, Statt finden. Gerade hier drängen sich Hilfsmittel auf — wir nennen sie absichtlich erst an dieser Stelle — die für einen jeden um wenig Geld zu haben sind, die aber wenig Hilfe bieten, nämlich Kirchenzeitungen, Monats- und ähnliche Zeitschriften. Es sind Erscheinungen der Zeit, es sind mit der Zeit dahingehende Erscheinungen, es sind auch Fehler der Zeit. Sagen Sie selbst, wieviel Sie des Brauchbaren für das Amt gefunden haben, welches im eigentlichsten Sinne Predigtamt ist. Oder ist es zu viel behauptet, daß sich unter zwanzig mittelmäßigen Aufsätzen vielleicht einmal ein guter befindet, der der Predigt wenigstens eine Anregung bringt? Es sind doch meistens Abfälle, unter denen einer höflichst gebeten wird, sich das Gute herauszusuchen. Sollen wir es noch erwähnen, daß wir zur Zeit wohl kaum Redacteure theologischer Zeitschriften haben, wie einst Val. Löscher für seine „Unschuldige Nachrichten" war, und wie es vor nicht langer Zeit E. W. Hengstenberg für die „Evangelische Kirchenzeitung" gewesen ist.

— — — — — — — — — —

Haben wir der exegetischen — — Theologie für das Predigtstudium das Wort geredet, dürfen wir die systematische um so weniger vergessen, als wir in dem speciellen Theile des Vortrags ausdrücklich auf ein Wort über ihren ersten und Haupttheil, die Dogmatik, verwiesen haben. Hier ist die Stelle

dafür. Wir haben eigentlich, recht verstanden, die Dogmatik zuvor wie eine Art Nachschlagebuch behandelt, welches geeignet sei, unsere Predigt in manchen Dingen zu unterstützen; daß das nicht die letzte Meinung sein kann, liegt auf der Hand, es wäre das eine unvollkommene und darum ungenügende Behandlung derselben. Die Dogmatik, genauer die Glaubenslehre, enthält ja die Lehre unserer Kirche, vorzüglich für uns, der evangelischen Kirche, und wir stehen und fallen mit dieser Lehre. Wir haben sie zu treiben, wir haben sie in dem schon vorher erläuterten Sinne zu predigen, so müssen wir sie kennen lernen, wir müssen sie studiren. Wir müssen sie auch anders studiren, als wir das in unserer Universitätszeit konnten, denn wir haben auch, wie anzunehmen ist, in dieser Hinsicht einen weitern Blick erhalten. Aber auf welches der neuen Lehrbücher soll denn nun der Geistliche hingewiesen werden, welches soll er studiren? Aufrichtig gesagt: Keines. Sie werden ja in denselben recht hübsche philosophische Gedanken finden, zuweilen ein ganzes philosophisches System, und wir brauchen dazu nicht einmal erst die linke Seite der theologischen Literatur zu mustern; aber Philosophie ist nicht Dogmatik. Lassen Sie sich vielmehr ersuchen, die loci des Johann Gerhard zur Hand zu nehmen. Wird das mehr geschehen, so erhalten wir vielleicht auch eine billige kritische Ausgabe derselben, die von Preuß veranstaltete genügt ja zunächst für unsere Zwecke. Und weiter zurück auf die Reformatoren, auf Melanchthons loci, die den Ausführungen des Gerhard zu Grunde liegen, und vor Allem immer und immer wieder auf die symbolischen Bücher, die Konkordienformel nicht ausgenommen, sondern recht mit eingeschlossen; Sie wissen, es gibt über dieselbe auch ein hervorragendes Werk von Dr. Frank in Erlangen. Kennen wir die symbolischen Bücher unserer Kirche nicht genau, es sei hinzugefügt nach dem lateinischen Original, so bringen wir uns um einen wesentlichen Segen unserer Predigt. — Freilich der andere Theil der systematischen Theologie ist weit mehr ein Schoßkind unserer Zeit, die Ethik. Viel zu sagen ist wohl zunächst noch nicht über dieselbe, ohne daß wir darum ihren Werth heruntersetzen möchten. Sie wird sich bewähren müssen; und warum sollte man von ihrem Studium abrathen, da manche mit Grund behaupten wollen, daß sie den Predigern bedeutenden Nutzen bringe und gerade für unsere Zeit zu einer praktischen Predigtweise unerläßlich sei? Die Namen der Neueren sind in Ihrer aller Munde, ein Aelterer soll mehr zu empfehlen sein, Johann Lorenz von Mosheim. Seine „Sittenlehre der heiligen Schrift" umfaßt freilich in der dritten, 1742 von Miller besorgten Auflage neun Bände.

Wir möchten fast sagen, daß die Beschäftigung mit der Ethik reichlich durch das Studium der Wissenschaft ersetzt werde, welche einst Schleiermacher so treffend die Krone unsers Studiums genannt hat, der praktischen Theologie. Es kann sein, daß diese unter uns am meisten studirt wird. Hier weist ja auch die neuere Heroen-Zeit auf, einen Claus Harms, dessen Pastoraltheologie vor nicht langer Zeit in neuer, schöner Ausgabe den Geistlichen leicht erlangbar gemacht ist, Dr. Nitzsch, Hüffell u. A. Allein auf der andern Seite liegt hier die Gefahr näher, als bei jeder andern Disciplin, zu sagen: das weiß

ich Alles. Man hat Erfahrungen gemacht, man ist selbst ein praktischer Geistlicher, so hat das Handbuch der praktischen Theologie, welches ein Freund und Wegweiser auch für die Predigt sein könnte, gute Ruhe mit andern wichtigen und unwichtigen Werken. Nehmen wir's doch wieder zur Hand, wenn wir uns auch, gestützt auf manche nicht trügliche Erfahrung, in Differenzen mit dem alten Freunde befinden mögen. Nehmen wir dazu Neueres zur Hand, wir werden viel Gutes und Nützliches finden bei einem Steinmeyer, wie auch bei Alexander Schweizer, bei v. Zezschwitz, — bei dem geistreichen Amerikaner Beecher. Eine sich hieran anschließende specielle Empfehlung in diesem allgemeinen Theile stößt vielleicht auf Widerspruch, dennoch ist sie ernst gemeint. Der Spott über dickleibige Homiletik ist wohlfeil, zumal im Munde eines Geistlichen, aber er ist nur selten gerechtfertigt. Es ist schon recht, was man sagt: Jeder hat doch seine eigene Homiletik, aber man gestatte dem Vortragenden die Bemerkung: Sie ist auch oft danach! Man sieht den Text an und man predigt. Wir sind uns aber darüber einig geworden, daß die Predigt ein Kunstwerk sei, und ein solches ist sie nicht nur in vielbesuchten Stadtkirchen, oder in solchen, wo ein hohes und feingebildetes „Publikum" den Hörerkreis bildet. Nein, es ist die Predigt ebenso gut auf dem Lande ein Kunstwerk, und werde sie in einer kleinen Dorfkirche und vor einer Gemeinde gehalten, wie wir sie so tiefstehend in unserer Diözese, Gott sei Dank, überhaupt nicht haben. Ist das nun die Predigt, so darf der Prediger nie die Kunstlehre aus den Augen lassen — dem Original, so eines unter uns ist, mag ja manche Abweichung und Eigenheit gestattet sein, aber selbst ihm ist nicht alles erlaubt. Verachten wir die Form nicht und wenden wir derselben ein Studium zu, wenn auch nicht auf Kosten des Inhalts. Wir haben in unserer Zeit ein Vorbild, welches beides zu vereinigen weiß, Sie kennen es Alle. Lassen wir den heiligen Geist in unserer Predigt wiederstrahlen auch in der angemessenen Form. — Ob sich nicht einer oder der andere Geistliche auf Pauli Wort beruft: „Ich achte es alles für Schaden gegen der überschwenglichen Erkenntniß Jesu Christi, um welches willen ich alles habe für Schaden gerechnet, und achte es für Auskehricht, auf daß ich Christum gewinne?" (Phil. 3, 8.) Es sei also, wenn einer die Erkenntniß Christi wie St. Paulus hat, für ihn ist schwerlich einer geneigt, Regeln für die Predigt aufzustellen. Allein wenn man ohne dieselbe diesen Ausspruch des Apostels auf sich anwendete, und nun alles, was man gelernt, was einen gelehrt ist, über Bord werfen wollte, dann sehe man doch zuerst darauf, daß ja unsereiner nicht, wie ein Paulus vor seiner Bekehrung, in die Schulen der Schriftgelehrten und Pharisäer gegangen ist, wo nur Schaden zu holen war, sondern daß wir treue, christliche und wahrhaft gelehrte Männer zu Lehrern gehabt haben, deren Glauben wir nachfolgen und deren Lehre wir um deswillen nicht verachten dürfen. — Bringen wir denn herzu zum Bau, was wir haben, was uns gegeben ist, was wir zwar nicht ohne Mühe und Schweiß, aber mit redlichem Herzen erringen können; bringen wir es der Gemeinde des Herrn und damit ihm selber dar nach der Weisung des so eben genannten hohen Apostels: *Πάντα πρὸς οἰκοδομήν*!

Judas Ischarioth und sein „Krach“ im Jahre 1761.

Von Fridolin Hoffmann.

(Aus den deutsch = evangelischen Blättern.)

„Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles!“— seufzt Göthe's bekanntes Gretchen, und der weniger bekannte P. Balban[1], ein Jesuit aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, sagt ungefähr dasselbe, nur mit ein Bischen andern Worten. „Die Jesuiten,“ heißt es in seiner „Berufung von den durch die Leidenschaft eingegebenen Schriften gegen die Jesuiten an die gesunde Vernunft“, „die Jesuiten und die übrigeu Religiosen sind aus dem nämlichen Stoffe gemacht wie alle andern Menschen. Wenn sie feierlich Verzicht leisten auf persönliches Eigenthum, dann bewirkt es die uns nie verlassende Begehrlichkeit, daß sie fast unwillkürlich danach streben, ihren gemeinsamen Besitz zu vermehren. Daher kommt's, daß eine Nonne, die von allen Erdendingen losgeschält ist, ihre Familie berauben, arm machen wird, um ihr Kloster zu bereichern, ihre vielgeliebte Schwester berauben wird, um ein Meßgewand mehr für den Paramentenschrank ihrer Sakristei zu gewinnen. Ein Kapuziner wird lieber seinem hungrigen Vater das letzte Stück Brot vom Munde wegnehmen, als daß er mit leeren Händen in sein Ordenshaus zurückkehrt.“

Der Leser hat aus der vorgesetzten Jahreszahl schon errathen, daß wir von der großen Spitzbüberei der Jesuitenschaft reden wollen, welche mit dem Bankerott des P. Lavalette zusammenhing. „Es ist auch heute noch nicht anders,“ schreibt der Gallicaner Jean Wallon in seinem Buche: „Der Klerus von 1789.“ „Man hat die berühmten transatlantischen Packetboote und die zwischencontinentalen Gesellschaften noch nicht vergessen, zu deren Gunsten der Nachfolger Lacordaire's auf dem Predigtstuhl von Notre-Dame, der Jesuit P. Felix, im Jahre 1857 seine Conferenzen ausnutzte, was zehn Jahre später den M. Crampton, den Finanz.Bulletinisten des Veuillotschen „Univers,“ und anderer gleichgutpäpstlichen Blätter, ins Gefängniß brachte. Mit welcher Vermessenheit die Jesuiten ihren Missionen in China und Japan Protektion zu verschaffen und dieselbe materiell auszunutzen suchen, ist ja bekannt.“ Als Wallon's Buch im Jahre 1867 erschien, war die Geschichte von der „Verchristlichung des Kapitals“ durch den von Pius IX. zum Grafen gemachten Langrand=Dumonceau erst sechs Jahre alt, und vier Jahre etwa sind's her, seit die Pariser Gerichte mit den Schwindeleien des von Leo XIII. protegirten Bontoux sich zu schaffen machen mußten. Trotz alledem gibts bei jeder Wahlbewegung reichlich „sittliche Entrüstung der Ultramontanen über die Ausbeutung des arglosen Volks“ seitens der liberalen Kapitalisten — während der Graf Langrand das Geld von durch ihren Papstglauben bethörten Knechten und Mägden genommen hatte! Des seligen Professors Heinrich Wuttke Buch über die Presse wird gern von ihnen citirt, worin derselbe ihren Gegnern die Wahrheit sagt, aber die Stelle, wo er den Nachweis liefert, daß in Frankreich gerade ein hochkirchliches, legitimistisches Organ den Börsen-

schwindel in die Presse eingeführt habe, wird hartnäckig übersehen, jetzt schon seit sechszehn Jahren. Da heißt es aber S. 7: „Hatten früher die Zeitungen für die Erlangung der wöchentlichen Börsenschau monatlich 100 bis 200 Thlr. bezahlt, so fanden es zuerst einige kirchlich gefärbte Blätter, die „Gazette de France“ und „L'Ami de la Religion“ (Religionsfreund) vortheilhafter, diese Berichterstattung für eine ihnen zufallende monatliche Zahlung von 2000 Francs an den Spekulanten Serre zu verpachten, indem sie sich zugleich dazu einverstanden, mit Aufsätzen und Notizen im politischen Theil den Börsenschwindel zu unterstützen. Das Unwesen griff um sich. Für 5 Frcs. per Zeile nahmen die Pariser Blätter von den Börsenkönigen Lesseps, Pereire, Mires und a. Reden, Leitartikel über Geldgeschäfte u. s. w. in ihre Spalten.“ Der längstlebende der Pereire'schen Gebrüder, der Isaak, stattete Leo XIII. den Dank ab für die Unterstützung, welche die frommen Organe seinem zwei Mal glücklich fallirten Hause geleistet hatten: er benutzte sein otium cum dignitate um ein Buch zu Gunsten des Papstes zu schreiben. Dasselbe erschien kurz vor seinem 1880 erfolgten Tode und prophezeit dem Papstthum für eine nahe Zukunft so eine Art moralischer Suprematie über ganz Europa. Der Pontifex Maximus wird der Berather und Schiedsrichter der demokratischen Regierungen sein, die sich zu jener Zeit aus dem Leichentuche der sich untereinander aufreibenden Monarchieen herausgewickelt haben werden. Kurz, die Republik, nachdem sie ein wenig unvermeidliche Excesse begangen, wird rundum um den Stuhl Petri ihre Strahlen werfen. Den Trost, daß schon Leo den Anbruch dieses Tages erleben werde, hat der sterbende Finanzjude ihm leider nicht geben können.

Daß die Centrumsorgane trotz achtzehnjährigen Blätterns in dem Wuttke'schen Buche und trotz ihres Spüreifers nach Börsenschwindlern die Stelle über den „Ami de la Religion“ noch nicht haben finden können, erklärt sich übrigens leicht durch die eigenthümliche Beschaffenheit ihres „Wahrheitstriebes,“ — sie sehen nur, was sich in ultramontanem Interesse verwerthen läßt. Im Juli 1884 — um nur ein charakteristisches Beispiel anzuführen — übersah der Verleger der „Kölnischen Volkszeitung“ einen Steckbrief hinter einem 54jährigen münsterländischen Geistlichen her, der, des Meineids beschuldigt, sich durchgemacht hatte. Das Uebersehen war ein absichtliches. Denn der betreffende erzbischöfliche Buchdrucker zieht, mit dem Rothstift in der Hand bewaffnet, jeden Abend an der bekannten Stelle der „Köln. Zeitung“ auf die Jagd nach Steckbriefen hinter maigesetzlich verfolgten Geistlichen, durch deren Wiederabdruck er dem angeführten Publikum ad oculos demonstrirt, wie noch immer die Kirche verfolgt wird, wie nothwendig also noch das Centrum ist. Vier Wochen später wußte die Redaktion des Blattes die Verderbniß der Welt nicht augenscheinlicher darzuthun als durch die Nennung des Namens eines evangelischen Geistlichen, der sich eines Meineids schuldig gemacht habe. In ehrlicher Kriegführung sind solche kleinen mit Sprengstoffen gefüllte Geschosse allerdings völkerrechtlich verpönt.

Bevor wir auf die Lavalette'sche „Gründung“ eingehen, möchten wir

kurz an die Art und Weise erinnern, wie seine Compagnie sich in Frankreich eingeschichen hat — das Bild muß seinen Rahmen haben.

Von vornherein begegneten die Loyoliten in Frankreich lebhaftem Widerspruch, und sie sind nie völlig Herr über denselben geworden. Ohne Zweifel hat Ignatius sich des Einflusses des „Cardinals von Lothringen," Karl's von Guise, mit dem er in Rom zusammen war, bedient, um seiner Gesellschaftt die Wege zu ebnen. Durch diesen Mittelsmann erhielten die Jesuiten erst von Heinrich II., dann von Franz II. und Karl IX. Patente, welche sie zur Niederlassung berechtigten. Aber der General-Prokurator Brülart, der „Cato seines Jahrhunderts," sowie die General-Advokaten de Marillac und Pierre Seguier stellten dem Parlament den schriftlichen Antrag, dieses Patent nicht einzuregistriren. Das Parlament weigerte sich (3. August 1554), einen Beschluß zu fassen, bevor es den Erzbischof von Paris und die theologische Fakultät gehört habe. In dem Gutachten des Erzbischofs, Eustache de Bellay, heißt es: „Alle Neuerungen sind gefährlich, und aus der in Rede stehenden werden verschiedene Unzuträglichkeiten sich ergeben, die man nicht vorgesehen und nicht bedacht hat. Man gibt vor, dieser Orden oder diese Compagnie sei bestimmt, den Türken und Heiden das Evangelium zu predigen — ei, wäre es dann nicht zweckentsprechender, wenn sie ihre Häuser auf der Grenze der Christenheit errichteten, in der Nähe derer, auf deren Bekehrung sie es abgesehen haben, wie auch die Ritter von Rhodus gethan, als mitten unter uns? . . Die Universität erklärte die Gesellschaft als „gefahrdrohend für den Glauben und den kirchlichen Frieden, mehr geeignet zu zerstören als zu erbauen."

Die hierdurch nicht entmuthigten Jesuiten kamen mit einem neuen Königspatent vor das Parlament; die Guisen und Katharina de Medici hatten ihnen dasselbe erwirkt. Das Parlament wußte nicht anders mehr auszuweichen, als daß es die Petenten an die allgemeine Versammlung des Klerus verwies, welche im folgenden Jahre zu Poissy statthaben werde. (Beschluß vom 22. Februar 1560). Inzwischen ward durch den Tod ihres ältesten Sohnes Franz die Medicärin Regentin an Statt ihres dritten, des elfjährigen Karl IX. Auch die Poissy wurde die Gesellschaft trotz aller angewandten Finessen und Ueberredungskünste nur halb und halb gutgeheißen; man wollte sich wenigstens sicher stellen und machte Bedingungen, Einschränkungen (15. September 1561). Sie wurde vermahnt, den Bischöfen, Kapiteln, Pfarrern, Universitäten, den sonstigen religiösen Orden u. s. w. keine Verdrießlichkeiten zu machen. Wenn sie sich nicht ganz dem gemeinen Recht unterwerfen würde, so sei die Gutheißung der Assemblee null und nichtig. Auch „Jesuiten" durften die Mitglieder sich nicht nennen. „Daß sie das thäten," bemerkte der Erzbischof von Paris, „das scheine fast zu besagen, als ob sie sich allein für die Kirche hielten; zu dieser gehörten vielmehr alle Gläubigen, die ihr gemeinsames Haupt in Jesus hätten." Alle Verspechungen wurden gegeben; auf alle geforderten Verzichtleistungen eingegangen, und daraufhin trug das Parlament am 15. Februar 1562 das königliche Patent in seine Register ein unter Beifügung der Einschränkungen und Vorbehalte von Poissy. Wir

brauchen nicht beizufügen, daß von alledem seitens der frommen Väter nichts beachtet wurde. Sobald sie die Schwierigkeiten hinter sich hatten, „wurden sie stößig,“ wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, und gingen an gegen alles, was ihnen widrig war: die Privilegien der Universität, die Rechte des Säkular-Klerus u. s. w.

Die Bartholomäusnacht war nach ihrem Geschmack. Sie beuteten die ihr folgenden Unordnungen, sowie den Furor der Ligue aus, um ihren Einfluß zu erweitern; sie wurden die interessirten Zwischenhändler zwischen den Guisen und Philipp II. Mehr noch: sie blieben so ziemlich die Einzigen, welche sich der Anerkennung des rechtmäßigen Königs nicht anschlossen, auch nachdem Heinrich IV. dem Protestantismus abgesagt hatte, weil man, um Herr in Paris zu sein, sich schon „zum Messehören bequemen könne.“ So sind die „katholische Ligue“ unter der Aegide Philipp's II. und die Jesuiten mit ihrer Erklärung durch den Mund Edmond Richer's von 1591, daß die Reichsstände den Souverän absetzen könnten, den Revolutionsmännern von 1791 gerade 200 Jahre vorausgewesen. Der Papst, der „heilige Sixtus V., und Philipp II. einigten sich ja in der „heiligen Ligue“ mit den Herzögen von Guise und Mayenne, sowie dem Cardinal Bourbon, daß nicht der von Heinrich III. 1584 für den Fall seiner Rückkehr zur römischen Kirche bezeichnete Heinrich von Bourbon, sondern sein altersschwacher Oheim, der Cardinal von Bourbon, den Thron besteigen und der Protestantismus ausgerottet werden solle. Fünfzehn Jahre hindurch wurden durch diese Jesuitenpartei die demagogischen Grundsätze im Seelsorgeklerus und im Volke genährt; blutige Excesse, Barrikaden, rebellische Belagerungen der königlichen Residenz (St. Cloud); — nichts von den Hauptmomenten der großen Revolution fehlt bei dem „gottseligen“ Vorgehen der Liguisten gegen den ihnen nicht in allem gefügigen Heinrich III.; auf die Hostie mußte er ihnen schwören, die Ketzer im ganzen Lande zu vertilgen oder sie über die Grenze zu treiben.

Die Universität und der Klerus von Paris verlangten durch ihre Advokaten Antoine Arnaud und Louis Dolle 1594 beim Parlament die Austreibung der Jesuiten. Das Parlament zögerte. Da, noch im selben Jahre, macht der 19jährige Jean Chatel, früher Zögling, jetzt noch immer Beichtkind dir Loyoliten-Väter, einen Mordanfall auf den König. Nun zögerte das Parlament nicht mehr: der P. Guignard wurde auf dem Greve-Platz gehenkt, und seine Compagnie ausgewiesen als „Verderberin der Jugend und Störerin der öffentlichen Ruhe.“ Die Jesuiten beugten die Häupter und ließen den Sturm über sich wegziehen bis auf bessere Tage. Diese kamen bald. Wie sie Heinrich IV. aufs Neue umgarnten, das ist im 50. Bande des „Historischen Taschenbuchs“ in meinem Essay über Isaak Casaubon nachzulesen. Sie waren kaum wieder im Lande, da schrieb, 1606, der P. „Clarus Bonarsius“ (Anagramm für Carolus Scribonius) in seinem zu Namur gedruckten, von den Haupt-Literaten des Ordens hochbelobten „Amphitheatrum honoris“ folgende Sätze: „Gibt es keinen gerechten Grund diesen Franzosen zu beseitigen? Der König ist ein Tyrann, ein Unterdrücker der Freiheit. . . . . Gibt

es keinen, der, die Waffe in der Hand, diesem Raubthier entgegentritt? Wird kein Papst dieses edelste Reich mit dem Beile befreien und dem Leben zurückgeben?" Vier Jahre später hatte sich der „Befreier" in Ravaillac gefunden. Aber zu derselben Zeit, wo P. Bonarsius seine Aufforderung zum Morde des Königs ins Land warf, wußte der P. Coton — der „Süßling" wurde er genannt — bei Heinrich und seinem Finanzminister Sully sich in hohen Gnaden zu erhalten dadurch, daß er predigte: es sei besser und ein heiligeres Werk, Steuern zu bezahlen als Almosen zu geben.

Im 17. Jahrhundert, besonders unter des vierzehnten Ludwig Regierung, erstiegen die Jesuiten den Höhepunkt ihres Einflusses. Sie werden die bevorzugtesten Jugendbildner; für alles königliche und prinzliche Geblüt wird es Ehrensache, einen der Väter zum vertrauten Seelenleiter zu haben. Sie wissen es zu machen, daß der Sonnenkönig i. J. 1674 ihr Collegium zu Clermont in der Rue Saint-Jaques besucht. Einer der Höflinge spricht seine Bewunderung über die Anstalt aus. „Es ist ja auch m e i n Colleg," bemerkte Ludwig. Noch in der Nacht wurde oberhalb des Eingangsportals eine schwarze Marmortafel angebracht, auf welcher in vergoldeten Lettern zu lesen war: "Collegium Ludovici Magni." Kriecherei und Interessen-Speculation im Bunde! Aber so wurden sie die Erzieher der Conti, Bouillon, Rohan, Soubise, Luxembourg, Villars, Montmorency, Duras, Brancas Grammont, Boufflers, Nivernais, Mortemart, Brogli, Frequi, d'Estrées u. s. w., deren Namen uns meist in den intimen Maitressengeschichten oft begegnen.

Die Väter Lachaise und Letellier standen an den Thronlehnen und dictiren dem schlotterigen König den Widerruf des Edicts von Nantes in die Feder. Auch nur in möglichster Kürze zu erwähnen, wie die Jesuiten dann hausten im Innern der Kirche, gegen das, was sie „Jansenisten" nannten, was aber nur der Kern der gallicanischen Katholiken war, würde zu weit führen. „Unter dem vergleichsweise gemäßigten Ministerium des im Jahre 1793 gestorbenen Fleury ergingen nicht weniger als 56,000 Lettres-de-cachet, fast sämmtlich wegen der Streitigkeiten über den Jansenismus oder die Bulle "Unigenitus." So Voltaire. Diese Bulle war das von Rom bezogene Fanggarn für alle ihre Gegner. „Die Jesuiten und die Kabale von Issy haben es veranlaßt, daß zu dieser Zeit unter Louis XV. mehr Jansenisten verbannt oder eingekerkert wurden als Franzosen überhaupt unter der langen, harten und verfolgungssüchtigen Regierung Ludwigs XIV." So in den „Memoiren des Herzogs von Richelieu." Ueber den Grund von Port-Royal, das den Jesuiten mit g e s u n d e r Moral im Erziehungswerke Concurrenz gemacht, ging die Pflugschaar. Der Uebermuth war da; der Fall kam.

Anläßig eines Prozesses, der gegen die Jesuiten auf Wiederherausgabe mehrerer zu ihren Gunsten gemachten Vermächtnisse angestrengt wurde, erzählt Barbier in seinem "Journal historique du règne de Louis XV.": „Die Jesuiten haben ihren Prozeß verloren und müssen auch die Kosten tragen. Das Publikum hat bei der Verkündigung des Spruchs Beifall geklatscht; den vier anwesenden Vätern ist es unter Spottgezisch und Hohngelächter bis

in den Hof des Palastes gefolgt, wo gerade, wie immer Mittags, eine große Menschenmenge versammelt war. Sie sind dem Volke doch recht verhaßt, die armen Jesuiten.“

Das Unwetter, welches die Uebermüthigen mit Gewalt über sich heraufbeschworen hatten, brach zuerst in Portugal los. Die von A. Theiner angezogenen „Memoiren des Exjesuiten Georgel“ bezeugen, daß dort keine Stelle in Kirche oder Staat vergeben wurde ohne ihren Rath und ihre Mitbestimmung. Der Minister Sebastiano de Carvalhoe, Graf von Aeyras, Marquis de Pombal, rühmte sich gern, ein Mitglied des dritten Ordens des h. Franz zu sein, und das ist ja, wie Leo XIII. uns encyklisch zu belehren nicht ermüdet, neben dem Rosenkranz das Universalheilmittel für alle moralischen Schäden der Welt. Aber Pombal war es müde, bei seiner Staatsregierung überall die anmaßlichen Väter sich im Wege zu sehen; ihre vorgebliche oder begründete Theilhaberschaft an dem Tavora-Aveiro'schen Complott gab ihm 1759 Anlaß, die 600 Jesuiten des Landes in Schiffe zu verladen und dem hl. Vater auf die Küste von Civitia-Vecchia niederzusetzen.

Spanien nahm sich sofort ein gutes Beispiel an seinem Nachbarn; aber auch in Frankreich wurden die Väter melancholisch, denn es ahnte ihnen, es komme die ''summa dies'' und das ''ineluctabile fatum.''

Schon im Jahre 1755 war die Thatsache, daß die Jesuiten öffentliche Handelsgeschäfte trieben, bei denen es nicht ganz reinlich zugehe, etwas Neues nicht mehr. Es genüge, das Zeugniß des ehrwührdigen Dom Juan de Palafox anzuführen. Dieser spanische Prälat schrieb unterm 25. Mai 1647, also hundert und einige Jahre nach der Ordensgründung, an den Papst Innocenz X.: „Ich habe gefunden, daß alle beweglichen wie unbeweglichen Reichthümer und alle Kapitalien der südamerikanischen Provinzen sich in den Händen der Jesuiten befanden und so ist es noch heute...... Zwei ihrer Collegien haben allein 300,000 Stück Hämmel auf der Weide gehen, dazu eine verhältnißmäßige Menge Großvieh...... Sie haben auch sehr ergiebige Silberminen..... Zur Verwerthung ihrer Produkte haben sie Verkaufshallen, halten Viehmärkte ab, betreiben Schlächtereien. Nichts ist ihnen zu gering, was dazu dienen kann ihre Macht und ihren Besitz zu vermehren.“ In einem andern Briefe vom 8. Januar 1849 erstattet Dom Palafox demselben Papst Bericht über den Bankerott der Jesuiten in Sevilla. „Die ganze volkreiche Stadt schwimmt in Thränen. Die Wittwen, die Waisen, die von aller Welt verlassenen alten Jungfern, die guten Priester und so zahlreiche fromme Laien beklagen sich, von den Jesuiten schmachvoll um ihre Habe gebracht worden zu sein. Die Väter haben nämlich, nachdem sie 400,000 Ducaten von ihren Mitbürgern entlehnt und für ihre Sonderzwecke verbraucht hatten, einen unsauberen Bankerott gemacht. Vor Gericht gefordert und ihrer ganz Spanien schändenden infamen Handlung überführt, erhoben sie die Einrede, daß sie der weltlichen Jurisdiction nicht unterständen. Die Angelegenheit wurde vor den königlichen Rath von Castilien gebracht, und dieser entschied: „Wenn die Jesuiten gleich Weltleuten Handel trieben, so gehörten sie auch gleich den Weltleuten vor die königlichen Gericht.“

Der Bankerott des P. Lavalle'te weckte die alten Anklagen gegen das wucherische Treiben der geistlichen Compagnie wieder auf und gab ihnen wiederum, 100 Jahre nach Palafox, neue Begründung. Antoine Lavalette kann wohl als das geschickteste Handelsgenie gelten, welches der Orden jemals unter seinen Mitgliedern besessen hat. Er vereinigte mit ausgebreiteten Kenntnissen eine unermüdliche Thätigkeit und mit sicherm Blick beim Beschlußfassen die Gabe, die Gemüther gefangen zu nehmen und in ihr Vertrauen sich einzuschmeicheln. Er wirkte zuerst auf der Insel Martinique als einfacher Seelsorger im Kanton von Carbet, wurde aber, als man seinen Sinn für weltliche Angelegenheiten erkannte, in das gemeinsame Haus zurückberufen und als Oekonomie-Administrator angestellt. Als solcher sich bewährend, wurde er in kurzer Zeit Generalsuperior, Generalvisitator und apostolischer Präfekt auf den Antillen. Schon gleich im Beginne sah P. Lavalette seine Anstrengungen mit Erfolg gekrönt. Die Häuser, welche er in der Hafenstadt der Insel, in Saint-Pierre, erbaute, bildeten dort die schönste Straße. Auf der fünf Meilen nördlicher gelegenen Insel Dominique ließ er sich ein Terrain von drei Stunden Länge und einer Stunde Breite abtreten und besetzte dasselbe mit Hunderten von Negersklaven, die er von Schmuggelhändlern um Spottpreise einkaufte. Diese bauten ihm Maniok, Kaffee, Cacao, Zucker und andere Colonialprodukte. Vor allem aber erprobte P. Lavalette seine weltmännische Thätigkeit in seinen Berechnungen als Bankhalter. Auf Martinique cursirte die französische Münze, jedoch mit einem um ein Drittel höhern Werth; wer daher in Frankreich Zahlungen zu machen hatte, schickte dieselben nicht in baar dahin ab, sondern in leicht verkäuflichen Waaren, wodurch der sonst immer ein Drittel betragende Verlust um ein Beträchtliches herabgemindert wurde. P. Lavalette machte nun auf Grund seiner geschäftlichen Berechnungen den Colonisten folgenden Vorschlag: sie könnten sich die Mühe der Versendung und des überseeischen Verkaufs ihrer Produkte ersparen, wenn sie ihm dieselben zum Tagespreise überlassen und zur Bezahlung mit langzieligen Wechseln, in Frankreich zahlbar, sich zufrieden geben wollten. Viele ließen sich überreden. Die Wechsel, deren Verfallzeit auf zwei bis drei Jahre festgesetzt wurde, fanden stets zu Paris, seitens des P. de Sacy, des Generaladministrators der amerikanischen Missionen, eine so pünktliche Honorirung, daß die Papiere des P. Lavalette ein unbedingtes Vertrauen genossen; der geistliche Spekulant verfügte über einen geradezu unbeschränkten Credit. In der "Histoire generale des Antilles" von Dessalles heißt es darüber: „In der Zwischenzeit vom Tage der Ausstellung der Wechsel bis zum Verfallstage konnten fünf bis sechs Fahrten von den Antillen nach Frankreich gemacht werden, so daß Lavalette, selbst wenn er mit e i g e n e m Gelde gewirthschaftet hätte, aus seinem Bankbetrieb 180 Proc. Gewinn gezogen haben würde. Der Nutzen steigerte sich aber noch ungeheuer dadurch, daß seine Kapitalien bis auf den letzten Pfennig fremdes Eigenthum waren. Ihre Baarschaften konnten die Jesuiten anderwärts nutzbringend anlegen."

So leitete P. Lavalette nach und nach sämmtliche Kapitalien auf Mar-

tinique in seine Kasse, und er war schließlich nicht nur der einzige Großhändler, sondern auch der einzige Bankhalter auf den Antillen. Er hatte es in der Hand, den Preis der Landeserzeugnisse zu bestimmen und sie zu diesem selbstgemachten Preise aufzukaufen. Der Handel der Colonie mit dem Mutterlande war zum Monopole eines zur Armuth verpflichteten Missionspriesters geworden. Die Colonisten fühlten die Ruthe, die sie selber sich gebunden hatten. Ihre Klagen und Beschwerden gelangten zu den Ohren der französischen Regierung, und diese regte sich, um denselben abzuhelfen. Die Ordensobern zu Paris wurden angewiesen, den P. Lavalette herbeizubescheiden, damit er über sein Vorgehen Rechenschaft ablege. Diese Vorladung trübte den Humor des Handelspaters nicht im mindesten; er legte die Leitung seiner Geschäfte in die Hände seiner als zuverlässig erprobten Employes Cohen und Gautier — der erstere war Jude, der zweite Protestant — und schiffte sich ein mit dem Abschiedswort: die Sache werde in Frankreich leicht ins Reine gebracht und er bald wieder zurück sein. (Fortsetzung folgt.)

Thomas Arnold.

Eine pädagogische Skizze.

Frei bearbeitet nach dem französischen Original.

(Eingesandt von P. G. Eisen.)

(Schluß.)

Die Professoren betrachtete er als schätzenswerthe Mitarbeiter. Er hob sie in der Achtung der Schüler, indem er mit ihnen einen Schulrath bildete, und mit ihnen über Fragen der Disciplin und des Unterrichts conferirte. Er gestattete ihnen volle Freiheit in Mittheilung ihrer Vorschläge, soweit dieselben nicht in Opposition kamen mit den fundamentalen Prinzipien der Schule.

Dr. Arnold kam gern auf die sonderbaren Alternativen der Intelligenz und des Unvermögens zu sprechen, welches bei jungen Leuten oft aller Berechnung und menschlichen Anstrengung spottet. Stets pflegte er die Fleißigen anzuspornen. In Lancham geschah es, daß er einmal von dieser Regel abwich, indem er die Geduld verlor; er sprach in einem strengen Tone zu einem etwas schwach beanlagten Knaben. Der Schüler, ganz erstaunt, schaute ihn an und sagte: „Warum erzürnen Sie sich, ich thue in Wahrheit, was ich kann." Als der Dr. später darauf zu sprechen kam, sagte er etwa folgendes: „In meinem ganzen Leben war ich nicht so verwirrt; ich habe diesen Blick und diese Worte nicht vergessen."

Dr. Arnold war auch der erste englische Lehrer einer öffentlichen Schule, welcher die Aufmerksamkeit auf den historischen, politischen und philosophischen Werth des Studiums der lebenden Sprachen lenkte, eine Neuerung, welche eben so sehr gerühmt als angefochten wurde. Zwei Tage jeder Woche widmete er der Inspection aller Classen. Die allgemeinen Examen weckten bei den Schülern das lebhafteste Interesse. Sie waren frappirt über die Art, wie der Dr. alles, was sie wußten, aus ihnen herauslockte, und sie nöthigte, sich über ihr Wissen Rechenschaft zu geben. Denjenigen, welche die Schule durch-

gemacht, ist sein Blick noch gegenwärtig, mit dem er vor Beginn des Unterrichts die Classe überschaute, seine feste, würdige Haltung, der gewinnende Accent, mit dem er für jede gute Antwort dankte, die Strenge seiner Physiognomie, wenn seine majestätischen Augenbrauen sich hoben zu einem: „Setzen Sie sich.“

Seine Methode bestand darin, das Interesse jedes einzelnen zu wecken. Daher seine Gewohnheit, fragend zu unterrichten. Seine Generalregel war: Er gab keine Erklärungen, als nach einer guten Antwort. Dieselben waren klar und kurz, ausreichend, das Fehlende zu ergänzen, aber nicht mehr. Seine Fragen lenkten die Aufmerksamkeit des Schülers immer auf den Hauptpunkt hin und zeigten ihm genau die Grenze dessen, was er wußte und was er nicht wußte. Er drang auf ein Zusammenfasseu der Thatsachen, auf einen klaren Ausdruck, auf die Unterscheidung der Prinzipien und ihrer Folgen. Sie kommen hieher nicht um zu lesen, sondern um zu lernen, wie man lesen muß. Ausgezeichnet verstand er es, den religiösen Gegenständen eine packende Form zu geben. In seinen Auslegungen des Evangeliums spürte man, daß er darin die Richtschnur seines Lebens suchte und darnach handelte. Dr. Arnold war auch bescheiden genug, trotz seines eminenten Wissens, das, was er nicht wußte einzugestehen. Die griechischen und lateinischen Classiker übersetzte er mit einer seltenen Eleganz. Es liebte es auf der einen Seite auf die Verwandtschaft der Tugenden mit dem Geist des Christenthums und andererseits auf diejenige des Paganismus und seiner Früchte der Zügellosigkeit und der Grausamkeit hinzuweisen.

Die Promotionen zu Rugby waren und sind heute noch dieselben, wie in allen englischen Schulen, sie vollziehen sich nach den täglichen Noten. Das Vorrücken war individuell und konnte nur durch angestrengte Arbeit erkauft werden. Nil sine laborando war der Wahlspruch der Schule zu Rugby. Geist und Körper wurden stets in Thätigkeit erhalten. „Die Rolle der Zuschauer kommt nur Gott und den Engeln zu.“ Dieses Wort Bacons pflegte der Dr. gern im Munde zu führen. „Derjenige, welcher sich passiv verhält, sei es im Ueberwinden des Bösen, wie im Thun des Guten, wird gleich dem thörichten Knecht im Evangelium, der sein Pfund vergrub, Rechenschaft abzulegen haben.“ Bei den Unentschlossenen, welche vor jedem Hinderniß zurückschrecken, brauchte er das bekannte Wort: “Where it is a will there is a way.” „Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen.“ Um dieselbe Zeit schrieb er: „Mein größter Wunsch ist, meine Schüler auf den Punkt zu bringen, sich selbst zu regieren, was unendlich mehr werth ist, als sie selbst gut zu regieren. Seine große Macht bestand in dem lebhaften Interesse, welches es für das Leben überhaupt zu wecken wußte. Jeder Schüler sollte verstehen lernen, daß er hienieden eine Aufgabe zu erfüllen habe und daß er sein Glück wie auch seine Pflicht in der richtigen Erfüllung zu suchen habe. Daraus entspringt dann eine Freude zu jeder Arbeit; es macht sich das fröhliche Gefühl geltend, daß, wenn noch so jung, man die Mittel besitze, sich nützlich zu erweisen und glücklich sein zu können. Daraus entspringt

dann auch jene Hochachtung, die edle Hingebung zu dem, der uns den Werth dieses Lebens schätzen und die Achtung vor uns selbst, unsern Handlungen und unserer Mission lehrte." In diesem Sinne redete er zu den Schülern. „Es giebt keinen Ort auf dieser Welt, wo der individuelle Charakter mehr Gewicht hätte, als in einer öffentlichen Schule." „Erinnert euch wohl, ich beschwöre euch, meine Schüler, die ihr zu den höheren Classen aufsteiget, daß ihr zu keiner andern Zeit einen größern Einfluß auf eure Mitschüler sowohl für das Gute, wie für das Böse ausübet. Brauchet deßhalb euren Einfluß als Männer. Nehmet rasch Partei für alles was wahr, gerecht, nobel, würdig, bewundernswerth ist. Haschet nicht nach Popularität, aber thut eure Pflicht, helfet einer dem andern und ihr werdet der Schule eine größere Ehre hinterlassen, als worin ihr sie gefunden, und ihr habet den kommenden Geschlechtern eurer Landsleute einen Dienst erwiesen, dessen Umfang niemand zu messen im Stande ist."

Diese energischen Worte verfehlten nicht, einem Geiste zu rufen, der wohlthätig und segenbringend die Schule zu Rugby beherrschte. Nichts übertraf seine Leutseligkeit, außer vielleicht die Ehrerbietung für die, welche er in sein Herz geschlossen. Sobald er ihren moralischen Werth schätzen gelernt, behandelte er sie als seinesgleichen, als die Kinder seiner Worte, seines Herzens:

Gewiß, schreibt einer seiner älteren Schüler von ihm, er lehrte uns nicht, daß das Leben sich wie in Gemächer eintheilen lasse, daß einige unserer Handlungen gleichgültig, werthlos zu betrachten seien und worüber wir uns keine Sorgen zu machen brauchen und dagegen andere schwerwiegend und von hoher Wichtigkeit seien. Er glaube, daß in dieser vorübereilenden Zeit weder Mann noch Kind sagen können, welcher Akt unsers Lebens wichtig ist oder nicht, daß es oft bloß eines Wortes, eines unüberlegten Blickes bedarf, um den Nächsten vom rechten Wege abzubringen, einen von denen, für welche der Herr sein Blut vergossen für den er in den bittern Tod gegangen ist. Er betrachtete das Leben als eine zusammenhängende Kette von Handlungen, von Gedanken, von großen und kleinen Beweggründen, von edlen und unedlen Wünschen, und erschloß daraus, daß die wahre Weisheit die ist, die sich unter das Gebot des göttlichen Meisters, der uns mit seinem Blut erkauft hat, fügt: Ihr esset nun oder trinket, oder was ihr thut, so thut alles zu Gottes Ehre, 1 Cor. 10, 31, folgend der Lehre des Apostels Paulus, welcher diese Regel für Mann und Kind zur Richtschnur evangelischen Lebens machte. Diejenigen aber, welche glauben, daß diese Lehre nicht mehr für unsere Zeit paßt, mögen uns die Erklärung geben, warum ein Prädikant des 19. Jahrhunderts auf eine tiefere moralische Basis herabsteigen sollte, als diejenigen des 1. Jahrhunderts.

Man müßte sich billig wundern, wenn in dem Erziehungssystem der Schule nicht auch der stille Einfluß der Frau des Dr. Arnold sich zu erkennen gegeben hätte. Sie sorgte als Hausmutter in der Familie, kam den verschiedenen Bedürfnissen der Zöglinge entgegen, trug für ihre körperliche Pflege Sorge, sympathisirte mit ihren Vergnügungen und Sorgen, lud dieselben

zum Thee, plauderte mit ihnen in edler familiärer Weise. In ihrem Salon verwischte sich jede Spur der Rohheit. Der Schüler, mit Achtung empfangen, bemühte sich, sich derselben würdig zu zeigen. In dieser gesunden Atmosphäre sproßten Ideen, und wurden die jugendlichen Neigungen geläutert. Kurz, der Zögling trat gebessert aus dem Haus. Zweiundzwanzig Jahre der Ehe hatten die Begeisterung des Gatten für die Gattin stets frisch erhalten. Dr. Arnold hing an seiner Familie, als hätte er keine Freunde gehabt, an seinen Freunden, als hätte er keine Familie gehabt, und an seinem Lande, als hätte er weder Familie noch Freunde gehabt.

Dr. Arnold empfand aufs tiefste den Verlust einer Schwester, welche nach jahrelangem Siechthum einer Rückenmarksschwindsucht erlag. Er schrieb darüber an einen Freund: „Unsere theure, heißgeliebte Susanne hat uns verlassen. Nie schaute ich ein vollkommneres Beispiel selbstverleugnender Nächstenliebe, die an völlige Selbstaufopferung gränzte. Während 20 Jahren, die ein unaufhörliches Martyrium bezeichneten, ist sie nicht von dem frühzeitig gefaßten Entschlusse abgewichen, niemals über ihre Leiden zu sprechen. Sie beschäftigte sich mit den Freuden anderer und nahm Interesse an den unbedeutendsten Angelegenheiten der Ihrigen. Vollständig sich selbstvergessend, ausgenommen ihr Streben nach Wohlthun, erfreute und erlabte sie sich an allem, was wahrhaft liebenswürdig, nobel, anmuthig, wirklich schön ist an den Werken Gottes und der Menschen; im vollsten Sinne des Wortes erfüllte sich an ihr das Wort: „Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen," trotzdem sie unfähig war, ihren Krankenstuhl zu verlassen oder selbst ihre körperliche Lage zu wechseln. Sogar durch die Schatten des Todes blieb sie von aller Bangigkeit befreit, keine Ungeduld, keine Wolke verdunkelte ihre Sinne, noch die heitere Schönheit, die sich in der Beweisung des heil. Geistes offenbarte. Möge Gott mir nur den hundertsten Theil dieser Gnade verleihen. Sie starb in der Nacht des 20. August 1832. Die letzten Monate oder besser gesagt, die letzten 20 Jahre waren eine fortwährende Vorbereitung auf den Tod. Aber jene nervöse Furcht im Angesicht des nahenden Todes blieb ihr erspart. Niemals habe ich einem solchen vollständigen Triumphe über den Egoismus, einer solch wunderbaren Neugestaltung des innern Menschen beigewohnt und das auf Kosten langer, nicht zu beschreibender Schmerzen."

Während seiner Reise in Frankreich im Jahre 1839 besuchte Dr. Arnold am Himmelfahrtstage die Kathedrale von Chartres. Den Tag darauf schrieb er: „Als ich die Menge der Gläubigen sah, welche das Schiff und die Seitengallerien füllte, um dem feierlichen Gottesdienste, der im Chore celebrirt wurde, anzuwohnen, als unter den donnerähnlichen dahinbrausenden Klängen der Orgel und dem Gesang der geistlichen Congregation die hohen Gewölbe des majestätischen Baues wiederhallten, dachte ich unwillkürlich an den Contrast, den dieser Pomp zu der kahlen Blöße unserer Kathedralen bildet, wo alles, mit Ausnahme des Chores, nur ein kaltes monumentales Bauwerk bildet.

Es herrscht meiner Ansicht nach ein schwerer Irrthum, indem man den Aberglauben mit der Prachtentfaltung der römischen Kirche zu leicht verwech-

felt. Nachdem die Reformation gegen die Mißbräuche des hohen katholischen Klerus sich erhoben, hat sie dieselben bei ihren kirchlichen Würdenträgern gut geheißen,*) während sie die besten und volksthümlichsten Bestandtheile des alten Kultus unterdrückte, nämlich den Anblick des Schönen, der die Seele ergreift, die Salbung, welche über den ganzen Gottesdienst ausgegossen, die die Herzen in brünstiger Weise zur Andacht stimmt. Die allezeit offenen Kirchen, die Abwechslung der gottesdienstlichen Funktionen, die majestätische Feierlichkeit, die Prozessionen, die Kruzifixe sind eben so viele Aufforderungen zum Glauben und stehen in keiner natürlichen Verbindung mit dem Aberglauben. Man vergesse nicht, daß, wenn auch der christliche Kultus wesentlich geistiger Art ist, und weder von der Zeit, noch von Orten, noch von Formen abhängig gemacht werden darf, das Christenthum sich durch das größte sichtbare Zeichen in der Person Jesu Christi manifestirt hat. Gott und Mensch. Verwerfen wir die Einmischung der Sinne, so fallen wir in den betrügerischen Hochmuth zurück, welcher glaubt, allein vermöge seiner Vernunft bis zu dem ewigen, unsichtbaren Gott vorzudringen, ohne einen Fürsprecher und Mittler.

Nach England zurückgekehrt, nahm er sein Werk wieder auf, allein es erschöpfte seine Kräfte. Er glich einer Flamme, die im Leuchten sich selbst verzehrt. Er träumte davon, sich nach Fox How zurückzuziehen, woselbst er sich ein Haus gekauft und seine Ferien zugebracht hatte. Seine Wünsche sollten sich nicht erfüllen. Sein Leben, das in Gott wurzelte, war reif für den Himmel. Den 12. Juni 1842 wurde er den Seinigen und seiner Adoptiv-Familie, deren Seele er gewesen, entrissen. Er brachte sein Leben auf 47 Jahre. Wenige Menschen haben solch leuchtende Spuren und eine eben so tiefe als unauswischbare Trauer zurückgelassen.

Die Offenheit, die Abscheu vor der Lüge, die Liebe zur Gerechtigkeit, der Gehorsam gegen die Gesetze, die Liebe zu den Vorgesetzten, die Achtung vor der Religion und vor sich selbst, die Reinheit der Sitten, die Würde des Auftretens, welche die Ehre einer guten englischen Erziehung ausmachen, verdankten die Schüler zu Rugby zum großen Theil dem persönlichen Charakter des Dr. Arnols. Seine edlen Absichten, die Kraft seiner Seele, sein mächtiger Einfluß, sein Mitgefühl, welches niemand in seiner Umgebung verkennen noch in Zweifel ziehen konnte, waren die Hauptursachen, welche dazu beitrugen, den Geist vieler englischer Schüler zu heben und veredelnd auf sie einzuwirken. Ja, es ist schön, sich selbst zu überleben, durch das Gute, das man seinem Vaterlande erwiesen.

Psychologie.

Eingesandt von A. Breitenbach.

(Fortsetzung.)

Von größerer Bedeutung für die Geistesbildung als der Geschmack und der Geruch ist der Hautsinn. Einerseits sind seine Empfindungen, insbesondere die Druckempfindungen, viel bestimmter, andererseits führt er uns eine

*) Man vergesse nicht, daß ein Mann der Hochkirche seine Ansicht ausspricht.

Menge neuer Empfindungen zu, durch welche wir wesentliche, sonst unbekannte Eigenschaften der Körper kennen lernen. Ueberdies dient sein vornehmstes Organ, die Hand, allen anderen Sinnen, indem es ihnen die zu untersuchenden Gegenstände darbietet. Welch hoher Ausbildung der Tastsinn fähig ist, können wir namentlich an den Blinden erkennen. Die Fingerspitzen sind das Auge des Blinden. In der Dunkelheit wird auch der Suchende durch den Tastsinn geleitet. Die Empfindlichkeit des Tastsinns pflanzt sich auch von der Hand auf Instrumente über, mit denen wir die Außendinge tastend berühren. Man denke hierbei an des Blinden Stab. Da alle Empfindungen des Hautsinns nur durch direkte Berührung des Gegenstandes mit dem Empfindungsorgan zu Stande kommen, so liegt hierin der subjektive Charakter des Sinnes. Daneben zeigt er aber auch eine objektive Seite, besonders bei den Druck- und Wärmeempfindungen. Zwei verschiedene Personen finden die Oberfläche eines Körpers nicht verschieden, etwa die eine weich, die andere hart. Ebenso unterscheidet man in Uebereinstimmung mit andern, ob ein Gegenstand hart, kalt, lau, warm, heiß 2c. sei. Seinem Wesen entsprechend hat der Gefühlssinn einen subjektiv-objektiven Charakter.

Jeder Sinn ist nur ganz bestimmten Reizen zugänglich und hat seine besonderen Nerven. Daher erzeugen Schallwellen z. B. keine Gesichtsempfindungen. Die Empfindungen eines jeden Sinnes sind ganz eigenartig und mit denen aller übrigen völlig unvergleichbar. Diese Eigenschaft nennt man die specifische Energie der Sinne. Jeder Sinn führt gleichsam eine eigene, ihm eigenthümliche Sprache, in welcher er auf alle äußern Reize antwortet.

Die Empfindung.

Bei der Geburt eines Kindes ist die Seele noch völlig unentwickelt. Sie gleicht dem Keim einer Pflanze. Wie ein Apfelkern weder Wurzel noch Stamm, weder Aeste noch Zweige besitzt, so hat auch die Seele des Kindes weder Vorstellungen noch Gedanken, weder Gefühle noch Entschlüsse. Nur die Anlage dazu ist von Anfang an gegeben. Wie nun der Apfelkern in einem angemessenen Boden gedeiht, so strebt auch die Kindesseele, wenn sie mit der Außenwelt in Berührung gebracht wird, nach Entwickelung. Die Eindrücke der Außenwelt werden von ihr aufgenommen, und nach dieser Aufnahme entwickeln sich die Anlagen des Geistes. Ursprünglich ist nur das eine Vermögen vorhanden, äußerliche Eindrücke aufzunehmen, d. h. zu empfinden. Die Empfindung ist somit der Seele Urvermögen.

Die durch die Sinnesorgane vermittelten Empfindnngen heißen Sinnesempfindungen. Damit eine Sinnesempfindung zu Stande komme, ist erforderlich: 1. Der äußere Reiz, als physischer Bewegungszustand, entweder einer wägbaren Materie, wie z. B. Druck, Schall, oder eines unwägbaren Mittels, wie bei dem Lichte. 2. Der Anschlag dieses physischen Bewegungszustandes auf eine empfindliche Körperstelle, und zwar entweder in unveränderter Form, wie bei Schall und Licht, oder aber in veränderter Gestalt, wie z. B. bei dem Wärmereiz. 3. Der Erregungszustand der Nervenfaser, als ein rein physischer und innerer Nervenprozeß, der an sich mit der Empfindung, zu der er hin-

führt, keine Aehnlichkeit hat. 4. Die Uebertragung des Erregungszustandes der Nervenfaser auf die Centraltheile des Nervensystems und schließlich auf das Gehirn als Centrum höchster Ordnung, insbesondere auf jenen Theil desselben, den man als Sitz der Seele anzusehen geneigt ist. 5. Das letzte Glied dieses Prozesses ist die Empfindung selbst, welche die Seele in Folge der vorausgegangenen Prozesse aus sich selbst heraus erzeugt. Sie ist keineswegs ein Abbild des Außendings, sondern eine Antwort auf den von demselben ausgehenden äußeren Reiz, allerdings eine Antwort in der von der Seele eigenthümlich geführten Sprache der „Vorstellung".

Die Anschauung.

Geht man in einer Baumallee spazieren und ist dabei lebhaft in Gedanken beschäftigt, so nimmt man zwar die Bäume wahr und hütet sich, mit denselben zusammenzustoßen; allein es bleibt bei der bloßen Wahrnehmung. Hört aber die Gedankenarbeit auf und bemerkt man einen Gegenstand, der dem Geiste neu ist, so wird derselbe von der Wahrnehmung angehalten. Man bleibt vor dem Gegenstande stehen. Dieses augenblickliche Angehaltenwerden unseres Geistes von einem Gegenstande nennt man das Interesse. (Die Bedingung liegt im Gefühl; die Wahrnehmung muß das Gefühl erregen. Man nennt das Interße theoretisches Gefühl; es ist allerdings noch Gefühl; aber in einer Gestalt, welche es über sich selbst hinaustreibt und unmittelbar zum Erkennen führt. Das theoretische Gefühl ist somit der Ausgangspunkt und der geistige Grund des Erkennens. Ohne Interesse tritt keine Anschauung ein; es bleibt dann bei der Wahrnehmung.) Ein Gegenstand erweckt unser Interesse nur unter doppelter Bedingung: einmal muß er unserm Geiste etwas Neues bieten, fürs andere muß dieses Neue dem Geiste faßbar sein. (Ein Kind wirft die Taschenuhr fort und spielt mit der Peitsche.)

Verlängert sich das Interesse zu einem bleibenden Zustande, oder wird unser Geist durch einen Gegenstand nicht nur angehalten, sondern auch festgehalten, so nennen wir diesen dauernden Zustand Aufmerksamkeit. Sie ist kein passives Hingegebensein, sondern eine geistige Thätigkeit, vermöge deren wir alle einzelnen Merkmale des Körpers kennen zu lernen suchen, sie währt so lange, bis der Geist alle Merkmale erfaßt hat; alsdann bricht sie ab. Die Aufmerksamkeit ist die zweite Vorbedingung für das Zustandekommen der Anschauung.

Hat man von einem Gegenstande alle Merkmale in bestimmter Ordnung, Reihenfolge, gesammelt und ihren innern Zusammenhang erkannt, so hat man von dem Gegenstande eine Anschauung. Dies ist ein Begriff, welcher von verschiedenen Pädagogen verschieden gebraucht wird und darum nicht frei von mancherlei Unklarheiten geblieben ist. Von den einen wird die Anschauung geradezu mit der Wahrnehmung identifizirt, von andern als „eine deutliche und wohlgegliederte Gesammtvorstellung" erklärt; in Wahrheit ist sie aber etwas ganz Eigenartiges. Um ihren Begriff genau festzustellen, geben wir am besten vom eigenen Sprachgebrauch aus. Hier werden „sehen" und „schauen" zwar als verwandte, aber doch wesentlich verschiedene Ausdrücke

angewendet. Während „sehen" die bloß sinnliche Thätigkeit des Gesichtssinnes bezeichnet, kommen beim „Schauen" als bedeutsame neue Merkmale hinzu: das Vertiefen in die Sache, das Verweilen bei ihr und das Erfassen derselben nach ihren verschiedenen Seiten.

Die Anschauung ist nicht mit der Wahrnehmung zu verwechseln. Mit derselben hat sie nur das gemein, daß beide die sinnliche Unmittelbarkeit des Objekts voraussetzen; sie unterscheidet sich aber von ihr dadurch, daß die Wahrnehmung eine nur sinnliche, die Anschauung aber zugleich eine geistige Thätigkeit ist.

Ursprünglich ist der Ausdruck Anschauung lediglich auf die Thätigkeit des Gesichtssinnes bezogen. Die Pädagogik gab ihm aber eine weitere Bedeutung, indem man ihn auf alle übrigen Sinne übertrug. Lauscht man einem Gesange aufmerksam zu und hört durch die Vertiefung in denselben allmählig Taktart, Tonart, Melodie und Harmonie heraus, so gelangt man zur Anschauung des betreffenden Liedes.

Aus den Anschauungen entstehen, wie später näher gezeigt werden wird, Vorstellungen, und aus diesen bilden sich die Gedanken. Die Anschauungen bilden den im ersten Grade verarbeiteten Rohstoff für alle höheren Seelengebilde. Sie sind die sinnlichen Illustrationen im Bilderbuche unseres Vorstellens, ohne welche unsere höheren, übersinnlichen Vorstellungen keinen Sinn hätten. Dadurch ist die Bedeutung der Anschauung für die intellectuelle Bildung des Menschen ersichtlich. Der Lehrer biete deshalb den Kindern einen Reichthum von Anschauungen. Dieselben müssen klar sein, d. h. das Kind muß alle Merkmale des Gegenstandes kennen, und ihn von andern unterscheiden. Ferner müssen alle Anschauungen deutlich sein, d. h. das Kind muß die einzelnen Merkmale unterscheiden können und ihren innern Zusammenhang erkennen. Würde man den Kindern einen zertheilten Vogel zeigen, so hätte es zwar alle Merkmale desselben, aber doch keine Anschauung von ihm; es fehlt die Kenntniß des innern Zusammenhangs dieser Merkmale.

Die in den Sinnesnerven erregte Strömung muß ununterbrochen bis ins Gehirn gelangen. Wie der Telegraphendraht zwischen zwei Stationen keine Unterbrechung erleiden darf, wenn der elektrische Strom von der einen Station zur andern gelangen soll, so müssen auch die Sinnesnerven eine ununterbrochene Leitung zwischen dem Sinnesorgane und dem Gehirn bilden. Das Durchschneiden oder gar Absterben der Sehnerven hat Blindheit, der Gehörnerven Taubheit u. s. w. zur Folge. Der Verkehr des Nervs mit dem Gehirn hat dann ein Ende, weil kein Weg mehr vorhanden ist, auf welchem die Nervenerregung ins Gehirn gelangen könnte.

An einer Empfindung unterscheiden wir Inhalt, Stärke und Ton. Inhalt ist die qualitative Bestimmtheit der Empfindung in Bezug auf die Natur des sie erzeugenden Reizes. Stärke nennt man die quantitave Bestimmtheit der Empfindung rücksichtlich der Größe des sie erzeugenden Reizes, wie bei den Gewichten, Temperaturen und den Beleuchtungsgraden. Unter Ton der Empfindung verstehen wir die Annehmlichkeit derselben, je nachdem

die Störung, die der Empfindungsreiz hervorruft, eine Förderung oder eine Hemmung der leiblichen Wohlfahrt mit sich bringt.

Die Sinnesempfindungen sind zwar die wesentlichsten und für die Seelenentwickelung bedeutendsten, allein doch nicht die einzigen Empfindungen. Es gibt in unserm Körper ohne direkte Einwirkung eines äußern Gegenstandes Zustände, welche in der Seele wohl empfunden werden, obschon sie nicht durch ein besonderes Sinnesorgan vermittelt sind. Solche Empfindungen heißen Körperempfindungen. Dieselben zerfallen in Gemein- und organische Empfindungen. Die ersteren beziehen sich auf den Zustand des ganzen Körpers, indem sie uns sagen, wie uns zu Muthe ist, ob wir uns wohl oder übel befinden. Sie geben uns also Kunde von unserer Aufgelegtheit oder Unaufgelegtheit, Kräftigkeit oder Schwächlichkeit, von Gesundheit oder Krankheit, Sättigung oder Hunger. Die organischen Empfindungen beziehen sich auf einzelne Organe. Sie geben uns Kunde von der Ermattung gewisser Muskeln, von Krampf, Kitzel, Zahnweh, Kopfweh 2c.

Die Wahrnehmung.

Anfangs gehen die einzelnen Empfindungen des Kindes unterschiedlos in einander über. Die Seele ist nicht im Stande, die verschiedenen Empfindungen von einander zu unterscheiden. Wenn aber das Kind den Tisch vom Stuhl, den Gesang vom Gespräch unterscheiden kann, dann hat es eine bewußte Empfindung oder Wahrnehmung, Perzeption. Diese ist demnach das nothwendige Resultat der Empfindung, die ihre Bedingung ist. Die Wahrnehmung setzt die Empfindung stets voraus, ist ihre Wahrheit und Vollendung und darum ein höheres psychisches Gebilde als die Empfindung selbst. Eine Empfindung kann wohl ohne jegliches Bewußtsein eintreten, niemals aber eine Wahrnehmung. Im Schlaf z. B. tritt das Bewußtsein und in Folge dessen die Wahrnehmung zurück, die Empfindung aber dauert fort, was leicht und vielfach beobachtet werden kann, wenn der Schlafende etwa durch ein Insekt, durch Kitzeln der Haut, durch Geräusch im Innern und dergleichen gestört, aber nicht geweckt wird. Wahrnehmen kann man nur im Zustande des Bewußtseins.

Statt der wirklichen Wahrnehmung kann auch eine Sinnestäuschung eintreten. Oft nehmen wir einen Gegenstand nicht so wahr, wie er ist. Man nennt diese Sinnestäuschung **Sinnestrug** oder Illusion. So ist es eine Illusion, wenn jemand da, wo ein weißer Birkenbaum steht, ein Gespenst zu sehen meint. Die Illusion entsteht also, wenn ein an und für sich richtiger Sinneseindruck falsch gedeutet wird. Künstler suchen Illusionen hervorzurufen. Der Maler will, daß wir gewisse Zeichnungen in seinem Bilde für wirkliche Gegenstände halten, der Schauspieler, daß wir ihn für den Helden nehmen, den er darstellt.

Die zweite Art der Sinnestäuschung, Sinnesvorspiegelung oder Hallucination, spiegelt uns eine Wahrnehmung vor, wo in Wirklichkeit gar keine stattfindet. Während also bei der Illusion noch ein äußerer Sinneseindruck vorhanden ist, der aber falsch gedeutet wird, fehlt dagegen bei der Hallucina-

tion jeder äußere Gegenstand, der sie veranlassen könnte; sie ist demnach eine Sinnestäuschung ohne Sinneseindruck. So ist es auch eine Hallucination, wenn Jemand, veranlaßt durch Blutandrang nach den Ohren, ein Glockengeläute zu hören meint, ohne daß irgend welche Schallwellen in sein Ohr dringen. Die mannigfaltigsten Beispiele der Hallucination treten namentlich bei solchen Menschen hervor, welche an Störungen des physischen oder psychischen Lebens leiden. Man findet sie jedoch auch bei geistig und körperlich Gesunden in Folge anhaltender geistiger Anstrengung, Aufregung, längeren Fastens, bedeutender Affecte. Ja, sie können durch eine gewisse Fertigkeit künstlich hervorgerufen werden, wo sie dann die Form von Visionen und ekstastischen Verzuckungen annehmen. Sehr bekannt sind z. B. die Gesichtstäuschungen des Gelehrten Nicolai, der tage- und wochenlang allerhand Gestalten vor sich sah. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Das 50jährige Jubiläum Leo's XIII. ist in der letzten Zeit dasjenige kirchliche Ereigniß gewesen, welches am meisten Interesse erregt hat. An Geschenken hat's dem Papst nicht gefehlt und doch erhielt er das nicht —, woran die Seele des alten Mannes hängt ein kleines Kirchenstäätchen. Zwar war das ganze Jubiläum dafür bestimmt, den politischen Wünschen des Papstes nach „Freiheit," d. h. nach einem weltlichen Fürstenthum, möglichst Ausdruck und Nachdruck zu geben, aber eben in Rom selbst ist man der Ansicht, daß gerade das päpstliche Jubiläum den Beweis geliefert habe, daß der Papst alle nöthige Freiheit besitze. Die Bewohner von Rom haben außerdem wenig Lust, wieder unter die weltliche Herrschaft des Papstes zu kommen, so wenig als sie dafür begeistert sind, ihm viel zu schenken. Man hatte nämlich als Geschenk der Römer zwei goldene Schüsseln geplant und erwartete in Rom 20,000 Lire dafür zu sammeln. Es kamen aber nur 3000 Lire ($560) zusammen. Um so reichlicher ist der Papst von überallher beschenkt worden. Die Herrlichkeit der Reiche und der Reichen dieser Welt wandert nach Rom, um dem „vicarius Christi" gegeben zu werden, und er würde gerne noch ein weltliches Reich oder am allerliebsten alle Reiche dieser Welt noch mit dazu nehmen, wenn sich nur einer fände, der sie ihm geben wollte. Da er aber noch nichts davon sehen kann, so lebt er in Hoffnung und vom Glauben der Welt an seine Weisheit und seine Macht. Es ist der Glaube der Regierenden an seine politische Klugheit, der Glaube der Reichen an seine die bestehenden Zustände erhaltende Macht und Weisheit, der Glaube der Regierten an seine politische Unterstützung und der Glaube der Armen an seine geistliche Hülfe. Am besten stellt sich dabei in ihrer Art die Kurie, es bringt ihr wenigstens Geld, während der Glaube der Andern mit manchem „Wenn" und „Aber" behaftet ist.

Es hat sich das am deutlichsten gezeigt bei dem Ueberbringer des Geschenkes der Königin von England. Derselbe hatte, wirklich, wie die protestantische Allianz (Theol. Ztschr. 1887, Seite 381) befürchtete, den Nebenauftrag, dem Papste die Herstellung diplomatischer Beziehungen anzubieten, wenn er die Irländer beruhigen wollte. Indeß hat „der Greis im Vatican, der die Welt regiert," den englischen Unterhändler abschläglich beschieden. Die Trauben waren doch zu sauer und die Irländer sind in ihrer Politik zu unfehlbar, als daß sie sich dieselbe vom Papste vorschreiben lassen würden.

Vom König von Italien hat der Papst natürlich kein Geschenk erhalten. Die Königin von Italien hat anfragen lassen, ob ein Geschenk angenommen werden würde. Die Antwort darauf war, daß das nicht geschehen werde, so lange die königliche Residenz in Rom sei.

Uebrigens ist die Sekundizfeier des Papstes zum erstenmal in solch theatralischer

Weise zur Politik und Geschenkenehmerei ausgenützt worden. Die Sekundizfeier Pius IX. blieb noch in bescheidenen Grenzen und vorher hat man überhaupt eine solche Feier nicht gekannt, obwohl einige Päpste den 50. Jahrestag ihrer ersten Messe erlebten.

Das Geschenk des Präsidenten Cleveland ist mit den Geschenken der Souveräne ausgestellt worden. Wie viel irische Stimmen diese Ausstellung wohl werth ist. Das ist zwar alles eitel, aber es ist auch alles Politik.

Die Trennung der Norwegisch-lutherischen Synode scheint sich im Ganzen vollzogen zu haben und die Missourier sind wenigstens unter den Pastoren Sieger geblieben. In den Gemeinden dagegen, wo die Opposition gegen die Missourier stärker war, steht die Sache etwas anders. In einem Bericht über eine vom 9.—15. Nov. abgehaltene Pastoralkonferenz der norwegischen Missourier wird darüber geklagt, daß immer neue Austrittserklärungen von Gemeinden einlaufen. Wenn das auch ein Zugeständniß ist, daß der Sieg der Missourier von den austretenden Gemeinden als endgültig angesehen wird, so ist es auf der andern Seite doch keineswegs angenehm, vom Siege nichts als den Ruhm zu haben

Die Spannung innerhalb des Generalkonzils scheint immer stärker zu werden. Gegenwärtig ist die Kropper Anstalt der Zankapfel, während allerdings die letzten Gründe des Streites viel tiefer liegen. Die Kropper Anstalt war auf Anregungen hin, die vom Generalkonzil selbst, d. h. von der deutschen Komite für innere Mission, ausgingen, von Pastor Paulsen ins Leben gerufen worden. Obwohl derselbe „sein und seiner Frau Vermögen und mehr auf die Anstalt verwendet" hat, so ist dieselbe bis jetzt noch nicht vom Generalkonzil anerkannt oder unterstützt worden. (Alle Unterstützungen der Kropper Anstalt innerhalb des Generalkonzils waren und sind Privatsache.) Es hat sich nun ein „Kropper Missions-Hilfsverein" gebildet, welcher in einem Flugblatt zur Bildung von Zweigvereinen auffordert. In dem Flugblatt wird u.A. gesagt: „Trotz aller Bemühungen, den Bedürfnissen unserer deutsch-lutherischen Kirche hierzulande gerecht zu werden, haben wir die betrübende Erfahrung und Thatsache, daß nicht nur Tausende von Lutheranern den Sekten anheimgefallen, sondern auch ganze Gemeinden reformirt geworden sind; und das geschah lediglich wegen Mangel an tüchtigen, opferfreudigen Pastoren......Es gibt Pastoren, die 5, 6, 7 und 8 Gemeinden bedienen, so daß an manchen Orten heute noch das Wort Gottes sehr rar ist. Alle Monate vielleicht eine lutherische Predigt. Solche Zustände konnten sich nur entwickeln, weil den Bedürfnissen der lutherischen Kirche wegen Mangel an Pastoren nicht entsprochen werden konnte."

In „Herold und Zeitschrift" wird nun mit einer Grobheit, die nichts zu wünschen übrig läßt, diesen Bestrebungen der „Schwärmer für Kropp," wie man sie zu nennen beliebt, entgegengetreten. Da heißt es: „Freunde — (so werden „die Schwärmer für Kropp" angeredet) „Geradeaus." Wollt Ihr das Konzil zerreißen, warum denn nicht geradeaus? Warum solche Winkelzüge! Warum alle paar Monate andere Ränke, Kniffe — alles unter dem Deckmantel des großen Märtyrers „Mission"?

Geradeaus — das gilt auch insbesondere für das Konzil. Mit jedem Jahr treibens diese Leute, welche das Konzil in verantwortungsvolle Stellen gesetzt hat, toller und entwickeln eine immer stärkere und von Jahr zu Jahr wachsende Opposition gegen die Anstalten des Konzils, dessen Beamte und Interessen. Will das Konzil seine Disorganisation, so belasse es diese Wühler in ihren Aemtern!"

Aber sobald man die andere Seite hört, klingt die Sache wieder anders. Interessant ist, was Pastor Paulsen nach seinem Besuch in Amerika berichtet. Er sagt namentlich mit Bezug auf den Beschluß des Konzil, daß die Kropper Anstalten nur Studenten für das Seminar in Philadelphia liefern sollten, u. A. folgendes:

„Ich muß konstatiren, daß ich zu meinem Leidwesen bemerkt habe, wie von Seiten des Seminars zu Philadelphia das Emporblühen des Seminars zu Kropp nicht mit freundlichen Augen angesehen wird; ich muß dies feststellen trotz aller freundlichen Versicherungen, welche mir von Professoren in Philadelphia gegeben worden sind. Ich finde diese Abneigung des Seminars zu Philadelphia allerdings begreiflich. Das Seminar zu Philadelphia ist total englisch, was leider in Anpreisung desselben in Deutschland

verschwiegen ist. Der gesammte Unterricht wird in der englischen Sprache ertheilt, und wer also der englischen Sprache nicht vollkommen mächtig ist, ist nicht im Stande, dem Unterrichte zu folgen. Nun kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Deutschen, wenn sie nach Philadelphia herüber gehen, nicht im Stande sind, einer englischen theologischen Vorlesung zu folgen und die Jahre sind für sie daher fast verloren und wer nicht mit guten Grundsätzen kommt, wird also gewiß durch die Bildung in Philadelphia nicht befähigt, Pastor an einer deutschen Gemeinde zu sein.

Von den sechszig Studenten, die jetzt in Philadelphia sind, sind augenblicklich vier, höchstens fünf, welche deutsch predigen können, und zwar lediglich deßhalb, weil sie aus deutschen Vorbildungsanstalten kommen. Man kann es verstehen, wenn die deutschen Gemeinden mit großer Besorgniß auf diese Thatsache hinblicken, und eine große Anzahl von Mitgliedern der Kirchenvertretung haben mir es ausgesprochen, daß sie in dieser Arbeit in Philadelphia eine Gefahr für die deutsche lutherische Kirche sehen müssen, wie denn auch die Thatsache es bereits bewiesen hat, daß eine Kirche nach der andern den deutschen Lutheranern verloren geht, weil die betreffenden Geistlichen mehr Interesse für das Englische als für das Deutsche hatten. Es ist daher allerdings eine gewisse Kühle gegen das Seminar zu Philadelphia in den deutschen Gemeinden entstanden. Nachdem soviel Gelder, die die Deutschen zusammengebracht hatten, einzig und allein den englisch redenden Lutheranern zu gute gekommen sind, tragen die deutschen Gemeinden großes Bedenken, Gelder zusammenzubringen für Anstalten, die den Englischen dienen. Die Deutschen hatten nun noch einen Versuch gemacht, ihr Interesse zu wahren, sie gründeten eine deutsche Professur und fundirten dieselbe. Der Pastor Dr. Späth an der Johanneskirche in Philadelphia wurde damit betraut, er wurde im Nebenamt deutscher Professor, aber auch er war nicht im Stande, deutsch zu unterrichten, weil die Majorität seiner Zuhörer nicht deutsch verstand. Dieser Vorgang beleuchtet wohl am allerbesten das Verhältniß zum Predigerseminar in Philadelphia. Auch der gutmüthigste Deutsche müßte sich sagen, daß das Seminar zu Philadelphia nicht nur nicht das allergeringste zur Unterstützung der deutschen Gemeinden that, sondern daß es geradezu eine Gefahr für dieselben war. Es kam sogar soweit, daß einmal die englisch redenden Studirenden sich weigerten, mit den deutschen zusammen ihre Andacht zu halten. Wenn man diese constatirte Thatsache in Erwägung zieht, wird man das Verhältniß der deutschen Gemeinden zum Seminar in Philadelphia würdigen können, man wird aber auch begreifen, weßhalb das Seminar zu Philadelphia es wünscht, vom Seminar zu Kropp eine Klasse rein deutscher Studenten zu erhalten und weßhalb die deutschen Gemeinden und Pastoren in Amerika fast ausnahmslos diesen Wunsch als unerfüllbar bezeichnen. Ich habe wohl gegen 60 Geistliche kennen gelernt und unter denselben nur zwei, die es für möglich hielten, daß wir uns auf einen derartigen Vertrag einlassen könnten. Die deutschen Gemeinden fühlen, daß sie durch eine derartige Verbindung geradezu ebenso um das Seminar zu Kropp kommen würden, wie sie um das Seminar zu Philadelphia gekommen sind, und würden wir uns in einen derartigen Vertrag mit Philadelphia einlassen, so würde nach den Eindrücken, die ich in Philadelphia gewonnen habe, das größte Mißtrauen unsrer Anstalt entgegengebracht werden." u. s. w.

Das sind allerdings „sehr tiefgreifende Differenzen", über deren schließliches Resultat wohl kein Zweifel zu bestehen braucht.

Bei dem Einzug des Erzbischofs Kopp in Posen und bei seiner Inthronisation ist eine „pompa religiosa" entwickelt worden, die weder Gottes- noch Herrendienst ist, aber sehr nahe an Götzendienst streift. Daß er als „Friedensfürst" bezeichnet wurde, kann man sich noch gefallen lassen, wenn aber die Worte, Matth. 21, 9: „Gelobet sei der da kommt im Namen des Herrn," dem Bischof in einer deutschen und lateinischen Inschrift entgegenleuchteten, so geht das doch über das Maß der Verehrung hinaus, die man christlicherweise einem Kirchenbeamten darbringen könnte. In sehr kluger Weise hat der Fürstbischof sich seiner Aufgabe, weder dem Papste etwas zu vergeben noch dem Kaiser zu viel zu geben, entledigt. In der Politik, sagte er, gebe es verschiedene Meinungen, in der kirchlichen Verwaltung und Leitung nur eine Meinung, die des Papstes. In Be-

ziehung auf den Kaiser sprach er die Worte: „Seid dankbar gegen denjenigen, durch dessen Mitwirkung die Verhältnisse dieser Diöcese wiederum geordnet sind. Ich meine unsern greisen Landesvater, der mit väterlicher Sorge die Regelung der kirchlichen Verhältnisse verfolgt hat und unermüdlich seine Bestrebungen mit denen des heiligen Vaters verbunden hat.

In einem Hirtenbrief, der an dem auf die Inthronisation folgenden Sonntage von allen Kanzeln der Diöcese verlesen wurde, bespricht der Bischof das Verhältniß der Katholiken zu ihren übrigen Mitbürgern, sowie das Verhältniß der Priester zum Bischof. In ersterer Hinsicht heißt es u. a.: „Wohl hat die Kirche eine Herrschbegierde, es ist die Begierde, daß ihr Herr und Meister in den Seelen herrsche, daß seine Lehre und Gesinnungen die ganze Menschheit durchdringen und alle bürgerlichen, häuslichen und socialen Verhältnisse beherrschen. Und wäre es ein Unglück für das öffentliche Leben, wenn diese Herrschaft sich verwirklichte? wenn Treue und Gehorsam gegen die Vorgesetzten, Gerechtigkeit gegen die Mitmenschen, Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit erhalten und gepflegt werden? Und kann das Staatswohl darunter leiden, wenn die Kirche frei und ungehindert durch die Menschheit geht, um zu thun, was von ihrem göttlichen Stifter gesagt wird: „Er ging umher, um Gutes zu thun."

Nicht weniger bedauerlich ist die Klage, als ob die Zurückgabe von Rechten an unsere Kirche eine Gefahr für andere enthalte. Nun wir wenigstens wollen die Kluft nicht erweitern, die zwischen Kindern eines Landes durch die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses besteht. Wenn wir auch mit Ueberzeugung, Wort und That gegen unsern Glauben Treue und Hingebung bewahren und die Kräfte, die in ihm für ein gottgefälliges, sittliches Leben liegen, an uns zu einer immer vollkommeneren Entfaltung bringen, so wollen wir doch alles vermeiden, was andere mit Recht verletzen oder mit Grund empfindlich berühren könnte. (Sehr klug.) Wir wollen dabei wetteifern mit ihnen in Ausübung aller Bürgertugenden und nicht zurückbleiben, wo es gilt, unseren Antheil zum Wohl des Gemeinwesens und des Vaterlandes beizutragen."

Das klingt ganz schön und jeder evangelische Christ könnte es unterschreiben, wenn er sicher wäre, daß es im evangelischen Sinne zu verstehen sei. Die Meinung des Fürstbischofs mag auch am Ende auch eine recht gute und löbliche sein, aber sie kommt kaum in Betracht, da es in der römischen Kirche nur eine Meinung gibt, die des Papstes. Diese aber ist in der Encyclika Leos XIII. „Immortale dei" (vgl. Theol. Ztsch. 1886, S. 26) so klar dargelegt, daß die Versicherungen des Fürstbischofs für die Praxis gar keinen Werth haben, wenn die Kurie eine Aenderung der Form ihrer Politik eintreten lassen sollte.

Interessant ist es übrigens zu lesen, wie der Fürstbischof das Verhältniß des Bischofs zu den Priestern darstellt. Er sagt: „Auch das Priesterthum ist eine göttliche Einrichtung, wie Papstthum und Episkopat, aber in Abhängigkeit vom Bischof und in seinen Vollmachten beschränkt. Die Fülle des Priesterthums besitzt der Bischof......Gewiß, auch der Priester vollbringt das heilige Opfer des Altars in geheimnißvoller Erneuerung des Opfers, welches die Welt erlöst hat. Aber wer hat ihm diese Macht gegeben? Der Bischof schafft die Priester, und der Bischof allein schafft sie und erhält so die Fruchtbarkeit der Kirche. Und wenn alle Priester der ganzen Welt ihre Hände auf das Haupt des jungen Leviten legten, sie würden ihn nicht zum Priester machen......Auch der Priester übt das Lehramt. Gewiß, geliebte Diöcesanen, sein Wort kommt vom Himmel; es ist das Wort Gottes selbst, das uns die Geheimnisse der Gottheit enthüllt. Allein der Bischof ist der erste Verkündiger der Wahrheit, er ist der eigentliche Hüter derselben. „Bewahre die Hinterlage des Glaubens!" so ist ihm aufgetragen. Nur in seinem Auftrage verkünden sie auch die Priester; von ihm empfangen sie die Vollmacht dazu. Der Bischof aber hat sie von Christus empfangen; er ist der von ihm eingesetzte Hüter des Glaubens und zugleich Zeuge, wenn es gilt, die kirchliche Ueberlieferung fortzusetzen."

Kein Wunder, wenn da ein evangelisches Blatt in die Frage ausbricht: „Was mag nun erst der römische „Papst" bedeuten?"

Daß die heil. Schrift manchmal zu Beweisen eigenthümlicher Art gebraucht wird, zeigt sich an einem Artikel „Des fröhlichen Botschafters" über Confirmation. Es

heißt da: „Ich weiß, daß wir, die jetzt leben, seit Jahren der Väter Weise gut geheißen haben, und wehe dem, der anders lehrte. Sollen wir nun mit einem Mal von unsern und der Väter Prinzipien abstehen und wieder zurück gehen nach Egypten, und unsere Kinder nach hergebrachtem katholischen Brauch confirmiren? Würde da nicht die Schriftstelle über uns erfüllt werden 2 Petri 2, 22: „Der Hund frisset wieder, was er gespeiet hat." und: „Die Sau wälzt sich nach der Schwemme wieder im Koth." Bei der Besprechung des Beschlusses, an besagter Conferenz, daß „wir keineswegs die Confirmation in unsern Gemeinden einführen wollen," war es, wo die öftere Bemerkung gemacht wurde, wir sind Ver. Brüder. Nach dem an ihrer letzten Sitzung kundgegebenen Sentiment der Ohio Deutschen Conferenz ist sie noch lange nicht bereit, die Confirmation von ihren todten Nachbarn zu entlehnen und sie ein lebendiges Geisteswesen zu nennen, denn das hieße doch „das Leben von den Todten holen."

Wir wollen uns mit dem fröhlichen Botschafter weder über Dogmatik noch Kirchengeschichte streiten, aber das läßt sich doch sagen, daß seine Argumente sich am Ende auch umkehren ließen. Der Wandel nach väterlicher Weise kann nach dem Wort des Apostels ein eitler sein und was würde wohl der fröhl. Botschafter sagen, wenn vielleicht ein Katholik, dem es vor allem um Bestreitung dieses Artikels zu thun wäre, etwa folgendermaßen argumentirte: „Es mag allerdengs richtig sein, was der betr. Einsender behauptet. Aber wenn es richtig ist, dann muß es auch richtig sein, daß die Vereinigten Brüder bei Abschaffung der Confirmation nur durch die Schwemme gegangen sind, also eine äußere Abwaschung, aber keine innere Umwandlung stattgefunden hat, so daß sie wesentlich derselben Art sind, wie vor Abschaffung der Confirmation. Denn die Sau ist eben auch nach der Schwemme noch, was sie vorher war, und nach dem Wälzen im Koth auch nichts anderes."

Uebrigens gibt es nicht blos einen „hergebrachten katholischen Brauch," sondern auch eine evangelische Art der Confirmation, die aber der betr. Schreiber nicht kennt oder nicht kennen will. Wir können darum auch jede Bestreitung seiner Behauptungen den Katholiken, deren hergebrachten Brauch er angreift, überlassen.

Die gegenwärtige Bevölkerung Jerusalems besteht nach den neuesten Angaben aus etwa 34,000 Seelen, von denen etwa 9000 Mohammedaner, 18,000 Juden und 7000 Christen sind. Das Christenthum der jerusalemischen Christen ist allerdings noch buntscheckiger als das einer amerikanischen Stadt, denn es umfaßt: 1. Protestanten mit zwei Kirchen, und zwar a. Evangelische (Deutsche), b. Reformirte (Engländer); 2. Lateiner d. h. römische Katholiken mit einem Patriarchen, vier Kirchen und Klöstern (Franziskaner nnd Jesuiten) und einem Gethsemanegarten; 3. die griechisch-katholische Kirche mit einem Patriarchen und mehreren Bischöfen, die theils national-griechisch, theils russisch sind, drei Kirchen und ebenfalls einem Gethsemanegarten; 4. die armenischen Christen mit zwei Kirchen, einem Kloster und auch einem Gethsemanegarten; 5. die koptischen Christen mit einem Patriarchen, der sich nur während der Festzeiten in Jerusalem aufhält, einem Bischof, einer Kirche und einem Kloster; 6. die griechisch unirten Christen mit einem Bischof und einem Kloster; 7. die syrischen Christen mit einem Bischof, einem Kloster und einer Kirche. Da außerdem die Grabeskirche den Christen (mit Ausnahme der Protestanten) gemeinschaftlich gehört, so hat Jerusalem 14 christliche Kirchen, also eine Kirche auf etwa 500 Christen. Indeß sind das nur die Hauptarten. Auch kleinere Secten finden sich noch, wie ameniſche Christen, Templer, Adventisten und andere. Sogar die Mormonen haben in letzter Zeit angefangen, in Palästina und Syrien zu missioniren.

Auch der Eisenbahnbau von Jaffa nach Jerusalem wird wieder wie schon öfter betrieben, d. h. indem in Konstantinopel um Bewilligung nachgesucht wird. Der Unternehmer ist diesmal ein österreichischer Bankier, Joseph Korbun, der in Jerusalem wohnhaft ist. Das Gesuch soll von allen in Jerusalem residirenden christlichen Patriarchen, vom Mufti, vom Oberrabiner und den sämmtlichen Konsuln unterzeichnet sein. Auch Reuf Pascha, der Gouverneur von Jerusalem soll die Sache befürworten. Wenn man sich durch ein derartiges Gesuch in Konstantinopel zu einer außerordentlichen Eile an-

spornen läßt, dann mögen vielleicht schon mit dem Jahre 1900 die Jerusalemspilger per Dampf wallfahren. Sollte aber das Gesuch auf dem gewöhnlichen türkischen Verwaltungswege behandelt werden, dann mag es leicht noch fünfzig Jahre länger gehen.

Weder Christenthum noch Theologie, aber ein Zeichen der Zeit gibt folgender Bericht eines Wechselblattes, der an die Sittenzustände der römischen Kaiserzeit erinnert: „Blos $175 für ein Gedeck wird das Diner kosten, welches gestern bei uns von einer reichen Dame bestellt worden ist," sagte neulich ein Kellner von Delmonico in New York zu einem Berichterstatter. „Achtzehn Personen werden daran theilnehmen und somit kostet das Diner allein $3150, abgesehen von den Blumen, Dekorationen, Musik, Wein und Champagner." Der Berichterstatter forschte weiter und erfuhr, daß das erwähnte Diner in den letzten Tagen dieses Monats stattfinden soll. Es wird ein sogenanntes „tropisches Diner" werden, weil der Saal, in welchem es stattfinden wird, mit lauter südlichen Pflanzen ausstaffirt werden wird, d. h. Palmen, blühenden Orangenbäumen, Farnkräutern, Lilien 2c. aus Florida, Central- und Süd-Amerika. Aus Frankreich sind für mehrere hundert Dollars Trüffeln bestellt und Erdbeeren wird's dabei geben, die noch an der Staude sitzen, und jede Staude wird $7.30 kosten. Die Tafel wird um einen kleinen künstlichen See aufgestellt, in welchem seltene Pflanzen wachsen und südliche Wasservögel nebst Hunderten von Gold- und Silberfischen umherschwimmen werden. Durch elektrische Lichter am Boden des Teiches wird das Wasser von unten herauf erleuchtet werden. In der Mitte des Teiches wird eine in allen Farben des Regenbogens schimmernde und vergoldete und versilberte Glaskugel in die Höhe werfende Fontaine plätschern. Die marmornen Tische werden nicht mit Tüchern bedeckt sein, sondern jedem Gaste wird jedes neue Gericht auf einem goldenen Teller servirt werden, der auf einem Palmblatte steht. Zwanzig verschiedene Gerichte werden aufgetragen werden. Die Dekorationen für jedes Gedeck kosten $30 und die Speisekarten $10. Der römische gefrorne Punsch wird in ausgehöhlten Orangen an den umherstehenden Orangebäumen hängen, und die Gäste können sich diese Orangen selbst abpflücken."

Schulnachrichten.

Lehrer J. W. Poß, Glied unseres Lehrervereins, hat wieder Stellung erhalten an der Gemeindeschule der evang. Johannis-Gemeinde in Detroit, Mich.

Lehrer J. Marx ist von Herrn Pastor E. J. Schmidt, Newark, N. J., als Lehrer an die dortige evang. Pauls-Gemeinde berufen worden, und ist vor kurzem dahin abgereist.

Der Verein evangelischer Lehrer in Württemberg, dessen Correspondenzblatt der „Lehrer-Bote" ist, zählt zur Zeit 525 Glieder. Bezüglich der Jahresversammlung dieses Vereins am 17. October 1887 schreibt der Lehrerbote: „Eine rechte Erfrischung und Stärkung empfing unser Verein durch seine heurige Jahresversammlung. Schon die große Zahl der Theilnehmer wirkte erfrischend und erhebend. Aber auch das, was geboten wurde, und der in der Versammlung sich kundgebende Geist der Liebe und des Friedens war, wie uns mehrfach bezeugt wurde, eine Stärkung und Ermunterung für Viele." Vergleichen wir den genannten Verein von „mehr denn 500 Brüdern" im Schulamte mit unserm evang. Lehrerverein von „68 Brüdern" im Schulamte, so können wir nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß die Zahl unserer Vereinsglieder sich vergrößern möge, und daß wir es als nothwendig erkennen, daß unserm Lehrervereine zufolge seiner jetzigen Verbindung mit unserer evang. Synode alle innerhalb der Synode angestellten Lehrer beitreten, wenn anders unser Verein in der mit der Synode angebahnten Verbindung segensreich fortbestehen soll.

Berichtigung. In Nro. 1, Seite 19, Zeile 2 von unten ist statt „Herren" zu lesen „Heroen".

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVI. März 1888. Nro. 3.

Referat über 1 Joh. 3, 9.

(Eingesandt von P. R. Lehmann.)

Vorliegendes Referat soll ein exegetischer Versuch sein über 1 Joh. 3, 9; welche Stelle also lautet: Jeder aus Gott Geborne thut nicht Sünde, denn sein Same bleibet in ihm; und kann nicht sündigen, weil er aus Gott geboren ist.

Meines Erachtens heben sich drei Punkte aus unserm Textesworte hervor. Demgemäß will ich drei Fragen zu beantworten suchen:

I. Was ist zu verstehen unter der Geburt aus Gott?

II. Was ist zu verstehen unter dem Begriff Sünde?

III. Was meint nun der Apostel, wenn er sagt: Jeder aus Gott Geborne thut nicht Sünde, denn sein Same bleibt in ihm; und kann nicht sündigen, weil er aus Gott geboren ist?

Also I. Was ist zu verstehen unter der Geburt aus Gott?

„Aus Gott geboren sein" ist gleichbedeutend mit den Ausdrücken: „von Neuem geboren sein" oder „wiederum geboren sein." Was aber diese Geburt aus Gott, oder diese Wiedergeburt sei, darüber hat sich schon manch kleiner und großer Streit erhoben, auch unter gläubigen Theologen. An solcher Nichtübereinstimmung mag das mit schuld sein, daß in den luth. Bekenntnißschriften das Wort Wiedergeburt in dem allerverschiedensten Sinne gebraucht wird. Hören wir, was die Concordienformel über Wiedergeburt sagt S. 613. „Das Wort Wiedergeburt wird erstlich also gebrauchet, daß es 1. zugleich die Vergebung der Sünden allein um Christi willen und die nachfolgende Erneuerung begreift, welche der heilige Geist wirket in denen, so durch den Glauben gerechtfertigt worden sind. Darnach 2. wird es gebraucht allein für Vergebung der Sünden und Annahme zu Gottes Kindern, d. i., daß es heißet allein Vergebung der Sünden, und daß wir zu Gottes Kindern angenommen werden. Und in diesem andern Verstand wird in der Apologie viel und oft dieses Wort gebrauchet, da geschrieben: Die Rechtfertigung ist die Wiedergeburt, wie auch St. Paulus solche Worte unterschiedlich gesetzt Tit. 3: Er hat uns selig gemacht durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes. Wie denn auch das Wort Lebendigmachung in gleichem Verstand gebraucht worden. Denn so der Mensch durch den Glauben (welchen allein der heilige Geist wirket) gerechtfertigt, — solches

wahrhaftig eine Wiedergeburt ist, weil er aus einem Kind des Zorns ein Kind Gottes und aus dem Tode ins Leben gesetzt wird, wie geschrieben stehet: Da wir todt waren in Sünden, hat er uns sammt Christo lebendig gemacht. Eph. 2. Item: der Gerechte wird seines Glaubens leben. Darnach aber wird es 3. auch oft für Heiligung und Erneuerung genommen, welche der Gerechtigkeit des Glaubens nachfolget, wie es Dr. Luther in dem Buche von den Kirchen und Concilien und anderswo oft gebraucht hat."

Mit Recht sagt Dr. Wangemann zu dieser Stelle: „Schon aus diesem einen Citat erhellt, wie verwirrt der Sprachgebrauch in Bezug auf das Wort Wiedergeburt zur Zeit der Concordienformel gewesen ist. Dieselbe Verwirrung zieht sich auch durch die spätere lutherische Lehrentwickelung. Die alten Lehrer sagen bisweilen, die Wiedergeburt geschehe in der Taufe, sie geschehe durch den Glauben; ja es kommen Aussprüche vor, die sie in die Buße verweisen. Bald wird das Wort gebraucht statt „Bekehrung," bald statt „Erneuerung," bald statt „Erweckung," bald statt „Rechtfertigung"."

Es ist uns klar, daß wir bei solcher Verwirrung auch nicht sagen können, wer nun eigentlich ein Wiedergeborner sei, ob der Bekehrte oder schon der bloß Erweckte, oder gar schon der als Kind Getaufte. Damit aber gewinnen wir keinen festen Boden unter den Füßen. Indem wir nun von der Voraussetzung ausgehen, daß es nicht unbedingt nothwendig sei, sich an den Sprachgebrauch der Bekenntnißschriften zu halten, wollen wir lediglich auf die heilige Schrift zurückgehen, auch in Bezug auf das Formalste des Formalprinzips, nämlich die Sprach- oder Ausdrucksweise.

Wir werden finden, daß in all den verschiedenen Aussprüchen der heil. Schrift Wiedergeburt so viel bedeutet, als neues Leben oder Leben überhaupt gegenüber dem vorigen Tode in Sünden, auch ewiges Leben in gegenwärtigem Besitz, — oder neue Natur (sogar Theilhaftigwerdung der göttlichen Natur), oder eine neue Kreatur, neue Schöpfung. Somit, wer wiedergeboren ist, hat neues Leben, ist theilhaftig geworden der göttlichen Natur, ist eine neue Kreatur. Bei diesem Erfund aus der heiligen Schrift, daß die Wiedergeburt so viel als neues Leben, neue Natur aus Christo bezeichnet, bleibt aber immer noch die Frage offen, ob die Wiedergeburt an den Anfang des christlichen Lebens als eine geschehene Thatsache hinzustellen sei, oder ob man den Abschluß der Wiedergeburt bis auf die Auferstehung hin zu verweisen habe. Das letztere liegt uns näher, als das erstere, dieweil wir bekennen, daß erst mit der Auferstehung alles Sündliche und Alte von uns abgestreift sein wird, und wir von dem göttlichen Leben ganz durchdrungen sein werden. Solche Annahme dürfte auch wohl dogmatische Berechtigung finden, aber wir wollen es hier machen, wie vorhin, und auch in Bezug auf den Sprachgebrauch auf die heil. Schrift zurückgehen. Die Bibel weiß nichts von einer Wiedergeburt des Individuums, die erst mit der Auferstehung ihren Abschluß findet; sie redet von derselben stets als von einer schon hier fertigen, abgeschlossenen Thatsache. Nehmen wir Stellen, wie Joh. 1, 12, 13.: Wie viele aber ihn aufnahmen, denen gab er Macht Gottes Kinder zu werden (inf. aoristi), den Glaubenden an seinen Namen; welche......aus Gott geboren

sind. Joh. 5, 24: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat ewiges Leben. Sehr klar ist auch die Stelle 1 Petr. 2, 2: Und seid als jetzt geborne Kindlein begierig......Offenbar setzt die heilige Schrift das, was sie unter Wiedergeburt versteht, als abgeschlossene Thatsache an den Anfang des christlichen Lebens. Damit stimmt auch der Begriff Geburt. In der Natur wird nichts leben können, das nicht geboren ist, auch wird nichts Vollendetes geboren, in dem Sinne, daß es nicht mehr wachsen und sich entwickeln sollte. Etwas Vollkommenes mag geboren werden, aber nicht etwas Vollendetes. Unsere einstige Verklärung und Vollendung versteht die heilige Schrift niemals unter dem Wort Wiedergeburt oder Erneuerung.

Um aber nun auf die Frage antworten zu können, wer eigentlich wiedergeboren sei, müssen wir kurz eingehen auf die Mittel, durch welche, auf den Weg, wie die Wiedergeburt zu stande kommt. Haben wir Stellen in der heil. Schrift, die auf eine Wiedergeburt durch Mitwirkung der Taufe hindeuten, so ists eben bloß eine Mitwirkung. Viele Stellen weisen hin auf eine Wiedergeburt durchs Wort oder Evangelium, ferner vermittelst des Glaubens und natürlich voraufgehender Buße. Daraufhin suchte ich den Confirmanden es klar zu machen: Die Wiedergeburt wird von Gott gewirket durch die Taufe und das Wort des Evangeliums. Dieses Wort will in uns wirken Buße und Glauben. Also können wir auch, von der menschlichen Seite betrachtet, sagen: Damit die Wiedergeburt zu stande komme, muß zur Taufe hinzukommen Buße und Glauben. — In der Taufe wird der Keim des neuen Lebens in unser Herz gesenkt (noch nicht das volle neue Leben uns mitgetheilt). Damit derselbe zur Entfaltung komme, bedarf es des Regens der Buße und des Sonnenscheins des Glaubens. Dann sind wir aus dem Tode in Sünden oder aus der Trennung von Gott zum bewußten Leben aus Gott hindurchgedrungen. In der Taufe wird uns immerhin etwas gegeben und mitgetheilt, was wir vorhin nicht hatten (wenn auch das Wirken des heiligen Geistes nicht durchaus an die Taufe gebunden sein muß), aber der Schwerpunkt und der kritische Augenblick der Wiedergeburt ist jedenfalls im bußfertigen Glauben an das Wort des Evangeliums zu suchen. Nicht der Buchstabe des Wortes kann uns zu solch neuem Leben bringen, sondern der Geist Gottes ist es, der durch das Wort und im Worte auf uns einwirket. „Der aus dem Geist Geborne ist Geist.“ „Meine Worte sind Geist und sind Leben.“

Was ist nun, genauer, das für ein Wort, durch welches der Geist die Wiedergeburt zu stande bringt? Es ist das Wort vom gestorbenen und auferstandenen Christus. Nur auf Golgatha ist das Geheimniß der Wiedergeburt zu verstehen, cf. Joh. 3, 14, 15. Die Taufe und das Wort sind alles nur Mittel, durch welche der Geist uns zu Christo bringt. Christus hat an seinem Leibe unsere Sünde, oder wie Paulus sagt, unsern alten Menschen, den Leib der Sünde mitgeopfert und gekreuzigt und durch seine Auferstehung in seiner Person uns eine Erneuerung des Lebens gebracht. Wer nun zum Glauben an Christum gebracht, wer in ihm ist, der ist mit ihm der Sünde gestorben und lebendig geworden Gotte, — der ist wiedergebo-

ren. Und das ists, was wir zur Klarlegung der weiteren Punkte unseres Referates nöthig haben: „Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden." 2 Kor. 5, 17. „Jeder, der da glaubet, daß Jesus sei der Christ, der ist aus Gott geboren." 1 Joh. 5, 1.

Steht nun das fest, daß jeder wahrhaft Gläubige, jeder lebendige Christ wiedergeboren ist, weil er ein Glied geworden an Christo, dem gestorbenen und lebendiggemachten Haupte, so wollen wir weiter gehen und fragen:

II. Was ist zu verstehen unter dem Begriff Sünde?

Wir wollen aber nicht eine Definition des Wortes Sünde geben, das läge außerhalb unseres Referates, wir wollen vielmehr fürs praktische Leben zu erkennen suchen, was alles die hl. Schrift Sünde nennt, dieselbe als Gattungsbegriff gefaßt.

1. Treffen wir das Wort Sünde, gebraucht im Sinne von bewußter, absichtlicher Uebertretung der Gebote Gottes, das wäre Bosheitssünde. Man darf nun aber keineswegs jede Sünde, bei welcher der Mensch ein gewisses Vorgefühl davon hat, als eine Bosheitssünde erklären. Die Verleugnung Petri war keine Bosheitssünde. Er war durch die Gefahr und die ihm ganz unbegreiflichen Ereignisse so verwirrt, daß er gar nicht mehr recht wußte, was er eigentlich thun und lassen sollte. Mit klarem Bewußtsein, gewissermaßen kalter Berechnung, wie Judas, hätte er nie und nimmer treulos an dem Herrn gehandelt. Ueberhaupt müssen wir in Bezug auf andere Christen sehr vorsichtig urtheilen. Das, was für mich bei meiner Erkenntniß, in meiner Lage eine Bosheitssünde wäre, brauchts deßhalb noch nicht für einen andern zu sein.

2. Finden wir „Sünde" im Sinne von Schwachheits- oder Uebereilungssünde. Wie unsere Bezeichnung besagt, sind's Sünden, die nicht mit Willen und Absicht, sondern aus Schwachheit geschehen. Der betreffende Mensch, der solch eine Sünde begeht, will dem Heiland dienen, er haßt die Sünde, und doch unterliegt er derselben. Röm. 7, 7—23. So mag mancher gegen den Zorn ankämpfen, und doch wird er immer wieder von demselben übereilt. Ein anderer mag wohl grobe äußere Sünden überwinden können, aber doch findet er in sich herrschende Gedanken des Neides, Hochmuths, Murrens u. drgl. Ja, trotzdem er nach seiner neuen Natur die Sünde verabscheut, findet er in sich sogar eine heimliche Liebe und Hinneigung zu dieser oder jener Sünde. Solch ein Zustand der Schwäche macht natürlich schwach einer bestimmt herantretenden Versuchung gegenüber. Und da können oft in der Uebereilung Dinge geschehen, davor der Betreffende nachher erschrickt. Aus diesem Grunde gilts eben Vorsicht anwenden in der Beurtheilung der Sünden anderer. Da geht uns oft das Licht aus, zu erkennen, obs Bosheits- oder Schwachheitssünden sind.

3. Finden wir „Sünde" im Sinne von Sündennatur oder Fleisch. In manchen Stellen der hl. Schrift bedeutet „Sünde" nicht eine bestimmt hervortretende sündige Handlung, sondern einen Zustand. In diesem Sinn ist zu verstehen die Stelle 1 Joh. 1, 8: So wir sagen, wir haben keine

Sünde...... Röm. 5, 12: Gleichwie durch einen Menschen die Sünde ist kommen in die Welt......

Nun kommt in den Erbauungsbüchern das Wort „Sünde" auch vor im Sinne von unbewußter, irriger Handlung, die man mit gutem Gewissen und bester Absicht thut. Nennt auch die hl. Schrift solche Handlungen „Sünde?" Ich meine nicht. Fehler nennt sie sie. Damit ist ja noch lange nicht gesagt, daß der römische Grundsatz: Unüberwindbare Unwissenheit entschuldigt gänzlich, biblisch sei. Alle solche unbewußten Fehler und gutgemeinte, aber verkehrte Handlungen sind immerhin zurückzuführeu auf die Erbsündigkeit, die unsere Unterscheidungskraft für Gut und Böse abgeschwächt hat und in uns eine Hinneigung zur Sünde hervorruft. Also muß man sich ja auch über solche Verkehrtheiten demüthigen und um Gnade bitten. „Verzeihe mir auch die verborgenen Fehler." Aber „Sünde" wird so etwas in der hl. Schrift nicht genannt; ebensowenig unser Zurückbleiben hinter der Heiligkeit Gottes, unser Nichtbestehenkönnen vor seinem Licht. Dazu ist die Bibel ein viel zu praktisches Buch, als daß sie das „Sünde" nennen würde; damit würde sie ja den Unterschied, oder besser Gegensatz, zwischen Sünde und Gerechtigkeit im praktischen Leben verwischen. Und gar scharf zeichnet dieser Gegensatz Johannes, aus dessen Brief unser Text entlehnt ist. Hätte Johannes das Wort „Sünde" auch verstanden im Sinne von unbewußter, irriger Handlung, bie man mit guter Absicht thut, oder im Sinne von Zurückbleiben hinter der Heiligkeit oder Vollkommenheit Gottes, dann hätte er nicht schreiben können: Jeder aus Gott Geborne thut nicht „Sünde." Denn um vor solchen irrigen Handlungen bewahrt zu bleiben, müßte man in seinem Kreis allwissend sein.

Doch III. Was meint der Apostel mit dem: „thut nicht Sünde," und sogar: „kann nicht sündigen?"

Manche sagen, der Apostel meine damit, daß ein Wiedergeborner nicht mehr unter der Herrschaft der Sünde stehe, daß das Sündigen nicht mehr, wie früher, sein Element sei, sondern daß er sich davon in seinem Willen geschieden habe. Darum erklären sie die Stelle so: Ein Wiedergeborner thut keine grobe Sünden mehr, das können höchstens Ausnahmefälle sein. Insofern „thut er nicht „Sünde." Aber gleichwohl fällt er täglich in kleinere, vielleicht innere, aber doch erkannte, bestimmte Sünden, allein wider seinen Willen. Er will das Gute, das steht fest; er hat ein herzliches Verlangen, dem Herrn zu gefallen und bittet ihn, daß er ihn vor der häßlichen Sünde bewahren möge, — aber doch muß er jeden Abend beklagen, daß er nur zu oft von der Sünde überrumpelt worden sei, und zwar von bestimmten, immer und immer wieder bereuten Sünden. Gesetzt, Jemand ist zum Zorn geneigt. In seinem unbekehrten Zustand war er allbekannt als ein zorniger Mensch. Er bekehrte sich, wurde gläubig von Herzen, also auch wiedergeboren. Nun war es selbstverständlich sein ernster Wille, nicht mehr zornig zu werden, auch nicht in feinerer Weise. Wie soll nun sein Lebenslauf in dieser Hinsicht werden? Soll er immer und immer wieder vom Zorn überwältigt werden und jedesmal nachher klagen und jammern: Ach, ich

Sünder, ich armer Sünder! Was ich nicht will, das thue ich, nnd was ich will, das thue ich nicht!? Gesetzt, dieser Mann wäre kindlich genug und wäre nach seiner Bekehrung zu einem von uns als seinem Seelsorger gekommen und hätte gesagt: Ach, ich habe nun Vergebung aller meiner großen Sünden erlangt, ich liebe nun meinen Heiland und möchte ihm wohlgefallen; aber ich bin so sehr zum Zorn geneigt. Darf ich im Glauben erwarten, daß mein Heiland mich vor dieser häßlichen Sünde bewahren werde, wenn ich mich beständig an ihn halte? Was wäre ihm zu antworten? Etwa: „Ja, der Heiland hat dich nicht bloß von der Sündenschuld, sondern auch von der Sündenmacht befreit; wenn du nicht sündigen willst und vertraust deinem Heiland, dann bewahrt er dich davor;" — oder: „Nein, das kannst du nicht erwarten; weil du noch den alten Menschen an dir hast, so kanns nicht ausbleiben, daß er seine Macht offenbare und dich immer wieder fälle. Alles, was du zu thun hast, bete und kämpfe und vertraue dem Heilande, daß er dir gnädig sein und dich nicht verlassen werde. Nach und nach, durch Uebung im Christenthum, wenn du im Kämpfen und Bereuen bleibst, wird es schon besser werden?"

So viel ich verstehen kann, ist letzteres die einzig mögliche Antwort derer, von deren Auslegung wir reden. Nimmt man Röm. 7 als die tägliche normale Erfahrung eines Wiedergebornen und in der Erlösungsgnade Stehenden an, dann kann man nicht anders als so antworten. Sie fassen eben das „Nicht mehr unter der Sündenherrschaft stehen" im Grunde als „Kämpfen und Ringen wider die Sünde," erklären den Christenlauf als ein beständiges Fallen und Aufstehen. Und wenn man auch immer wieder unterliege, doch fortgekämpft und fortgerungen! Nur wenn man die Waffen gestreckt und sich ergeben habe, hat der Feind gesiegt. Man könne nicht anders als täglich erwarten, daß man von bewußten, erkannten Sünden immer wieder werde überrumpelt werden.

Es wäre Anmaßung von mir, wollte ich diesen Standpunkt oder Auffassung der Heiligung unbedingt und durchaus verwerfen. Aber mir scheint diese Auffassung vom „Nicht mehr unter der Sündenherrschaft Stehen" denn doch ein bischen wackelig zu sein. Wenn ich doch immer von der Sünde besiegt werde, kann ich doch nicht behaupten: Ich herrsche über die Sünde. Dann erfahre ich doch nicht die verheißungsvolle Mahnung des Apostels Gal. 5, 16 als praktische Wirklichkeit: Wandelt im Geist, so werdet ihr die Begierde des Fleisches nicht vollbringen! Die mehr oder weniger allgemeine Erfahrung der Christen in ihrem Leben kann doch auch nicht für diese Auffassung ins Feld geführt werden, denn uns geschieht nach unserm Glauben. So viel wir dem Erlöser vertrauen, so viel erfahren wir von seiner Macht. Ich achte, wäre obige Auffassung die richtige, dann hätte der Apostel Johannes schreiben müssen: „Jeder aus Gott Geborne kämpft wider die Sünde und bleibt in solchen Kämpfen treu und beharrlich." Sonst hätte er mindestens sehr undeutlich geschrieben, auch den Zweck seines Schreibens in unklares Dunkel gehüllt, wenn er behauptet Kp. 2, 1: „Meine Kindlein, solches schreibe ich euch, auf daß ihr nicht sündiget."

Andere sagen, der Apostel meine in unserm Texteswort, daß ein Wiedergeborner nach seiner neuen Natur nicht sündige. Wenn er sündige, thue es sein alter Mensch. Aber hätte dann der Apostel geschrieben: Jeder aus Gott Geborne thut nicht Sünde? Ich meine, er hätte sich dann anders ausgedrückt. Und was gäbe das schließlich für ein praktisches Kapitel ab? Es ist ja selbstverständlich, daß wir nach und mit unserer neuen Natur nicht sündigen. Wozu hätte der erleuchtete Apostel denn dieses Wort geschrieben, etwa zum Trost, daß ich mir sagen könnte, wenn ich gesündigt habe: das hat mein alter Mensch gethan!? Denn ein Antrieb oder ein Kapital für die Heiligung läge in dem Wort des Apostels, — so gefaßt — nicht. Doch betrachten wir nur den Zusammenhang. Wir haben den 9. Vers des 3. Kapitels vor uns. In V. 3 heißt es: „Und jeder, der diese Hoffnung zu ihm hat (nämlich ihn zu schauen), reinigt sich, gleichwie er rein ist." V. 4: „Jeder, der die Sünde thut, der thut auch die Ungesetzlichkeit; und die Sünde ist die Ungesetzlichkeit." Darnach gab es wohl Leute, die da sagten, daß nicht alles was „Sünde" genannt werde, eine wirkliche Ungesetzlichkeit oder Gesetzesübertretung sei. Dem gegenüber sagt der Apostel: die Sünde (ἡ ἁμαρτία mit dem Artikel, also alles, was Sünde ist) gehört zur Ungesetzlichkeit. Also von aller und jeder Sünde hat sich der zu reinigen, der solche Hoffnung zu ihm hat. V. 5: „Und ihr wisset, daß er erschien, auf daß er unsere Sünden wegnehme (ἄρῃ, wegnehme, dasselbe Wort, wie in dem Ausspruch Johannes: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt — wegnimmt —) und Sünde ist nicht in ihm." Also, er ist sündlos, und er kam, unsere Sünden wegzunehmen. Darum fährt Johannes fort V. 6: „Jeder, der in ihm bleibt, sündigt nicht; jeder, der sündigt, hat ihn nicht gesehen, auch kennt er ihn nicht." Und V. 7 und 8: „Kindlein, Niemand verführe euch, wer die Gerechtigkeit thut, der ist gerecht, gleichwie er gerecht ist (weil er in ihm bleibet). Wer die Sünde thut, der ist aus dem Teufel; denn von Anfang sündigt der Teufel. Zu dem Zweck erschien der Sohn Gottes, daß er zerstöre die Werke des Teufels." Der Apostel zeichnet scharf den Gegensatz: Niemand verwische euch den Unterschied zwischen Gerechtigkeit und Sünde. Nur wer die Gerechtigkeit thut (das ist doch ein praktisches Lebenerweis), der ist gerecht, gleichwie er gerecht ist. Sündigen ist des Teufels Werk. Wenn also Jemand die Sünde (als fortlaufendes Ganzes) thut, der ist aus dem Teufel. Und nun ist unser 9. Vers: „Jeder aus Gott Geborne thut nicht Sünde, denn sein Same bleibt in ihm, und kann nicht sündigen, weil er aus Gott geboren ist," die höchste Steigerung in der Gegensätzlichkeit gegen das „Sündigen" im praktischen Leben. Wenn der Apostel also nach dem Zusammenhang redet vom praktischen Erweis des Unterschieds zwischen Gerechtigkeit und Sünde, so kann er doch nicht in der höchsten Steigerung seiner Auseinandersetzung, V. 9, sagen wollen: Der aus Gott Geborne kann „nur nach seiner neuen Natur" nicht sündigen; — und V. 10 abschließen: „Daran sind offenbar (oder zu erkennen) die Kinder Gottes und die Kinder des Teufels."

(Fortsetzung folgt.)

Judas Ischarioth und sein „Krach" im Jahre 1761.

Von Fridolin Hoffmann.

(Aus den deutsch=evangelischen Blättern.)

(Fortsetzung.)

Die Aufklärungen, welche er zu Paris seinen Oberen gab — dem P. de Sacy als dem Generaladministrator der Missionen auf den Antillen und dem P. Forestier als dem Provincial von Frankreich — wurden sofort als zu seiner Rechtfertigung genügend erkannt, denn diese beiden waren ja seine „Handelsfreunde," d. h. seine Complicen; aber auch mit der französischen Regierung hatte er, wie vorausgesehen, wenig Schwierigkeiten. Vorsorgend hatte er von den Antillen Schreiben mitgebracht, worin ihm bezeugt wurde, daß er gar keinen eigentlichen Handel treibe, sondern nur die Erzeugnisse der Ordensländereien verkaufe und sich mit seinen Genossen durch den rationellen Betrieb der Landesculturen ein Verdienst um die Menschheit erwerbe. Die Autoren dieser Zeugnisse waren amtliche Persönlichkeiten auf den Inseln, und da dem Papier nicht anzusehen war, daß der Eine aus dieser, der Andere aus jener Rücksicht zu dem mit Zudringlichkeit geforderten Gutachten sich bequemt hatte, so mußte die Regierung dieses Vertheidigungssystem gelten lassen. Nachdem dieses intriguante Hin= und Hergehen in Paris ungefähr ein Jahr lang gedauert hatte, wurde P. Lavalette bevollmächtigt, es in der bisherigen Weise weiter zu treiben. Triumphirend kehrte er auf seinem eigenem Schiffe, der „Regina Angelorum," nach Martinique zurück. Er hatte seine Anwesenheit in Frankreich dazu benutzt, um in den Seestädten neue Verbindungen anzuknüpfen und so den Kreis seiner geschäftlichen Beziehungen zu erweitern. Ganz besonders war es ihm darum zu thun gewesen, seinen Credit bei dem Hause Leoncy Freres und Gouffre zu Marseille zu befestigen. Kaum auf Martinique angelangt, nahm er seine Operationen in größerem Maßstabe wieder auf. Er wußte allen, die mit ihm verkehrten, jetzt ein noch unbedingteres Vertrauen abzugewinnen als er vordem besessen hatte. Wer Zahlungen in Frankreich zu machen hatte, wußte keinen sicheren Weg als durch die Hände des P. Lavalette. So erhielt er mehrere Millionen gegen Wechselaccepte seiner Geschäftsfreunde in Frankreich. Mit allen ihm zu Gebote stehenden Baarschaften kaufte er Landesprodukte ein, sodaß er meist viel höhere Werthe auf dem Kiel schwimmen hatte, als seine Tratten ausmachten. Diese Handelsspekulationen mit fremdem Gelde hätten für die Jesuiten die Quelle werden können, sich die halbe Welt zu kaufen, wenn — Bäume überhaupt bis in den Himmel wüchsen. Diesmal machte der Krieg der Herrlichkeit ein Ende. Wo der Profit hinkam? . . . „Man hat sich," sagt der Abbé Louis Pierre Auquetil, Mitglied des Instituts und später Rath Napoleon's I. im auswärtigen Amt, „man hat sich an den Fürstenhöfen feile Creaturen damit erworben, um die Königreiche zu beherrschen. Es mußte so kommen, mag man nun ans Fatum glauben oder an eine Vorsehung."

Im Jahre 1755 wurde zwei von P. Lavalette an die Adresse Lioncy und Gouffre befrachtete Schiffe, die schon genannte „Reine des Anges" und die

„Rencontre," welche zusammen für zwei Millionen Waaren trugen, von den Engländern gekapert und als gute Prise erklärt. Die Lioncy, welche dem P. Lavalette im Voraus für diese Waare Accepte ausgestellt hatten im Betrage von anderthalb Millionen Francs, waren in Folge dessen für diesen Werth ohne Deckung und sahen sich in die Unmöglichkeit versetzt, den mit ihren Accepten eingegangenen Verpflichtungen gerecht zu werden. Um sich über Wasser zu halten, wendeten sie sich vorderhand an die P. P. de Sacy und Forestier, dann an den Ordensgeneral zu Rom mit dem bescheidenen Ersuchen, ihnen mit einer halben Million aus der Klemme zu helfen.

Zwischenzeitlich war am 4. Mai 1755 der General, P. Visconti, gestorben, und die Wahl seines Nachfolgers verzögerte sich bis zum 4. November. Der neue General, P. Centurione, verkannte es nicht, wie wichtig es sei, den Sturz des Hauses Lioncy aufzuhalten; er bevollmächtigte den P. de Sacy auf Rechnung der Societät eine Anleihe von 500,000 Francs aufzunehmen und der wankenden Firma in Marseille beizuspringen. Sobald dieser Entscheid zur Kenntniß des P. de Sacy kam, beeilte sich dieser, einen besondern Courier nach Marseille zu schicken. Es war zu spät. Bei der Ankunft des Eilboten befanden sich die Lioncy im Fallitzustande; gerade drei Tage vorher hatten sie dem Greffier des Handelsgerichts unter Vorlegung ihrer Bilanz den Concurs angemeldet. Nun kam den bedrängten Vätern ein böser Gedanke und zu ihrem Schaden gaben sie ihm nach: sie überließen die Geschäftsfreunde zu Marseille ihrer Noth, indem sie behaupteten, daß der Handel des P. Lavalette die Societät nicht berühre; letzterer sei ein einfacher Jesuit und die Obern könnten sich um seine Schulden nicht kümmern. Wir haben Eingangs einige Sätze des mit Lavalette zeitgenössischen Jesuitenpaters Balbani gehört und wissen, daß er in Betreff der Rapacität armuthverehrender Mönche kein Rigorist ist; aber die Conduite des P. Lavalette nennt er doch „unentschuldbar." „Dieser Jesuit," sagte er in der angeführten Schrift, „hat in so mancherlei Art gefehlt, daß wir ihn weder rechtfertigen können noch mögen. Er hat sein Institut geschändet, seine Oberen getäuscht (?), seine Corporation in Verruf gebracht, seine Mitbrüder in Frankreich ruinirt. Eine felix culpa aber kann es dennoch sein, wenn das tolle Unternehmen Lavalette's Anlaß wird, dem Geiste unsrer Gesellschaft in Zukunft treuer zu bleiben." Wie wenig das böse Beispiel in Zukunft abgeschreckt hat, das hat uns, wenn wir's nicht wüßten, oben Jean Wallon gesagt.

Aber wer auch die Spekulationsgeschäfte Lavalette's noch ungetadelt hingehen lassen möchte — sein und seiner Compagnie-Oberen Verhalten gegen die Lioncy und die übrigen Gläubiger war schmachvoll. Sogar der warme Apologet der Jesuiten, der 1875 verstorbene Cretineau Joly, sagt hierüber in seiner Geschichte des Ordens: „Man zog die Bankiers zu Rathe, wie man sich verhalten solle; alle riethen sie ab, der neuen Eingebung zu folgen, denn sie sei unehrenhaft und nutzlos zugleich."

Die Gläubiger verlegten sich nun auf's Bitten. Sachlich war gegen die in ihren Gesuchen erhobenen Klagen nichts vorzubringen. Was aber ant-

wortete P. de Sacy? .. Mit den süßlichsten Worten erklärte er: er könne nichts Anderes für sie thun, als ihrer beim h. Meßopfer fürbittend gedenken, damit Gott ihnen anstatt des verlornen Geldes die Gnade verleihe, ihren Ruin in christlicher Ergebung zu ertragen. Dem Leser werden hier einige Verse aus Lafontaine's „Rat retiré du monde" einfallen:

„O Freunde," der fromme Siedel sagt,
„Was nützt es, daß ihr mir Solches klagt,
Mir, der ich der Welt den Rücken gekehrt?
Nur zu beten ist mir nicht verwehrt,
Daß Gott euch statt Geld Geduld bescheert."

Erst im August 1759, als alle Hoffnung auf eine friedliche Verständigung geschwunden war, beschritt der Syndicus des Falliments Lioncy den Weg der Klage. Die P. P. de Sacy und Lavalette wurden trotz der spitzfindigen Einreden des Erstern von dem Handelsgerichte zu Marseille zum Schadenersatz verurtheilt. Was aber war damit gewonnen zwei Ordensleuten gegenüber, welche „der Welt abgestorben waren und kein persönliches Vermögen besaßen?" Doch hatte dieser erste Prozeß wenigstens d a s zur Folge, daß nun eine ganze Menge von Gläubigern sich regte und Versuche machte, auf gesetzlichem Wege zu ihrer Sache zu kommen. Eine gewisse Wittwe Grou, besser berathen als die Lioncy, kam zu dem verzweifelten Entschlusse, gleichzeitig mit den P. P. Lavalette und de Sacy die ganze Jesuiten-Compagnie in der Person des französischen Provincials Forestier vor die Pariser Gerichte zu laden, um die Einlösung eines Wechsels von 30,000 Francs von ihnen zu fordern. Die Handelsrichter erkannten, daß die Sache eine besonders sorgfältige Behandlung verlange; sie verlegten letztere in jene feierliche Sitzung, in welcher jene neugewählten Mitglieder des Gerichts, nachdem sie der Grand' Chambre des Parlaments den Eid geleistet hatten, zum ersten Mal fungirten, aber auch die austretenden Mitglieder noch beisaßen, die Richterbank also doppelt besetzt war. Es war am 30. Januar 1760. Der P. de Sacy war persönlich erschienen und zwar mit Vertretungsvollmacht auch für den Provincial. Er plaidirte seine Sache selbst und meinte, durch drei Fragen, welche er an den Maitre Benoit, den Rechtsbeistand der Wittwe Grou, stellte, sich völlig entlasten zu können.

P. de Sacy: „Wer hat den Wechsel ausgestellt?"

Anwalt: „Der P. Lavalette."

P. de Sacy: „Auf wen?"

Anwalt: „Auf Herrn Rey."

P. de Sacy: „An wessen Ordre und wer hat ihn endossirt?"

Anwalt: „An die Ordre des Herrn Rachon, und dieser hat ihn endossirt an die Ordre des Herrn Charlery, welcher ihn seinerseits an Wittwe Grou übertragen hat."

P. de Sacy: „Nun ich bin weder P. Lavalette, noch Herr Rey, noch Ranchon, noch Charlery — was habe ich also mit der Sache zu schaffen?"

Nun stellte der Anwalt seinerseits drei Fragen an P. de Sacy.

Anwalt: „In welcher Eigenschaft befindet sich der P. Lavalette auf Martinique?"

P. de Sacy: „Er ist Mitglied unseres Ordens mit dem Titel Superior der Antillenmission."

Anwalt: „Wem hat er über seine Amtsführung Rechenschaft abzulegen?"

P. de Sacy: „Dem Generaladministrator der genannten Mission, welcher im Profeßhause zu Paris seinen Sitz hat."

Anwalt: „Wer ist gegenwärtig dieser Generaladministrator, und wem ist dieser seinerseits Rechenschaft schuldig?"

P. de Sacy: „Generaladministrator bin ich; ich lege Rechenschaft ab dem Pater Provincial und dieser wiederum dem Pater General zu Rom."

Anwalt: „Also ist der Werth des von P. Lavalette gezogenen Wechsels der Societät in Rechnung zu stellen und diese die Schuldnerin. Sie, P. de Sacy, sind in Ihrer Eigenschaft als Generaladministrator der betreffenden Missionen, also ganz ordnungsmäßig und rechtskräftig belangt, den Betrag des von P. Lavalette, Ihrem Mandator, in dieser Sache gezogenen Wechsels zu bezahlen."

Die Handelsrichter entschieden auf Grund dieser Erklärungen: „In Erwägung, daß der anwesende P. de Sacy eingeräumt hat, die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten des ganzen Ordens unterständen der Autorität des General-Obern, verurtheilen wir ihn und mit ihm die gesammte Societät solidarisch zur Bezahlung dieses Wechsels." Dieser Rechtsspruch, sofort durch den Druck verbreitet, wurde das Signal zu zahlreichen weiteren Klagen und Verurtheilungen zu Paris und Marseille. Ein Theil der Jesuiten kam hierdurch zur Besinnung, und fast schien es, als werde die Societät sich dazu bequemen, der Billigkeit nachzugeben und die Gläubiger zu befriedigen. „Da aber brachen," erzählt Cretineau-Joly a. a. O., „folgenschwere Mißhelligkeiten im Schooße der Gesellschaft aus. Die Einen weigerten sich, für den P. Lavalette haftbar gemacht zu werden; die Andern meinten, man müsse diesen Skandal um jeden Preis im Keime ersticken. Und wiederum trugen die Unverständigen den Sieg davon über die Verständigen." Die Oberen der Compagnie beruhigten sich also nicht bei dem durch die Handelsgerichte gegen sie ergangenen Entscheide und appellirten an die Grand' Chambre des Pariser Parlaments. Sie hätten Gebrauch machen können von dem ihnen durch Ludwig XIV. gewährten privilegirten Gerichtsstande und ihren Appell beim Grand Conseil anbringen.*) In den „Morceaux historiques publiés à la suite des Mémoires de Madame du Hausset" erfährt man die Erwägungen, welche sie davon abgehalten haben. Wir lesen da: „Zu dieser Zeit befand sich im Profeßhause zu Paris der P. Frey, welcher für einen der politischen Köpfe im Orden galt. Die hervorragendsten Mitglieder der Societät kamen wegen der Verlegenheit, zu welchem Verhalten man sich entschließen

*) Für den einen oder andern Leser ist vielleicht eine kurze Orientirung erwünscht über das, was damals das Parlament und das „Grand Conseil" war. Das erstere bestand nach einer Ordonnanz Philipp's des Schönen vom Jahre 1302 aus 2 Prälaten, 2 Baronen, 13 geistlichen und 13 weltlichen Mitgliedern. Es theilte sich in vier Kammern, die sogenannte große Kammer, die Kammer für Bittgesuche, die Kammer für Untersuchungen in Prozeßsachen und die Rechnungskammer, und war in Rechtssachen die letzte Instanz für Prozesse, welche in erster Instanz durch königliche Gerichte entschieden waren, sowie Gerichtshof für die Barone. Im 18. Jahrhundert war die Mitgliederzahl verfünffacht. Das Grand Conseil hatte Karl VIII. wenige Jahre vor seinem Tode (1497) errichtet. Es war eine Art Privat-Parlament zum Handgebrauch des Königs, indem es demselben überall hin folgte. Seine Mitglieder, 20 an der Zahl, genossen gleiche Vorrechte wie die des Parlaments. Seine richterlichen Befugnisse neben dem Parlament waren nicht genau abgegrenzt, was oft zu Reibungen führte.

solle, zu Paris zusammen, und der P. Frey, nachdem er die Meinungen der Andern gehört hatte, empfahl als die seinige, daß man die Sache vor das Parlament bringen solle. „Wir haben," machte er geltend, „im Parlamente ebenso ergebene Freunde, ehemalige Schüler sitzen, wie im Grand Conseil. Das Parlament weiß zudem, daß wir es auf Grund unseres privilegirten Gerichtsstandes hätten umgehen können und wird also für unsere zarte Rücksicht, unsere Angelegenheit seiner Jurisdiktion zu unterwerfen, nicht unempfindlich sein. Wir haben also ebensogut Aussicht, hier zu gewinnen wie im Grand Conseil; gewinnen wir aber im Parlamente, so ist dies nach außen viel wirkungsvoller, denn man hält dafür, das Parlament sei uns feindlich gesinnt, und habe, wird man sagen, nun doch nicht umhin gekonnt, unser Recht anzuerkennen." Diese Ansicht schien wohlbegründet und P. Frey's Vorschlag wurde angenommen. Er sollte die Jesuiten ins Verderben führen. Das Grand Conseil verdankte sein hohes Ansehen gerade dem Umstande, daß es vorzugsweise mit den geistlichen Angelegenheiten befaßt wurde, und es behandelte dieselben immer mit sehr viel Rücksicht. Darauf that es sich denn auch nicht wenig zu gute. Wenn es merkte, daß eine wichtige Sache voraussichtlich einen schlimmen Ausgang für den Klerus nehmen werde, dann rieth es ihm und der Gegenpartei zu einem gütlichen Vergleiche. Die Sache der Jesuiten gegen das Haus Lioncy und Gouffre war aber eine so haltlose, daß das Grand Conseil ihnen ganz gewiß gerathen hätte, von weiteren Versuchen, sich ihren Verpflichtungen zu entziehen, abzustehen. Der Skandal wäre dann immer noch aufgehalten worden, bevor er den Höhepunkt erreicht."

Ihrer beständigen Schleichpraxis getreu, beantragten die Jesuiten beim Parlamente das, was man in der alten Gerichtssprache das „appointement" einer Streitsache nennt, d. h. die Vertagung derselben auf unbestimmte Zeit. Die Anwälte der Gläubiger lächelten und verlasen die Definition des juristischen Ausdrucks „appointement" aus dem Dictionnaire von Trevoux, also aus einem unwidersprechlich ganz von jesuitischem Geiste erfüllten Noth- und Hülfsbuch. Da heißt es: „Wenn die Richter eine schlechte Sache begünstigen wollen, dann kommen sie auf die Idee, sie zu appointiren, d. h. statt einen Entscheid zu geben, eine an keinen Zeitpunkt gebundene nochmalige Instruktion anzuordnen."

Mit dieser erbaulichen Deutung des Namens und der Materie fühlte sich das Parlament in seiner Ehre angegriffen und es beschloß, daß die Sache ohne weitern Aufschub plaidirt werden solle. Zahlreich und in leicht begreiflicher Aufregung strömten die Pariser dem Palais zu, in welchem das Parlament als oberster Gerichtshof sich constituirt hatte. Sowohl die Interessen, um die es sich handelte, wie die gesellschaftliche Stellung der streitenden Parteien und das unvergleichliche Talent der zur Führung der Klagen berufenen Anwälte, alles das waren mächtige Reizmittel zum Kommen und Aufhorchen. Von beiden Seiten wurden umfangreiche Denkschriften vertheilt, die man in zahlreichen Exemplaren hatte drucken lassen, um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Noch heute lassen diese „Darstellungen" zu Gunsten der

Gläubiger sich mit Genuß und Nutzen lesen, besonders die, welche den Advocaten Target zum Verfasser haben. Target's Client, ein gewisser Herr Cazotte, hatte sich in seiner Noth an den Jesuitengeneral zu Rom selbst gewendet, und folgende Antwort erhalten:

Rom, 27. Febr. 1760.

„Mein Herr! Seine Excellenz der Herr Gesandte Frankreichs beim hl. Stuhl hat mir das Schreiben zugestellt, mit dem Sie mich beehren wollten. Ich ersehe aus demselben den traurigen Zustand Ihrer Geschäftslage, die meine wärmste Theilnahme erregt. Schon die Empfehlung Sr. Excellenz muß Ihnen von vornherein jede Rücksichtnahme sichern...... Das Wohlwollen und die Freundschaft, welche Sie so viele Jahre hindurch unsern Vätern auf Martinique erwiesen haben, sind dann ein weiterer Grund, mich zu bestimmen, jedem ihrer Wünsche entgegenzukommen. Ich habe Ihr Memoire nicht ohne das Gefühl innigster Dankbarkeit lesen können. Ich bitte Sie, mein Herr, überzeugt zu sein, daß ich keine zu Ihrer Befriedigung dienliche Maßregel unbenutzt lassen werde. Ich werde dem P. Allanic dem Provincial, auf's eindringlichste schreiben; haben Sie dann die Güte, sich mit ihm darüber zu benehmen, auf welchem Wege Ihnen die gewünschten Sicherheiten verschafft werden können. Fügen Sie, ich bitte, Ihren so zahlreichen uns früher erzeigten Gefälligkeiten jetzt auch noch die hinzu, daß Sie sich so lange gedulden, bis die geeigneten Maßregeln ergriffen werden können.

Lorenzo Ricci."

Es währte aber nicht lange, und die Sprache des Generals lautete ganz anders. In einem zweiten Briefe kommt ihm das Bedenken, daß die Rechte der übrigen Gläubiger ihm doch ebenso heilig sein müßten wie die Cazotte's, und daß er daher für diesen etwas Besonderes nicht zu thun in der Lage sei. Obgleich er, Cazotte, sich von einer Großmuth erwiesen habe, die ihres Gleichen nicht finde, so dürfe doch ein Jesuitengeneral sich nicht den untergeordneten Regungen bloßer Erkenntlichkeit überlassen u. s. w. Erst hierauf hatte Cazotte sich an die Gerichte gewandt. Target führte in seinem Memoire zu Gunsten Cazotte's an der Hand unbestreitbarer Thatsachen und mit scharfer logischen Schlußfolgerung den Beweis durch, daß der P. Lavalette in der Verwaltung der Missionen wie in dem Handel, den er getrieben, nur der Agent, der vorgeschobene Posten der Societät und ihres Generals gewesen sei, die letzteren also auch für ihn einzutreten hätten. Die Jesuiten dagegen leugneten zum Hohne aller Augenfälligkeit, daß die Operationen des P. Lavalette als kaufmännische Handelsgeschäfte angesehen werden dürften. Im Uebrigen sei der Handel den Jesuiten durch kirchliche und bürgerliche Gesetze verboten, die diesem Verbote zum Trotz abgeschlossenen Geschäfte also null und nichtig. Wenn die Beschuldigung des P. Lavalette wegen Handeltreibens daher Grund hätte, was aber durchaus nicht zugegeben werde, so seien die Gläubiger, die, obwohl sie den Stand Lavalette's gekannt, in commercielle Beziehungen mit ihm getreten seien, seine Mitschuldigen in der Uebertretung der ihm den Handel verbietenden Gesetze und dürften sich daher gewiß nicht das Recht anmaßen, einen ganzen Orden vor Gericht zu belangen, welcher dem P. Lavalette weder Auftrag noch Erlaubniß zu seinem Vorgehen gegeben habe.

In einem zweiten Memoire setzte Target diesen Ausflüchten u. A. Folgendes entgegen. „Der geringste Kaufmann wagt, wenn er Geschäfte eingeht, seine Person, sein bewegliches und unbewegliches Vermögen; besser dürfen es

die Jesuiten auch nicht haben, wenn sie Handel treiben wollen. Nach den Satzungen ihres Instituts gehören alle Güter, welche die Mitglieder benutzen, der Societät; nach den Handelsgesetzen gilt alles Eigenthum der Kaufleute als Pfand für die Gläubiger. Was will zudem die von den Jesuiten aufgegriffene Ausrede: es sei ihnen der Handel verboten, ihre Geschäfte also nichtig, besagen? Soll man etwa, wenn sie die einen Gesetze frech umgangen haben, auch die andern nicht mehr auf sie anwenden dürfen? Heißt das nicht geradezu, auf ein Gesetz sich steifen, um durch Verletzung eines andern sich zu bereichern? Wahrlich eine so ausdrückliche, so grundsätzliche Mißachtung der Rechtspflege läßt sich nicht ohne Entrüstung ansehen; es ist Zeit, daß die Gerichte einschreiten und solche Begriffsverwirrung büßen lassen. Wer soll nun das Sühnopfer sein — die Societät, welche unter Verletzung der Gesetze auf dem Wege eines ihr verbotenen Geschäftsbetriebes das Vermögen so vieler Familien an sich gerissen hat? ... oder diese Familien, welche nichts verlangen als was ihnen mit Recht zugehört? ... Der Handel ist den Ordensleuten untersagt; treiben sie aber dennoch welchen, so bedingt dies durchaus nicht die Ungültigkeit ihrer Verpflichtungen, wie die Gegenpartei uns insinuiren möchte. Das Verbot gilt ihnen persönlich, berührt aber keineswegs diejenigen, welche ihrem Stande nicht angehören. Allgemeine Landesgesetze verpflichten alle, Standesgesetze nur die, welche diesem Stande leben. Ein Landesgesetz, welches den Kaufleuten verböte, mit Ordenspersonen Handel zu treiben, besteht nicht. Gilt das schon im Allgemeinen, so gilt es ganz besonders dieser Societät gegenüber, die je nach den Umständen der Zeit und des Orts so sehr überall etwas Anderes ist, daß man gar nicht weiß, was man in ihr vor sich hat *); sie wechselt die Regel, sie wechselt das Kleid und das Ziel, dem sie zustrebt. In dem einen Lande gebärden sich ihre Mitglieder als Weltgeistliche, als Ordensleute in dem andern. Handel treiben sie überall; so sehr sind sie erpicht auf den Erwerb, daß man glauben könnte, die Schacherfreiheit sei das hauptsächlichste ihrer Privilegien."

Alle diese in den vorläufigen Denkschriften geltend gemachten Argumente wurden von der einen wie von der andern Seite in den Plaidoyers weiter entwickelt und neue hinzugefügt, so daß die Reden der Anwälte nicht weniger als neun Sitzungen ausfüllten. Der Generaladvocat Le Pelletier de Saint-Fargeau führte die Streitsache dann auf zwei Punkte zurück: auf die Thatfrage: ob der P. Lavalette Handel getrieben habe, und auf die Rechtsfrage: ob er als von der Societät dazu autorisirt angesehen werden müsse. Der erste Punkt war über allen Zweifel erhaben, denn die Beweise lagen haufenweise vor, daß der P. Lavalette Waaren gekauft und verkauft, Schiffe angeschafft, Wechsel ausgestellt und acceptirt, kurz alles Wesentliche, was zum Handels-

*) Genau so ein Mitglied des Ordens, der P. Johannes Marianna in „Des défauts de la Société". Er nennt die Societät „eine politische Corporation von Regularpriestern, welche Mönchsgelübde ablegen und weltlich leben; oder wenn man lieber will: einen Regulär-Orden von Weltpriestern mit klösterlichen Gelübden; kurz gesagt: eine solche Gesellschaft, daß die Jesuiten selbst eine genaue Begriffsbestimmung davon nicht geben können".

geschäfte gehört, getrieben hatte. Betreffs der Rechtsfrage stellte der Generaladvocat auf die Ordens-Constitutionen zurückgreifend, fest, daß der General über alles Vermögen, alle Capitalien und sämmtliche Immobilien der Societät uneingeschränkt verfüge; daß er allein es also sei, welcher Namens der Societät rechtliche Verträge nach außen schließe und bei diesen Rechtsgeschäften das ganze in seiner Hand liegende Vermögen der Gesellschaft engagire mit Ausnahme der Collegien und derjenigen sonstigen Häuser des Ordens, welche in Folge ihrer Fundation anderweitig belastet seien und soweit sie das seien. Damit den Knoten der Streitfrage bloßlegend, weist er nach, daß die Societät und der General den P. Lavalette in seinem Geschäftsbetrieb die fördernde Hand gereicht hatten in einem Maße, welches sie dafür verantwortlich machte. Der Handel war mit dem Wissen und Willen der Gesellschaft Jesu betrieben worden, unter den Augen aller dabei in Betracht kommenden Ordensoberen und schließlich zum Nutzen der Gesellschaft. Der P. Lavalette erwies sich durch die legalen Mittelglieder der Ordensorganisation zwischen ihm und dem General förmlich als der Mandatar und Agent dieses letzteren, so daß der General als Derjenige anzusehen war, der eigentlich überall die Verträge schloß und damit die ganze Societät verpflichtete.

Diese den Beklagten keinen Ausweg lassenden Schlußfolgerungen entschieden den Proceß. Am 8. Mai 1761 verurtheilte die Grand' Chambre den Jesuitengeneral und in dessen Person die sämmtlichen Mitglieder und die ganze Gemeinschaft der Societät, den vollen Betrag der vom P. Lavalette gezogenen Wechsel zu bezahlen sammt einer Entschädigung für Kapital-Zinsen in der Höhe von 50,000 Frs. Daß das Urtheil von allen Nichtjesuiten zu Paris, in ganz Frankreich, ja in der gesammten civilisirten Welt mit Befriedigung aufgenommen wurde, bedarf kaum ausdrücklicher Erwähnung.

(Schluß folgt.)

Aus einer Domkandidaten-Reise.

St. Aidans Kollege in Birkenhead und die kirchliche Erziehung der Geistlichen.

(Aus der kirchlichen Monatsschrift.)

Wo die irische See ihre Fluth in den Merseyfluß schickt und dieser in sie, zur Meeresbucht sich erweiternd, einmündet, nördlich von Wales liegt bekanntlich Liverpool, eins der bedeutendsten Weltemporien, eine verhältnißmäßig neue und zu riesigen Dimensionen wachsende Handelsstadt; denn hier sammelt sich aus dem industriereichsten Theile Englands, von Manchester und Birmingham, der gesammte Verkehr in Baumwolle, Eisen, Kohle und was die Hand der Arbeit und der Maschine emsig schafft, und hier strömt von allen Enden der Welt sein Reichthum zu. Durch den Mersey getrennt, früher durch eine Dampffähre, jetzt durch eine kolossale Eisenbahnbrücke verbunden, hat sich ihm gegenüber Birkenhead als eine neue Stadt und zwar noch viel neuer als jene Geschäftsstadt aufgebaut; es war für Liverpool nämlich etwa, was Brooklyn für New York, die Stadt der Ruhe nach der Arbeit und

stiller Zurückgezogenheit aus dem unruhigen Markttreiben der Welt. Liverpool und Birkenhead hat aber nicht blos eine kommerzielle Bedeutung, sofern hier das kaufmännische Leben in mannigfaltiger Fülle sich entwickelt und pulsirt, indem von allen Seiten täglich neue Impulse kommen, eine alte und neue Welt sich in ihren Gegensätzen ausgleichend, gebend und nehmend berühren — hier wurde z. B. die erste amerikanische Straßenbahn in Europa gebaut: — es ist auch in kirchlicher Beziehung von großem Interesse. Die anglikanische Kirche als Landeskirche hatte hier mit dem raschen äußeren Wachsthum der Bevölkerung nicht Schritt halten können gegenüber den Dissentern. Im Stadthaussaale zu Liverpool, wo zur Mittagsstunde eine mächtige Orgel mit Dampfbetrieb gespielt wurde, sah ich die Marmorbüste eines berühmten, damals vor einigen zwanzig Jahren noch lebenden Independentenpredigers, des berühmten Autographensammlers Sir Raffles in Gestalt eines heidnischen Orators. Das war mir ein Zeichen, welche Richtung hier dominirte. An der Hauptstraße, die durch Birkenhead führte, waren dem Bebauungsplane bereits mit der Errichtung von Kirchen und Kapellen in theilweise noch wenig bewohnter Gegend einzelne kirchliche Gemeinschaften voraufgeeilt; die Kapelle stand da auf dem noch billigeren Baugrund als ein Anziehungs- und Mittelpunkt für die zugehörigen Gemeindeglieder, die sich dort anbauten. Aber auch die anglikanische Kirche verdoppelte ihre Anstrengungen und entfaltete hier ihre Kraft. Sie stand damals noch unter dem Bischofssitz zu Chester; seitdem ist zu Liverpool, soviel ich weiß, auch ein neuer selbständiger gegründet. Sie unterhielt im Kirchspiel St. Jude eine große blühende Parochialschule für die untern Volksschichten. In Verbindung mit ihr standen für die höhern Stände zwei bedeutsame Anstalten, das Collegiate und das Royal Institut, beide unter kirchlich gerichteten Männern, erstere unter dem im vorigen Jahre als Dekan von Chester heimgerufenen Howson, dem ersten, der damals auch es wagte, der Diakonissensache in England das Wort zu führen, letztere unter Turner, einem nicht minder tüchtigen Pädagogen, in dessen Klasse ich einer Lektion über den römischen Satiriker Persius beiwohnte, und der darnach mit mir in deutscher Sprache, die ihm fast geläufig war, über Hengstenbergs Christologie mit den wärmsten Worten der Anerkennung redete.

Bekanntlich ist von Liverpool die Bildung des evangelischen Bundes im Jahre 1846 ausgegangen; es hat hier die erste Versammlung desselben, es haben hier später auch die ersten vereinigten Missionskonferenzen stattgefunden. Bezeichnend aber ists, daß in demselben Jahre, da der evangelische Bund hier sein Programm aufstellte, von der anglikanischen Kirche auch unter dem Namen St. Aidans Kollege die Anstalt gegründet wurde, welche als ein Predigerseminar der Kirche unabhängig von der Universität ihre Diener erziehen und ausbilden sollte.

Kommt mein dem Tagebuch über einen längeren Aufenthalt darin entnommener Bericht nun jetzt so spät, so trifft er wohl gegenwärtig einen günstigeren Zeitpunkt, als früher, da die Frage über die Ausbildung der Geist-

lichen auch auf der Tagesordnung unserer Kirche wieder sich befindet. Nicht nur das moderne Kulturleben steht untereinander in viel näherem Kontakt, als früher, auch dieselben Richtungen und Strömungen gehen gegenwärtig durch die evangelische Christenheit; dieselben Bedürfnisse und Bedingungen pflegen auch dieselben Erscheinungen ins Leben zu rufen. Und wie man im Spiegel der Vergangenheit die Zukunft liest, so vielleicht in der Lapidarschrift, in welcher zumeist zuerst die fremden Zustände vor das Auge des sinnenden Betrachters treten, die Kleinschrift der heimischen in der Zukunft.

St. Aidans Kolleg war ein Experiment, eine Versuchsstation der anglikanischen Kirche, die Vorbildung der Geistlichen nach dem Muster der Dissenters zu gestalten, um durch ähnlich vorbereitete und geschulte wieder mehr Einfluß auf die niederen und mittleren Klassen und auf das Volk zu gewinnen. Die aristokratisch bischöfliche Verfassung mit Patronat und Pfründenthum bringt eine große Zahl geistlicher Stellen in die Hände einzelner Familien. Die Söhne der hochgestellten Kreise, welche sie einnehmen, sind nun meist, auch wenn sie wirklich von religiöser Gesinnung beseelt und von kirchlicher durchdrungen sind, nach ihrer ganzen Lebensstellung in der Gesellschaft und anderweitigen Interessen, nicht recht geeignet, die geistlichen Bedürfnisse des niederen Volkes zu befriedigen, das in viel höherem Maße als bei uns der Schulbildung entbehrt. Daher gewinnen die Dissenters, Methodisten, Baptisten, Independenten leicht die Oberhand und das Uebergewicht; die ehrwürdige alte Kirche steht leer und die Versammlungshäuser füllen sich. Hält sich der Pfründeninhaber, wie es häufig geschieht, einen tüchtigen Curate, so ists wichtig, daß er den Kreisen näher stehe, auf die er einen seelsorgerlichen Einfluß gewinnen soll. Die Dissenters haben entweder ihre Laienprediger, die was ihnen an gelehrter und schulmäßiger Ausbildung abgeht, durch Eifer, Hingebung und Popularität ersetzen; selbst ihre Fehler, Uebereifer, Aufdringlichkeit und Ueberspanntheit bis zum Fanatismus, sind gegenüber der Unlebendigkeit eines formellen, mechanischen äußeren Kirchenthums Vorzüge. Es galt also frisches Lebensblut einzuführen in die Kirche; das war der Zweck dieser Anstalt. Die Kostspieligkeit des Universitätsstudiums verschloß nicht blos einer ganzen Anzahl sehr strebsamer junger Männer diesen bis dahin einzigen Weg der Ausbildung für den Kirchendienst in der Landeskirche; man machte auch die Erfahrung, daß gerade auf diesem langen Wege wissenschaftlicher Studien viel geistige Kraft und Frische verloren ging; diejenigen, welche in den Kollegien blieben als Fellows d. i. als Adjunkten der Professoren oder Lehrer der Studenten mit der Anwartschaft auf eine Pfründe, da diese Körperschaften eine große Menge solcher zu vergeben hatten, kamen meist zu alt in das geistliche Amt oder auch zu verwöhnt, daß sie selbst sich für die einfachen ländlichen Pfarrgemeinden wenig geeignet hielten; andere, wenn sie auf der Universität angestrengt gearbeitet, war's auch nur fürs Examen, ließen nun, sobald die Stelle oder Pfründe da war, ganz in ihrem Fleiße nach. Wie zuvor der innere Beruf, so fehlte nun jeglicher äußerer Antrieb zur Arbeit; denn die sonntägliche Predigt wird ja in der anglikanischen Kirche, wenn auch als eigene Hervorbringung, fast durchgängig gelesen.

Es ebbet und fluthet zwar überall zeitweise in den gelehrten Berufen; ich weiß aber nicht, ob auch ein Mangel an Geistlichen dazu bewogen, diese Anstalt zu gründen. Das aber war von vornherein ausgesprochener Zweck, für die Kolonien hier zugleich, ähnlich wie im Missionsseminar zu Islington, Geistliche vorzubilden. Für den Kolonialdienst waren die Bedingungen für den Eintritt und Unterhalt noch ermäßigt. Vorwiegend war neben dem praktischen der kirchliche Gesichtspunkt bei der Gründung der Anstalt, die der frühere Bischof von Chester (Dr. Sumner), der auch als Erzbischof von Canterbury das Patronat darüber führte, ins Leben gerufen; denn in dem Prospekt wird der Zweck dahin angegeben: to train Candidates for holy orders in the parochial habits of a minister of the gospel as well as to impart sound theological instruction, also: praktische parochiale Gewöhnung zu den dienstlichen Pflichten des heiligen Amtes und gesunder theologischer Unterricht. Was den ersten Punkt angeht, so ward schon von den Studenten gefordert, daß sie wöchentlich neun Stunden in ihnen angewiesenen Bezirken von Liverpool, Birkenhead und Nachbarschaft in Verbindung mit den Geistlichen Besuche machten. Hinsichtlich des zweiten sei an das nach dem Nachlassen der hochkirchlichen traktarianischen Richtung in der (broad church) breitkirchlichen bedenkliche Eindringen moderner und rationalistischer Meinungen erinnert, die sich eben damals in den Oxforder Essays aussprachen, deren Vorhandensein gleichfalls dem Bischof von Oxford wahrscheinlich die Errichtung eines kleinen Predigerseminars im Anschluß an die Universitätstudien eingegeben hatte.

St. Aidans Kollege knüpfte mit seinem Namen an die altkirchliche Vergangenheit Englands an. Einst im 7. Jahrhundert kam von der skotischen Insel Jona St. Aidan, um in Northumberland unter dem heldenmüthigen König Oswald das Evangelium zu verkündigen und zu pflegen, nachdem ein strenger irischer Mönch in seiner Gesetzlichkeit an dem Volk, das er zu roh fand, nichts ausgerichtet und die Heimath wieder gesucht. Er wirkte in vorromanischer, echt evangelischer Weise, den skotischen Kirchengebrauch festhaltend, und „wirkte deßhalb viel, weil mit seiner eifrigen Verkündigung sein Leben so ganz übereinstimmte und weil alles, was er that, von seiner durchaus uneigennützigen, zu jedem Opfer bereitwilligen Liebe zeugte."

Schon unter seinem zweiten Nachfolger Bischof Colemans, der freilich sein Amt lieber aufgab, als dem skotischen Kirchengebrauch entsagen wollte, gelangte aus Furcht vor dem Himmelsschlüssel des Apostelfürsten Petrus der römische zur Herrschaft.

Obwohl unter dem Patronat des Primas von England, war St. Aidans Kollege ganz ein Werk kirchlicher Opfer-Freiwilligkeit. Das Kuratorium, mit dem Herzog von Malborough an der Spitze, bestand aus zwölf der angesehendsten Laien, dem Marquis von Westminster, Grafen Shaftesbury u. a. und ebenso vielen Geistlichen, darunter mehreren Vorstehern der Kollegien in Oxford; es versammelte sich halbjährlich entweder in London oder in dem Kollege. Ihm lag, unter Bestätigung des Patrons, die Berufung des Prin-

zipals oder Dirigenten ob, dem mit Einschluß der Anstellung der Lehrer die ganze innere und äußere Leitung der Anstalt anvertraut war; er hatte nur halbjährlich dem Kuratorium, von dem fünf Mitglieder ein Quorum bildeten, d. h. beschlußfähig waren, Bericht zu erstatten; er selbst hatte Sitz und Stimme in demselben.

Zum Prinzipal war von ihrer ersten Gründung an ein iro-anglikanischer Geistlicher, Dr. Baylee, berufen, der zugleich Parochus der neuerbauten Kirche und des neugebildeten Kirchspiels in Birkenhead war. Seit 1846 bis 1860 hatte die Anstalt für den Dienst der Kirche bereits über 200 Geistliche vorbereitet. Sie hatte damals gerade ein neues stattliches, im kirchlichen Stile gehaltenes Gebäude mit Kapelle, geräumigem Speisesaal, Lehrzimmern und Wohnungen für Studenten und Lehrer erhalten in einem noch wenig angebauten Theile von Birkenhead. Dem Leiter der Anstalt standen noch als theologische Lehrer ein senior und junior lecturer in divinity zur Seite, gleichfalls Geistliche, der letztere zugleich sein Sohn.

Ich war erstaunt und überrascht, an den Ufern der Mersey in dieser Anstalt alles in äußerer Beziehung dem Domkandidaten-Stifte an den Ufern der Spree so ähnlich zu finden, damals sogar in dem noch unfertigen Zustande; eingeführt und bekannt wurde ich mit dem seit wenigen Jahren verewigten Dr. Baylee durch den deutschen Geistlichen an der kleinen Liverpooler Gemeinde, nachdem ich das erste und einzige Mal im Leben auf einer Episkopal-Kanzel gestanden. (Fortsetzung folgt.)

Psychologie.

Eingesandt von A. Breitenbach.

(Fortsetzung.)

Die Vorstellung.

Erwerben wir uns von einem Gegenstande eine Anschauung und wird derselbe unserm Auge entrückt, so wissen wir trotzdem noch seine alten Merkmale. Die Anschauung hat sich unserm Geiste eingeprägt. Die Gegenstände sind gleichsam Stempel, die unserm Geiste Abdruck hinterlassen. Diese Abdrücke welche in unserm Geiste beharren, wenn auch die Sinne nicht mehr thätig sind, nennen wir Vorstellung. Sie ist das geistige Bild der Anschauung. Mit der Anschauung stimmt die Vorstellung insofern überein, als beide sich auf die Gesammtheit der Bestimmung des Objekts beziehen; allein sie sind verschieden darin, daß die Anschauung stets des Objektes bedarf, während die Vorstellung, einmal entstanden, etwas für sich Seiendes ist und fortbesteht, auch wenn der Gegenstand der Anschauung entfernt wird. Diese Vorstellung ist also von der Anschauung abhängig, und wie die Anschauung, so die Vorstellung. Klare und deutliche Anschauungen erzeugen klare und deutliche Vorstellungen. Die Qualität derselben ist immer schwächer als die der Anschauungen.

Die wichtigste Eigenschaft der Vorstellung ist das Vorhandensein dersel-

ben im Geiste. Ich schaue die Chicagoer Börse an. Nun verlasse ich die Stadt, aber die Börse nehme ich in mir mit fort. Ich kann das Bild der Börse, ganz abgesehen von der Stadt, meiner Reise u. s. w. allein mir vorstellen. Eine Menge Einzelheiten, welche in der Anschauung mit enthalten sind: kleine Fenster, Statuen, Verzierungen &c. werden mir aus dem Bilde verschwinden, allein die Gliederung des Baues, die Konstruktion der Masse, werde ich dennoch besitzen. Aus diesem Beispiele erkennen wir das Beharren des Bildes im Geiste, eine Thatsache, von deren Richtigkeit man sich übrigens jeden Augenblick durch eigene Erfahrung überzeugen kann.

Die Seele besitzt also die Fähigkeit, Wahrnehmungen und Anschauungen festzuhalten. Wäre dies nicht der Fall, so hätten wir wohl ein Sinnenleben, aber kein Geistesleben. Wir könnten nur Dinge beschreiben, wenn sie vor unsern Sinnen ständen. Wir vermöchten uns nicht der Vergangenheit zu erinnern und könnten nicht in die Zukunft schauen. Unsere Seele wäre einem Spiegel gleich, der ein Bild nur so lange zeigt, als der betreffende Gegenstand vor ihm steht. Die Geisteskraft, Vorstellungen festzuhalten, nennt man Einbildungskraft. Wie jede Kraft, so entwickelt sich auch diese nur allmählich und in Folge der stetigen Uebung.

Ebenso wichtig als das Beharren selbst ist die Art und Weise desselben. Es ist wahrscheinlich, daß die Seele nie etwas absolut verliert, was sie sich eingeprägt und zum vollen Eigenthum gemacht hat, wie auch in der Natur kein Atom jemals verloren gehen kann, so mannigfach auch die Formen des Daseins wechseln. Dieser Wechsel trifft auch die Vorstellungen, sie sind entweder im Bewußtsein oder im Unbewußtsein.

Die durch die Anschauungen entstandenen und unserer Einbildungskraft zur Verfügung gestellten Bilder beziehen sich entweder auf eine Gesammtanschauung oder bloß auf die Anschauung eines Theiles. Im ersten Falle sind sie Gesammt-, im zweiten Theilvorstellungen. Stellt man sich einen bestimmten Baum vor, so ist dies eine Gesammtvorstellung; erinnert man sich dagegen an das Blatt dieses Baumes, so hat man eine Theilvorstellung im Bewußtsein. Manche Vorstellung ist indeß, je nach ihrer Beziehung zu andern, bald Gesammt-, bald Theilvorstellung. So ist „Blatt" im Gegensatz zu „Baum" eine Theilvorstellung, in Beziehung auf die Farbe „grün" eine Gesammtvorstellung. Bei einem Jahrmarkt sehen wir Läden mit Waaren, eine aus Erwachsenen und Kindern bestehende Menschenmenge, hören das Geräusch der Stimmen, den Ruf des Marktschreiers, die Töne der Drehorgel, riechen den Duft der Cigarren, schmecken Speise und Getränk. Diese Vorstellungen zusammen bilden die Gesammtvorstellung oder Kombination vom Jahrmarkt (Pic-nic).

Ferner unterscheidet man Einzel- und Allgemeinvorstellungen. Die ersteren entsprechen der Anschauung eines bestimmten einzelnen Objekts, sind das unmittelbare Resultat dieser Anschauung. Schaut man ein bestimmtes Schaf an, so erhält man eine Einzelvorstellung, der nur dieses eine und kein anderes Schaf entspricht. Schaut man dagegen nach und nach zwei, drei,

vier 2c. verschiedene Schafe an, so bilden sich im Geiste zwar ebenso viele Einzelvorstellungen; aber überdies entsteht im Geiste die Allgemeinvorstellung des Schafes. Dieselbe wird dadurch erzeugt, daß in den Anschauungen der verschiedenen Schafe gewisse Merkmale, sowohl wesentliche, als auch zufällige (wie etwa die gleiche Farbe) sich wiederholen und in Folge der Verschmelzung sich stärker als die übrigen einprägen. Die gemeinsamen Merkmale (nicht mit den wesentlichen zu verwechseln) treten nun wegen ihrer schärferen Auffassung und leichtern Erinnerung zu einem Bilde zusammen, dem nicht nur ein Gegenstand entspricht, sondern mehrere, vielleicht sogar viele, niemals aber alle Gegenstände derselben Art. (Es wäre dann keine Allgemeinvorstellung, sondern ein Begriff, wie sich später klarer herausstellen wird.)

Die Enge des Bewußtseins.

Betrachte ich eine Pflanze mit ganzer Aufmerksamkeit, so denke ich an weiter nichts, werde ich aber in dieser Thätigkeit durch Jemand gestört — wechselt meine Aufmerksamkeit — so schwindet die Vorstellung von der Pflanze, sie macht den Vorstellungen Platz, mit denen sich ein etwa begonnenes Gespräch beschäftigt. Die Vorstellung ist durch andere verdrängt, gehemmt worden; man sagt: sie ist gesunken, und versteht darunter, daß sie allmählich an Klarheit abgenommen hat, bis ich ihrer nicht mehr bewußt war. Entfernt sich der Störende, so besinne ich mich leichter wieder auf die Vorstellung, ohne zuerst nach die Pflanze wieder hinzusehen. Die Vorstellung wird immer klarer, füllt bald wieder das ganze Bewußtsein aus, und nun sind die vorher durch das Gespräch gehobenen Vorstellungen wieder gesunken. Eine Vorstellung sinkt also, wenn sie von einer andern verdrängt wird, sie schwindet, wenngleich zeitweilig, aus dem Bewußtsein, doch nicht aus der Seele, und steigt gelegentlich wieder. — Ich nenne drei Orte, Milwaukee, St. Louis, Chicago. Sobald ich an Milwaukee denke, muß ich St. Louis und Chicago aus dem Sinne lassen. Daraus folgt, daß, genau genommen, im Bewußtsein jedesmal nur eine einzige Vorstellung im Vordergrunde steht (es erinnert an das Gesetz der Undurchdringlichkeit der Körper), die andern sind aus dem Bewußtsein geschwunden — sie befinden sich unter der Schwelle des Bewußtseins — oder sie sind in dem Zustande des Sinkens oder Steigens. Man spricht daher von der Enge des Bewußtseins. Die Vorstellungen sind niemals alle in der Ruhe, sondern immer befinden sich einige im Fluß. Man sagt jedoch vom Gedankenkreise, er sei in Ruhe, wenn keine außerwöhnliche Beschleunigung des Vorstellungslaufes stattfindet.

Die Reproduktion.

Ist eine Vorstellung auch zeitweilig aus dem Bewußtsein geschwunden, so kann sie doch wieder zurückkehren, reproduziert werden. Die Hemmung ist eine bloße Bindung, ein bloßes Latentwerden, keine Vernichtung des Vorstellens. Die Vorstellung läßt sich mit einer elastischen Feder vergleichen, welche niedergedrückt, so lange in der Lage verbleibt, als der Druck auf ihr lastet, aber in die Höhe schnellt, sobald er nachläßt.

Hat die Verdunkelung einer Vorstellung einen so hohen Grad erreicht, daß diese für längere Zeit aus dem Bewußtsein schwindet, so ist sie „vergessen.“ Ein absolutes Vergessen aber gibt es nicht; die Möglichkeit einer Reproduktion der Vorstellung ist immer vorhanden.

Erhebt sich eine Vorstellung durch ihre eigene Kraft über die Schwelle des Bewußtseins, so spricht man von einer unmittelbaren Reproduktion. Beim Erwachen aus dem Schlafe treten die Gedanken von selbst hervor; bei dem Wiederkehren zum Geschäft nach einer störenden Unterbrechung erheben sich die Vorstellungen der Gegenstände, womit man eben beschäftigt war, von selbst aufs neue, nachdem sie eine zeitlang verdrängt waren. Oft treten unbewußte Vorstellungen unwillkürlich ins Bewußtsein und heißen dann Einfälle.

Der unmittelbaren Reproduktion steht die mittelbare gegenüber. Ihre Rückkehr veranlaßt eine Hilfe. Wenn das Kind einen Gegenstand zum zweiten oder dritten Male sieht, so „erkennt“ es denselben, offenbar deßhalb, weil die ursprüngliche Vorstellung des Gegenstandes, welche mittlerweile aus dem Bewußtsein entwichen war, wiedererweckt wird, um sich mit der neuen, ihr gleichen Vorstellung zu vereinigen. (Man hat darum aber nicht zwei Vorstellungen, sondern gleiche Vorstellungen gehen in eine einzige, klare Vorstellung über.)

So bleibt das Auge, unter vielen fremden Menschen umherschweifend, plötzlich auf den Zügen eines Bekannten haften, den wir als solchen erkannt haben. Wir würden ihn nicht erkannt haben, wenn wir ihn nicht früher schon gesehen hätten, und wenn wir uns durch die jüngere nicht der älteren, ihr gleichen Vorstellung, „erinnert“ hätten. Erinnerungen können wir also die Reproduktion einer Vorstellung nennen, wenn uns dabei zugleich bewußt wird, daß wir die letztere früher erworben haben. Sie kann willkührlich und unwillkührlich sein. Wird sie willkührlich hervorgebracht, so nennt man das „sich besinnen.“ Das Wiedererkennen vermittelst einer neuen Anschauung ist die niedrigste Form der Erinnerung.

Nicht immer ist die Anschauung des ganzen Gegenstandes nöthig, um sich des Bildes zu erinnern, es genügt oft nur eine theilweise Anschauung, ja ein einzelner Sinneseindruck. Wir erkennen bekannte Personen, die sich in der Ferne auf der Straße fortbewegen, schon an ihrem Gange, auch dann selbst, wenn wir gar nicht im Stande sind, aus dieser Entfernung ihre Physiognomie zu erfassen. Dieses Wiederkennen ist eine höhere Form der Erinnerung. — Nun kann aber auch eine Vorstellung die andere nach sich ziehen. Man gedenke eines Freundes; gleichzeitig erinnert man sich der verschiedensten Beziehungen, die man zu einander hatte. Eine Vorstellung ruft die andere hervor. Es bildet sich um die erste Vorstellung eine Sippe, eine Gruppe von Vorstellungen. Dieselben sind wie Glieder einer Kette mit einander verbunden oder assoziiert. Tritt erst ein Glied dieser Vorstellungskette ins Bewußtsein, so folgt diesem gleich ein zweites, drittes u. s. f.

Die Reproduktion ist nicht bei allen Menschen gleich lebhaft, auch nicht bei demselben Menschen zu verschiedener Zeit. In manchen Fällen kann sie

durch künstliche Mittel beschleunigt werden, z. B. durch den mäßigen Genuß geistiger Getränie. Auch kann sie gehemmt werden, z. B. im Zorn. Es drängen sich zuletzt so viele Vorstellungen zu gleicher Zeit zum Bewußtsein, daß keine einzige überwiegende Kraft und Klarheit hat. Die gleiche Wirkung haben oft starke Sinnesreize. Daher sieht der eingeübte Redner auf einen bestimmten Punkt, um den Faden nicht zu verlieren. Daß Nervenleiden die Reproduktion lähmen, ist allbekannt.

Die Assoziation.

Stehen Vorstellungen in dem Verhältniß, daß die eine die andere nach sich zieht, so sagt man: sie haften an einander, sind verknüpft, assoziiert. Die Assoziation vollzieht sich nach bestimmten, zuerst von Aristoteles aufgefundenen Gesetzen. Bedingung ist, daß die Vorstellungen einer Gruppe gemeinsame Theilvorstellungen, sei es des Ortes, der Zeit &c. besitzen.

Sehe ich eine Gebirgslandschaft, welche Aehnlichkeit mit einer andern, früherer wahrgenommenen hat, so steht bald das Bild der letzteren wieder vor meiner Seele. Das Gleiche fördert sich, das Ungleiche hemmt sich gegenseitig. Ueber dem Gleichen vergessen wir das Ungleiche; wenigstens bedarf es einer gewissen Anstrengung, wenn das Ungleiche klar vorgestellt werden soll. Man sagt: „Aehnliche Vorstellungen verschmelzen." Am leichtesten vollzieht sich die Verschmelzung, wenn die Vorstellungen zu gleicher Zeit eintreten: Gesetz der Aehnlichkeit. Der Handwerker in der bekannten Hebel'schen Erzählung sah die stolzen Bauten der Stadt Amsterdam und dachte dabei an das Häuschen seines Vater daheim, dessen Thür kleiner war, als hier die Fenster: Gesetz des Kontrastes.

Nachdem Pharao den Schenken aus dem Gefängnisse entlassen hatte, vergaß dieser bald, was ihm Joseph so ans Herz gelegt hatte. Pharaos Traum erinnerte ihn später an seinen eigenen und dessen Deutung, wobei ihm auch gleichzeitig die Bitte Josephs in den Sinn kam: Gesetz der Coexistenz oder Gleichzeitigkeit.

Haben wir die, den zweiten Fall regierenden Verhältnißwörter in der bekannten Reihenfolge fest eingelernt, so zieht ein Wort das unmittelbar folgende ins Bewußtsein, weil es beim Einlernen jedesmal nach demselben auftrat: Gesetz der Succession oder Aufeinanderfolge.

Die durch Verschmelzungen entstandenen Assoziationen sind am haltbarsten, während bei den sogenannten Komplicationen oder Gesammtvorstellungen (Jahrmarkt, Picnic) zwischen denen nur eine äußerliche Verbindung besteht, leicht ein Glied entfallen kann. (Fortsetzung folgt.)

Einige Gedanken über Lehrer und Gemeindeglied.

(Eingesandt von H. Packebusch.)

Ueber das Verhältniß der Lehrer zur Synode ist in den Synodalblättern und auf Conferenzen wiederholt gesprochen, wenig aber ist bis jetzt über das Verhältniß derselben zu den Gemeinden, in deren Mitte sie wirken, gesagt

worden; und doch scheint es mir naturgemäß, auch hier „vom Nahen zum Entfernteren" zu schreiten. Von den Widersprüchen und Ueberlieferungen aus mittelalterlichen Rumpelkammern, die man hie und da in „Schulordnungen, Constitutionen" ꝛc. antrifft, hat Mancher kaum eine Ahnung, während Andere oft schwer darunter leiden müssen. Ich will heute nur über Lehrer und Gemeinde-Mitgliedschaft sprechen, und zwar:

1. Wie es vielfach ist und nicht sein sollte, und
2. Wie es sein sollte und vielfach nicht ist.

Ad 1. An vielen Orten steht der Lehrer nicht in der Gemeinde, sondern daneben, d. h. er ist kein Glied der Körperschaft, deren Jugend er erziehen soll, hat kein Recht, den Versammlungen, derselben, in denen über das „Wohl und Beste" der Gemeinde berathen wird, beizuwohnen; ja, er wird wohl absichtlich fern gehalten. Hat er ein Anliegen, so soll er dies durch den Pastor einreichen lassen, statt dasselbe persönlich vorzubringen, resp. zu begründen. Seine Stellung ist die eines „hired man", mit dem Unterschiede, daß dieser einem Manne gehorcht, während der Lehrer mit den Launen von einem halben Dutzend zu rechnen hat. Der Kirchenrath oder wohl der Pastor allein (siehe Theol. Ztschr. vom Febr. 1888) beruft den Lehrer. „Der Kirchenrath stellt Lehrer, Organisten, Kirchendiener und andere niedere Beamte an," heißt es in mehr als einer Gemeinde-Constitution. Solche Paragraphen sprechen, ohne jeden Commentar, gegen sich selbst und gegen ihre Väter. Darf man sich da wundern, wenn unter solchen Verhältnissen in Gemeinden die angestellten, abgegangenen und fortgeschickten Lehrer während eines Jahrzehnts fast nach Dutzenden zählen? Ebenso wenig darf man sich wundern, wenn es mit den Schulen solcher Gemeinden nicht vorwärts will.

An andern Orten wird der Lehrer als Gemeindeglied aufgenommen, wenn er ordnungsmäßig vorgeschlagen wird, sein Antrittsgeld bezahlt und verspricht, seinen jährlichen Beitrag zu entrichten.

Hier ist schon ein Fortschritt zu verzeichnen, indem die Ueberzeugung Raum gewinnt, daß der Lehrer unter Umständen ein ebenso guter Mensch und Christ sein könne, wie ein anderes Glied es sein soll. „Wenn ein Weißer sich gut führt," hieß es zur Zeit der Herrschaft der Sclaven-Barone im Süden, „so ist er so gut wie ein Neger." Man stellt also die Gemeinde-Mitgliedschaft über das Lehramt, indem man für letzteres Zeugnisse und Empfehlungen als prima facie Evidenz der Tüchtigkeit gelten läßt, während man für erstere eine Probezeit verlangt — des Geldpunktes gar nicht zu gedenken.

Es wäre traurig, wenn es in allen Gemeinden so stünde, wie oben angedeutet. Aber, Gott Lob! es gibt noch Lehrer, die eine würdigere Stellung in der Gemeinde einnehmen; und dies leitet mich auf den zweiten Punkt.

Ad 2. Wie es sein sollte, aber vielfach nicht ist. Ich behaupte, daß derjenige, welcher würdig ist, das Schulamt in einer Gemeinde zu bekleiden, auch würdig ist, ein stimmberechtigtes Mitglied der Gemeinde zu sein; und daß derjenige, welcher nicht würdig ist, Gemeindeglied zu sein, noch

viel weniger Lehrer sein sollte. Mit der Berufung eines Lehrers erklärt daher die Gemeinde zugleich die Fähigkeit desselben zur Mitgliedschaft. Es sollte also jeder Lehrer von dem Augenblick seiner Einführung ins Amt auch vollberechtigtes Gemeindeglied sein, und zwar ohne Eintrittspreis und Ratenzahlung.

Wie der Kirchenrath allein weder einen Pastor berufen, noch ihm kündigen kann; wie Pastor und Kirchenrath keine neue Glieder aufnehmen oder alte ausstoßen können, sondern dies der Gemeinde zu überlassen haben, so soll auch Berufung und Kündigung des Lehrers nur auf Gemeindebeschluß erfolgen. Viele Gemeinden haben diese Praxis ja, aber in manchen andern steht es in dieser Sache aus wie „im Staate Dänemark".

Aber nicht nur Mitglied der Gemeinde, sondern auch Mitglied des Schulrathes sollte der Lehrer sein. Seine technische Ausbildung und meistens auch seine größere Erfahrung, sowie das besondere Interesse, welches er naturgemäß am Gedeihen der Schule haben muß, befähigen ihn mehr, als die meisten andern Glieder, durch seinen Rath das Beste der Schule fördern zu helfen. Wo mehrere Lehrer thätig sind an einer Schule, sollte wenigstens einer von ihnen im Schulrath Sitz und Stimme haben. Wie manche Mißgriffe möchten vermieden werden, und wie manches Gute könnte geschehen, wenn die Lehrer in Schulsachen zu Rathe gezogen würden.

Die zum Theil erfolgreichen Bemühungen, mit der Synode in engere Fühlung zu treten, gereichen den Lehrern, besonders den Gliedern des Lehrervereins, gewiß zur Ehre; aber so lange wir nicht zugleich dahin arbeiten, daß unsere Stellung in der Gemeinde eine richtige wird, flicken wir nur am Dache und vernachlässigen den Unterbau. Eine Richtigstellung der Lehrer zur Gemeinde muß einer Richtigstellung derselben zur Synode vorangehen, ihr als Grundlage dienen. Es hängt hiervon in hohem Maße der Segen der Lehrerwirksamkeit und der Erfolg der Schule ab; und deßhalb sollten nicht nur die Collegen, sondern auch Pastoren und Gemeinden dahin wirken, daß die erwähnten Mißstände beseitigt, und allgemein geltende Regeln eingeführt werden, die auf christliche Liebe und christliches Rechtsgefühl sich gründen.

Ist die Volksschule für die sittlichen Schäden der Gesellschaft verantwortlich zu machen?

(Aus der Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung.)

Motto: „Der Mangel an Uebereinstimmung zwischen der richtig organisirten Erziehung und dem bestehenden Leben liegt nicht in der Idee, in der Natur der Sache selbst, sondern nur in der Unvollkommenheit der Zustände."
Schleiermacher.

Mit dem Gefühle des Unbehagens, ja des Abscheues über die moderne sittliche Verkommenheit wendet sich das geistige Auge des aufmerksamen Beobachters von der Gegenwart ab und schaut mit Sehnsucht nach der besseren Vergangenheit, und die Klage über die Zunahme und Widerlichkeit der Vergehungen gegen moralische Gebote endet in dem innigen Wunsche nach der

Wiederkehr der alten guten Zeit. Und in der That sind solche Stimmungen des zuschauenden Gemüthes nicht unbegründet; gelangt doch fast kein Blatt der publizistischen Tagespresse in unsere Hände, das nicht von schrecklichen Verbrechen zu berichten wüßte. Da sind oft Ausschreitungen der menschlichen Handlungsweise, die an thierische Rohheit grenzen; mit dem Schmutz der Verworfenheit befleckte Thaten, welche frühere Zeiten kaum gekannt haben; und abgesehen von solchen Ausgeburten erscheint dem pessimistischen Blicke der durchschnittliche sittliche Zustand weit hinter dem Maße zurück, welches eine fortgeschrittene Bildung von den einzelnen der Gesellschaft fordert. Aber gemildert wird die Herbigkeit jener Klage durch die Erinnerung daran, daß es in früheren Zeiten an bequemen Mitteln des Meinungsaustausches fehlte, ein Mangel, durch welchen sich viele Vergehen der öffentlichen Bekanntwerdung entzogen, während Tagesberichte und Statistik gegenwärtig rechtswidrige Handlungen der Verborgenheit entrücken. Sodann wird eine aufmerksame Ueberlegung in der Verwicklung der Kulturverhältnisse und in der Zunahme des Kampfes ums Dasein eine Vermehrung der Anlässe finden, welche die Vollbringung der Vergehen begünstigen. Ein Blick auf die Humanitätsbestrebungen unserer Zeit wird lebendiges Zeugniß von dem Ueberhandnehmen sittlicher Schäden ablegen, zugleich aber auch den Eifer erkennen lassen, welcher keine Arbeit und Mühe scheut, um die Wankelmüthigen vor moralischen Verirrungen zu bewahren, die bereits Verirrten auf den rechten Weg zu lenken und die Gesellschaft dem Ziele ihrer Bestimmung näher zu führen. In der Reihe dieser Wohlthätigkeitseinrichtungen nimmt die Volksschule eine hervorragende Stellung ein. Die Allgemeinheit ihrer Existenz, sowie der Umstand, daß sie ihren Einfluß in der Zeit des bildsamsten Alters ausübt, sind hauptsächlich die Veranlassung, weßhalb man sie für den Zustand der Gesellschaft verantwortlich zu machen pflegt.

In der schauerlichen Stille der Gefängnißzelle hat sich der geistliche Beistand nicht darauf beschränkt, dem Verbrecher Zuspruch zu spenden und bei ihm eine nachhaltige Sinnesänderung herbeizuführen; er hat in fast allen Fällen zu ermitteln gesucht, in welchem Maße nicht nur der Inhalt, sondern auch die Form der durch die Schule vermittelten Gebote des Gedächtnisses verfügbares Eigenthum geblieben. Vor dem Forum der Landesvertretung ist nicht selten der Anlauf genommen worden, der fortschrittlichen Aera der siebenziger Jahre in unserer Schulverwaltung die Verderbtheit der sittlichen Zustände zur Last zu legen. Dieses Bestreben findet vielfach seinen Widerhall in der öffentlichen Meinung, welche die Wurzeln von Zuwiderhandlungen gegen die Gebote in der Vernachlässigung findet, welche die Schule dem Individuum gegenüber sich habe zu Schulden kommen lassen. Und nicht ohne Grund hat es die Schulaufsicht für ihre Pflicht angesehen, daß sie den Lehrenden dringlich ans Herz lege, die Heiligkeit sittlicher Grundsätze und die Abscheulichkeit der Uebertretungen der Jugend zu Gemüthe zu führen. Hinter diesen Erscheinungen liegt als ihr Kern mehr oder weniger verhüllt das Urtheil, daß die Schule für die Schlechtigkeit des sittlichen Zustandes die Schuld

trage. Dieser Umstand berechtigt uns zur Beantwortung der Frage, die wir uns in der Ueberschrift gestellt haben.

Unsere Betrachtung muß ihren Ausgang von der menschlichen Natur nehmen. Alle Handlungen sind Erzeugnisse, welche aus einem doppelten Kreise von Bedingungen entspringen: aus subjektiven Anlagen und objektiven Einwirkungen. Hinsichtlich der Anlagen kann in der Pädagogik nur von einem höheren oder niederen Grade, nicht aber vom gänzlichen Fehlen derselben gesprochen werden, da ein solcher Mangel erziehungsunfähig macht. Diese Anlagen sind aber von einer Vorherbestimmung, die jeden bildenden Einfluß ausschlösse, eben so weit entfernt, als von einer so gänzlichen Bestimmungsfreiheit, deren Planlosigkeit eine richtunggebende Einwirkung nicht zuließe, weßhalb weder eine Allmacht, noch eine Ohnmacht der Erziehnng behauptet werden kann. Die Entwicklung der rein geistigen Anlagen erhält Anstöße von zwei Richtungen, welche die formgebende Erziehung nicht in ihrer Gewalt hat: von den körperlichen Grundzügen und von den äußeren Mächten des Lebens. Die Constitution, die Zusammensetzung des Blutes, die Gesundheit der Organe, die Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse — alles das wirkt nicht nur abändernd auf unsere Einsicht, sondern bestimmt in einem noch höheren Grade unsere Empfindungen. Sodann entsteht der Erziehung eine Schranke in dem Umstande, daß der Zögling nicht beständig unter Aufsicht sich befindet und äußeren Mächten ausgesetzt ist, welche in ihrer Unberechenbarkeit einer erzieherischen Kontrolle sich entziehen. Selbst der kleine Theil der Bildung, die Vermittlung der Einsicht, ist nicht schrankenlos, insofern als das vom Erzieher ausgehende Gedankenbild nicht ohne Veränderung von dem Zögling wieder erzeugt wird — je nach seiner Empfänglichkeit. Noch mehr unberechenbar ist die Richtung, nach welcher hin ein neuer Eindruck den Gedankengang aufregt, da die geistigen Gebilde eine unbewußte innere Verknüpfung erleiden, welcher gegenüber die Absicht oft einflußlos ist. Aus diesen Gründen kann die Gesammterziehung für die Handlungen des Zöglings nicht schlechthin verantwortlich gemacht werden.

Wir kommen unserem Ziele näher, wenn wir den bildenden Einfluß der Schule in seinem Verhältniß zur Gesammterziehung zum Gegenstand der Betrachtung machen. Die Schule hat den Charakter einer Hülfsanstalt der Familie; denn naturgemäß liegt es im Bereich der Pflichten dieser natürlichen Einrichtung, die jugendlichen Keime zur gedeihlichen Entwicklung zu bringen. Als Hülfsanstalt übernimmt die Schule folglich nur denjenigen Theil der Erziehung, dessen Vermittlung die Familie nicht ohne weiteres ausführen kann. Daraus ergibt sich aber auch, daß die Familie durch Ueberweisung ihrer Sprößlinge an die Schule ihrer Verantwortlichkeit sich nicht entledigt, wie andererseits, daß die Schule dieselbe in ihrem ganzen Umfange nicht auf sich nehmen kann. Dieser Theilung der erzieherischen Arbeit zwischen Haus und Schule entspricht nicht immer ihre thatsächliche Arbeits- und Vertrauensstellung zu einander. Indem ein Theil der Eltern in Folge der Schuleinrichtung sich der Pflicht der Bildung der Kinder enthoben glaubt, entsteht

ein Ausfall von Einwirkung, für welchen die Familie allein die Schuld trägt. Nicht selten tritt der Fall ein, daß sich das Haus zu den Bestrebungen der Schule geradezu in feindlichen Gegensatz stellt. Diese Stellung ist in ihrer Natur und in ihren Folgen eine doppelte; einmal benimmt das Haus durch übermäßige Heranziehung zu körperlichen Arbeiten dem Kinde die Gelegenheit zur Lösung häuslicher Schulaufgaben, oder erschlafft Körper und Geist und erzeugt jene bekannte Schläfrigkeit, welche die Empfänglichkeit und Frische tödtet, die der Schulunterricht in Anspruch nimmt. Sodann verhält sich das Haus nicht selten der Schularbeit gegenüber zerstörend, indem es die Schule als eine unvermeidliche Last betrachtet, das Vertrauen zum Lehrer untergräbt und selbst sein äußeres Ansehen zu schädigen sucht. Haben die Folgen des ersten Verhaltens das Gepräge intellektueller Vernachlässigung, so sind sie im zweiten Falle Gifttropfen für die sittliche Aussaat, welche die Schulerziehung ausstreut. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Als Thaten Leos XIII. wird wörtlich folgendes berichtet: „Es sind fast zehn Jahre, seitdem Papst Leo XIII. den apostolischen Stuhl bestiegen hat. Seitdem hat derselbe ein Patriarchat (Goa in Ostindien), 12 Erzbisthümer, 42 Bisthümer, 2 apostolische Delegationen, 25 apostolische Vikariate (hier fehlt wohl: errichtet, d. R.), außerdem vier Bisthümer zu Erzbisthümern und neun apostolische Präfekturen zu Vikariaten erhoben."

Außerdem hat der Papst in diesen zehn Jahren nicht weniger als 21 Encycliken erlassen. Zweimal hat er in denselben (am 28. Dezember 1878 und am 29. Juni 1887; kurz nach Ermordung des russischen Kaisers) die römische Kirche als das Rettungsmittel aus allen sozialen und politischen Gefahren angepriesen. Daß er von den mittelalterlichen Ansprüchen nichts aufgegeben hat, aber es versteht sie in zeitgemäßeren Formen geltend zu machen hat er durch die Encyclika vom 1. November 1883 bewiesen.

Wie man es gemacht, um von überall her Geschenke zum Papstjubiläum zu bekommen, erhält man Aufschluß, wenn man erfährt, wie der Papst vom König von Schweden **kein** Geschenk bekommen hat. Ein Mitglied der Geschenkskomite ließ nämlich durch einen Diplomaten beim König anfragen, ob er dem Papste nicht auch ein Geschenk geben wolle. Der König erklärte, er werde als Protestant und Oberhaupt eines protestantischen Volkes dem Papste nicht huldigen. Man hat eben das Geschenkenehmen mit Umsicht und Erfolg betrieben.

Andere haben freilich auch zu nehmen versucht. So soll eine Anzahl von kostbaren Gegenständen aus der vatikanischen Ausstellung verschwunden sein, u. a. eine goldene Kette etwa $2500 werth. Ob diese Dinge wohl nur als „Reliquien" von „frommen Pilgern" mitgenommen wurden? Ists doch auch mit dem Geschenke des Königs von Sachsen eigenthümlich ergangen. Das mit Edelsteinen besetzte Buch wurde, weil man es der Post nicht anvertrauen wollte, dem päpstlichen Nuntius in München zur Beförderung übergeben. Als es aber in Rom ankam waren die kostbaren Edelsteine durch werthlose ersetzt.

Der Moniteur de Rome sagt übrigens über die Ausstellung im Vatikan: „Was an dieser Ausstellung vor allem bewundernswerth ist, das ist weniger der unerhörte Reichthum an Geschenken, als deren Vielseitigkeit und deren Verschiedenheit des Ursprungs. Nie ist die Größe des Papstthums und die Einheit der Kirche glänzender in die Erscheinung getreten. Neben den Souveränen Regierungen und Fürsten, nichtkatho-

lischen sowohl wie katholischen, haben die Völker aller Klimate und aller Rassen ihre Gaben dem erhabenen Gefangenen des Vatikans dargebracht. Der ganze Reichthum der Natur, Diamanten, Gold, Silber, Marmor, kostbare Hölzer und Gewebe sind hier vereinigt und bieten ein Gesammtbild aller Produkte des Erdballs, wie der Industrie aller Völker in ihrer Vollendung, von den Tiaren und Mitren mit Edelsteinen bedeckt, bis zu den primitiven Flechtwerken der Indier oder dem Pelzwerk der wilden Stämme Amerikas."

Es sind eben alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit beim Papstjubiläum vertreten. Außerdem wird von der katholischen Presse mit Befriedigung darauf hingewiesen, daß „die Presse, selbst die protestantische und jüdische sich dem Einfluß der Machtstellung des Papstthums nicht entziehen konnte." Es ist doch mindestens eine sehr bedenksame Thatsache, daß während des Menschen Sohn in die Welt gekommen war, nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene, der "vicarius christi" in der Welt ist, daß er eine politische Machtstellung behaupte und nach einem irdischen Reiche trachte.

Was Wunder, wenn des Papstes Diener auch etwas „verdienen" wollen. Ein päpstlicher Kammerdiener hat nämlich das Porzellangeschirr des hl. Vaters, aus welchem er am Jubiläumstage gespeist in kleine Stücke zerschlagen und dieselben an Rompilger verkauft. Dafür wurde er nun angeklagt und als man Haussuchung bei ihm hielt, fand man 26000 Lire, nahe an 5000 Dollars, die er bei diesem Handel „verdient" haben soll und auf welche natürlich der Papst Anspruch hat. Der Mann hat den Reliquienhandel doch nicht ganz verstanden. Hätte er sich selbst Geschirr gekauft und es zerschlagen, so hätte er gerade so gute Scherben erhalten, wie vom päpstlichen Porzellan und wäre ebenso ehrlich, wie im andern Fall, und vielleicht noch obendrein für das Gesetz unerreichbar gewesen.

Ein geradezu kriechendes Gratulationsschreiben hat der Herzog von Cumberland, der, als Kronprätendent von Hannover, ein deutscher evangelischer Fürst zu sein beansprucht, an den Papst gerichtet. In demselben heißt es u. a.: „Ich bitte Ew. Heiligkeit, auch meine heißesten Glückwünsche annehmen und glauben zu wollen, daß sie aus tiefstem Grund meines Herzens kommen, das, wie Ew. Heiligkeit wissen, Ihnen gänzlich ergeben ist. Und um meine Freude bei dieser großen religiösen Feier kundzugeben, habe ich mich entschlossen, Ew. Heiligkeit die Reproduktion eines der schönsten Reliquienschreine des Schatzes zu widmen. Der Schrein stammt aus der Stiftung der Welfen zu Gunsten der St. Blasiuskirche in Braunschweig und ist seit dem Jahre 1671 Privateigenthum des Hauses Braunschweig-Lüneburg. Er umschließt eine Reliquie des hl. Blasius, die Jahrhunderte hindurch in der St. Blasiuskirche in Braunschweig verehrt wurde. Durch die Sorge Sr. Eminenz des Kardinal-Fürsterzbischofs Cölestin-Ganglbaur ist sie in den für Ew. Heiligkeit bestimmten Schrein eingeschlossen und wird in meinem Auftrag durch den hochw. Pater Neuman aus dem Cisterzienserorden, Professor und Doktor der Theologie an der Universität Wien, nach Rom überbracht werden. Ich wage zu hoffen, daß Ew. Heiligkeit sie mit Ihrer gewohnten Güte annehmen werden."

Es ist nicht bloßes Mißverständniß oder bloße Eitelkeit, sondern vatikanische Klugheit, wenn solche und ähnliche Höflichkeiten ohne weiteres als dem Papstthum gebührende Huldigungen entgegengenommen werden.

Es versteht sich von selbst, daß das Selbstgefühl der römischen Priester und Kapläne nicht minder wächst als das der Kurie. Das beweisen zum Theil handgreifliche Thatsachen, wie folgende; „In Lindlar, Kreis Wipperfürth, sollten die Glocken der katholischen Kirche, zu deren Unterhaltung auch die Protestanten seit Menschengedenken beisteuern, da Thurm und Glocken Eigenthum der bürgerlichen Gemeinde sind, neulich zum Begräbniß eines Protestanten geläutet werden. Nachdem vor zwei Jahren auf Kosten der Civilgemeinde neue Glocken angeschafft worden waren, erklärte der katholische Kirchenvorstand, die Mitbenutzung der Glocken ferner nicht dulden zu wollen. Die Königliche Regierung erklärte indes auf eine Anfrage des Presbyteriums der Gemeinde Delling, zu welcher die Lindlarer Protestanten gehören, daß das Mitbenutzungsrecht

fraglos feststehe. So mußte denn, nachdem der katholische Küster auf Weisung des Kirchenvorstandes die Herausgabe der Schlüssel verweigert hatte, wieder einmal zur gerichtlichen Oeffnung des Glockenthurmes geschritten werden, bei welcher eine tumultarische Menschenansammlung eben so selbstverständlich war, wie bei früheren ähnlichen Anlässen. Ein Amtsrichter und ein Kaplan standen an der Thür und erklärten, daß die Benutzung der Glocken zum Begräbniß eines „Andersgläubigen" eine Entweihung darstelle, weßhalb nur der Gewalt gewichen werden könne. Nachdem diese versucht worden war, gab man die Schlüssel unter Protest heraus. Größere Unruhen wurden durch die Polizei verhütet. Wo es gilt „Andersgläubige" (z. B. Altkatholiken oder Protestanten) aus einer Kirche fern zu halten oder zu verdrängen, da weiß sich die römische Intoleranz gar schön hinter das starre kanonische Recht zu verschanzen, welches nun einmal jede Gemeinschaft, zumal gottesdienstliche Gemeinschaft, mit den „Ketzern" verbietet. Umgekehrt, wo es gilt, Boden zu gewinnen für den Katholizismus, da ist man froh, mit Protestanten ein und dasselbe Gotteshaus zu benutzen, wie in den mehr als 2000 deutschen, zumal elsässischen und pfälzischen Gemeinden, in welchen Ludwig XIV. im Frieden zu Ryswik 1697 den Katholiken die Mitbenutzung protantischer Kirchen erwirkt hat. Wie manche katholische Minoritätsgemeinde läßt sich unter Aufwendung der schönsten Toleranzphrasen von gutmüthigen protestantischen Städten eine Kapelle oder Kirche einräumen oder verlangt gar, nachdem man ihr eine solche eingeräumt hat, eine zweite größere Kirche von der protestantischen Gemeinde, wie zu Prenzlau, wo man bis an die Regierung mit Bittschriften ging und betonte, die Katholiken hätten sich im Kriegsjahr 1870—71 so gut gehalten, darum können sie jetzt die Einräumung einer größeren Kirche verlangen! Hier, in solchen katholischen Diasporagemeinden, da scheut man unter Umständen vor der Mitbenützung eines „Ketzertempels" nicht zurück. Der Papst dispensirt von den Satzungen des kanonischen Rechtes, wo es für die katholischen Interessen dienlich ist. Wie inkonsequent! wird man sagen. Wie konsequent vielmehr! Wo man die Majorität, die Herrschaft hat, muß man die Ketzer möglichst fern halten, wo man in der Minorität ist, da muß der Propaganda Bahn gemacht werden. Das erklärt alles."

Der Streit über die Berliner Stadtmission, welcher aus Anlaß davon entstanden ist, daß Prinz Wilhelm von Preußen einer Comitesitzung beigewohnt hat, ist immer noch nicht ganz zu Ende. Der ganze Streit wäre eigentlich höchst unnöthig gewesen. An und für sich war die Theilnahme des Prinzen an der betr. Versammlung nichts Neues im preußischen Königshause. Der Kronprinz ist Protektor der Arbeiterkolonien, auch eines Zweiges der innern Mission. Kaiser Wilhelm Protektor des Vereins zur Fürsorge für entlassene Strafgefangenen. König Friedrich Wilhelm IV. war auf dem Gebiet der innern Mission ungemein thätig gewesen. Er hatte, als unter seiner Regierung die Berliner Stadtmission begründet wurde, ein großes Grundstück für die Anlage des Johannisstifts gegeben und mit reichen Mitteln mitgeholfen. Ebenso ist das Diakonissenhaus Bethanien eine Schöpfung desselben Königs. Selbst Prinz Wilhelm hatte schon vorher der Stadtmission Förderung und Unterstützung zu Theil werden lassen, ohne daß darüber Streitigkeiten entstanden wären. Es waren nun gerade die Kreuzzeitung und der Reichsbote die der Theilnahme des Prinzen an der Versammlung eine ganz übertriebene Bedeutung beilegten. Der Reichsbote führte aus, wie die Stadtmission im Verein mit der Stöckerschen Socialreform, den naturalistischen Anschauungen, welche die liberale Wissenschaft, Presse und Literatur ins Volk getragen, entgegen zu wirken habe. Das brachte nun natürlich alles, was nur halbwegs liberal war, nicht minder in den Harnisch wie die Germania. Die Darstelluug der Kreuzzeitung und des Reichsboten wurde um so lieber angenommen, und wo möglich noch übertrieben, als man damit scheinbar gegründete Anklagen gegen die Bestrebungen Stöckers erheben konnte. Es dauerte ziemlich lange bis dann nur die Wahrheit Glauben fand, daß es sich bei der ganzen Angelegenheit nur um Besserung und finanzielle Sicherung der Stadtmission gehandelt habe. Der Streit wäre völlig bedeutungslos, wenn er nicht ein Zeugniß dafür wäre, wie zerfressend und vergiftend das Parteitreiben überall wirkt und gewirkt hat.

Eine eigenthümliche Anordnung für Besetzung von Pfarrstellen hat die Generalsynode der Pfalz getroffen. Die Presbyterien durften nämlich einen der Bewerber für die Stelle bezeichnen, dem das Presbyterium den Vorzug gab. In der Regel wurde dann diesem die Stelle zugewiesen. Nunmehr aber darf bei einem jüngeren Bewerber, für welchen sich das Presbyterium gutachtlich aussprechen will, der Unterschied der Dienstjahre gegenüber dem ältesten Bewerber nicht mehr als sechs betragen, wenn es sich um eine Landpfarrei und nicht mehr als zwölf, wenn es sich um eine solche in einer Stadt handelt. Probepredigten und Probechatechisationen dürfen nur mit ausdrücklicher Bewilligung des Konsistoriums gehalten werden, sonst aber nicht.

Etwas von der Theologie der Heilsarmee erfährt man durch die Veröffentlichung einer Reihe von Vorträgen der Generalin Booth, die nach allgemeinem Urtheil die intellektuelle Leiterin der ganzen Bewegung ist, oder wie eine englische Zeitung sagt: „Mehr Hirn hat als der Rest der Sekte zusammengenommen." Das Buch führt den Titel „Volksthümliches Christenthum" und es wird darüber gesagt: „Wir finden darin zunächst viel Gesundes und Wahres, aber dies ist selbstverständlich gerade das, welches der Heilsarmee nicht eigenthümlich ist. So z. B. finden wir eine sehr energische und kräftige Zurückweisung moderner Surrogate für Gottes Wort und christliche Religion. Es handelt sich hier allerdings durchweg um Ideen, die für die englischen Zustände eigenthümlich sind. So weist Frau Booth die Theorie ab, als könne die menschliche Gesellschaft erneuert werden durch Erziehung und Bildung oder durch Beschaffung besserer Wohnungen, oder alljährliche Abfütterungen, oder durch Fürsorge für arme Kinder und Gefallene 2c., alles Theorien, die wirklich vertreten und versucht werden. Interessant ist es aber, daß sie sich auch gegen die Ideen der Teetotaler oder Abstinenzler wendet, die alles Uebel vom Alkohol ableiten, interessant deßhalb, weil die Heilsarmee selbst ihren Gliedern gänzliche Enthaltsamkeit auferlegt. Ferner wendet sich das Buch gegen Freidenkerei und Rationalismus, gegen die Auffassung des Herrn als eines schönen Vorbildes 2c., ja, es scheint sich an einer Stelle sogar gegen den Methodismus zu wenden, mit dem doch die Heilsarmee so verwandt ist. Frau Booth weist nämlich mit Entrüstung diejenigen zurück, die faktisch, wenn auch nicht mit so klaren Worten, sagen: Mögt ihr auch unrein sein und bleiben, Christus ist eure Reinheit, mögt ihr auch unwahr sein, Christus ist eure Wahrheit 2c.

Aber auf der anderen Seite lehrt sie dann wieder, daß die „Rettung" (welche ja als augenblicklicher Akt gedacht wird) die Heiligung und Erhaltung einschließe, und öffnet damit demselben Antinomismus, den sie bekämpfen will, Thür und Thor.

Ueberhaupt sehen wir, daß unsere Uebereinstimmung mit den hier ausgesprochenen Ideen sofort da aufhört, wo Frau Booth sich von der Bekämpfung gegnerischer Ansichten zur positiven Feststellung ihrer eigenen wendet. Der schlimmste Fehler aber in ihrer Theologie ist die Weise, in welcher sie über die Sakramente spottet; denn Spott ist es in der That. Sie vergleicht dieselben mit der ehernen Schlange, welche Hiskia zerstieß, damit die Kinder Israel ihr nicht länger räuchern sollten, und fährt dann fort: „Wenn Formen, so schön sie an sich sein mögen und so göttlich ihr Ursprung auch ist, erhoben und vergöttert werden, so werden sie „Nehustan" als ein Stück Brod, oder eine Schale mit Wasser. Ich bin überzeugt, wäre Paulus jetzt hier und sähe die tödtlichen Wirkungen, welche aus dem abgöttischen Ansehen der beiden s. g. Sakramente entstanden sind, er würde von ihnen sagen, was ich sage: Sie sind „Nehustan." Denn selbst wenn Christus sie als dauernde Einrichtung gewollt hat (wogegen sehr starke Gründe sprechen), so sind die mit ihnen verbundenen Mißbräuche so furchtbar, daß Paulus sagen würde: Die Taufe ist nichts und die Ceremonie des Herrn Mahls ist nichts ohne die Erfüllung des Gesetzes Gottes."

Es ist nicht zu leugnen, daß in diesem Argument etwas Wahres liegen mag, wenn es sich nämlich gegen die römische Entstellung des heil. Abendmahls, wie sie sich jetzt unter den englischen Ritualisten erneuern, richtet. Wenn sich Frau Booth endlich gegen die vielfach kalten, steifen und mechanischen Gottesdienste der englischen Kirche wendet,

so mag auch darin ein Körnlein Wahres liegen, aber jeder, der zwei- oder dreimal den „Exercitien" der Heilsarmee beigewohnt hat, wird zugestehen, daß die ganze Sache so mechanisch wie möglich ist, ebenso aber auch, daß die „gottesdienstlichen" Formen der Heilsarmee weder an sich schön noch göttlichen Ursprungs sind und deßwegen allerdings wenig Gefahr vorhanden ist, daß man sie je als uralte, ehrwürdige Formen erheben und vergöttern wird.

In London hat Mr. Voysey eine „theistische" Gemeinde gestiftet, deren Richtung er charakterisirte als: „Vernunft ohne Atheismus, Religion ohne Aberglauben, Glauben ohne Leichtgläubigkeit, Gottesdienst ohne Abgötterei, die sittliche und geistige Natur des Menschen seine Führerin zur religiösen Wahrheit und der Schutzgeist der Tugend." Diese Charakteristik läßt sich nicht besser illustriren, als durch folgende Stücke aus der „theistischen" Litanei:

„Durch alle Geheimnisse, die wir nicht ergründet haben; durch den Wechsel von scheinbar Gutem und scheinbar Bösem; durch den Wechsel und Verfall aller vergänglichen Dinge; durch das Leiden und die Trübsal, die Deine Zucht und Dein grimmer, lieber Bote (Thy dread sweet messenger), der Tod über uns bringt,

Möge Dein Heiliger Geist uns lehren,
Uns immer näher zu Dir führen.

„Durch das Walten Deiner Vorsehung in der Geschichte unserer Race, im Aufstehen, Fall und Kampf der Nationen, in dem Strom des Fortschrittes, der immer seichter wird, immer schwillt; durch das Ringen der Menschheit nach größerem und höherem Gut, und durch alle Fehlschläge, Unglücksfälle und Verbrechen, durch welche die Menschen ihre Thorheit erkennen und Weisheit suchen lernen,

Möge Dein Heiliger Geist uns lehren,
Uns immer näher zu Dir führen.

„Durch unsere angeborne Liebe zur Gerechtigkeit, Reinheit und Wahrheit; durch unsere natürlichen Instinkte der Großmuth, Güte und Bruderliebe; durch die strenge Ehrenhaftigkeit und Vertrauenswürdigkeit unseres Lebenswandels und die Verehrung, welche wir dem Ehrenwerthen zollen,

Möge Dein Heiliger Geist uns lehren,
Uns immer näher zu Dir führen."

Es muß einer doch sehr genügsam sein, wenn ihm ein solcher „Theismus" irgend welche geistige Nahrung bieten soll.

Die Zahl der schulpflichtigen Kinder in den Vereinigten Staaten betrug nach dem Census von 1885 in jenem Jahre 17,169,391; von diesen waren 11,169,923 als Schüler in den Listen der öffentlichen Schulen eingetragen worden. Die Unterhaltung dieser Schulen kostete $110,384,657. Wie viele von den sechs Millionen, die sich nicht in der Liste der öffentlichen Schulen finden, in den christlichen Gemeindeschulen und in den höheren Schulen unterrichtet werden, ist nicht angegeben. In den Städten ist die Zahl der Schulen während der letzten zehn Jahre von 22,152 auf 35,683 gestiegen in demselben Verhältniß etwa hat auch die Schülerzahl zugenommen; die Zahl der Normalschulen*) stieg in demselben Zeitraum von 29,105 auf 65,135. Die Töchterinstitute hatten 1875: 23856 Schülerinnen, 1885 dagegen 27,795. Im Jahre 1875 gab es 123 theologische Seminare mit 5234 Studenten, 1885 waren es 146 mit 5775 Studenten.

*) Es scheint die Zahl der Schüler angegeben zu sein; der uns vorliegende Bericht sagt aber „Schulen."

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVI. April 1888. Nro. 4.

Referat über 1 Joh. 3, 9.

(Eingesandt von P. R. Lehmann.)

(Schluß.)

Nun aber nach dieser versuchten Apologetik ist es um so schwieriger geworden, zu beantworten, was der Apostel in unserm Texteswort meint.

Drei Punkte sinds, durch deren Fixirung mir diese Johannis-Stelle einigermaßen verständlich zu werden scheint. Demnach wollen wir zu erörtern suchen: a. das Heiligungsziel, das die Schrift uns stellt; b. die Heiligungsquelle, die sie uns vorführt; c. den praktischen Verlauf der Heiligung, den sie uns malt. Es ist das kein Umweg, den wir damit machen, wenn zum Schluß dann auch die Exegese unsere Stelle selbst recht stiefmütterlich behandelt. Im Allgemein-Verständniß der hl. Schrift ist eben schon das Sonder-Verständniß gegeben.

a. Das erste was wir besprechen wollten, ist das Heiligungsziel, das die Schrift überhaupt uns stellt. Und jedenfalls hängt von der richtigen Erfassung dieses Objektes wesentlich das Verständniß unserer Johannis Stelle ab.

Sehr bezeichnend mindestens, wenn nicht in ihrer Art beweisend, sind die Namen, welche die hl. Schrift den Kindern Gottes beilegt in Rücksicht auf „Sündigen" oder „Nichtsündigen." Nirgends nennt sie die Kinder Gottes „Sünder." Im Gegentheil, der Apostel Paulus verneint ausdrücklich, daß sie „Sünder" seien. Röm. 5, 8: „Es preiset aber Gott seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren" (also sind wirs jetzt nicht mehr). Röm. 5, 19: „Denn gleichwie durch eines Menschen Ungehorsam die vielen Sünder geworden sind, also auch durch eines Menschen werden die vielen Gerechte." Und der Stellen sind nicht wenige, wo die Christen Heilige genannt werden. Sind diese Namen nicht hervorgegangen durch die Grundauffassung, die die hl. Schrift von den Christen hat? Wir aber sind von der Benennung „Heilige" fast ganz abgekommen. Und vollends, wenn Jemand sagen wollte, wir waren Sünder, jetzt sind wirs nicht mehr, so würde man ihn ganz bedenklich anschauen.

Doch nun zur eigentlichen Aufgabe: Was für ein Heiligungsziel stellt uns die hl. Schrift durch Fürbitte, Ermahnung und Beispiel als auf Erden erreichbar hin? Der Herr sagt Matth. 5, 8: Selig sind, die reines Herzens sind...... (Wir aber pflegen anzunehmen, so viel ich verstehe, daß Niemand

reines Herzens sei noch sein könne.) Phil. 2, 15, 15: Thut alles ohne Murren und ohne Zweifel, damit ihr werdet untadelig und lauter, Gottes Kinder, inmitten des falschen und verkehrten Geschlechts...... Phil. 1, 9, 11: Und darum bete ich, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde an Erkenntniß und allerlei Erfahrung; daß ihr prüfen möget, was das Beste sei, auf daß ihr seid lauter und unanstößig auf den Tag Jesu Christi, erfüllet mit Früchten der Gerechtigkeit, die durch Jesum Christum kommen, zur Ehre und zum Lobe Gottes. 1. Theff. 5, 23—24: Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch; und euer Geist ganz, sammt Seele und Leib, müsse behalten werden unsträflich auf die Zukunft unsers Herrn Jesu Christi. Getreu ist der, der euch ruft, welcher wird es auch thun. 1. Petr. 1, 15: Sondern nach dem, der euch berufen hat und heilig ist, seid auch ihr heilig in alle eurem Wandel. (Der Wandel ist jedenfalls etwas Praktisches, von einer zugerechneten Heiligkeit könnte hier nicht die Rede sein.)

Bei manchen dieser Stellen war ich versucht zu denken, das, was sie sagen, sei zu verlegen auf das jenseitige Leben, oder sei eine unerreichbare Mahnung als Vorbild, aber das benahmen mir Stellen, welche uns Beispiele in der Heiligung vorführen. 1. Theff. 2, 10: Ihr seid meine Zeugen, und Gott, wie heilig und gerecht und unsträflich wir bei euch, die ihr glaubet, gewesen sind. 2. Kor. 1, 12: Denn unser Ruhm ist der: das Zeugniß unsers Gewissens, daß wir in Einfalt und götttlicher Lauterkeit nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in der Gnade Gottes auf der Welt gewandelt haben, allermeist aber bei euch. — Es nöthigen uns endlich die vielfachen Stellen, wo Paulus ermahnt: Seid meine Nachfolger, zu glauben, daß nach der hl. Schrift ein unsträflicher, tadelloser, heiliger, über die Sünde siegreicher Wandel dem Christen möglich und nöthig sei. Wollte man sagen, das sei nicht so wörtlich und genau zu nehmen, dann müßte man auch schweigen, wenn ein Anderer behauptete, die Stellen der hl. Schrift vom menschlichen Verderben seien nicht so wörtlich zu nehmen.

b. Ebenso klar, wie über das auf Erden mögliche Heiligungsziel, redet die hl. Schrift auch über die Heiligungsquelle. Verstehe ichs recht, so fassen manche Dogmatiker als Heiligungsquelle die Dankbarkeit und Gegenliebe zu Gott. „Gott hat dir all deine Sünden vergeben, hat dich zu seinem Kinde angenommen, jetzt mußt du auch deine Dankbarkeit und Erkenntlichkeit darin beweisen, daß du in der Heiligung wandelst.“ Demnach ist die Heiligung unser eigen Werk, das wir als Gegenleistung für die Rechtfertigung dem Herrn darbringen. Es mag sein, daß obige Lehrweise nicht nach der Seite hin gepreßt werden darf, daß da immerhin als die Quelle oder Kraft der Heiligung etwas anderes gedacht wird, als unsere dankbare Gegenliebe, — mag sein, dann ist sie aber doch sehr unklar und irreführend.

Ebenso wenig wirds wohl mit der hl. Schrift stimmen, wenn man die Buße in ihrer täglichen Erneuerung als die Quelle der Heiligung faßt, etwa in dem Sinne: „Je mehr und tiefer du dir täglich deines Sündenelendes in

Reue und Leid bewußt wirst und die rechtfertigende Gnade Christi im Glauben fest und immer fester ergreifst, desto heiliger wirst du, desto mehr wird dein Herz zu Dankbarkeit, Demuth und Liebe entzündet werden, denn im letzten Grunde sind und bleiben wir grundverderbt, nach allem Bösen begehrend, täglich sündigend und Zorn verdienend bis ins Grab."

So weitverbreitet ist diese Ansicht, und so sehr wird die Heiligung als unser eigen Werk uns selbst zugeschrieben, daß man oft gar nicht verstehen kann, wie die Verpflichtung zu einem heiligen Leben sich vertrage mit dem Grundsatz, daß wir nur aus Gnaden selig werden, allein durch den Glauben an Jesum. Diese scheinbare Zweiheit in der Rechtfertigung und Heiligung verschmilzt zu einer völligen Einheit, wenn wir erkennen, daß nach der Schrift uns Christus nicht nur zur Gerechtigkeit, sondern auch zur Heiligung gemacht ist. Demnach werden wir sowohl gerechtfertigt aus Gnaden durch den Glauben, als auch (gereinigt und) geheiligt aus Gnaden durch den Glauben. Der gestorbene und auferstandene Christus ist die Quelle unserer Heiligung, aus welcher Quelle wir durch den Glauben schöpfen können. Ich muß doch erst geheiligt sein innerlich, um selig leben zu können, ich kann doch nicht heilig leben, um innerlich geheiligt zu werden. Ich will bloß einige Bibelstellen anführen. Röm. 6, 10, 11: Denn was er gestorben ist, das ist er der Sünde gestorben zu einem Mal, was er aber lebt, das lebt er Gott. Also auch ihr haltet euch dafür, daß ihr der Sünde todt seid und Gott lebet in Christo Jesu, unserm Herrn. Zu welcher Stelle der doch sehr nüchterne Carl Heinr. Rieger bemerkt: „Alles auf sich Hineinstürmen thut der Sünde nicht so viel Abbruch, als dies dem Evangelium gemäße Dafürhalten, daß man der Sünde gestorben sei. Wenn der Mensch wirklich durch solche Uebungen und Strenge die Lust in sich brechen könnte, so nährte er desto mehr den Hochmuth, der nun meinte, über die Regungen der Sünde Meister geworden zu sein. Durch Hingabe in Christi Tod aber wird nicht nur die böse Lust, sondern auch des Menschen Selbstruhm gebrochen. Es ist wahr, der Heiland hat es freilich ein Ausreißen des Auges, ein Abhauen der Hand geheißen; ein solcher Ernst gehört auch dazu. Nur wird die Benennung das eine Mal mehr von der Willigkeit des Geistes hergenommen, das andere Mal mehr von der Gewalt, die darunter dem Fleisch angethan werden muß." 2. Petr. 1, 3, 5a. Nachdem seine göttliche Kraft uns alles, was zum Leben und zur Gottseligkeit dienet, geschenkt hat durch die Erkenntniß deß, der uns berufen hat durch seine Herrlichkeit und Tugend,...... so wendet auch allen Fleiß daran..... Geheiligt werden wir aus Gnaden allein durch den Glauben an Christi Tod und Auferstehen, aber damit ist das Ringen, Kämpfen rc. von unserer Seite nicht aus- sondern eingeschlossen. Ich kann aber nur ringen und kämpfen rc. in der Kraft und Erneuerung, die mir schon zu Theil geworden ist in Christo Jesu. „Unsere Heiligkeit besteht eigentlich nicht darin, daß wir anders und besser werden, denn nach 50 Jahren treuen Ringens findet sich jeder, sobald seine Natur die Oberhand gewinnt, noch ebenso schlecht, wie ein halbes Jahrhundert früher; nein, sie be-

steht darin, daß er in uns geboren wird und in uns wächst, so daß er unser Herz erfüllt und mehr und mehr unser natürliches Ich, unsern alten Menschen verbannt, der nicht besser wird und darum einfach sterben muß. Wenn Paulus uns erklären will, wie man der Sünde absterben und für Gott lebendig werden kann, drückt er sich so aus: So haltet nun dafür, daß ihr der Sünde abgestorben seid und Gott lebet in Christo Jesu, unserm Herrn.

So spricht ja freilich unsere Vernunft nicht. Die menschliche Weisheit sagt: „Mach dich allmählich los von den Banden der Sünden; lerne nach und nach Gott lieben und ihm leben." Aber auf diese Weise brechen wir nie völlig mit der Sünde und geben uns nie ganz hin an Gott. Wir bleiben in der dumpfen und trüben Atmosphäre unserer eigenen Natur und bringen es nicht zum Anblick der vollen Klarheit der Herrlichkeit Gottes. Der Glaube dagegen hebt uns, sozusagen, mit einem Schwung zu der königlichen Stellung, die jetzt Christus inne hat, und die ihm schon die unsere ist. Wir sehen daher die Sünde unter unsern Füßen, wir kosten das göttliche Leben als unsere rechte, wahre Nahrung in Christo Jesu. Die Vernunft sagt: Werde heilig, damit du es bist. Der Glaube spricht: Du bist heilig, also werde es auch. Du bist es in Christo, werde es nun in dir selbst. Oder wie Paulus den Colossern schreibt (3, 3, 5): Ihr seid gestorben, so tödtet nun eure Glieder, die auf Erden sind.

„Es ist das vielleicht das größte Paradoxon in der reinen evangelischen Lehre. Wer es verkennt oder verwirft, wird nie die Schwelle der göttlichen Heiligung überschreiten. Man wird die Sünde nicht schrittweise los, man bricht mit ihr. Diesen vollen Bruch hat Christus am Kreuze vollzogen. Man steigt nicht stufenweise empor zum Thron, man schwingt sich durch den Glauben dort hinauf und setzt sich neben Christum, der uns eins werden läßt mit ihm. Von dieser hohen Stellung aus, wo einem die Heiligkeit zu eigen geworden ist, beherrscht man das Ich, die Welt, den Satan und alle Kräfte des Bösen siegreich. In diesem Lichte der göttlichen Heiligkeit zieht man das Bild des Sohnes Gottes an, das zugleich menschliche und göttliche Züge trägt." Godet.

Wird ein Mensch ins natürliche Leben geboren, so fristet er ein Leben, das von vornherein getrennt und immer mehr selbständig wird. Bei der Neugeburt ists anders, weil da Gott der Urheber ist. Da entsteht das Leben aus Gott, und Gott bleibt die Lebensquelle. Wie Christus spricht: Ich bin das Leben, d. h. doch auch: Er ist unser Leben. Darum: So lange wir in Christo bleiben, so lange leben wir. So bald wir uns von ihm trennen und ein selbständiges Christenleben fristen wollen, sterben wir. Das veranschaulichen uns seine Gleichnisse, da er spricht: „Ich bin der Weinstock, ihr seit die Reben." „Ich bin das Licht." Darum seine Ermahnung: Bleibet in mir, denn ohne mich könnet ihr nichts thun. Wie auch unser Text sagt: Wer aus Gott geboren ist, thut nicht Sünde, denn sein Same bleibet in ihm. Diesem Bleiben des göttlichen Samens in uns korrespondirt unser Bleiben in ihm (Weinstock—Rebe), wie Johannes sagt in unserm Kapitel,

V. 6: Jeder, der in ihm bleibt, sündigt nicht. — Somit ergiebt sich uns, daß die Heiligkeit (das „Nichtsündigen") keinerlei Weise in uns basirt, sondern in Christo Jesu für den Glauben offen ist. Sofern und soweit wir uns mit Christo verbinden, sofern und soweit sind wir geheiligt, um praktisch heilig zu leben. Diese Stellung des „Nichtsündigens" ist ein objektives Gut, das wir erhalten und festhalten durch den Glauben. Wir fassen eben Glauben als vertrauensvolle Hingabe.

c. Doch nun, wie wird der praktische Verlauf der H iligung sein? Aus dem obigen ist uns klar daß wir stets als Voraussetzung festzuhalten haben, daß die Heiligung nicht besteht in der Heiligung unseres Fleisches oder alten Menschen, sondern in der Kreuzigung desselben. Sonst würden alle Versuche der Heiligung scheitern an dem Felsen: Wie kann ich sündiger, verderbter Mensch heilig leben? Solch ein Kreuzigen und Gekreuzigthalten aber, solch ein Tödten und im Tode Halten des alten Menschen ist nur möglich im Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Christus. Durch den Glauben treten wir eben gleichsam aus uns heraus und in Christum hinein. Was sein ist, ist dann unser, ja er selbst ist unser; und er ist der Sünde gestorben und lebet Gott.

Also kommt alles in allem nicht bloß bei der Rechtfertigung, sondern auch bei der Heiligung darauf an, daß wir Christum recht anziehen, daß wir mit Christo recht verbunden werden. Das ist die Bedingung der Heiligung, und das ist die einzige.

Und diese Bedingung zu erfüllen, wollen wir uns erwecken lassen zu tiefem Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit. Begehren wir nicht viel, so bekommen wir nicht viel. Reden wir uns ein, daß ein Christenwandel, der in beständigem Fallen und Aufstehen charakterisirt ist, schon recht sei, und wir's nicht weiter bringen können als zu einem täglichen ohnmächtigen Bejammern bestimmter, erkannter Sünden, nun ja, dann wird's auch damit sein Bewenden haben. Darum ist's wohl nothwendig, daß das biblische Heiligungsziel uns lebhaft und immer lebhafter vor Augen trete, damit wir ein tieferes Hungern und Sehnen gewinnen, in allem, was wir thun, Gottes Namen zu heiligen.

Dazu gehört gründliche Sündenentsagung. Die besteht in vollständigem Bruch mit jeder erkannten Sünde, sei sie groß oder klein. Es ist der feste Entschluß, ein für alle Mal nichts mehr thun zu wollen, was man als Sünde erkennt oder erkannt hat.

Und weil eben Jesus unsre Heiligung ist, gilt es gründlich zu verzagen an aller eigenen Kraft. Selbstheiligungsstreben bringt Irrthum und Verblendung. Bleibet in mir, denn ohne mich könnt ihr nichts thun, sagt der Herr, der uns besser kennt, als wir selbst. Und: Nicht, daß wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken als von uns selber, sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott, schreibt Paulus. Aus dieser Erkenntniß heraus ermahnt er auch: Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern, denn Gott ist es, der in euch wirket beide das Wol-

len und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen. D. i. Gott wirkt in euch Wollen und Vollbringen nicht so, daß ihr nun nicht mehr zu wollen und zu vollbringen brauchet, sondern so, daß ihr wollen und vollbringen könnet. Darum hütet euch, daß ihr ihm nicht widerstrebet, sondern gehorsam seid. „Menschliche Synergie ist göttliche Energie."

Gewiß wird auch der, und gerade der recht kämpfen und ringen, der da verzagt an eigener Kraft. Er thut es, nicht im Vertrauen auf sich selbst, seine sittliche Würde, seinen Vorsatz, — sondern in der gänzlichen vertrauensvollen Hingabe an den Herrn Jesum. Dies Vertrauen ist so viel, als glauben, daß der Herr mächtig genug sei in der Macht seiner Auferstehung uns aus dem Sündenelend in ein neues, siegreiches Leben zu führen, und daß er auch willig sei, das an uns zu thun. Sind wir nicht überzeugt aus dem Wort Gottes, daß Jesus uns nicht nur von der Sündenschuld, sondern auch von der Sündenmacht erlöst hat, dann erwarten wir auch nicht, daß er in uns diese seine Erlösungsmacht beweisen werde; und dann werden wir auch nicht siegreich in der Heiligung wandeln können.

Hier entsteht aber nun die praktische Frage, in wieweit uns der Herr von der Macht der Sünden erlöse, daß wir seiner Heiligkeit theilhaftig werden. Gehen wir die einzelnen Arten von Sünden durch, die wir oben genannt. Wir hatten 1. die Bosheitssünde, d. i. die Sünde, die man mit Wissen und Willen, also muthwillig thut. Diese Sünde kann von einem Gotteskinde nicht gethan werden, ohne daß es aus der Gnade gefallen sei. Entscheidend ist die Ebräerstelle: Denn so wir muthwillig sündigen...... Bosheitssünden vertragen sich durchaus nicht mit dem christlichen Glauben und dem Gnadenstande. So vorsichtig wir hierin in der Beurtheilung Anderer sein müssen, so klar müssen wir doch auch dagegen zeugen. Wie viele, die sich zur Kirche halten und zum Abendmahl gehen, verstehen die Lehre, daß wir Sünder sind und Sünder bleiben, dahin, daß man in absichtlichen Sünden und Lastern leben und bleiben könne und doch dabei auf die Gnade Christi bauen. Es gilt klar und ohne Furcht vor Wiederlegung zu bezeugen, „daß, wer noch eine Sache, die er klar und unzweifelhaft als Sünde und Empörung wider Gott erkannt hat, doch noch mit klarem Bewußtsein wieder zu thun vorhat, an der Gnade Christi keinen Antheil haben kann. Das menschliche Herz ist so verlogen und betrügerisch, daß es sich über diese einfache und klare Wahrheit zu leicht täuscht, daß es immer wieder sich einbildet, Glauben und bewußter Ungehorsam, Glauben und bewußte Untreue gegen Gott könnten zusammen gehen." Jellinghaus. 2. nannten wir die Schwachheits- oder Uebereilungssünde. Solche Sünden heben den Gnadenstand nicht auf. Es werden solche Sünden in den apostolischen Briefen an Christen gerügt und ihnen doch das Stehen in der Gnade nicht abgesprochen. Schwachheitssünden sind eben ein Uebereiltwerden oder Ueberwältigtwerden von Dingen, die man als Sünde erkannt hat, wider Willen und trotz ernstlichen Kämpfens. Solche Sünden bereut man auch gleich nachher, Bosheitssünden nicht. Doch ist solch ein Zustand der Schwäche und des Elendes nicht der normale im Christenleben. 1 Joh. 1, 7: So wir aber im

Lichte wandeln, wie er im Lichte ist, haben wir Gemeinschaft mit einander, und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde. Zu dieser Stelle bemerkt schon Tertullian: „Sündigen wir, wenn wir im Lichte wandeln, und werden wir gereinigt, wenn wir im Lichte sündigen? Keineswegs. Denn wer sündigt, ist nicht im Licht, sondern in Finsterniß. Johannes zeigt, wie wir gereinigt werden von der Sünde, wenn wir wandeln im Licht, in welchem keine Sünde begangen werden kann, denn dies ist die Kraft des Blutes Christi, daß es diejenigen, welche es von Sünden gereinigt hat, forthin rein bewahrt, wenn sie fortfahren im Licht zu wandeln." Auf diese Auslegung sind in neuerer Zeit wiederum theilweise gekommen: Neander, Düsterdiek, Lücke, Olshausen, Ebrard, welche dem Wortsinne gemäß auslegen, daß das Blut Jesu Christi selbst reinige und heilige. Denn Ebrard sagt mit Recht, daß es heiße, den Text nach unserer vorhergefaßten dogmatischen Lehre zurechtmachen, wenn man auslegt: „Wenn wir im Lichte wandeln, so haben wir Gemeinschaft unter einander, weil wir durch Christi Blut Vergebung der Sünden haben." Im selben Kap., v. 8, heißt es.: Wenn wir sagen wollten, daß wir nicht Sünde haben, betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Deshalb bedürfen wir eben des reinigenden und rein bewahrenden Blutes Christi stets, weil wir Sünde haben (nicht: „Sünde thun." Das „Sünde haben" ist gleich dem „sündig sein"). Dann v. 9 fortfahrend: So wir unsre Sünde bekennen (das „aber" der luth. Uebersetzung ist eingeschoben), so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Untugend. Das heißt doch: So ein Sündenfall vorgekommen ist, und wir bekennens, so vergibt er, das ist das eine, bei welchem viele stehen bleiben, — und reinigt, das ist das zweite, welches uns wieder ermöglicht, nach der leider geschehenen Unterbrechung im Licht fortzuwandeln. Daß Johannes nicht erwartete, daß ein Christ täglich in erkannte Sünden fallen müsse, geht klar hervor aus Kp. 2, 1: Meine Kindlein, solches schreibe ich euch, auf daß ihr nicht sündigt. Und ob Jemand sündigen sollte, haben wir......„Und ob Jemand sündigen sollte," hier steht nicht εἰ mit dem Indikativ, welches ein immerwährendes Eintreten des Falles bezeichnen würde, sondern ἐάν mit dem Conj. Aoristi, wodurch die Handlung als ein einzelner, möglicher Fall bezeichnet wird. Es ist unmöglich zu übersetzen mit und zu verstehen als: „Wenn Jemand immer wieder sündigt." Also für die traurige Möglichkeit eines Sündenfalles ist Trost und Hilfe da, — aber Zweck der Epistel ist: „auf daß ihr nicht sündiget." — — Wie gesagt, es wird den von Schwachheitssünden immer wieder Uebereilten in der hl. Schrift das Stehen in der Gnade nicht abgesprochen, aber sie sollen diesen Zustand nicht als normal anerkennen, sondern streben daraus herauszukommen durch klarere und lebendigere Erkenntniß und Ergreifung der Auferstehungsmacht Jesu. 3. fanden wir Sünde im Sinne von Sündennatur oder Fleisch. Sünde, so gefaßt, bleibt in jedem Christen bis zum Tode. Diese Sündennatur soll aber in Christi Tod begraben gehalten werden, daß sie nicht mehr herrsche. Röm. 6. Das ist das „Sünde haben," welches noch kein „Sünde thun" nothwendig in sich schließt. Sind wir,

wenn wir im Glauben stehen, auch keine praktischen „Sünder" mehr, weil „unser alter Mensch mit Christo gekreuzigt ist, damit außer Wirksamkeit gesetzt werde unser alter Mensch, daß wir hinfort der Sünde nicht mehr dienen," — so sind wir doch sündig in uns, und unsre Heiligung besteht darin, daß wir unsre Glieder, die auf Erden sind, beständig tödten und getödtet halten. Gal. 5, 24.: Die Christo angehören, haben gekreuzigt (Perfectum, als abgeschlossene, in ihren Wirkungen fortdauernde Handlung) das Fleisch mit den Lüsten und Begierden.

4. suchten wir nachzuweisen, daß unbewußte irrige Handlung in der hl. Schrift nicht Sünde genannt werde, ich meine eine Handlung, die man in guter Meinung, mit guter Absicht thut. Solche Dinge könnten wir vielleicht unter die Rubrik Sündigkeit fassen, weil solche irrige Handlungen unmittelbar unsrer Erbsündigkeit entspringen. Um von solchen Gebrechen und Fehlern frei zu sein, müßte man in seinem Kreis allwissend sein. Hieher gehört das Wort Jakobi: Denn wir fehlen (stoßen an, irren) alle mannigfaltig.

Also ergibt sich uns, daß der Christ nur insoweit von der praktischen Sünde befreit wird durch das Vertrauen auf die Heilsmacht Jesu, soweit er die Sünde als solche erkennt. Seine Heiligkeit ist eine subjektiv und relativ vollkommene, keine objektiv vollendete. Viel, viel Sündiges mag er an sich haben in Gedanken, Worten und Werken, was er nicht sieht und erkennt. Er wächst aber in der Erkenntniß, immer neue Sünden werden ihm durch den hl. Geist aufgedeckt. Demgemäß beugt er sich täglich, läßt sich davon reinigen, vertieft und erneuert sich also täglich in dem Gestorbensein und Auferstandensein mit Christo. Er lernt immer mehr zwei Dinge: Sein gänzliches Verderben, seine tiefe Unreinigkeit, — und die reinigende und rein bewahrende Kraft des Blutes Jesu. Wir fassen das Wachsthum in der Heiligung nicht als ein allmähliges Stärkerwerden bestimmten Sünden gegenüber, sondern als ein Zunehmen an Erkenntniß von gut und böse und ein demgemäß immer tieferes Gereinigtwerden und immer gründlicheres Reinbewahrtwerden durch das Blut Jesu.

Ist es nicht das, was Johannes meint, wenn er sagt: Jeder aus Gott Geborne thut nicht Sünde?

Aber er sagt auch noch mehr: Der kann nicht sündigen. Das zu erklären, wird immer etwas Schwieriges haben. Vorhin sagte derselbe Johannes: Und ob Jemand sündigt......, und hier: Der kann nicht sündigen! Vielleicht will der Apostel uns mit dieser letzteren Stelle einschärfen, daß es nicht bloß zum Ziel und Vorrecht eines Wiedergebornen gehört, nicht zu sündigen, sondern daß es zu seinem Wesen gehört, nicht zu sündigen, weil er aus Gott geboren ist. Wir dürfen uns die Sache wohl nicht klarer machen wollen, als die hl. Schrift sie uns gibt. Sie gewährt uns Licht genug zum praktischen Wandel auf dem Weg zum Leben, wenn sie auch nicht alle Fragen in der Theorie nach allen Seiten löst. „Die Sünde bleibt, wie Luther sagt, „ein unbegreiflich infinitum. Man könnte vielleicht auch sagen, ein unbegreiflich indefinitum."

Judas Ischarioth und sein „Krach" im Jahre 1761.

Von Fridolin Hoffmann.

(Aus den deutsch-evangelischen Blättern.)

(Schluß.)

Der päpstliche Nuntius zu Paris, Pamfili Colonna, schrieb drei Tage später an den Cardinal-Sekretär Torregiani:

Die Aufregung, welche diese Affaire in Paris hervorgebracht hat, ist unglaublich. Während dieselbe im Parlament verhandelt wurde und die Advokaten der beiden Parteien plaidirten, waren die Jesuiten den gröbsten Insulten ausgesetzt. Eine ungeheure Volksmenge drängte sich zu den Sitzungen. Am letzten Freitag, wo man den Urtheilsspruch erwartete, waren die Eingänge zum Palais förmlich belagert, und als er verkündet worden, war des stürmischen Beifallrufens kein Ende. Man hätte den Skandal um jeden Preis ersticken und lieber die ganze Summe bezahlen sollen, als daß man ihn so an die große Glocke gehängt hat. Das Publikum zieht aus diesem Prozesse die betrübendsten Folgerungen, nicht bloß gegen die Jesuiten, sondern gegen den ganzen geistlichen Stand, besonders gegen die Ordensleute, und wenn man den verwickelten Verlauf der ärgerlichen Geschichte aufmerksam verfolgt hat, muß man zugestehen, daß guter Grund dazu vorliegt. Und schon jetzt ist vorauszusehen, daß das Urtheil die schlimmsten Folgen nach sich ziehen wird, nicht nur hier in Frankreich, sondern auch in den andern Ländern; dies um so mehr als das Parlament entschlossen ist, schon gleich im nächsten Monat an die Prüfung der Constitutionen des Ordens heranzutreten. Es ist sehr zu fürchten, daß die Rechtsverständigen des Parlaments, die ihrer Mehrheit nach den Jesuiten prinzipiell feindlich sind, vor den schärfsten Maßregeln nicht zurückschrecken werden; ich würde nicht im mindesten überrascht sein, wenn die Einrichtung und gar die Existenz der Societät in Frage gestellt würde. Das kann ich aber schon jetzt sagen, daß in diesem Falle von Seiten des Hofes nicht der geringste Schutz zu erwarten wäre.

Mit der Compagnie nahm denn auch ja das Schicksal seinen Gang *). Was dem Fasse den Boden vollends ausschlug, war die erst nach dem Prozesse gemachte Entdeckung, daß, während die Compagnie sich für zahlungsunfähig erklärte, einer der Societätsgenossen, der P. Lavaux, für 1,200,000 Francs gute Wechsel in Verwahr hatte. Wie J. Wallon in seinem schon genannten Buche mittheilt, sind diese Werthpapiere anläßig des Todes dieses Paters bei ihm gefunden worden.

In den Augen der religiösen Welt sollten sich die französischen Jesuiten

---

*) Antoine Lavalette hatte aber das sinkende Schiff schon vorher verlassen. Ein Bekannter des 1765 verstorbenen Grafen A. C. Phil. de Caylus, Namens Duclos, traf ihn, wie in der „Correspondance inédite de comte de Caylus avec le P. Paciaudi, théatin" zu lesen ist, bald nach dem Ausgange des Prozesses zu London. Er lebte dort als Privatmann unter dem Namen „Baron de la Côte" im Wohlstande, hatte seine eigene Carosse u. s. w. Er versicherte dem genannten Duclos gegenüber, daß er überall nur im Auftrage des Generals gehandelt habe und demnächst auch in einer Broschüre der Welt die ganze Geschichte wahrheitsgetreu auseinandersetzen werde. Duclos habe ihn in diesem Vorhaben bestärkt. Der einsichtigere Graf Caylus aber bemerkt in einem Briefe an den vorbenannten Theatiner-Pater: „daß er das thun wird, daran glaube ich so wenig, wie ich an Hexen glaube. Ja, wenn Lavalette selber ein ehrlicher Kerl wäre mit sauberem Kittel und reinen Händen! Aus den Berichten meines Bruders kenne ich ihn aber als Schurken. Und zudem: wer als Eingeweihter in das Jesuitenwesen eine solche Enthüllung wagen würde, der müßte auf seinen Tod gefaßt sein: der Baron de la Côte aber will — leben."

jedoch noch tiefer herabsetzen durch die feierliche Verleugnung ihrer kirchenpolitischen Ueberzeugungen in Wort und Schrift, bloß um sich den Bestand im Lande zu ermöglichen.

Schon bevor das Urtheil vom 8. Mai gesprochen war, am 17. April, hatte Abbé Chauvelin, Geistlicher Rath des Parlaments, fußend auf Target's Ausführungen über die Constitutionen des Ordens, den Antrag gestellt, letztere sofort einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Daraufhin befahl das Parlament den Pariser Oberen, binnen dreitägiger Frist ein Exemplar der 1757 in Prag gedruckten Constitutionen einzureichen und ernannte eine Commission, an deren Spitze Chauvelin stand, um diese Prüfung vorzunehmen. Der königliche Generaladvokat Omer Joly de Fleury wies bei dieser Gelegenheit nach, daß das Parlament die der Societät die Niederlassung in Frankreich gewährenden königlichen Patente nie anerkannt und einregistrirt habe, die Jesuiten also eine gesetzliche Existenz nicht hätten; es handele sich nur um ihre Duldung auf längere oder kürzere Zeit. Damit man sich aber dazu verstehe, seien jedenfalls gewisse Aenderungen in der Einrichtung der Societät nothwendig, vor allem d i e, daß das Institut f r a n z ö s i s c h e Obere bekomme, die von der Autorität des zu Rom, im Auslande, residirenden Generals unabhängig seien. Abbé Chauvelin erstattete dann noch Bericht über die Lehren der Jesuiten hinsichtlich des Probabilismus und der Erlaubtheit des Königsmordes. Die Folge waren zwei Beschlüsse des Parlaments, die am 6. August 1761 mit 129 gegen 13 Stimmen gefaßt wurden und auf Grund deren folgende Maßnahmen getroffen werden sollten. Der General-Prokurator hatte Klage zu erheben „wegen amtlichen Mißbrauchs, welchen die Compagnie mit päpstlichen Bullen, Breven, apostolischen Briefen und den Constitutionen der sich selbst Gesellschaft Jesu nennenden Priesterverbindung getrieben hätten.“ Weiter sollten 24 Bücher jesuitischer Autoren durch Henkershand zerrissen und verbrannt werden als „aufreizend, die Prinzipien der christlichen Moral zerstörend, abscheuliche und mörderische Lehren verbreitend, die nicht nur das Leben der Bürger, sondern gar die geheiligte Person der Souveräne bedrohen.“ Schließlich sollten die Schulen, Collegien und Noviziate der Gesellschaft bis auf Weiteres geschlossen werden, ihren Mitgliedern alles öffentliche Lehren vom 1. October ab verboten sein.

Aeußerlich hielten die Väter sich ruhig; im Stillen waren sie um so thätiger. Dem schwachen Ludwig XV. war leicht beigebracht, so weittragende Beschlüsse seien Eingriffe in seine königlichen Prärogativen. Sie wandten sich an den Papst, an den Dauphin, an die Königin Maria Lesczinska. Der König versprach Clemens XIII. den Eifer des Parlaments zu zügeln und das endgültige Urtheil über die Constitutionen sich vorzubehalten. „Aber es war,“ wie der päpstliche Archivar A. Theiner in seiner Geschichte des Pontifikats Clemens XIV. gegen die Behauptung der Jesuiten: die Pompadour und deren Kreatur, der Minister Choiseul, hätten sie vernichtet, richtig bemerkt, „in keines Menschen Macht mehr gelegen, den Bestand der Compagnie in Frankreich zu retten oder den Sturm zu beschwören, der sie überall in Europa mit dem Untergang bedrohte.“

Ludwig XV. meinte einen Akt hoher Politik zu üben, als er sechs Mitglieder des Grand Conseil beauftragte, nun ihrerseits die Constitutionen zu prüfen und ihm Bericht zu erstatten — die Beschlüsse des Parlaments sollten damit lahm gelegt werden. Durch ein Edikt vom 29. August 1761 befahl er dem Parlament, jede Maßnahme gegen die Compagnie auf ein Jahr zu vertagen. Das Parlament antwortete auf dieses Edikt — welches es zwar am 7. September einregistrirte, aber mit solchen Einschränkungen, daß ihm fast jede Bedeutung genommen wurde — mit der Veröffentlichung seiner zwei Beschlüsse vom 6. August und mit der Erklärung, daß es den Collegien und Noviziaten der Societät nur eine Frist von sechs Monaten gewähren könne. Die König suchte also, die Vermittlung, für die er sich ein Jahr in Aussicht genommen hatte, in der Hälfte dieser Zeit zu Stande zu bringen.

Der hohe Klerus hielt eben seine regelmäßige Generalversammlung zu Paris ab. Der dortige Erzbischof Christophe de Beaumont, ein warmer Eiferer für die Societät, präsidirte ihr. Anfänglich schien die Stimmung seiner Amtsbrüder in durchaus anderer Richtung zu gehen. Diese Stimmung läßt sich dahin angeben: Die Bischöfe, welche die Jesuiten in ihren Diöcesen mit Unbehagen ertrugen, wenn sie sich ihnen nicht aus Strebersucht knechtisch fügten, erwiesen ihnen in der Oeffentlichkeit allen Respekt, hechelten sie aber hinter ihrem Rücken um so kräftiger durch, denn das fühlten die meisten: sie waren Störer des Friedens ihrer Heerden, Gallikaner waren sie fast ausnahmslos, und so mochten die Jesuiten sich wohl von denselben versehen, daß sie die Gelegenheit ergreifen würden, um die Societät unter ihre Jurisdiktion zu bringen. Das zu verhüten und im Gegentheil sich das Wohlgefallen und den Beistand der versammelten Prälaten zu gewinnen, ließen die schlauen Väter sich herbei, durch eine Anhänglichkeitserklärung an die Prinzipien von 1682 ihre heiligsten Ueberzeugungen zu verleugnen. In dem betreffenden kuriosen Dokumente heißt es:

Wir erklären: 1. daß Keiner unterwürfiger sein kann als wir es sind sowohl den Gesetzen des Königreichs als seinen Grundsätzen und Gewohnheiten in Betreff der Rechte der königlichen Gewalt, welche für das Zeitliche weder direkt noch indirekt abhängig ist von irgend einer Macht auf der Erde und nur Gott allein über sich hat; wir anerkennen, daß die Bande, welche die Unterthanen ihrem Souverän verbinden, unlöslich sind; wir verdammen als verderblich und der Verwerfung aller Zeiten würdig die entgegengesetzte, die Sicherheit der Person des Königs gefährdende Lehre, wie sie in den Werken einiger Theologen unserer Gesellschaft angenommen ist, oder bei irgendwelchen andern Theologen sich findet;

2. daß wir in unsern öffentlichen wie privaten theologischen Lektionen die von dem Klerus Frankreichs in den vier Propositionen der Versammlnng von 1682 aufgestellten Lehren vortragen und nie etwas dem Entgegengesetztes behaupten werden;

3. daß wir die Autorität der Bischöfe Frankreichs über uns voll und ganz anerkennen, wie sie gemäß des kanonischen Rechts und der Disziplin der gallikanischen Kirche den Bischöfen über die Regularen zusteht; wir verzichten ausdrücklich auf alle dem widersprechenden Privilegien, die unserer Gesellschaft gewährt sind oder in Zukunft noch gewährt werden möchten;

4. wir werden, wenn — was Gott verhüte! — es geschehen könnte, daß unser General uns etwas dieser Deklaration Entgegenstehendes befehlen sollte, in der Ueberzeu-

gung, die Folgeleistung könne nicht ohne Sünde geschehen, diese Befehle als illegitim betrachten, als unberechtigt selbst nach den Regeln unserer Constitutionen über den dem General zu leistenden Gehorsam.

Wir bitten deshalb uns zu gestatten, daß wir die gegenwärtige Erklärung beim Offizialat zu Paris hinterlegen, sie auch in die andern Provinzen des Königreichs verschicken, damit sie dort ebenfalls unterzeichnet auf dem Offizialat jeder Diöcese verwahrt werde als ewiges Zeugniß unserer Treue.

Sämmtliche Jesuiten unterschrieben diese oder eine ähnliche Erklärung. Nach den Grundregeln der Compagnie waren diese sämmtlichen Dokumente aber null und nichtig, wenn die Sanktion des Ordensgenerals nicht hinzukam. Diese wurde erbeten, aber verweigert. Das Einzige, wozu P. L. Ricci sich verstehen wollte, war, den Schritt der französischen Jesuiten zu ignoriren; er behielt sich das Recht vor, schreibt Henri Martin im 16. Bande seiner „Geschichte Frankreichs,“ die Deklaration später, wenn es ihm passe, als erschlichen zu annulliren.

Am 19. December 1761 überreichten die Jesuiten ihre Erklärung den beim Cardinal de Luynes versammelten Bischöfen. Der Erfolg war der von ihnen erwartete. Statt der vier Prälaten, die gleich anfänglich auf ihrer Seite waren, reichten nun von den 51 Erzbischöfen und Bischöfen fünfundvierzig am 30. December eine energische Schutzschrift beim Könige für den Orden ein. Der Cardinal de Choiseul, Erzbischof von Besançon, verlangte mit vier Andern bedeutsame Aenderungen an den Constitutionen; nur einer, Bischof de Fitz James von Soissons, Sohn des berühmten Herzogs de Beverick, Marschalls von Frankreich, eines natürlichen Sprößlings Jakobs II. von England, verlangte die völlige Ausweisung des Ordens. Er begründete diese Forderung in einem eigenen „Avis“ für den König.

Die Jesuiten hatten gedacht, durch ihr Bekenntniß auf die gallikanischen Freiheiten nicht nur die Bischöfe, sondern auch die mit der Prüfung der Constitutionen beauftragten Commissare des Grand Conseil und damit den König für sich zu gewinnen; diese letztere Hoffnung trog. Der Berichterstatter der Commission „frappirte“ die Minister durch seine „Relation.“ Zudem machte die Weigerung des Pater-Generals, die Zustimmungserklärung zu den gallikanischen Maximen zu billigen, die Commission stutzig. Man erkannte, daß die unbeschränkte Gewalt des Generals über Tausende höchst einflußreicher Ordensmitglieder mit den Gesetzen unvereinbar sei, und deshalb ging der Antrag der Commission des Grand Conseil dahin: der General möge sich einen Vikar für Frankreich ernennen, der, Franzose von Geburt und im Lande selbst wohnend, über die Jesuiten im Königreiche diejenigen Befugnisse ausübe, welche die Constitutionen dem Ordenshaupte zutheilen.

Der König fand die Erkenntnisse ehrenhaft und, in Betracht der Umstände zuträglich selbst für die Compagnie. Er ließ dieselben durch einen besondern Courier dem französischen Gesandten, Cardinal Rochechouart, nach Rom bringen, um die Zustimmung des Generals zu erwirken, welch letzterer dabei bedeutet wurde, daß es sich um Sein oder Nichtsein des Ordens in Frankreich handele. Die Antwort war bekanntlich eine unbedingt ablehnende:

„Sint ut sunt, aut non sint!" Ob diese Formel gerade so aus dem Munde Ricci's kam, wie man ein Jahrhundert lang sagte nnd schrieb, oder ob unser Zeitgenosse P. Ravignan Recht hat, wenn er in seinem Buche „Clemens XIII. und Clemens XIV." behauptet, der Papst habe die Antwort Ricci's in diesem Sätzchen kurz wiederholt, ist ja gleichgültig; genug, es bestätigte sich auch diesmal das Wort: „Die der Herr verderben will, die schlägt er mit Blindheit."

Der König verzweifelte noch immer nicht daran, mit seiner Vermittelung zum Ziel zu kommen. Durch ein Edikt vom 11. März 1762 annullirte er die bisherigen Schritte des Parlaments, erklärte die Väter den Bischöfen und den Landesgesetzen unterworfen und zeichnete den Weg vor, auf welchem der General seine Autoritätsbefugnisse über die Ordensmitglieder in Frankreich auszuüben habe. Das Parlament weigerte sich dieses Edikt einzuregistriren und verwarf, ebenso entschieden wie der P. Ricci, die vom Könige und seiner Grand-Conseil-Commission ausgesonnenen Versöhnungsvorschläge. Gegen alles Erwarten ließ Ludwig es dabei verbleiben und nahm sein Edikt zurück.*)

Das Parlament hatte während des Winters von 1761 auf 1762 zahlreiche Sitzungen gehalten, um sich mit den Berichten bekannt zu machen, welche auf sein Ansuchen von den Universitäten, sowie von den königlichen Provinzial- und den Munizipal-Behörden, in deren Gebiet Jesuiten sich niedergelassen hatten, eingelaufen waren. Unterdessen wurde auch das Prüfungsresultat der Parlamentscommission unter Abbé Chauvelin gedruckt und auf ausdrücklichen Beschluß allen Bischöfen und sämmtlichen Provinzial-Parlamenten zugesandt. Die Schrift führte den Titel: „Auszug aus den gefährlichen und verderblichen Behauptungen aller Art, welche die sich Jesuiten nennende Societät aufgestellt und hartnäckig behauptet hat in ihren Lehrvorträgen und in ihren Büchern, und zwar unter Billigung ihrer Obern und General-Obern." Die Jesuiten behaupteten freilich sofort, die darin mitgetheilten Citate seien theilweise — und dies in der Zahl von 758 — verstümmelt, mißverstanden u. s. w. Es waren der Citate aber wenigstens 2000, so daß sie doch noch über 1200 als genau wiedergegeben gelten lassen mußten.

Dem Beispiel des Pariser Parlaments folgend, regten sich nun auch die in der Provinz. Auch ihre Untersuchungsresultate und Beschlüsse fanden in der Hauptstadt große Verbreitung. Es regnete Satiren und Pamphlete auf die verhaßte Gesellschaft. Der Graf de Saint-Priest erzählt in seinem 1844 erschienenen Buche: „Der Sturz der Jesuiten": „In den Foyers der Theater vergaß man völlig des Stückes vom Abend über den Geschehnissen vom Morgen. Der Tartufe trat hinter den Escobar zurück. In dem Juristenviertel, d. h. den großen Häusern der City und der Insel Saint Louis sowohl, wie in den

*) Wenn das Parlament ein Gesetz oder eine Ordonnanz des Königs nicht einregistrirte, sondern an denselben zurückschickte, so hieß das eigentlich nur, ihn ersuchen, sich die Sache noch einmal zu überlegen. Bestand der König auf seinem Willen und das Parlament blieb auch bei seiner Ueberzeugung, daß diese Willensbethätigung schädlich sei, so wurde das Gesetz einregistrirt mit dem Zusatze: „auf ausdrücklichen Befehl des Königs." Gesetzliche Kraft erhielt das Einregistrirte so wie so, mit oder ohne Zusatz, und die Registrirung endgültig zu verweigern war das Parlament nicht befugt.

düstern Hinterstübchen der Verkaufsläden, in welchen seit Jahrhunderten eine betriebsame Krämerfamilie zusammengepfercht wohnte, wurde, und zwar ernstlich und angelegentlich, mit Leidenschaft möchte ich sagen, verhandelt nur über den Probabilismus, die Gewissenskapitulationen, die laxe Moral und die geistigen Vorbehalte.“

Am 1. April 1762 war die sechsmonatliche Frist, welche das Parlament den Jesuiten für die Schließung ihrer Collegien und Noviziate gewährt hatte, abgelaufen. Der Befehl war pünktlich respektirt worden. Die Pensionäre waren auf das Verlangen der Vorsteher von den Eltern zurückgenommen worden, mit Ausnahme der Fremden, Spanier, Amerikaner u. s. w., welche man in Privatpensionen untergebracht hatte, bis ihre Angehörigen über sie verfügten. Auch die Noviziate fand die mit der Aufnahme des Protokolls betraute Parlaments-Commission geräumt.

Am 6. August 1762 wurde der auf Jahresfrist suspendirte Beschluß vom selben Tage des Vorjahres nach 16stündigen Debatten einstimmig und unter tausendfachem Beifallrufen der Anwesenden für in Kraft getreten, die Gesellschaft für aufgelöst erklärt. Letztere habe päpstliche Bullen sowie die Constitutions-Breven der Gesellschaft mißbräuchlich verwerthet; das Institut sei „seiner Natur nach unzulässig in einem civilisirten Staate, dem öffentlichen Rechte zuwider, bedrohlich für die rechtmäßigen, geistlichen und weltlichen Autoritäten; es strebe sich einzuführen unter dem Mantel einer religiösen Genossenschaft, sei aber in Wahrheit eine politische Corporation*), die auf allen Wegen, mit allen Mitteln und ohne Unterlaß strebe, erst selber unabhängig zu werden, dann alle übrigen Gewalten zu unterjochen.“ In Erwägung dieser Thatsachen befiehlt das Parlament „allen und jedem einzelnen Mitgliede des Instituts, die Ordenshäuser und Collegien zu räumen, das gemeinsame Leben aufzugeben“ u. s. w. Das Parlament erklärt schließlich, von der Landesverweisung vorläufig abzusehen bei denjenigen Mitgliedern, welche ihre Gelübde widerrufen. Diese sollten auf ihr Ansuchen auch Pensionen erhalten. Am selben Tage wurden durch Henkershand 162 Bücher jesuitischer Autoren verbrannt. Die Güter wurden dem Staatsschatz überwiesen, das Mobiliar verkauft, die Städte ermächtigt, die von der Compagnie in Besitz genommenen Etablissements wieder an sich zu ziehen. Seelsorgerische Funktionen sollten die Mitglieder der aufgelösten Gesellschaft nicht übernehmen dürfen.

Am 7. September verfügte das Parlament in Ausführung seines Beschlusses vom 6. August, nicht weniger als 27 Beschlagnahmen. Vergebens wandte Papst Clemens XIII. sich an den polnischen Exkönig Stanislav, den Schwiegervater Ludwig's XV., um seine Fürbitte. Um den Jesuiten ein Pflaster auf die Wunde zu legen, sanktionirte Clemens XIII. die von ihnen mit Vorliebe gepflegte „Herz-Jesu“-Verehrung, gegen die Rom sich so lange

*) Hat es doch auch der 1870 gestorbene Cardinal Erzbischof von Lyon Vicomte de Bonald, gesagt: „Europa hatte von jeher zahlreiche religiöse Streitschaaren. Was ihm fehlte, und was die Jesuiten ihm geworden sind, das ist eine Streitschaar, die zugleich religiös und politisch ist.“

gesperrt hatte; das Parlament seinerseits aber, um seine Orthodoxie nicht in Verdacht kommen zu lassen, überwies an demselben 7. September zwei Ketzer der Tortur.

So wurden die 155 Häuser der Compagnie geschlossen, ihre 3548 Mitglieder, von denen die Hälfte etwa dienende Laienbrüder waren, von ihrem Verbande gelöst. Die Agitation gegen die Maßregel seitens eines Theiles der Bischöfe und der sonstigen Zuhälter der Societät wurde jetzt reger, denn sie vorher gewesen. Das Parlament fühlte sich dadurch zu neuen Schritten getrieben. Durch Beschluß vom 24. Januar 1764 verlangte es von jedem Jesuiten, Professen oder Nichtprofessen, der im Lande bleiben wollte, einen Eid, dem Institut zu entsagen, keine Verbindung mit dem General oder andern Ordensmitgliedern zu unterhalten, weder direkt noch indirekt, weder durch Briefe noch durch Mittelspersonen, sowie endlich die in der Parlamentsschrift: „Auszug der Behauptungen" 2c. zusammengestellten Lehren für gottlos zu erklären. Fünf der Pariser Jesuiten, darunter Cerutti, leisteten diesen Eid sofort; es folgten ihnen bald 25 weitere aus Paris und 12 aus Lyon. Was solche Schwüre werth waren, sagt uns der Graf Caylus — etwas respektwidrig zwar gegen die frommen Väter, aber bezeichnend: — „Windbeuteleien! Das wäscht ihnen der General in seiner Laugbutte alles wieder ab!" Und wie sollte man anders urtheilen, wenn man das charakterlose Betragen des P. Cerutti sich ansieht! Kurz vorher hatte er eine „Schutzschrift" für seine Societät in Druck ausgehen lassen, zwei Jahrzehnte später machte er gemeinsame Sache mit der Revolution. Jetzt, als er vor dem Generalprokurator erschien, um die drei Gelöbnisse zu deponiren, welche ihm das Verbleiben in Paris gestatten sollten, fragte er, nachdem dies geschehen, in leichtem Tone: „Ist vielleicht sonst noch etwas zu unterzeichnen?" Mit bitterem Sarkasmus antwortete der würdige Magistrat: „Vielleicht wär's der Koran, aber den habe ich augenblicklich nicht zur Hand."

Im November 1764 verfügte ein Edikt des Königs, das sich „perpetuel et irrévocable" nannte, die Auflösung der Societät, gebot Schweigen über die ganze Streitfrage, gestattete aber den ausgewanderten Jesuiten zurückzukehren und unter der Jurisdiktion der Bischöfe als Weltgeistliche sich dem Kirchendienste zu widmen. Das Parlament, welches das letzte Wort haben wollte, fügte dem Edikte bei der Einregistrirung die Clausel hinzu: näher als auf zehn Stunden dürfe kein Mitglied der aufgelösten Gesellschaft der Hauptstadt kommen.

In der Wirklichkeit gestalteten die Dinge sich ganz anders, als es nach diesen strengen Maßnahmen scheinen könnte. Jobez, ein Historiker der Zeit Ludwig's XV., schreibt: „Die Väter fanden Aufnahme in den Familien; der König, der Dauphin und die Königin behielten sie als Beichtväter" — bei Ludwig XV. machte ihnen das freilich keine andere Arbeit, als daß sie ihr Gehalt erhoben — „und sie wohnten ebenso unbehelligt in Paris und den andern Städten wie in ihren heimathlichen Diöcesen, in welche das Parlament sie verwiesen hatte."

Sie wurden sogar mächtiger im Lande als zuvor, indem sie unter dem Schutze der Königin, des Dauphin und ihrer sonstigen Freunde bei Hofe die „Congregation" stifteten, welche die Wiederzulassung des Ordens vorbereitete. „Die Jesuiten," sagt Abbé Anquetil, „hielten zu Paris und in allen andern Städten, wo sie Fuß gefaßt, sogenannte „Congregationen," d. h. Versammlungen von Männern aller Stände, welche an gewissen Tagen zusammenkamen, um religiöse Vorträge zu hören. In diese „religiösen" Vorträge wurde, das ist notorisch, diejenige politische Meinung geschickt eingemischt, an deren Geltendmachung den verkappten Vätern augenblicklich gelegen war. Die Leiter überwachten alles, besonders die Heirathen und die Testamente". . .

Das ist der Stand der Dinge in Frankreich auch heute wieder, nachdem vor einigen Jahren die Republik ihrerseits die Jesuiten für nicht existenzberechtigt erklärt und aufgelöst hat. Gewisse Erscheinungen deuten darauf hin, daß in Deutschland ähnlich gearbeitet wird. Wann werden sie auch öffentlich wieder unter uns auftreten, die guten Väter?

Aus einer Domkandidaten-Reise.

St. Aidans Kollege in Birkenhead und die kirchliche Erziehung der Geistlichen.

(Aus der kirchlichen Monatsschrift.)

(Fortsetzung.)

Diese kleine deutsche Gemeinde, einst durch den Stadtmissionar Busche, späteren deutsch-reformirten Prediger in New York, gesammelt, hatte sich nämlich der Episkopalkirche angeschlossen, um lebensfähig zu bleiben; der inzwischen auch heimgegangene deutsche Pastor Hirsch, ein bekehrter Jude, an eine Engländerin verheirathet, hatte in der Episkopalkirche die Ordination empfangen. Durch ihn war ich auf diese sonst den Geistlichen außerhalb der angeblich apostolischen Succession so streng verschlossene Kanzel gekommen — und ich glaube, er ist wegen eines Bruchs der Kanones nicht zensurirt worden (er las natürlich die anglikanische Liturgie, die ich in dieser Form einer unbeholfenen deutschen Uebersetzung nicht hätte lesen mögen und können). Durch ihn fand ich auch freundliche Aufnahme bei einem Besuch in St. Aidans Kolleg. Verwundert mußte ich allerdings darüber sein, daß hier die gesammte theologische Ausbildung für den Kirchendienst in noch kürzerer Zeit, als bei uns in den Lehrerseminaren die eines Volksschullehrers absolvirt wurde. Der Kursus in der Anstalt war nämlich zweijährig in sechs Terms, deren jeder etwa drei Monate umfaßte (Lent Term, Easter Term, Michaelmas Term); drei Monate blieben etwa für die Ferien. Es bestanden zwei Klassen, eine junior und eine senior class mit je drei Terms. Zöglinge konnten mit jedem Term eintreten und nahmen dann an allen Lektionen des betreffenden Kursusabschnittes Theil, nur daß sie die Elemente im Hebräischen nachzuholen hatten. Bedingungen für die Aufnahme waren außer dem Sittenzeugniß die Elemente der griechischen und lateinischen Grammatik, irgend

ein Evangelium nach dem Grundtext, ein lateinischer Klassiker nach Wahl des Bewerbers und eine allgemeine Bekanntschaft mit der Bibel und dem Common Prayer book, Bedingungen, welche bis auf die letzteren jeder Untersecundaner bei uns erfüllen würde. Die Anstalt stand demnach auch solchen offen, die nicht eine Kollegbildung empfangen hatten; die Kosten in der Anstalt beliefen sich für jeden Studenten auf 1500 M.; für Extraneen, die außerhalb der Anstalt wohnten und am Unterricht Theil nahmen, war das Honorar für den letzteren 210 M.; für künftige Missionare und Kolonialgeistliche ermäßigte sich die Pension in der Anstalt um die Hälfte. Die in der Anstalt wohnenden Studenten waren gehalten, jeden Morgen und Abend dem Gottesdienst in der Kapelle beizuwohnen; an der Morgenandacht mußten sich auch die in ihren Familien zu Birkenhead lebenden betheiligen; ebenso waren alle verpflichtet, des Sonntags zwei Mal den Gottesdienst in der Kirche, zu der die Anstalt gehörte und deren Parochus der Prinzipal war, zu besuchen. Bis 1 Uhr Mittags hatten sie täglich die Studientracht (Cap und Gown), Barett und Talar, wie auf der Universität, zu tragen. Ueber ihre Anwesenheit bei den Andachten wurden Listen geführt. Hinsichtlich der innern Disziplin, bemerkte der Prinzipal, daß sie ihm fast nichts zu thun gebe.

Der theologische Unterricht, dem ich in der senior class häufiger beiwohnte, war theils katechetisch in Rezitationen aus dem Textbuch, theils wurden Vorlesungen gehalten. Das Pensum war für jedem Term so fest bestimmt, daß in dem bezüglichen Textbuch die Seiten und Kapitel desselben angegeben waren. Natürlich war der ganze Unterricht von vornherein spezifisch kirchlich, nämlich bischöflich, oder anglikanisch kirchlich. Bereits in dem ersten Term wurde mit sämmtlichen theologischen Disziplinen der Anfang gemacht. Diese waren außer dem Hebräischen, Griechischen, Lateinischen: Kirchengeschichte, die Liturgie, Bibel, Apologetik (Evidences) und Polemik (Controversy). Die Vorlesungen über das Common prayer book gingen im ersten Term schon bis zum Communion office, der Feier des heiligen Abendmahles, auch wurde da schon die römische Kontroverse behandelt. Im Hebräischen brachten es die Zöglinge durch alle Terms nur bis dahin, daß ein paar Kapitel der Genesis und die sechs ersten Psalmen gelesen wurden; im Griechischen nahm man erst nach Greswell's Harmony die Evangelien durch; es folgten dann im vorletzten und letzten Term die Apostelgeschichte, die Briefe an die Galater, Römer und Hebräer; dazu kam dann das Hellenistische und die Septuaginta. Im Lateinischen las man Jewel: Apologia ecclesiae anglicanae aus dem 16. Jahrhundert, Hugo Grotius aus dem 17. de veritate religionis christianae und zuletzt patristische Auszüge. Kirchengeschichte wurde in dem junior year oder dem ersten Kursus bis zur Reformation durchgenommen, in dem senior, dem zweiten Jahre, die neuere getrieben. An die liturgischen Vorlesungen schloß sich dann eine Symbolik, nämlich über Creeds and articles, Pearson: on the creed (über den Glauben) und Waterland: on the Athanasian creed, über das Athanasianische Glaubensbekenntniß. Die sogenannten Evidences — unsere Apologetik — wurden nach den supra-

naturalistischen Werken von Paley, Leslie und Whateley traktirt. Auf die römische Streitfrage folgte dann die dissenting Controvers, Polemik gegen die Dissenter, und zuletzt gegen die Unitarier die sozinianische. Nehmen wir noch hinzu, daß im Laufe der zwei Jahre die Bibel nach Horne in den historischen, prophetischen und poetischen Büchern durchgenommen und das Nothwendige aus Chronologie und biblischer Geographie beigebracht wurde, so ist der ganze theologische Kursus umschrieben. Für den Privatfleiß waren dann noch in jedem Term bestimmte Bücher, z. B. Potter: on church Governement, Butler's analogy und Butler's sermons als besondere Aufgaben (honor business) gestellt, aus denen am Schlusse des betreffenden Terms Themata für Preisbewerbungen gegeben wurden. Examina fanden nach jedem Term statt, die Hauptprüfungen bei dem Uebergang in die senior class und dem Abgange.

Bekanntlich gibt es in der anglikanischen Kirche eine höhere und niedere Geistlichkeit. Es ist klar, daß für die höheren Stufen nur die Universitätsvorbildung befähigen konnte, Ausnahmen abgerechnet; aber wegen des oben angegebenen praktischen Bedürfnisses hatten bereits zwölf Bischöfe die abgehenden Zöglinge zur Ordination zugelassen und ihnen damit den Zugang zu den kirchlichen Aemtern eröffnet. Manche der Zöglinge waren schon in vorgerückteren Jahren, hatten ein bewegtes Leben (einer war von der Insel Barbadoes) oder einen andern Lebensberuf hinter sich und arbeiteten, wie ich deß Zeuge war, im Seminar mit dem angestrengtesten Fleiß. Es saßen manche über dem Buch bis 1 Uhr Nachts, Morgens 6 Uhr im Winter rief dann die Glocke aus dem Schlaf zur Morgenandacht. Ihre ernstere Lebensrichtung und -erfahrung machte sie auch als Studenten zu den seelsorgerischen Besuchen und sogenannten Cottage lectures (Familien-Erbauungsstunden) geeignet; ja Dr. Baylee hatte mit ihrer Hülfe eine Workingmen's Association (Arbeiterverein) zu Stande gebracht, ein Lokal für diesen gewonnen und drei Curates (Hülfsgeistliche) angestellt, die in diesem Vereine an Liverpooler Gemeinden wirkten. Der Unterricht in der Anstalt konnte ja nur dogmatisch-traditionell sein; er wurde indeß durch einen so eminenten Praktiker, wie Dr. Baylee es war, frisch, lebendig und warm. Dieser Mann war die Anstalt oder der Typus derselben. Er war auf dem Trinity College zu Dublin vorgebildet, stand, aus Irland stammend, nach Temperament und Charakter den erweckten Kreisen der Kirche und Dissenters näher; ohne ein Hochkirchenmann zu sein, war er aus Ueberzeugung national-bischöflich vor allem unausgesetzt früh bis spät an der Arbeit. Ich hörte ihn in den Vorlesungen; er aß auch mit den Studenten, tröstete einen geistlich angefochtenen, der, wie er sich ausdrückte, in spiritual distress war, predigte Sonntags wie in der Woche; es kam gerade ein Aposteltag — St. Matthias, der in der anglikanischen Kirche gefeiert wird, — und hielt am Abend mit allem Witz und Humor einen Vortrag für die Arbeiter wider modernen Unglauben. In einem öffentlichen politischen Blatte führte er mit einem anonymen Gegner eine Controverse über den Schöpfungsbericht und die geologischen Untersu-

chungen, die er darnach als Buch veröffentlichte (on genesis and geology). In Predigten hatte er die Gleichnisse des HErrn behandelt und unter dem Titel: Die Gleichnisse des Reichs: The Mysteries of the Kingdom, herausgegeben. Immer trug er seine kleine englische Handbibel mit sich. Mit der deutschen Theologie war er wenig bekannt; doch führte er gern eingehende Gespräche über biblische Symbolik; er liebte in der Auslegung die Allegorie. So wirkte er nach allen Seiten hin anregend und wenn er sich seiner Studenten, wie ich nicht zweifle, mit gleicher Liebe angenommen hat, die er mir, einem Fremden, entgegenbrachte, so war er ganz der Mann für seinen Doppelberuf und -amt, ein Muster von Rührigkeit, Anregung und beharrlichem Fleiß; es war in ihm vereint die irische Beweglichkeit und Versatilität mit englischer Stetigkeit. Der Mann war die Anstalt; hier war das rege Leben der Dissenters eingeführt in die ruhige Stetigkeit einer Landeskirche, die so leicht zur Stagnation wird. (Schluß folgt.)

Ist die Volksschule für die sittlichen Schäden der Gesellschaft verantwortlich zu machen?

(Aus der Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung.)

(Schluß.)

Noch mehr schränkt die Natur der Schularbeit den Kreis der Verantwortlichkeit ein. In früheren Zeiten trug die Schule den Charakter einer Lernwerkstatt; die Gegenwart gewöhnt sich immer mehr daran, sie als Erziehungsanstalt darzustellen und aufzufassen und zwar aus verschiedenen Gründen: pädagogische Kreise wollen ihrer Arbeit durch eine solche Auffassung mehr Bedeutung aufprägen, während das Haus und die öffentliche Meinung die ganze Schwere der Verantwortung dadurch auf die Schule wälzen zu können meint. Die historische Erfahrung lehrt, daß in erster Reihe das Bedürfniß nach intellektueller Ausbildung die Veranlassung zur Gründung der Schulen gewesen ist, und diesem Prinzip entspricht noch jetzt die Art der Einwirkung durch die Schule. Sie geht hauptsächlich darauf aus, den Geist mit Wissen zu erfüllen, mag sie in dem edlen Inhalt dieses Wissens die Bedingungen erblicken, aus denen der sittliche Charakter sich entwickeln soll, oder mag sie dieses Wissen und Können in den Dienst des Verkehrs oder des gewerblichen Lebens stellen wollen. Insofern nun der Unterricht ein Mittel der Erziehung ist, verleiht er auch der Schule den Charakter einer Erziehungsanstalt. Die Schule bildet auch die ästhetische Anschauung, ebenso die Werthschätzung der Dinge und den Willen und stellt diese Bildungsrichtungen in den Dienst der sittlichen Charakterentwicklung. Doch kann nicht geleugnet werden, daß diejenige Willensbildung, die für die sittliche Handlung entscheidend ist, nach der Art der Pflege in der Schule das Gepräge eines Nebenerfolges hat. Die Forderung der willkürlichen Aufmerksamkeit, der Hingabe an den Unterrichtsstoff, der Unterordnung unter die Schulgesetze beabsichtigt doch zunächst die Verwirklichung der Unterrichtszwecke. Der Einfluß der Schule auf den Willen ist also vor=

wiegend formaler Natur; denn es fehlt ihr an Gelegenheiten, in denen sie unmittelbar den Zögling veranlassen könnte, den sittlichen Gedankeninhalt und den formal gebildeten Willen in die That umzusetzen, ohne ihn dabei ganz einzuengen, oder seinen subjektiven Entschließungen völlig freien Spielraum zu lassen. — Die Schule erzieht also, indem sie den theoretischen Inhalt vermittelt, aus dem sich der praktische Charakter entwickeln soll und indem sie zugleich formal den Willen bildet, welcher in besonderen Lagen seine Bethätigung findet. Die Erfahrung lehrt aber, daß nicht immer das Wissen die Richtschnur unseres Handelns ist, sonst müßten die kenntnißreichsten Menschen zugleich die vollkommensten sittlichen Charaktere sein, eine Folgerung, welcher die Erfahrung widerspricht. In vielen außerordentlichen Fällen von Handlungen ist der Mensch so sehr Spielball seines inneren Ergriffenseins, seiner Empfindung, daß sich das Bewußtsein der Einsicht verdunkelt und lediglich gute oder böse Triebe zur That drängen. Diesen niedrigen Standpunkt verläßt der Mensch, wenn er auf dem Wege der Wiederholung seinen Willen in wirklichen Fällen hat zur That werden lassen und seinen Entschließungen durch Gewohnheit Festigkeit verliehen hat. Der Kreis aber, in welchem die Schule den Willen zur konkreten Bethätigung bringen kann, ist hinsichtlich der praktischen Vielseitigkeit ein eng begrenzter. Nennt man also die Schule eine Erziehungsanstalt, so kann man dies nur mit der Einschränkung thun, daß nur ein Theil der erziehenden Mittel im Bereich ihrer Wirksamkeit liegt.

Alle Unterrichtszweige haben erziehende Kraft; dennoch gebührt in dieser Hinsicht einem unter ihnen eine hervorragende Bedeutung: dem Religionsunterricht, dessen Endzweck in der Entwicklung der sittlichen Vollkommenheit zu suchen ist. Der Weg dazu ist ein doppelter; er besteht in der Einprägung der sittlichen Gebote und in der Bereicherung der Einsicht mit Vorbildern des menschlichen Handelns. In ersterer Hinsicht genügt die Einprägung der Form jener Gebote nicht, sondern es muß die freiwillige Zustimmung zu dem Inhalt erfolgen. In der zweiten Beziehung muß der Unterricht für die Vorbilder Begeisterung erwecken, welche sich mit dem Entschlusse verbinden soll, durch Nacheiferung dem Vorbild ähnlich zu werden. Erfüllt der Unterricht diese Aufgabe nicht, so belastet er durch solche Mangelhaftigkeit seine Schuld.

Wenn die Natur der Schularbeit den Umfang der Verantwortlichkeit von qualitativem Gesichtspunkte aus verkleinert, so thut dies die Schulzeit in quantitativer Hinsicht. Schon darin liegt eine beschränkte Macht der Einwirkung, daß die Jugend täglich nur eine bestimmte Zeit von der Schule in Schranken gehalten wird, während ihr außerhalb dieses Zeitrahmens die Kontrolle erschwert oder gar unmöglich gemacht wird. Damit ist ihr auch die Gelegenheit genommen, schädliche Neigungen, die sonst bei einzelnen in Erscheinung treten, zu bekämpfen. Die zerstreuende Macht der Umgebung, welche das Kind anschauen und sich bethätigen läßt, ist oft so mächtig, daß sie die Begeisterung für das Gute, welche die Schule geweckt, wieder unter die Schwelle des Bewußtseins herabdrückt. Wie oft kommt das Kind von der idealen Höhe dieser sittlichen Erwärmung in den Pfuhl der Gemeinheit, welche das böse

Beispiel des Hauses oder der Straße bietet, in das Elend der Armuth, welche durch Auferlegung lohnender Kinderarbeit das junge Herz mit dem Rost der Sorge überzieht und es für höhere Lebensgüter unempfänglich macht! — Aus sozialen und pädagogischen Gründen entläßt die Schule ihre Zöglinge mit dem Eintritt der Pubertät. Dies ist ein Zeitpunkt, in welchem die Fähigkeit der Entwicklung auf ihrem Höhepunkte steht. Man kann also in diesem Alter von einer Verfestigung des Charakters gar nicht reden; ja, es ergibt sich daraus die Forderung einer größeren Nothwendigkeit von Aufsicht und Leitung. Die Beschränkung erziehender Schularbeit ist deutlich damit charakterisirt, daß die Schule im Stadium größter Entwicklung ihre Thätigkeit aufgeben muß, um nicht durch sitzende Lebensweise einen nachtheiligen Einfluß auf die körperliche Ausbildung auszuüben. Das plötzliche Aufhören der Schulzucht und der Mangel einer Einrichtung, welche das Individuum aus den schützenden, aber zugleich einengenden Schranken der berechneten Erziehung in allmäliger Abstufung befreite, damit dasselbe, nachdem es unter Schutz erstarkt, zur freien Selbstbestimmung gelange — dieser Uebelstand muß um so mehr beklagt werden, als die sozialen Zustände der Gegenwart in vergrößertem Maße die Bedingungen für die Möglichkeit verderblicher Erziehungseinflüsse in sich tragen.

Das Ueberhandnehmen der Maschinen nnd Fabriken hat der Arbeit einen Charakter aufgeprägt, der sie ihrer Bildungsmomente beraubt. Der Mensch ist zum Regulator eines Maschinenmechanismus geworden, der sich mit der Leistung einer bloß formalen menschlichen Thätigkeit, der Pünktlichkeit, begnügt und jedes lebendige Eingreifen in die Stoffe verhindert. Die durch Maschinenindustrie bis an die äußerste Grenze getriebene Theilung der Arbeit gestattet nicht, daß die Arbeitsgegenstände in allen Stufen der Formung, vom Rohstoff an bis zur Vollendung, durch e i n e Hand gehen. Damit geht nicht nur die liebevolle und hingebende Versenkung in die Arbeit verloren, sondern es schwinden auch die Bedingungen für den Genuß, dem sich der Mensch hingibt, wenn er sich der Vollendung eines Gerätheș als der Frucht seiner künstlerischen Thätigkeit freut. Das durch eine Arbeit, welche Langeweile erzeugen muß, ermüdete Gemüth sucht einen Ausgleich, indem es seinem Hange zur Abwechslung die Zügel schießen läßt und sich ohne Wahl in den Strudel des Vergnügens stürzt. Ohne Wahl; denn der abgespannte Arbeiter hat zu einer Ueberlegung weder Zeit noch Urtheilskraft genug, um dem edleren Vergnügen den Vorzug unter mehreren zu geben. Darum ist die Schenke und der Tanzsaal mehr besucht als der Vortrag im Volksbildungsverein. Der geringe Arbeitsentgelt hat vorzüglich in industriereichen Gegenden die Frauen- und Kinderarbeit in Fabriken zur Folge, und dies führt zur Zerrüttung des Familienverhältnisses. Denn die Mutter wird dadurch dem Bereiche ihres naturgemäßen Wirkens entrückt; die Aufsicht über die Kleinen fällt den älteren Geschwistern zu; das Haus verliert den Charakter eines traulichen Heims, in welchem die Hausfrau ordnend waltet zur Freude des Mannes und zum Segen der Kinder. Eine andere Folge der Fabrikarbeit ist

das Beisammensein der jugendlichen Arbeiter, nicht selten beider Geschlechter; und jene Langeweile, erzeugt durch geistige Beschäftigungslosigkeit, gibt nicht nur den Gedanken eine nachtheilige Richtung, sondern veranlaßt auch zum Meinungsaustausch, der sich nicht immer in den Grenzen der Züchtigkeit hält. Dazu kommt, daß die Aufsicht an der Größe der Leistung und am äußersten Gelingen der Arbeit mehr Interesse hat als an der sittlichen Bewahrung des Gemüthes.

Zu diesen Gefahren tritt noch der schlimme Einfluß der Tagespresse hinzu. Parteiliche Einseitigkeit und gegenseitige Verhetzung, spannende Sensationsromane und pikantes Ausmalen schamloser Vorgänge und verbrecherischer Thaten — das alles ist Gift, das aus Schlangenzähnen in das jugendliche Gemüth sich ergießt und eine Vernichtung des sittlichen Organismus unvermeidlich zur Folge hat. Wäre sich die Presse der Macht ihrer Einwirkung auf die lesende Masse und damit ihrer Verantwortlichkeit bewußt, sie würde ihre Arbeit vom kulturell-erzieherischen Standpunkte aus auffassen; sie müßte, Konkurrenzrücksichten außer Acht lassend, alles vermeiden, was die Sittlichkeit auch in entfernter Weise zu bedrohen geeignet ist. Allen diesen Gefahren steht während ihrer Einwirkung die Schule machtlos gegenüber; sie kann nichts anderes thun, als vor der Zeit ihres Auftretens das Gefäß der jugendlichen Seele mit kostbarem Inhalt erfüllen; aber sie kann kaum verhindern, daß an Stelle dieses Inhaltes ein anderer, ein verderblicher tritt. Und wer kann vor den Bestrickungen umsturzdrohender Vereine bewahren, deren Minenarbeit sich in der Stille vollzieht und deren Fäden in die entferntesten Winkel reichen? Wer kann den Einfluß einer Hydra abwehren, die im Geheimen ihr Gift wirken läßt und der zwei Köpfe wachsen, wenn man einen abhaut? Kann es die Polizei nicht, so ist es viel weniger die Schule im Stande.

Untersuchen wir zum Ende noch die Natur der sittlichen Mängel unserer Zeit, um daraus Schlüsse auf die Gegenwirkung durch die Schule zu ziehen. Die Neigung zur Phrase und die Vorliebe für den Schein ist ein allgemeiner Charakterzug unserer Gegenwart. Bekämpfen kann die Schule diesen Hang zur Oberflächlichkeit durch die Gründlichkeit des Unterrichtes, der sich deßhalb nicht mit Worten begnügen darf, sondern auf das Wesen der Sachen einzugehen hat. Weg darum mit aller verbalen Kunstkatechese, mit Leitfäden, mit allem bloß zergliedernden Verfahren, weg mit allen Stoffen, die nicht im Bereiche der kindlichen Auffassung liegen! Dem materiell gesinnten Zeitalter muß entgegengewirkt werden durch Erfüllung des kindlichen Gemüthes mit idealen Stoffen und sorgfältiger Pflege der ästhetischen Anschauung. Die Vergehungen gegen das Eigenthum haben ihre Wurzel zumeist in der eigenen Mittellosigkeit. Dem Wissen des siebenten Gebotes allein liegt nicht die Kraft inne, einen vorgeschriebenen Riegel gegen die Uebertretung zu bilden; dies kann nur das innere Durchdrungensein und das Bewußtsein der eigenen Ehrenhaftigkeit. Unmittelbare Anschauung lebendiger Vorbilder haben für die Ausprägung dieser Gemüthsformen mehr Werth als verbale Auseinandersetzung. Wenn neuerdings hier und da bedauerliche Fälle böswilliger

Brandstiftung, begangen durch Kinder, vorgekommen sind, so reicht die Bekanntwerdung solcher Fehltritte nicht aus, ein Verdammungsurtheil über die Schule zu fällen. Erst die Aufspürung der Ursachen des einzelnen Falles kann entscheiden, welchem Erziehungsfaktor die Schuld zuzumessen ist, oder ob die andringenden äußeren Veranlassungen nicht von solcher Wucht gewesen sind, daß die Ueberwältigung der subjektiven Stärke im Bereiche der Wahrscheinlichkeit lag. Noch ist in unserer Zeit eine nicht geringe Zahl von Meineiden zu Tage getreten; und die Schulaufsicht hat daraus Veranlassung genommen, zu erwägen, was zur Abwendung derselben die Schule leisten kann. Zweierlei kann sie: Das Verbot und die Verwerflichkeit der Uebertretung zu Gemüthe führen und die Heiligkeit des Eides ans Herz legen, sowie durch die gesammte Schulerziehung die Festigkeit gegen die Sünde stärken.

Unsere Untersuchung hat uns zu folgenden Schlußsätzen geführt.

1. Die Schule kann die Verantwortlichkeit für die sittlichen Schäden unserer Zeit weder im gesammten Umfange auf sich nehmen noch dieselbe ganz von sich weisen. Man kann sie vielmehr nur in dem Verhältnisse verantwortlich machen, in welchem die Schulerziehung nur einen Ausschnitt in dem Kreise der Gesammterziehung bildet.

2. Den Gefahren, welche der Sittlichkeit drohen und im Gefolge der verwickelten Kulturverhältnisse auftreten, steht die Schule als solche hinsichtlich ihrer Beseitigung machtlos gegenüber: Deßhalb lehnt sie die Verantwortlichkeit für die sozialen Mißstände der Gesellschaft gänzlich ab.

3. Einzeln vorkommende Fälle von Vergehen gegen die Gebote der Sittlichkeit berechtigen an sich nicht, selbst wenn sie von der Jugend begangen sind, die Schule dafür verantwortlich zu machen. Erst eine genaue Prüfung der Ursachen kann entscheiden, auf welcher Seite die Verschuldung liegt.

Wir leben inmitten einer hochentwickelten Kultur, welche mit dem Blitze schreibt und redet, mit dem Dampfe Arbeit verrichtet und Entfernungen aufhebt und durch den lebendigen Verkehr und Meinungsaustausch die einzelnen Völker, wie verschieden sie auch sein mögen, zu dem Ganzen einer sich einig fühlenden Menschheit vereinigt, die um ihre Glieder weiß und sich des Mitgenusses von Vortheilen freut, unbekümmert darum, wo dieselben erzeugt worden sind. Aber alle Kultur hat doch nur dann einen Werth, wenn sie die Güter der Humanität vermehrt, den einzelnen die Erfolge der gemeinsamen Arbeit als Früchte des Lebensgenusses freundlich mittheilt und sie vor den Gefahren bewahrt, welche geeignet sind, die innere Reinheit zu beflecken und den Seelenfrieden zu stören. Darum bleibt es Aufgabe der gegenwärtigen Gesellschaft, neben der Schule Einrichtungen zu treffen, welche es ermöglichen, auf dem Wege zu diesem idealen Ziele rüstig und unverwandten Blickes weiter zu schreiten.

Psychologie.

Eingesandt von A. Breitenbach.

(Fortsetzung.)

Die Apperzeption.

Apperzeption heißt Aneignung. Die Seele eignet sich neu in dieselbe eintretende Vorstellungen nur insoweit an, als diesen andere schon in der Seele vorhandene, verwandte Vorstellungen zu Hilfe kommen; finden jene keine solche Anknüpfungspunkte an schon Bekanntes, so gewährt die Seele den neuen Vorstellungen nur schwer einen Eingang, oder sie verhält sich auch geradezu ablehnend zu denselben, d. h. das Denken empfängt aus jenen neu zuströmenden Vorstellungen keine Anregung; die letzteren bleiben unverdaut und unverarbeitet. Um jenen Prozeß der Apperzeption richtig zu leiten und ohne Stocken in Fluß zu erhalten, muß man eben sicher diejenige Vorstellung zu wecken verstehen, welche der neu eintretenden die erforderliche Hilfe zu leisten imstande ist, oder um es schulgemäß auszudrücken, man muß das Unbekannte an das Bekannte anknüpfen. Hierzu ist die Reproduktion der bezüglichen Vorstellung, des Bekannten nothwendig. Die Alten, mit dem Neuen verwandten Vorstellungen heißen apperzipirende, die neuen aufzunehmenden dagegen apperzipirte Vorstellungen. Wo die apperzipirenden Vorstellungen fehlen, da kann selbstverständlich überhaupt nicht apperzipirt werden; wo sie falsch sind, da muß nothwendiger Weise eine falsche Auffassung folgen; wo sie an Unklarheit leiden, da muß neue Unklarheit entstehen. Daher vermag ein etwa sechsjähriges Kind dem Beweise des pythagoräischen Lehrsatzes nicht zu folgen; es hält eine Landkarte für ein buntes Bild, das Bild eines Tigers für das einer Katze.

Es kann eigentlich nur in Bezug auf ähnliche Vorstellungen von einer Aneignung oder Apperzeption die Rede sein; denn gleiche Vorstellungen geben dem Vorstellungsschatz keinen Zuwachs, sondern gehen, wie bereits besprochen, in eine einzige klarere über; unvergleichbare Vorstellungen verhalten sich gleichgültig gegen einander; ihre Verbindung bleibt stets eine äußere.

Bei der Apperzeption werden oft ältere, oft neue Vorstellungen oder Vorstellungsmassen umgebildet. Die Umbildung der neuen Vorstellungen hängt ob von dem Charakter der ältern. Letztere sagen uns z. B., daß die Erde eine Kugel sei und sich um die Sonne bewege. Der Augenschein vermittelt uns die Vorstellung der Erde als eine Scheibe, um welche sich die Sonne dreht. Trotzdem glauben wir dem Augenschein nicht, die durch ihre vermittelte Vorstellung wird also umgebildet. Hat ein Kind nur gefüllte Rosen gesehen, so glaubt es, das Gefülltsein gehöre zum Wesen der Rose. Diese Vorstellung wird aber umgebildet, sobald es eine nicht gefüllte kennen lernt. Also auch ältere Vorstellungen können bei der Apperzeption umgebildet werden.

Eine wichtige Abänderung erfährt die Apperzeption in jenen Fällen, wo die Vorstellungen des einen Individuums durch jene eines andern apperzipirt werden, wo also die apperzipirende und apperzipirte Vorstellung gleichsam an

verschiedene Köpfe vertheilt sind. Bei der Erziehung werden die Vorstellungen des Zöglings durch jene des Erziehers apperzipirt. Zu diesem Behufe muß der Zögling erstens die Vorstellungen des Erziehers in sich aufnehmen, und diese Vorstellungen müssen zweitens in seinem Bewußtsein jenes Uebergewicht erlangen, welches die apperzipirenden Vorstellungen vor den übrigen auszeichnet. Die erste Bedingung wird durch den Unterricht, die zweite durch die Autorität des Erziehers hergestellt. Die unterrichtlichen Mittheilungen erhalten nämlich deßhalb ihr Gewicht für den Zögling, weil sie von dem Erzieher ausgehen, d. h. weil diese Vorstellungen mit dem Bilde verschmelzen, welches sich der Zögling von dem Erzieher macht und welches Bild eben durch die Autorität hochgehalten wird; die Erziehung ist also eine fortdauernde Apperzeption, je größer ihre Erfolge sind, desto mehr wird das Bewußtsein des Zöglings jenem seines Erziehers ähnlich.

Fassen wir zum Schluß noch das Verhältniß zwischen der Apperzeption und Anschauung ins Auge. Nicht zur fertigen Anschauung tritt noch eine Apperzeption, sondern jene bildet sich unter dem mitwirkenden und wesentlich bestimmenden Einfluß dieser. Wo keine Apperzeption stattfindet, gehen die Erscheinungen gleichgültig an uns vorüber. Sie ist es, welche die flüchtige Wahrnehmung festhält und durch Verknüpfung derselben mit den bereits gewonnenen Vorstellungsmassen zu einem bleibenden Eigenthume unseres Bewußtseins macht. Die ersten Apperzeptionen sind ungemein roh, da sie auf die allgemeinste Aehnlichkeit zwischen der apperzipirenden und der apperzipirten Vorstellung hinauslaufen, wie wir es aus den Urtheilen der Kinder wahrnehmen. Erst durch wiederholte Akte der Apperzeption werden die apperzipirenden Vorstellungen selbst verschärft, indem die Unterschiede hervortreten, und dasjenige, was früher zusammengefaßt wurde, auseinander gehalten wird. In Nachahmung dieses Vorganges hat auch der Unterricht mit den allgemeinsten Apperzeptionen anzuheben und zu immer freierer Unterscheidung fortzuschreiten, ein Vorgang, der sich mit Rücksicht auf das Fortschreiten vom Ganzen zu den Theilen als ein analytischer bezeichnen läßt.

Die Phantasie.

Habe ich einen Spiegel gesehen, dessen Rahmen mit Schnitzwerk versehen ist, so kann ich mir das letztere hinwegdenken; vor meinem geistigen Auge steht dann ein ganz einfacher Spiegel. Die Vorstellung ist in diesem Falle in veränderter Gestalt reproduzirt worden. So vermag also die Seele aus eigener Selbstthätigkeit neue Gesammtbilder zu erzeugen, und die Intelligenz, insofern sie dies thut, ist nicht mehr reproduktive Einbildungskraft, sie ist produktive Einbildungskraft geworden und heißt als solche Phantasie. Das reproduktive Vorstellen ist somit die Voraussetzung und Bedingung des produktiven Vorstellens. Da in dem angeführten Beispiel von etwas abgesehen, abstrahirt worden ist, so nennen wir diese Art der Phantasie die abstrahirende. Ich kann aber auch, wenn ich einen einfachen Spiegel gesehen habe, das Schnitzwerk hinzudenken; in diesem Falle wird in die alte Vorstellung etwas Neues eingetragen; die Art der phantasiemäßigen Reproduktion heißt die determini-

rende, nähere Bestimmungen eintragende. Die dritte Art der Phantasie ist die kombinirende; sie vereinigt die Funktionen ihrer beiden Vorgängerinnen, indem sie zugleich wegnimmt und hinzufügt. Sie kann z. B. die Menschengestalt verstümmeln und die fehlenden Theile durch thierische Organe ersetzen.

Das Material, mit dem die Phantasie arbeitet, besteht aus Vorstellungen und Vorstellungselementen, das sind nicht weiter zerlegbare Theilvorstellungen. Die Phantasie ist also inhaltlich (materiell) an die Vorstellungselemente der Wahrnehmungen und Anschauungen gebunden. Was nicht auf diesem Wege Inhalt der Seele geworden, ist für die Phantasie auch nicht vorhanden. Dem Taubgeborenen fehlen die Tonphantasien. Die Phantasie des Nordländers ist anders als die des Südländers.

Die Vorstellungselemente aber verbindet die Phantasie nach ihrem Belieben; hier folgt sie dem eigenen Gestaltungstrieb und ist demnach nur in formaler Hinsicht wirklich schöpferisch. Allein auch in formaler Rücksicht ist sie nicht immer frei; oft muß sie sich nach gegebenen Verhältnissen richten. Wenn der Schüler sich beispielsweise ein bestimmtes Land richtig vorstellen soll, so muß er es in der Regel nach dem Bilde des Lehrers (oder der Beschreibung) thun, d. h. er muß die Vorstellungselemente genau so verbinden, wie sie im Geiste des Lehrers bereits verbunden sind. Die Phantasie zeigt sich demnach in doppelter Weise thätig: bald verbindet sie die Vorstellungselemente so, daß sie einem gegebenen Original möglichst entsprechen sollen, bald in völlig freier Weise. Diese frei schaffende, schöpferische Phantasie ist es, welche den Menschen über die gemeine Wirklichkeit hinaushebt und ihm eine neue, ideale Welt des Schönen und Vollkommenen eröffnet. Sie ist die Schöpferin aller Grillen und Luftschlösser, allen heiteren und trüben Vorstellungen von der Zukunft, so auch aller Träume und aller menschlichen Ideale.

Unter einem Ideale verstehen wir das Bild eines Gegenstandes, der eine bestimmte Idee als den Gedanken des Vollkommenen verwirklicht. Wird ein solches Ideal äußerlich, d. h. sinnlich wahrnehmbar dargestellt, so entsteht das Kunstwerk. Weil so die Kunst das Vollkommene als verwirklicht darstellt, übt sie einen mächtigen Einfluß auf die ästhetische Seite und das sittliche Leben des Menschen. Sie weist auf die höchsten Ziele menschlichen Lebens und Strebens hin. Die Phantasie ist aber nicht in allen Fällen eine Leiter, die in den Himmel der Ideale hinaufführt; sie kann auch die entgegengesetzte Richtung einschlagen und zu den dunkeln Irrgängen menschlichen Elends hinabführen.

Der Traum findet gewöhnlich im Halbschlafe statt und kann körperliche oder geistige Veranlassung haben. So erregt die plötzliche Streckung des Körpers, um eine bequemere Lage einzunehmen, die meist durch Erwachen beendete Traumvorstellung eines plötzlichen tiefen Sturzes; ein Bewußtwerden des tiefen Athemholens im Schlaf scheint das häufige Traumbild des Bergsteigens oder Flugs zu erzeugen. Herzbeklemmungen und Athemnoth erzeugen beängstigende Träume, Körperschmerzen die Vorstellungen von Angriffen, Verwundungen, Kämpfen u. s. w., Erregungen in der Sexualsphäre wollüstige

Phantasien. Vorstellungen, welche am Tage sehr heftig in den Vordergrund des Bewußtseins treten, werden während des Schlafes oft der Anlaß zu Träumen, die manchmal so lebhaft werden, daß man davon erwacht. Jeder, der einmal vor einem ihm schwierig erscheinenden Examen gestanden hat, weiß davon zu erzählen. Die Vorstellungen der Träume zeichnen sich zumeist durch ihre besondere Stärke aus, weil sie die Hemmung durch die im wachen Zustande auf dem Wege der Sinne und auf jenem der Reproduktion ins Bewußtsein sich drängenden Vorstellungen nicht zu leiden haben; denn die Sinne sind im Schlafe geschlossen, die Reproduktion durch den somatischen Druck gehindert. Deßhalb nehmen auch die im Schlafe auftauchenden Vorstellungen infolge ihrer Lebhaftigkeit den Charakter der unmittelbaren, sinnlichen Empfindung an und werden für Wahrnehmungen gehalten. Durch den physiologischen Druck der Schlafempfindung ist im Zustande des Schlafes die freie Assoziation der Vorstellungen und hiermit auch deren gegenseitige Bestimmbarkeit gehindert.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Differenzen innerhalb des Generalkonzils sind nun auch insofern in offenen Streit übergegangen als vor Kurzem unter dem Titel „Kelle und Schwert" ein Monatsblatt für die deutsche lutherische Mission innerhalb des Generalkonzils erschienen ist. Das wäre nun an und für sich nichts besonderes, denn es gibt ja auch ein deutsches Missionskomite innerhalb des Generalkonzils und die schwedische Augustanasynode ist in Bezug auf die Betreibung ihrer innern Mission und die Herausgabe ihrer Blätter ganz unabhänig und hat sich auch ihre Unabhängigkeit zu wahren gewußt. Freilich muß man im Generalkonzil — wie übrigens anderwärts auch, wenn vielleicht nur in geringerem Maßstabe — Theorie und Praxis aus einander halten. Theoretisch hat das ganze Generalkonzil dasselbe Bekenntniß, theoretisch gilt für alle die Galesburger Regel; praktisch dagegen gelten alle diese Dinge für die verschiedenen Gruppen des Generalkonzils in sehr verschiedenem Maße. Daß unter solchen Verhältnissen alles Anlaß zu Streit geben kann, erklärt sich leicht und so ist denn der gegenwärtige Sprachenkampf mehr als ein bloßer Kampf um die Sprache. So steht z. B. Herold und Zeitschrift auf Seiten der Gegner des deutschen einheimischen Missionskomites und des Kropper Seminars. Dabei spielten noch die Streitigkeiten zwischen „gewissen Persönlichkeiten," sowie die „Mißhelligkeiten zwischen Editoren, Buchhändlern und einzelnen Gliedern des Komites" in die Sache hinein, so daß natürlich an ein Dämpfen des entfachten Feuers kaum noch zu denken ist, ebensowenig als an ein Verdecken der thatsächlichen Risse durch offizielle Erklärungen von theoretischer Gleichberechtigung, die sich eben praktisch niemals verwirklicht. Eine Zeit lang ist es wohl gegangen, aber die Zeit zu friedlicher Scheidung von Elementen die nur bei selbständiger Existenz in Segen arbeiten können ist eben versäumt worden, indem man sich durch offizielle Formalitäten blenden ließ oder sich selbst verblendete. Jetzt werden allem Anscheine nach die künstlich zusammen gehaltenen Elemente mit Naturnothwendigkeit sich scheiden und der scheinbare Gewinn der durch zeitweilige künstliche Vereinigung erlangt worden war wird in ebenso großen oder noch größeren Schaden umschlagen. — Wie wenig übrigens die Zahl der in Kropp ausgebildeten deutschen Pastoren Anlaß zu Streitigkeiten geben könnte und sollte, zeigt sich daran, daß im Ganzen etliche zwanzig Kropper Pastoren innerhalb des Generalkonzils arbeiten. Von diesen kommen auf das New Yorker Ministerium sieben, auf die Kanada-Synode sechs, auf die Pennsylvania-Synode fünf, auf die Pittsburg-Synode zwei, auf die Michigan- und Texas-Synode je einer.

Der Antrag Hammerstein ist am 2. März wenigstens theilweise im preußischen Abgeordnetenhause verhandelt worden. Da es sich bloß um Anträge handeln konnte, die sich auf den Kultusetat bezogen, so konnte natürlich nur die Gewährung materieller Mittel an die evangelische Kirche zur Sprache kommen, in welcher Beziehung denn auch verschiedene Parteien einig waren. Während aber Hammerstein und der Welfe Dr. Brüel die Gewährung einer festen Dotation beantragten, so hatten sich die übrigen Antragsteller damit begnügt, einfach eine Erhöhung der Staatszuschüsse zu fordern. Eine solche zu gewähren zeigte die Regierung sich auch bereit, wenn gleich lange nicht in dem Maße, als es von verschiedenen Seiten gefordert wurde. Die Nationalliberalen hatten gefordert, daß die Besoldung eines evangelischen Geistlichen nicht weniger als 2400 Mark ($560) und der eines katholischen Priesters nicht weniger als 1890 Mark ($445) betragen solle. Hammerstein hatte dagegen beantragt, daß der Gehalt eines evangelischen Geistlichen nach 25 Dienstjahren 3600 Mark ($850) der eines katholischen Priesters 2700 Mark (740) betragen solle, außerdem sollten 750,000 Mark verwilligt werden zur Beseitigung der Stolgebühren in der preußischen Landeskirche. Wie viel oder wie wenig erreicht werden wird ist bis jetzt nicht bestimmt, da die Anträge zunächst an eine Kommission verwiesen wurden.

Das kgl. Kammergericht zu Berlin hat unter dem 12. December 1887 eine auf die religiöse Erziehung der unter Vormundschaft stehenden Kinder bezügliche Entscheidung erlassen, welche von weittragender prinzipieller Bedeutung ist. Wir heben mit Weglassung des speziellen Falles, welcher zu der Entscheidung Anlaß gegeben, nur die Hauptpunkte hervor: „Nach der Deklaration vom 21. November 1803 sind eheliche Kinder jedesmal in der Religion des Vaters zu unterrichten. Diesem Erforderniß wird dadurch genügt, daß die Kinder in der Religion des Vaters Unterricht erhalten. Eine Vorschrift dahin, daß die Kinder von dem Verkehr mit Personen, welche einer anderen Konfession angehören, oder von Gelegenheiten fern gehalten werden sollen, durch welche sie mit den Lehren und Gebräuchen einer anderen Religionsgesellschaft näher bekannt werden, ist von dem Gesetzgeber nicht getroffen worden. Das Gesetz bezweckt also keineswegs, die Kinder von solchen Einflüssen auszuschließen, welche der Natur der Sache nach in einem Staate, dessen Mitglieder verschiedenen Religionsgesellschaften angehören, auf den verschiedenen religiösen Gebieten hervortreten und geltend gemacht werden. Auf dieser Auffassung beruht die Bestimmung in § 79, Tit. 2, Thl. 2, Allg. Landrechts, wonach die Verschiedenheit des kirchlichen Glaubensbekenntnisses keinem der Eltern die ihm sonst wegen der Erziehung der Kinder zustehenden Rechte benimmt, obwohl gerade die Eltern und insbesondere die Mutter bei der Erziehung der Kinder im Stande sind, den weitgreifendsten Einfluß auf die religiösen Anschauungen und Gefühle ihrer in einer anderen Religion unterrichteten Kinder auszuüben. Demgemäß hat auch das Kammergericht stets an der Auffassung festgehalten, daß die Vorschrift, nach welcher die Kinder in der Religion des Vaters zu erziehen sind, grundsätzlich nicht hindere, die Kinder in eine Schule von anderer konfessioneller Richtung aufnehmen zu lassen, sofern nur die Kinder von dem dort ertheilten Religionsunterricht ausgeschlossen und in ihrer eigenen Religion anderweitig unterrichtet werden. Es steht daher auch grundsätzlich nichts entgegen, daß Mündel, welche in der evang. Religion zu unterrichten sind, von dem Vormund in einem kath. Erziehungshaus untergebracht werden. Nur dann, wenn in einer solchen Anstalt Verhältnisse herrschen oder Einrichtungen getroffen sind, welche geeignet erscheinen, die Wirkungen des den Kindern in ihrer eigenen Religion ertheilten Unterrichts aufzuheben und dadurch die Zwecke dieses Unterrichts zu gefährden oder zu vereiteln, wird der Vormund (eventuell auf Weisung des Vormundschaftsgerichts) die Mündel aus einem solchen Erziehungshaus zu entfernen haben." Es versteht sich von selbst, daß man sich das römischerseits merken und nach Kräften auszunützen versuchen wird.

Den kirchlichen Behörden der Schweiz wird mit nächstem eine eigenthümliche Frage zur Entscheidung vorliegen. Vom Jahre der Einführung des Civilgesetzes an (1874) sind in vielen Kantonen eine Anzahl Kinder ungetauft geblieben, die jetzt im Alter des Konfirmandenunterrichts stehen. Die Frage, was mit den ungetauften Konfir-

manden geschehen solle, hat viererlei Anträge hervorgerufen: 1. Die Konfirmation als Ersatz der Taufe zu betrachten und die ungetauften ebenso zu konfirmiren wie die getauften. (Antrag der Radikalen). 2. Die Kinder vor Beginn, oder 3. nach Beendigung des Konfirmandenunterrichts im Familienkreise zu taufen. (Anträge der Positiven). 4. In einer öffentlichen Feier die Taufe der Ungetauften mit der Konfirmation der Getauften zu verbinden. (Antrag der Mittelpartei).

Die durch den Austritt Spurgeons aus der Baptist Union verursachte Aufregung der Gemüther ist immer noch nicht geschwunden, um so weniger, als die Schritte umsonst waren, welche bisher gethan wurden, um diesen so berühmten Prediger, dessen Glanz die ganze Denomination umleuchtete, derselben zu erhalten. Eine Deputation, welche am 13. Januar eine Unterredung mit Spurgeon hatte, erzielte nur das Resultat, daß Spurgeon sich außer Stand erklärte, seinen Entschluß zurückzunehmen. Er machte, der Baptist Union durch Vermittlung dieser Deputation den schriftlichen Vorschlag, das Bekenntniß der Evangelischen Allianz anzunehmen. Aber auch in diesem Fall erklärte er erst dann zurücktreten zu wollen, wenn er sehen könne, wie das Bekenntniß wirke. Die Baptist Union, wie sie gegenwärtig ist, nannte er eine Gemeinschaft im Bösen ("Confederation in evil"); eine christliche Gemeinschaft könne er sie nicht nennen. Da er aber schließlich sich weigerte, die falschen Lehren innerhalb der Baptist Union zu bezeichnen, oder die Namen derjenigen Persönlichkeiten innerhalb dieser Gemeinschaft zu nennen, welche er als Irrlehrer ansehe, so mußte natürlich die ganze Bemühung der Deputation umsonst sein.

In diesem Falle blieb der Baptist Union nichts anderes übrig, als die Austrittserklärung Spurgeons anzunehmen. Sie fügte aber dieser Annahme die Erklärung bei, daß, da Spurgeon sich weigere die Namen der angeblichen Irrlehrer, sowie ihre falschen Lehren zu bezeichnen, die von ihm gemachten Anklagen überhaupt nicht hätten erhoben werden sollen. Es ist natürlich nicht zu verwundern, daß diese Erklärung erst nach sehr warmer Debatte angenommen wurde. In derselben warnte Jacob Spurgeon die Versammlung vor jedem Tadel seines Bruders, indem er in diesem Falle den Austritt zahlreicher Mitglieder in Aussicht stellte. Dafür mußte er sich denn freilich scharfe Zurechtweisung gefallen lassen. Auf der andern Seite erklärte Rev. Grennhough von Leicester, er kenne alle die Mitglieder, die privatim von Spurgeon als Irrlehrer bezeichnet würden, aber sie seien alle ohne Ausnahme korrekte Vertreter der Grundlehren des Evangeliums.

Man wird schwerlich behaupten können, daß durch diese Vorgänge irgend welche Klarheit in die Sache gekommen sei. Was Spurgeon mit seinem Austritt bezweckt hat, läßt sich ebensowenig mit Bestimmtheit sagen, als warum er überhaupt noch sich zu Unterhandluugen über seinen etwaigen Rücktritt herbeigelassen hat. Nennt er die angeblichen Irrlehrer nur privatim, weigert er sich aber sie gerade an der Stelle zu nennen, von wo aus überhaupt eine Abhülfe geschafft werden könnte, so wird ein solches Verhalten sich nur zu leicht und nicht ohne Unrecht als Zweideutigkeit ansehen lassen. Will er die angeblichen Irrlehrer durch eine solche Handlungsweise aus der Baptist Union verdrängen ohne selbst gegen sie auftreten zu müssen, oder will er sie nicht verdrängen, sondern lieber selber gehen? Wer könnte das entscheiden.

Sogar Muhammedaner haben dem Papste bei seinem Jubiläum eine Huldigung dargebracht, mit der natürlich im Vatican nach besten Kräften geprunkt wurde. Die „Show" war ja neben dem „Geschenkenehmen" der Hauptzweck des ganzen Jubiläums. Die Gesandtschaft wurde mit den denkbar höchsten Ehren empfangen, und der Apparat, welchen der Vatikan in dieser Hinsicht aufzubieten vermochte, dürfte hinter keinem der Fürstenhöfe auf Erden zurückstehen. In jeder der Prachthallen, welche die Gesandten durchschritten, ehe sie zu dem Papst gelangten, fanden sie ein anderes Korps in Gallauniform aufgestellt: zuerst die Schweizergarde, dann die päpstliche Gensdarmerie, hierauf die guardia palatina, endlich im letzten Vorsaal die guardia nobile. Kaum waren die Gesandten im Damasushofe angelangt, als sie von den s. g. Palafrenieri und den Bussolanti in Empfang genommen und weiter geleitet wurden. Unterwegs stellte

sich dann der Präfect der Ceremonien, Sinistri, an die Spitze des Zuges, und so gelangten die Marokkaner in die Salla degli Arazzi, wo sich bald der Papst, von seinem Hofstaat begleitet, einstellte. Man sah den Majordomus, den Maestro di Camera, den Maestro di Sacro Ospitio, den Forriere Maggiore, den Cavallarizzo Maggiore, die Geheimen Kämmerer, sowohl geistliche als weltliche. Ferner hatten sich infolge Einladung viele Würdenträger der Propaganda eingefunden. Wozu dieser Aufwand? Es handelte sich um den Empfang einer orientalischen Botschaft, und der Stellvertreter Christi wollte zeigen, daß sein Hofstaat in keiner Weise einem orientalischen Fürstenhofe nachstehe. Das haben jene Muselmänner sicherlich begriffen und werden es ihrem Gebieter, der Scerifianischen Majestät in Marokko, erzählen.

Hören wir die Anrede der Gesandtschaft, die aus dem Minister des Auswärtigen, Mohammed Ben el Arbi El-Torres, dem Sohne des Gouverneurs von Tanger, Ben Mohammed Er-Risi, und dem Staatsschreiber Achmed El-Guerdudi bestand. Der erste Gesandte, Mohammed Ben el Arbi El-Torres, sprach: „Gelobt sei Gott! Erhabenster Pontifex! Mein erhabener Souverän hat mich als Botschafter zu Euch gesandt und mir befohlen, daß ich in seinem Scerifianischen Namen Euch Glück wünsche, daß Euch der Allerhöchste hat fünfzig Jahre Eures Priesterstandes vollenden lassen, und spricht mein Gebieter jenen Glückwunsch in derselben Weise aus, wie dies alle Völker Europas, Asiens und Amerikas, sowie die höchsten Machthaber des Erdkreises gethan haben." Die Uebertreibung, welcher sich hier der afrikanische Redner schuldig macht, wenn er behauptet, daß alle Völker von drei Erdtheilen dem Papste Glückwünsche dargebracht hätten, ist nicht allein auf Rechnung orientalischer Redeweise zu setzen; auch in Italien hat sie sich hundertfältig gezeigt. Man könnte aus päpstlichen und klerikalen Zeitungen, aus Anreden, Gedichten und Broschüren eine Blumenlese bieten, welche in diesem Orientalismus weit über dasjenige hinausgeht, was jene der Sache unkundigen Muselmänner sagten. Letztere sind für die dem Papst ins Angesicht gesagte Unwahrheit nicht verantwortlich. Sie haben dasjenige, was sie in ihrer Naivetät von „allen Völkern Europas, Asiens und Amerikas" sagten, von den Franziskanern in Marokko gehört, deren einer, Lerchundi, sie als Dolmetscher zum Papst begleitete. Den Franziskanern und ihrem Einfluß hat es der letztere überhaupt zu danken, daß jene Gesandten zu ihm kamen. Den Franziskanern hat der Sultan Glauben geschenkt, als sie zu ihm sagten, daß alle Völker dem Papste ihre Ehrerbietung bezeugt hätten. Für die Uebersetzung der arabischen Anrede des Muselmanns sorgte ebenfalls ein Franziskaner, also hat der Papst jene Uebertreibung angehört, aber dieselbe mit Stillschweigen übergangen. Genau in derselben Weise hat er sich den zahllosen Schmeicheleien gegenüber verhalten, welche vor seinen Ohren oder hinter seinem Rücken laut geworden sind.

Der übrige Theil der muselmännischen Rede enthielt die Versicherung, daß der Sultan den Wunsch hege, mit dem Papst Freundschaft zu schließen, weil der letztere „im Hause der Gerechtigkeit weile und dabei das Wohl und Glück aller Geschöpfe im Auge habe." Endlich ward die Versicherung ausgesprochen, daß der Sultan auch die zwischen ihm und den Franziskaner-Missionaren bestehende Freundschaft neu befestigen wolle.

Die Antwort des Papstes, der sich selbst als das höchste Haupt der göttlichen Religion (il capo supremo della divina religione) bezeichnete, begann folgendermaßen:

„Mit der höchsten Achtung empfangen wir den kaiserlichen Brief, den Sie, edler und erlauchter Herr, von Ihrem erhabenen Souverän überbringen, und mit Jubel (con giubilo) nehmen wir den Beweis seiner Höflichkeit und Ergebenheit entgegen, der darin besteht, daß er Uns so hervorragende Personen zusendet, um Uns aus Anlaß Unseres Jubiläums Glückwünsche und Geschenke darzubringen. Als das Oberhaupt der göttlichen Religion, welche in allen Theilen des Erdkreises Anhänger (fideli) zählt, ist es Unser heißer Wunsch, die Lenker der Völker für die katholische Kirche zu interessiren. Deshalb sind Wir über die Maßen (oltremodo) dankbar gegen Se. Scerifianische Majestät, die Unserem Wunsche entgegenkommt und durch Ihre Vermittelung ein freundschaftliches Bündniß auf fester und dauerhafter Grundlage schließen will." Wenn der Papst diese Gesandtschaft con giubilo aufgenommen hat, so liegt kein Grund vor, an der Aufrich-

tigkeit dieses starken Ausdruckes zu zweifeln. Ebenso wurden natürlich die muselmännischen Gaben angenommen, bestehend in kostbaren Geweben aus Marokko. Dabei wies Leo XIII. auf Gregor VII. zurück, wobei die Welt erfuhr, daß zwischen dem letztgenannten und Sultan Aziz eine innige Freundschaft bestanden habe, Sicherlich mangelte es dem Papst nura n Zeit, sonst hätte er ein anderes Beispiel inniger Freundschaft zwischen einem Papst und einem Sultan erwähnen können. Wir meinen Innocenz VIII. (1484—82), der, während er stets zum Kampfe gegen die Türken aufforderte, dem Sultan Bajazet einen Dienst erwies, indem er für ein Jahrgeld von 40 000 Dukaten und die heil. Lanzenspitze, die bis heute zu den „großen" Reliquien der St. Peterskirche gezählt wird, den Bruder und Nebenbuhler des Sultans in der Gefangenschaft behielt, anstatt ihn gegen die Türken zu senden. Zu allen Zeiten haben sich die Päpste überhaupt freundschaftlicher gegen die Türken gezeigt als gegen die Protestanten. Nicht darauf kommt es dem Papste an, daß der Name Christi gepriesen, sondern daß sein eigener verherrlicht wird, und weil das vom Sultan von Marokko geschieht, so empfängt der Papst eine solche Botschaft selbstverständlich con giubilo. Die Türken stehen ihm überhaupt näher als die Protestanten; denn erstere halten ihn, wie unlängst das Organ des Vatikans sagte, für den ächten Nachfolger des Apostelfürsten; die Protestanten dagegen sind in diesem Stück eben noch nicht einmal so gläubig wie die Türken, denn sie halten den Papst weder für den Nachfolger Petri noch den vicarius Christi.

Der Jubel des Papstes wäre natürlich noch viel größer gewesen, wenn die Marokkaner auch ein Wort von der Gefangenschaft und von der unwürdigen Lage des capo supremo della divina religione gesagt hätten; denn der Vatikan wollte bei dem Jubiläum alle Welt die unerträgliche Lage des capo supremo vor Augen stellen. Das ist ihm aber bei diesen Muselmännern ebensowenig gelungen als bei dem König von Italien, welcher erklärte, daß der ungestörte Verlauf des päpstlichen Jubiläums beweise, daß der Papst alle Freiheit habe, welche er bedürfe. Ob diese Muselmänner das nicht gedacht haben?

Nur die Ultramontanen haben Scharfsinn genug, um zu sehen, daß der Weltregent im Vatikan zu andern Zwecken il prigoniero del vaticano sein muß.

Das höchste Gericht Frankreichs, der Cassationshof, hat eine alte Streitfrage des französischen Rechtes neu entschieden, indem es die Ehe eines früheren römischen Priesters für gesetzlich gültig und die Kinder aus dieser Ehe für erbberechtigt erklärte, gegenüber den Ansprüchen der Neffen des betreffenden Priesters, welche das Vermögen desselben für sich beanspruchten. Die Entscheidung wurde damit begründet, daß die vom Staate erlassenen organischen Artikel, welche die Priester den kanonischen Satzungen unterstellen, sie damit ihrer Rechte als Bürger nicht entkleideten oder entkleiden konnten. Die Heirath sei aber allen in Frankreich erlaubt, denen sie nicht ausdrücklich durch Staatsgesetz verboten sei. Das Urtheil, welches mit der früheren Praxis in Frankreich in direktem Widerspruch steht, hat sehr großes Aufsehen und auf römischer Seite großen Aerger hervorgerufen. Der Umstand, daß seither die Ehe eines ehemaligen römischen Priesters als ungültig angesehen wurde, mochte eben für manchen ein schwerwiegender Grund sein innerhalb der Schranken der römischen Kirche zu bleiben, wie denn auch in Oesterreich heute noch ein Jeder, der die römische Priesterweihe empfangen hat, gleichviel ob er Priester bleibt oder nicht, keine staatlich gültige Ehe schließen kann, und daher auch die Kinder aus einer solchen Ehe nicht erbberechtigt sind.

In Oesterreich ist durch einen von der ultramontanen Reichspartei eingebrachten Gesetzesentwurf eine ungemeine Aufregung hervorgerufen worden, die namentlich in massenhaften, wenn auch vielfach künstlich erzeugten Petitionen an den Reichsrath zur Erscheinung kommt.

Hatte man das Schulgesetz, welches die Volksschulen konfessionslos machte, an vielen Orten von Seiten der Römischen so anzuwenden gewußt, daß die evangelischen Schulen dabei geschädigt oder ganz vernichtet wurden und die evangelischen Schullehrer zum Theil katholisch wurden, so hofft man jedenfalls von diesem Gesetz noch einen weitern Fortschritt in derselben Richtung. Da man aber die Sache nicht auf einmal machen

kann, so wollte man im Reichsrath nur die allgemeinen Grundsätze feststellen, die specielle Gesetzgebung für diesen Fall aber den 17 Landtagen überlassen. Die deutschliberale Partei in Oesterreich will von einer Vermehrung des kirchlichen Einflusses auf die Schulen nichts wissen und hat daher gleich nach der Einbringung des Gesetzantrages an sämmtliche deutschliberale Stadtgemeinden die Aufforderung ergehen lassen, dagegen sofort Protestkundgebungen zu veranstalten und Petitionen an das Abgeordnetenhaus einzusenden. Andererseits haben die Bischöfe den Klerus durch Kurrenden aufgefordert, Massenpetitionen um Annahme des Gesetzentwurfs an den Reichsrath einzusenden. In gleicher Weise sind von den katholischen Hauptvereinen sämmtliche Zweigvereine aufgefordert, für möglichst zahlreiche Petitionen katholischer Mütter zu sorgen, wobei namentlich auch die adligen Damen von Wien und Prag eifrig mitwirken. Die Zahl der katholischen Petitionen wird daher voraussichtlich ins Riesige gehen. Alles kommt jedoch darauf an, wie sich die Regierung zur Sache stellen wird. Daß die Regierung die Uebertragung der Schulgesetzgebung an die Landtage ablehnen wird, ist sicher und auch bereits von der officiösen Presse angedeutet. Dagegen ist es auch unzweifelhaft, daß sie die Wiederherstellung der Konfessionsschulen schon um der Erfüllung eines höchsten Wunsches willen gern gewähren würde, wenn es ohne parlamentarische Krisis geschehen könnte. Und darin liegt offenbar das größte Hinderniß.

Die vereinigten Klubs der Rechten haben beschlossen, bei der Mitte März stattfindenden ersten Lesung des Gesetzentwurfes dafür einzutreten, daß derselbe einer Kommission zur Revision zugewiesen werde und sodann in der Herbstsession zur zweiten Lesung gelangen solle. Die drei deutschen Klubs haben dagegen gleich anfangs beschlossen, im Falle der Annahme des Gesetzentwurfs bei der dritten Lesung den Reichsrath zu verlassen. Kürzlich hat aber in Wien eine große Bürgerversammlung, der nebst dem Bürgermeister auch die angesehensten Abgeordneten beiwohnten, eine Resolution angenommen, worin die deutschen Abgeordneten aufgefordert werden, den Reichsrath sofort zu verlassen, falls der Entwurf bei der ersten Lesung nicht von vornherein abgelehnt, sondern einer Kommission zugewiesen werden sollte.

Schulnachrichten.

In unserm Synodalkreise haben von den 122 Lehrern und von den 224 Pastoren, welche Gemeindeschulen bedienen, nur 34 Lehrer und 55 Pastoren die vom Synodal-Schulkomite gewünschten statistischen Berichte über den Stand der Gemeindeschulen im verflossenen Schuljahre eingesandt.

Die preußische Regierung sucht die Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts anzubahnen und hat daher umfassendere Staatszuschüsse an die Gemeinden zur Erleichterung der Volksschullasten derselben in Aussicht gestellt.

Wie die Allgem. Deutsche Lehrerzeitung berichtet, verstieg sich in der Verhandlung des deutschen Reichstags am 27. Januar Herr Dr. Reichensperger (ultr.) zu der Frage: „Was soll denn daraus werden, wenn man die Kinder armer Leute nicht bloß im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet, sondern sie mit Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft u. s. w. bis in ihr 14. Jahr hinein plagt (!?), wo sie dann endlich ins rauhe Leben eintreten? Müssen die Kinder sich nicht nach einer solchen Vorbildung zu gut halten für die Existenz eines Fabrikarbeiters?“ Die Allg. Deutsche Lehrerz. bemerkt dazu: Die alte Frage: „Wer soll zuletzt die Gänse hüten?“ wird von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchen. Wenn aber auch in der Schule mehr gelehrt wird, als dem Dr. Reichensperger und Genossen lieb ist, so wird es doch so lange nicht an Gänsemädchen fehlen, als — es Gänse gibt, und das Geschlecht derer von Gans stirbt schwerlich jemals aus.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVI. Mai 1888. Nro. 5.

Biblisches Christenthum und konfessionelles Christenthum.

(Eingesandt von P. Grunert.)

„Kelle und Schwert." Luth. Monatsschrift, red. von P. Dr. G. A. Hinterleitner, bringt in No. 3 in dem Artikel „Innere Mission" folgende Sätze: „Nicht selten freilich begegnet man dem Gelüste, welches so gerne in der gemeinsamen Liebesthätigkeit einen gemeinsamen Boden finden möchte für Christen verschiedener Bekenntnisse, deren Kirchen sonst durch eine tiefe Kluft getrennt sind. Ein schöner Gedanke vielleicht, aber eine unmögliche Sache. Ein Stück Brot dem Armen reichen 2c., das kann ich, ja das soll ich, ohne das meine Konfession in Betracht kommt, und solche Samariterdienste sind löblich und haben ihren gemessenen Werth. Nur daß sie nicht innere Mission sind, und damit allein unserem Nebenmenschen nicht geholfen ist, wie denn z. B. bewiesenermaßen durch solche bloße leibliche Hilfe schon der Armuth gar nicht geholfen werden kann. Gehe ich aber davon aus, daß eine Erneuerung des inneren Menschen der Besserung seiner äußeren Verhältnisse vorhergehen müsse, ist unbestrittenermaßen nur das Christenthum fähig, diese Erneuerung zu schaffen; will ich also meine Pflegebefohlenen darauf hinweisen, daß im Glauben an Christum allein Heil sei für alle ihre Noth — so kann ich z. B. als römischer Christ nur zurückgehen auf meinen römisch-katholischen Glauben, als evangelisch-lutherischer Christ nur auf den evangelisch-lutherischen, und diese beiden sind doch gar sehr verschieden. Ein zwischen oder über beiden stehendes positives Christenthum gibt es bis heute im Leben nicht." So Kelle und Schwert. Seltsam! daß ein sonst so richtig urtheilender Mann in einem Athem so Wahres und Falsches behaupten kann, sich selbst so widersprechen kann, ohne es auch nur zu bemerken. In einem und demselben Satze wird gesagt: „im Glauben an Christum allein Heil" und, um darauf hinzuweisen, müsse der Katholik auf seinen katholischen Glauben, der Lutheraner auf seinen lutherischen Glauben, oder da es ja „ein über beiden stehendes, positives Christenthum, welches beiden gemeinsam wäre, bis heute im Leben nicht gibt," müsse der Katholik auf sein specifisch katholisches, der Lutheraner auf sein specifisch lutherisches, der Calvinist auf sein specifisch calvinisches Wesen zurückgehen, als ob dies der eigentliche Kern des Christenthums wäre und seine Wurzel. Wie? ist denn Christus zertheilt? Können die Einen ihn nur in Luther, die Andern ihn nur in Calvin, Andere nur in

Wesley, Andere nur im Papst finden? — oder, wenn nicht, — was und wer ist es denn nun, da es ein allgemeines Christenthum bis heute nicht gibt, der die Erneuerung schafft, die den Menschen erst zum Christen macht, ist es das eigenthümlich Katholische oder Lutherische oder Reformirte oder die baptistische Taufe 2c.? — Wo bleibt denn aber dann die große, ewige Wahrheit „im Glauben an Christum allein Heil?"

Diese Meinung, es müsse Jeder, um die freimachende Wahrheit und die Gemeinschaft mit Christo zu erlangen oder Andern zu zeigen, auf seinen Kirchenglauben, auf sein confessionelles Christenthum zurückgehen — das ist die bittere, giftige Wurzel, aus welcher all der Kirchenstreit und Konfessionshader erwächst. Ist denn das Evangelium gebunden und abhängig von einem Kirchenglauben? Nein, sagen da z. B. die Lutheraner, so steht die Sache nicht, sondern das Evangelium und unser lutherisches Bekenntniß sind eins, und da ist der Weg zur Seligkeit. Andere Kirchen sagen aber dasselbe, und in diesem Glauben, oder vielmehr in diesem Wahne, daß jede Kirche meint, ihr Bekenntniß sei der wahre Ausdruck des vielgedeuteten Evangeliums, darin liegt der Grund, weßhalb man meint, wenn es sich um die Heilswahrheit handelt, so müsse man auf seinen Kirchenglauben zurückgehen. Diesem verderblichen Wahne immer und immer wieder entgegenzutreten, dazu nöthigt uns Schrift und Gewissen, und darum bitten wir Alle, denen der Frieden der Kirche am Herzen liegt, zu beachten, daß Evangelium und Confession sich niemals decken, niemals in einander aufgehen und völlig eins sein können, so daß man sagen könnte, diese Confession, dieser Kirchenglaube ist die einzige wahre Deutung und der adäquate Ausdruck des Evangeliums, und diese Kirche ist daher die allein wahre Kirche auf Erden, — daß vielmehr zwischen dem Evangelium und jeder Confession oder denom. Kirche, wie sie auch heißen mag, ein niemals verschwindender, wesentlicher Unterschied besteht, eine Kluft, die niemals ausgefüllt werden kann, so wenig die Sonne in einem Thautropfen oder in einem Meere also aufgehen kann, daß dieser oder dieses sagen könnte: ich bin die Sonne.

O, wie ein schriftgelehrter Doktor sagen kann, „so kann ich als römischer Christ nur zurückgehen auf meinen römisch-katholischen Glauben, als evang.-luth. Christ nur auf meinen evang.-lutherischen Glauben!" Ist denn Dr. M. Luther, da er noch Katholik war und es sich um die Heilswahrheit handelte, auf seinen römisch-katholischen Glauben zurückgegangen? oder hat er nicht vielmehr diesem das Evangelium entgegengestellt? Doch betrachten wir nun einmal kurz evangelischen Glauben und Kirchenglauben, oder evangelisches Christenthum und confessionelles Christenthum, und zwar, worin sie sich von einander unterscheiden, und was sie Gemeinsames miteinander haben, und sehen wir dann zum Schluß, ob es denn wirklich ein zwischen oder über den Denominationen stehendes, positives Christenthum im Leben gibt oder nicht.

Evangelisches Christenthum ist die Kindschaft Gottes, das neue Leben in Jesu Christo, dem Sohne Gottes, zu welchem die Menschen durch sein heiliges Evangelium hingewiesen werden, auf daß sie im Glauben an ihn wieder-

geboren werden und von ihm Macht empfangen, Gottes Kinder zu werden. Insofern der Vater um Versöhnung der Menschen mit ihm durch den Sohn nur durch sein Wort und sein Evangelium den Menschen kund und offenbar geworden ist, und das seligmachende Lebenswort des Evangeliums durch den Geist, der vom Vater und vom Sohne ausgeht, in dem Herzen lebendig wird, und so nur durch Wort und Geist das neue Leben erzeugt wird, gibt es überhaupt kein anderes Christenthum als evangelisches. Insofern aber die gottgeschaffene, durch die Sünde verderbte Seele es ist, welche durch Wort und Geist zum neuen Leben wiedergeboren wird, und jede Seele eine eigenthümliche, individuelle Offenbarung göttlicher Herrlichkeit ist, in welcher durch die Wiedergeburt die individuelle Gottebenbildlichkeit wieder hergestellt wird, gibt es ein individuelles Christenthum, welches die von Gott empfangene Gabe in seiner Eigenart ausbildet zur Ehre Gottes.

Insofern Christus aber die aus der Welt zum Reiche Gottes berufenen, wiedergeborenen Seelen zu einer Gemeinschaft seines Leibes vereinigt und seine Kirche gegründet hat, ein Leib aber viele besondere Glieder, also auch der Leib Christi, die Kirche, viele Sonderkirchen hat, deren jede ihre besonderen Gaben und Aufgaben hat, und deren jede in ihrer besonderen Weise Christum bekennt die aber alle durch den Einen Geist zu einem Leibe getauft sind (1 Cor. Cap. 3 u. Cap. 12) giebt es ein kirchliches oder confessionelles Christenthum. Sehen denn die Brüder in der lutherischen oder in anderen Kirchen, die immer nur auf ihren Kirchenglauben zurückgehen wollen, sehen sie denn nicht, daß aller Kirchenglaube im Keime der individuelle Glaube eines oder einiger Gottesmänner war, welche ihre Zeitgenossen führten, daß ihr Glaubensbekenntniß also der Ausdruck davon war, wie das Evangelium in ihnen sich gestaltet hatte, wie sie es verstanden? Ist es denn aber nicht klar, daß jedes individuellle Glaubensbekenntniß zum Evangelium sich verhält, wie der Empfangende zum Gebenden, wie der Theil zum Ganzen, wie Menschenwort zum Gotteswort? Das Wort wirkt in der doppelten Weise 1. der begrifflichen Bestimmung (d. i. was es aussagt) und 2. der persönlichen Kraft dessen, der es spricht. Da Jesus Christus allein der war, welcher das ewige Leben trug in sich selber (Joh. 5, 26), durch den und zu dem alle Dinge geschaffen sind, und in dem Alles besteht, darum hat auch sein Wort allein eine Leben weckende, beseligende Kraft und steht hoch über allen Menschenworten und kirchlichen Bekenntnissen, und diese wirken nur insofern und insoweit zum Heil und zur Seligkeit, als sie das Gotteswort des Evangeliums in sich tragen. Das Evangelium als Gotteswort ist ewig, unwandelbar, allgemein, Leben weckend; das kirchliche Bekenntniß als solches (d. h. das Evangelische darin abgerechnet) ist zeitlich, individuell beschränkt, partiell, irrthumsfähig, todt.*) Soll das so oft citirte Wort

„Gottes Wort und Luthers Lehr, vergehen nun und nimmermehr“

*) Daher alle Orthodoxie und reine Lehre, und wäre sie begrifflich noch so klar und vollständig, so sie der evangelischen Kraft ermangelt, mit Recht todte Orthodoxie genannt wird.

bedeuten, daß Gottes Wort in Luthers Lehre völlig aufginge, so ist es eine Lästerung; denn hätte Luther auch wirklich die Lehre Christi irrthumlos dargestellt, so würde man doch nimmer mehr von den Worten Luthers, insofern sie seine Eigenthümlichkeit darstellen, sagen können, daß sie sind eine Kraft Gottes, selig zu machen. Darum es auch klar ist, daß nicht dadurch einer selig und seiner Seligkeit gewiß wird, daß er ein Lutheraner wird, sondern dadurch, daß er von der Macht der Sünde frei und von Neuem geboren wird; dies wird er aber nicht durch den evangelisch-lutherischen Glauben, insofern er lutherisch ist, sondern allein durch das Wort und den Geist Jesu Christi.

Es ist demnach an sich klar, daß der Wahn, es müsse Jeder auf sein kirchliches Bekenntniß zurückgehen, unter das Urtheil des Apostels fällt: „Ihr seid fleischlich," denn so Einer sagt: ich bin katholisch und im katholischen Glauben allein ist die Wahrheit und nur da die Erneuerung möglich, und die Unwahrheit muß ausgetilgt werden, und ebenso der Lutheraner, und Calvinist und der Baptist u. s. f. von seinem Glauben, — heißt das nicht, das Feuer des Religionskrieges schüren, ist das nicht fleischlich gesinnt sein? und ist fleischlich gesinnt sein — mag es nun das grobsinnliche Fleisch der Welt, oder das geistig schimmernde Fleisch der Wissenschaft, oder das geistlich fromm geformte Fleisch des Confessionalismus sein — nicht Feindschaft wider Gott? O, wie oft geht der Widersacher auch in der Gestalt des Lammes und im Scheine der Gnade einher und verführt die Seelen, abzuweichen vom rechten Wege.

So wesentlich aber der Unterschied auch ist zwischen dem Evangelium und den Confessionen, so ist doch das confessionelle Christenthum berechtigt, insofern jede Sonderkirche oder Denomination sich weiß als ein Glied am Leibe des Herrn, dem eine besondere Arbeit, eine besondere Gabe und Aufgabe vom Herrn geworden ist, und in Demuth und Treue die ihr geschenkte Kraft verwerthet.

So verschieden denn auch die Confessionen und die Gestaltung der Gemeinden sein mögen, so sind sie doch Alle zu einem Geiste getränket und durch die Kraft des neuen Lebens zu einem Leibe als Glieder verbunden. Hier kommt die Wahrheit, daß das Wort in zweifacher Weise wirkt — begriffsmäßig und kraftmäßig — zu ihrer höchsten Bedeutung. Mögen die Begriffs- und Lehrbestimmungen der Sonderkirchen noch so verschieden, die Ausdrucksweisen noch so mannigfach, die kirchlichen Ordnungen und Gestaltungen noch so eigenartig sein — innerhalb der himmlischen Peripherie des neuen Lebens, welches gezeugt durch das Wort und den Geist des Herrn, von der Sünde los und im Kampfe mit ihr ihm dient, sind sie Alle geboren und beseelt von der einen Gotteskraft, durch die eine Heilandsliebe mit einander verbunden, berufen, erleuchtet und geheiligt zu der einen Seligkeit in Jesu Christo, dem ewigen Könige, der sie erkauft hat mit seinem Blute. Siehe, diese Alle kommen und machen ihre Kleider helle im Blute des Lammes. Und dieses Christenthum, das in Wahrheit positive Christenthum, sollte es bis heute nicht geben? Freilich wird es meist nur von den Stillen

im Lande gehegt und gepflegt, das Kleeblatt des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung wächst meist nur in den Niederungen, während die, welche das große Wort führen Einer immer lauter als der Andere rufen: „Hier ist Christus, bei uns allein ist die Seligkeit zu finden.“ Wenn nun aber die reiche Mannigfaltigkeit der Anschauungen, Lehrbestimmungen und Gestaltungen des kirchlichen Lebens, die Gott den Seinen verliehen hat nach dem Reichthum seiner Herrlichkeit, von der Sünde und Kurzsichtigkeit der Menschen gemißbraucht wird zu Gehässigkeit und liebloser Verachtung, zu unabsehbarem Hader und Streit und wenn nun bei all dem die Kirche Christi zerreißenden Hader der Denominationen und Sonderkirchen sich eine Schaar von Christen einigt, um die einigende Kraft des Evangeliums, das neue Leben in Christo zum Schiboleth ihres Bekenntnisses macht, wenn diese Christen unter all den anderen nicht auf Lehrbestimmungen und Kirchenordnungen, sondern auf den ewigen Heilsthatsachen des heiligen Evangeliums stehend, das neue Leben und die Gesinnungen Jesu Christi, des Sohnes Gottes, zum Ausgangspunkte ihrer Wirksamkeit, die seligmachende Kraft des Evangeliums als Beweis und das Zeugniß des heiligen Geistes als das Siegel ihres Christenthums nehmen, ist das nicht ein zwischen und über den Denominationen stehendes positives Christenthum? Dieses gibt es bis heute, und dieses ist das Christenthum, welches wir bekennen und predigen.

Aus einer Domkandidaten-Reise.

St. Aidans Kollege in Birkenhead und die kirchliche Erziehung der Geistlichen.

(Aus der kirchlichen Monatsschrift.)

(Schluß.)

Wir werden nun die gesammte wissenschaftliche Vor- und Ausbildung sehr mangel- und lückenhaft finden; indeß sie war jedenfalls nicht geringer, sondern besser und gründlicher angelegt, als in den Anstalten der Dissenters, z. B. der Baptisten. Die Lehrer waren auf der Universität vorgebildet; der Lehrplan, Lehrstoff und -umfang gewiß nach dem Muster derselben zugeschnitten. Die Hauptsache war der praktische Zweck: Dienst und Uebung in der Seelsorge. Sofern aber auch hier die Vorbereitung nicht ausreichen konnte, ist zu bemerken, daß eine lange Schule für die meisten in dem Amte des Curate oder Hülfsgeistlichen folgte; die Bibel, Common prayer book, die praktische Psychologie des Common sense, der in England eine so große Rolle spielt, das öffentliche Leben, der Umgang mit dem Volk konnten, wo nicht in allen, doch in vielen Fällen eine größere praktische Wirksamkeit erzielen, als eine gelehrtere Ausbildung, bei der unter den andern vielen Interessen, den altklassischen, philosophischen, mathematischen und wer weiß, welchen noch, das kirchliche leicht untergehen konnte. Bekanntlich sind die Universitäten zu England, Oxford und Cambridge, auch Trinity College Dublin in Irland die Bildungsstätten der Kirche und des Staats, trotz allen versuchten Reformen des

letzteren, kirchliche Institute, die als mittelalterliche Korporationen kirchlichen Ursprung und Charakter am wenigsten verleugnen, wie sie denn auch für Lehrer und Lernende die Verpflichtung auf die 39 Artikel hatten. Auf dem ganzen reformirten Kirchengebiet des Westens ist es vielmehr die Kirche, die dem Staat das Bildungsgeschäft der höhern Stände und der Beamten abnimmt und besorgt, nicht wie bei uns der Staat der Kirche. Dieser kirchliche Charakter hat das Eindringen moderner Zeitströmung und Weltanschauung, von Rationalismus und Neologie eben so wenig hindern können, daß z. B. Harvard College in Cambridge, Mass., im Laufe der Zeit unitarisch geworden ist. Es ist aber auch immer wieder von diesen Anstalten eine Erweckung und Belebung nicht bloß der Wissenschaften, sondern auch des religiösen und kirchlichen Sinnes und Geistes ausgegangen. Ebenso ist es bekannt, daß von akademischer Freiheit, wie auf den deutschen Universitäten, hier in dem „freien" England keine Rede ist; der Student steht unter strenger Schülerzucht, strikter Haus- und Tagesordnung, meist als Alumnus, und dem vorgeschriebenen Studienzwang mit Prüfungen beim Aufsteigen in den Klassen oder der Erlangung von Graden, wie bei unsern Gymnasien. Wenn nun in England durch die staatliche Gesetzgebung mit Erweiterung der Aufnahmebestimmungen und der Unterrichtszwecke auch Dissentern die Universitäten sich öffneten, so waren natürlich diese im doppelten Vortheil gegen die Nationalkirche; rein äußerlich betrachtet — die taktische Stellung der privilegirten Landeskirche zu den Dissentern war verrückt; noch ehe an eine Heilsarmee zu denken war — konnten die aus den Dissenter Kolleges oder den Laienpredigern, Evangelisten ꝛc. hervorgehenden Geistlichen wie fliegende Korps viel leichter und zahlreicher gewonnen und verwendet werden, als innerhalb des wankenden Establishment d. i. der etablirten Kirche, die doch bei dem Wachsthum der Städte und der Veränderung der lokalen Bedürfnisse durch den Verkehr an manchen Orten oft am wenigsten etablirt war. Es war noch kein hierarchisches, es war ein einfach taktisches und praktisches Interesse, das den alten Bischof von Chester — (die anglikanischen Bischöfe haben ja politische und parlamentarische Bildung und Schulung) — zu diesem Experiment eines freien bischöflichen Seminars bewogen und das Experiment war im Wesentlichen gelungen, weil es den rechten Mann gefunden, wenigstens nach dem Erfolg und aus anglikanisch-bischöflichem Gesichtsort zu urtheilen. Ich kann nun über den neuesten Stand des Seminars nicht berichten; wenn aber in der Weise wie Dr. Baylee damals an der Arbeit war, weiter gearbeitet worden ist, kann für die Landeskirche der Segen von Gebet und Arbeit gegenüber dem Dissenterthum nicht ausgeblieben sein.*)

Wenn man den Ursachen des Uebergewichts römisch-katholischen Einflusses nachdenkt, wird man nicht zum mindesten einen Hauptbebel derselben in den kirchlichen Bildungsanstalten, speziell auch in der Ausbildung der

*) Unter dem eifrigen populären Bischof Ryle von Liverpool, einem Mann evangelischer Richtung, hat seitdem die anglikanische Kirche daselbst einen staunenswerthen Aufschwung genommen, wie er sich besonders in der Zahl der neuerbauten Kirchen zeigt.

Geistlichen finden. Das hierarchische System, die bischöfliche Verfassung mit höherer und niederer Geistlichkeit nach den verschiedenen Weihegraden, die klerikale Sonderstellung fordert schon aus Gründen der Disziplin eine ähnliche Erziehung wie in den militärischen Anstalten. Nicht umsonst wird darum römischerseits auf diese exemplifizirt. Die tridentinische Gegenreformation, unterstützt durch den Jesuitenorden, hat nicht nur in dem Priesterthum des neuen Gesetzes ihre Lager- und Schlachtordnung gegen evangelischen Glauben und Kirche organisirt, die Ordines gleichsam als Ober- und Unteroffiziere aufgestellt; sie sucht auch in den Knabenseminarien (nach der 23. Sitzung des Tridentinums), die vom Tisch des Bischofs leben, die Truppenkörper dafür zu schaffen. Es sollen Knaben sein, die dem weltlichen Leben entnommen und von ihm abgeschlossen, für den Kirchendienst sollen erzogen werden, und zwar von dem 12. Lebensjahre an, wenn sie lesen und schreiben können, mit den sittlichen und geistlichen Anlagen, daß sie versprechen, bei demselben zu bleiben; arme sollen vorzugsweise berücksichtigt werden, doch auch reiche, die sich selbst erhalten können und müssen, nicht ausgeschlossen. Jede Diözese soll ein solches Knabenseminar erhalten. Mit der der römischen Kirche eigenen Art der Findigkeit werden dann die finanziellen Mittel dafür flüssig gemacht. Ist es nun überhaupt der autoritative, anstaltliche Charakter, korporativer Geist, einheitliche Zusammenfassung in gesetzlicher Zucht, welcher die Stärke des römisch-katholischen Kirchenwesens ausmacht, ist die römisch-katholische Kirche das am meisten aristokratische und doch nicht minder demokratische Institut der Welt, sofern es gerade durch solche Erziehungsanstalten eine breite und populäre Basis auch als Priesterkirche gewinnt, so ist in allen diesen Dingen, die dem Staate unterthane und verbundene evangelische Kirche, der er ihre Diener, ebenso wie ihre Staatsbeamte ausbildet, in schwächerer Position. Sie wäre es nicht, wenn allgemeiner und gleichmäßig das Volk vom Evangelium und christlichen Geist durchdrungen wäre; eine religionslose, wohl gar feindliche moderne Bildung kann nicht gut ein günstiger Boden für die Gewinnung von Kräften und Werkzeugen religiösen und kirchlichen Handelns sein.

Wir können nun nicht entfernt daran denken, Rom in dem, was seine Stärke, aber auch seine Schwäche ist, in seinem gesetzlichen Wesen, seinem hierarchischen System, seiner dem Staat imponirenden Verfassung, es nachthun, oder ihm nachahmen zu wollen. Es kann sich auch nicht auf dem Gebiete der kirchlichen Erziehung um einen Wettbewerb mit Rom handeln; denn die evangelische muß eine freie und freilassende sein. Wir wissen auch, wenn es am Ende wahr sein sollte, was ein katholischer Führer in Variation eines bekannteren Sprichwortes — vom Papst gesagt hat, wer die Welt regiert, daß der heilige Geist in der Kirche sein Regiment hat, da er in, mit und bei dem Worte Gottes ist. Aber weil wir überall der Wahrheit können die Ehre geben, auch wenn sie sich in der römisch-katholischen Kirche fände, sind wir deß eingedenk, daß eine Erweckung evangelisch-kirchlichen Lebens von evangelisch gesinnten Männern, die der römisch-katholischen Kirche entstammen, aus-

gegangen ist. Vater Goßner mit seiner derben volksthümlichen Predigt, seiner Missionsthätigkeit nach Innen und Außen, Kinderbewahranstalt, Waisenhaus, Krankenpflege, populärer Schriftverbreitung und dem herrlichen Erfolg in der Kolhsmission, war ein Priester aus der katholischen Kirche, selber evangelischer Märtyrer, Mönch, Missionar durch sein ganzes Leben. Wir können uns sogar auch eines römisch-katholischen Bischofs rühmen, der zum Märtyrer des Staats und der Kirche im Streite wegen der gemischten Ehen geworden, des Grafen Seldnitzky, welcher als einfaches Mitglied der evangelischen Kirche, derselben ein Vermächtniß in kirchlichen Erziehungs-Anstalten hinterlassen, dem Paulinum, Johanneum und den Konvikten zu Halle und Breslau. Aber gerade diese Männer der sub cruce et luce streitenden Kirche, welche zum evangelischen Glaubensprinzip sich durchgerungen haben und durchgedrungen sind, zeigen uns, auf welchem Wege unserer evangelischen Kirche dem modernen Unglauben, wie Irrglauben gegenüber eine Förderung erwachsen möchte. Es handelt sich Rom gegenüber mit seiner kirchlichen Freiheit und Selbständigkeit im geschlossenen Organismus und ebenso den Sekten mit ihrem Andringen und freier Beweglichkeit gegenüber nicht bloß um ein evangelisches Glaubens-, sondern auch um ein evangelisch-kirchliches Gemeindebewußtsein. Die römisch-katholische Kirche hat es; es ist gewachsen und angestachelt durch ihren Kampf mit dem Staat; der separatistische Sektengeist in seiner Absonderung von der Welt besitzt es meist nicht minder.

Es ist unzweifelhaft, daß von der Energie des religiösen Prinzips oder der treibenden Kraft, die in einer Gemeinschaft lebt, ungemein viel für das Wachsthum und die Ausbreitung derselben abhängt. Widersinnig wäre es gewesen, wenn die christliche Gemeinde durch einen anderweitigen Rechtsorganismus jüdischer oder heidnischer Obrigkeit ihre Führer und Diener hätte empfangen sollen. Sie empfing sie durch unmittelbare Berufung und Erwählung des HErrn zuerst in dem Apostolat; sie bringt darnach auch selbst die Aemter bei dem allgemeinen Priesterthum aller Gläubigen unter mittel- und unmittelbarer Mitwirkung Christi, des erhöhten Hauptes, aus sich hervor unter Gebet und Handauflegung. Wie die erste Missions-, so hatte auch die erste Märtyrerkirche ihre Boten und Zeugen selber ausgebildet. Brachten sie auch aus den heidnischen Philosophen- und Rhetorenschulen die heidnische Vorbildung mit: der Kirche, zuerst vielleicht gläubigen und betenden Müttern, verdankten sie ihre Bekehrung, ihr auch in den Katechetenschulen ihre Ausbildung, darnach Wahl und Berufung. Es ist unzweifelhaft, daß das pastorale und bischöfliche Hirtenamt am besten Anweisung und Anleitung für den kirchlichen Dienst geben konnte und auch gegeben hat. Auch die Universitäten des Mittelalters sind kirchliche Korporationen und Anstalten. Erst da die Reformation dem Staate sein göttliches Naturrecht wieder vindizirte, übernahm und überkam er auch das Bildungsgeschäft für die Kirche, die ihm darin mit ihren Gaben und Kräften diente. Während nun auf dem reformirten Kirchengebiete des Westens gerade wie in der römisch-katholischen Kirche die kirchlichen Gemeinschaften sämmtlich in eigenen Seminarien ihre

Lehrer und Diener ausbilden, darnach auch unabhängig vom Staat prüfen, berechtigen, berufen und anstellen, liegt nun dies alles bei uns in den Händen des Staates, soweit es die evangelische Kirche betrifft. Läßt nun der Staat Rom und die Minoritäten anderer Bekenntnisse frei, so ist klar, daß das Privilegium der staatlichen Ausbildung bei aller sonstigen Gründlichkeit, Vielseitigkeit und Geistesfreiheit für die Landeskirche, die längst nicht mehr Staatskirche ist, jenen gegenüber zu einer Beschränkung und Hinderung ihrer Entwickelung und Ausbreitung werden kann und muß. Wer einen inneren Beruf zu haben meint, darf sich nur den Baptisten, Methodisten oder Irvingianern anschließen und kann bei einiger Begabung leicht in diesen Gemeinschaften Sendbote, Laienprediger, Geistlicher werden. Nun gar der einheitliche Kirchengedanke Roms mit Macht und Glanz seines Sieges über den Staat, mit welchem Erfolge kann er auch in deutschen Landen römische Heerlager gegen die evangelische Landeskirche bilden, frei, unbehindert; denn Rom duldet keinen staatlichen Eingriff. Wir müssen uns dann wohl noch in gebundener Lage wegen unserer Loyalität von den verschiedendsten Seiten schelten und verhöhnen lassen. Alle Wissenschaft der Gymnasien, Kritik und Gelehrsamkeit der Universitäten kann schließlich, so wenig wir sie verachten oder gering anschlagen, gegen die praktische, aus dem Leben hervorgehende und auf dasselbe wirkende zweck- und zielbewußte Schulung und Ausbildung enger Gemeinschaften, in denen ein wie auch immer einseitiger religiöser Gedanke, aber in seiner ursprünglichen Kraft und Energie, mit Wiederhall im nächsten Kreise, lebt, nicht aufkommen. In dieser Beziehung erscheint uns unsere staatliche wissenschaftliche Ausbildung mangelhaft, weil sie nicht, oder zu wenig aufs Ziel gerichtet ist; der religiöse und kirchliche Gedanke, der die ganze Erziehung und Ausbildung der künftigen Geistlichen beherrschen sollte, wird oft viel mehr zurückgedrängt, als gefördert. Nach persönlicher Erfahrung hat die Volksschule und Realschule sogar einen Vorzug vor dem Gymnasium, das doch ausschließlich und zwar mit Recht den künftigen Diener der Kirche vorbereitet; es müßte auch das letztere allgemeiner in einer innigeren Verbindung mit der Kirche stehen; der faktische simultane Charakter vergleichgültigt vielfach das evangelische Bekenntniß und hindert das Aufkommen eines kirchlichen Bewußtseins. Die Toleranz der Humänität darf das deutsche Sonderbewußtsein nicht unterdrücken, die Toleranz des Christenthums nicht das kirchliche. Die Wirksamkeit des geistlichen Amts kann in der evangelischen Landeskirche nur da kräftig gedeihen, wo es aus denselben Quellen entspringt und sich nährt, wie das evangelische und kirchliche Volk. Wir müssen von Jugend auf viel mehr zu einer Freude an Bibel, Katechismus, Gesangbuch, dem gemeinsamen Schatz und Erbe der Reformation, erzogen werden. Wir dürfen bei aller Freiheit des Evangeliums die kirchliche Gemeinschaft, den Segen christlicher Hausandacht und eines gottesdienstlichen Lebens nicht gering schätzen; darum haben auch demgemäß geleitete Konvikte ihre volle Berechtigung und bedürfen der kirchlichen Pflege und Durchdringung mit evangelischem Geist. Vor allem aber in einer Zeit, wo alles auf Fachbildung

steuert und strebt, muß eben der wissenschaftlichen Ausbildung, die wir durchaus nicht hintenansetzen wollen, die praktische für den Seelsorgedienst in Vikarien und Seminarien jedem Diener der Kirche zur Pflicht gemacht werden können. Samuels und Elias's Prophetenschule, die Schule der Apostel um den HErrn, der Apostelschüler um Paulus — hier auch St. Aidans Kollege und wie manches andere noch, können ein Vorbild sein; denn die praktische Theologie will weniger gelehrt und gelernt, als geübt sein; für die Uebung aber bedarfs der Anleitung, Unterweisung und des Vorbildes in der Arbeit.

Das Gesetz der Biogenesis in geistlicher Hinsicht.

(Aus H. Drummond: Natural Law in the Spiritual World. Uebersetzt von A. Kampmeier.*)

Zwei Jahrhunderte diskutirte man in der Wissenschaft über den Ursprung des Lebens. Zwei Ansichten wurden verfochten, die eine, daß die Materie von sich selbst Leben erzeugen, die andere, daß Leben nur von vorher bestehendem Leben kommen könne. Die erstere Ansicht, spontane Zeugung genannt, ist in letzteren Jahren durch Bastian von neuem verfochten worden. Seine Behauptung ist diese: „Sowohl Beobachtung wie Versuch bezeugen unfehlbar die Thatsache, daß lebender Stoff fortwährend de novo formirt wird, gemäß denselben Gesetzen, welche alle die mehr einfachen chemischen Combinationen bestimmte. Leben also ist keine Gabe des Lebens. Es kann sich spontan erzeugen."

Bastians wissenschaftliche Versuche, die er vornahm, bestätigen seine Behauptung.

Aber seine Behauptung rief ein Heer von neuen Beobachtern ins Feld, und das Irrthümliche derselben wurde durch exaktere wissenschaftliche Versuche klargestellt. Die Frage ist nun bestimmt und autoritativ in der Wissenschaft abgeschlossen. Man erkennt auf der ganzen Linie der Forschung an, daß Leben nur durch Berührung des Lebens entstehen kann. Ein hervorragender Forscher, Tyndall, derselbe, welcher besonders dazu beitrug, den Irrthum Bastians aufzudecken, obwohl er wünscht, daß der Beweis auf der andern Seite sei, bekennt: „Ich behaupte, daß kein Fetzen von glaubwürdigem experimentalem Zeugniß besteht, um zu beweisen, daß Leben in unsern Tagen je erschienen sei unabhängig von vorherbestehendem Leben." Diese Lehre, Leben nur von Leben, nennt man Biogenesis.

Mehr als zwei Jahrhunderte diskutirte man eine ähnliche Frage auf religiösem Gebiete. Zwei Ansichten standen sich einander gegenüber, die eine, daß geistliches Leben nur kommen könne von vorherbestehendem Leben, die andere, daß es sich von selbst erzeugen kann. Erstere Ansicht wurde zum großen

---

*) Das Buch, aus dem der obige Artikel entnommen ist, ist ein Produkt der neuesten Zeit, und es hat dieser Versuch ein bedeutendes Aufsehen hervorgerufen, so daß es jedenfalls sich lohnt, demselben näher zu treten. Daß wir gegenüber der Beweiskraft mancher Ausführungen zweifelhaft sind, wollen wir indeß nicht verhehlen, ebensowenig wie das, daß das christliche Dogma manchmal so genommen ist, daß es für die geführten Beweise paßt. D. R.

Theil auf dem Grunde verfochten, daß die Religion nichts zu thun habe mit dem natürlichen Leben, die andere, daß dieselbe nichts zu thun habe mit irgend etwas anderem. Die letztere Ansicht, die der naturalistischen Schule, war die, obwohl sie anerkannte, daß der Mensch gewisse Beziehungen zu dem höchsten Wesen unterhalten müsse, daß Religion eine Sache sei, die spontan erzeugt würde durch die Entfaltung des Charakters im Leben.

Der Unterschied zwischen beiden Ansichten ist ein radikaler. Aus der Sprache der Wissenschaft in die der Religion übersetzt, ist die Lehre der spontanen Zeugung die, daß der Mensch allmälig besser werden könne, bis er im Laufe des Prozesses diejenige religiöse Natur erreicht, die man geistliches Leben nennt. Dieses Leben ist nicht etwas ab extra, es ist die normale Entwicklung des natürlichen Menschen. Die Lehre der Biogenesis setzt diesem die ganze Lehre der Wiedergeburt entgegen. Das geistliche Leben ist das Geschenk des lebenden Geistes. Der geistliche Mensch ist nicht nur reine Entwicklung des natürlichen Menschen. Er ist ein neues Geschöpf von oben geboren.

Die Vertheidiger der Biogenesis in der Religion haben ihren Beweis bisher hauptsächlich nur auf dem Grunde der Schrift geführt. Die Beziehung der Lehre zu der Ordnung und dem Laufe der Natur hatte man nicht erkannt. Ihre Bedeutung hatte die Lehre nur als Dogma, und direkt das Uebernatürliche angehend, stand sie nur fest für die, welche das Uebernatürliche anzunehmen wählten.

Die Vertheidiger dieser Lehre aber empfanden es tief, daß sie der rationalistischen Ansicht nichts weiter entgegen zu setzen hatten, als das ipse dixit der Offenbarung. Das Argument aus der Erfahrung, der Natur der Sache nach, ist selten leicht anzuwenden und das Christenthum hat in diesem Punkte immer eine große Schwierigkeit gegenüber den Angriffen der natürlichen Religion gefunden. Die direkte Autorität der Natur, in ihrem begrenzten Sinne genommen, war nicht anwendbar. Betreffs einer solchen Frage war sie nothwendigerweise stumm. Nur ein fernes Echo oder eine ferne Analogie aus dem niederen Reiche, war alles, nach dem man suchen konnte. In der That, was wirklich möglich ist, ist solch eine Analogie, und wenn dieselbe nun gefunden werden kann in der Biogenesis, so hat die christliche Religion zuletzt eine Stütze und Basis in den Gesetzen der Natur erlangt betreffs ihrer centralsten Stellung. Bisher war die verlangte Analogie nicht da. Man kannte keine Parallele in der Natur für die in Frage stehende geistliche Erscheinung. Nun stehts anders. Die Biogenesis ist eine wissenschaftliche Thatsache. Alle Probleme betreffend den Ursprung des Lebens stehen auf einem anderen Fuße. Sehen wir, ob das Christenthum nicht seinen Beweis führen kann im Lichte dieser modernen Wahrheit.

Wenn der Lehre der spontanen Erzeugung des geistlichen Lebens auf wissenschaftlichem Grunde begegnet werden kann, so heißt das die Entfernung des größten Feindes, mit dem das Christenthum es zu thun hat, und namentlich in seinen eigenen Grenzen heutigen Tags. *) Die Religion Jesu hat

*) Das ist denn doch entschieden zu viel gesagt. Erstlich einmal ists immer mißlich — nicht für das Christenthum — wohl aber für Christen, die meinen, ihr Christenthum

wahrscheinlich immer mehr gelitten von denen, welche sie mißverstanden, als von denen, welche ihr opponirt haben. Wie viele Christen sind zu dieser Stunde sich klar geworden über den Cardinalunterschied zwischen „geboren vom Fleisch" und „geboren vom Geist?" Wie viele Lehrer des Christenthums ignoriren vielleicht beharrlich dieses Fundamentalpostulat? Von tausenden von modernen Kanzeln wird jeden Sonntag die Lehre der spontanen Zeugung verkündigt. Das Feinste und Beste der neuesten Dichtung ist mit diesem Irrthum gefärbt. Spontane Zeugung ist das Thema des modernen religiösen oder irreligiösen Romans, die Kultur-Literatur des Tages predigt dieses unmögliche Evangelium. Wenn die allgemein verbreitete Anschauung, die man hegt über den Ursprung der christlichen Religion, sich mit der Wahrheit vertrüge, so wäre ihre Sache eine fehlgeschlagene.

Sehen wir uns die zwei großen Reiche der Natur, das unorganische und organische an, wie dieselben nun im Lichte des Gesetzes der Biogenesis stehen. Was heißt es: „es gibt keine spontane Zeugung des Lebens?" Es heißt, daß der Weg von dem Mineralreich zu dem des Pflanzen- oder Thierreichs hermetisch verschlossen ist auf Seiten des ersten Reiches. Die unorganische Welt ist streng abgegrenzt von der lebenden durch eine Schranke, welche noch nie von innen überschritten worden ist. Kein Wechsel der Substanz, keine Modifikation der Umgebung, keine Chemie, keine Elektricität, noch andere Kraftform, noch irgend eine Entwicklung kann irgend einen Atom des Mineralreiches begaben mit dem Attribut des Lebens. Nur dadurch, daß eine lebende

noch auf natürlichem Wege erweisen zu müssen, denn der Beweis reicht meist gerade an dem Punkte, auf den es eigentlich ankommt, nicht aus. Man will in den meisten Fällen den Himmel mit seinem Kirchthurm stützen. Fällt nun aber der Thurm ein oder macht man die Entdeckung, daß er wegen eines Construktionsfehlers wieder abgetragen werden muß, so fürchtet man in der Regel auch den Einsturz des Himmels selbst.

Nun ist aber vor allen Dingen auf den Wortlaut des Citats von Tyndall hinzuweisen. Der Naturforscher drückt sich sehr reservirt, aber auch bestimmt aus, wenn er den Ausdruck „experimentales Zeugniß" gebraucht, sowie die Beschränkung „in unsern Tagen" hinzusetzt. Durch Experimente allein kann niemals ein negativer Satz erwiesen werden, das sichere Resultat solcher Experimente ist nur das, daß die entgegengesetzte positive Behauptung nicht erwiesen ist. Außerdem gilt derjenige experimentale Beweis, der sich nicht zum logischen Beweis erheben läßt, nur mit der Beschränkung auf die Verhältnisse, unter denen das Experiment angestellt, oder die Beobachtung gemacht wurde. Jede weitere Ausdehnung eines solchen negativen Satzes ist, noch mehr als die eines positiven, ein Tasten im Dunkeln, bei dem man jedenfalls noch lange nicht so sicher und gewiß geht als mit dem ipse dixit der heil. Schrift. Uebrigens findet sich das Gesetz der Biogenesis — nur bestimmter und vollständiger — schon in 1 Mose 1, 12, indem dort in den Worten „das sich besamete ein jegliches nach seiner Art" nicht nur die Fortpflanzung des Lebenden durch das Lebende ausgesprochen ist, sondern auch noch in den Worten „ein jegliches nach seiner Art" das Gesetz, daß die Art des neu erzeugten Lebens dieselbe ist, wie die des erzeugenden. Außerdem hat der biblische Schöpfungsbericht das vor dem Analogiebeweis aus der Naturwissenschaft voraus, daß er auf einen letzten bestimmten Anfangspunkt zurückgeht, während das „Gesetz der Biogenesis" nur ein Zurückgehen ins Endlose bietet, bei welchem die Hauptfrage ungelöst bleibt, wenn man nicht wiederum sich an dem Schriftwort genügen lassen will, daß das göttliche Schöpfungswort der Erde einmal die Fähigkeit verliehen habe, die Pflanzenwelt hervorzubringen u. s. w. D. R.

Form sich hinunterbeugt in diese todte Welt, können die todten Atome begabt werden mit Lebensfähigkeit, ohne diese Vorherberührung bleiben sie ewig in ihrer unorganischen Sphäre. Es ist ein sehr geheimnißvolles Gesetz, welches auf diese Weise die Thore zur lebenden Welt bewacht. Gibt es wirklich etwas Erwägenswerthes, so ist es diese ungeheure hülflose, todte Welt, abgeschlossen von der lebenden durch das Gesetz der Biogenesis, ohne welche ihr ewig die Möglichkeit der Selbstauferstehung verneint ist. So fremdartig ist die Sache, daß die Wissenschaft lange und entschieden suchte diese Linie zu verwischen. Aber dieses Gesetz bestand die Probe der exaktesten und unzähligsten wissenschaftlichen Versuche. Dem modernen Auge steht die Natur in zwei Stücke gebrochen gegenüber. Die physischen Gesetze mögen die unorganische Welt erklären; die biologischen Gesetze mögen die Entwicklung des Organischen erklären. Aber über den Punkt, wo sie sich berühren, über das fremde Grenzland zwischen dem Todten und dem Lebenden, ist die Wissenschaft still. Als wenn Gott alles im Weltall in die Hände der Natur gelegt, sich aber einen Punkt in der Genesis des Lebens vorbehalten für sein direktes Erscheinen.

Die Beweiskraft der Analogie, für welche wir den Grund legen, wird zum großen Theil abhängen von der Lebhaftigkeit, mit welcher man sich die Kluft vergegenwärtigt, welche die Natur zwischen dem Lebenden und dem Todten zieht. *) Diejenigen aber, deren Aufmerksamkeit in der Beobachtung der Natur durch diese außerordentliche Theilungslinie, welche das sichtbare Weltall auf ewig in zwei Hälften theilt, festgehalten worden ist; diejenigen, welche im Laufe des Fortschritts der Wissenschaft Schranke um Schranke verschwinden sehen, — Schranke zwischen Pflanze und Pflanze, zwischen Thier und Thier, und sogar zwischen Thier und Pflanze — aber diese Kluft immer mehr hoffnungslos breiter sahen bei jedem Fortschritt des Wissens, werden vorbereitet sein, dem Gesetz der Biogenesis und dessen Analogien eine tiefere Bedeutsamkeit zuzuschreiben als irgend einer andern Thatsache oder Gesetz in der Natur. Wenn, wie Paskal sagt, die Natur ein Bild der Gnade ist; wenn die sichtbaren Dinge in irgend einem Sinn die Bilder der unsichtbaren sind, dann muß in dieser großen Kluft, der einzigsten und erstaunlichsten aller natürlichen Erscheinungen, eine Bedeutung von ganz bedeutendem Gewicht liegen.

Wo finden wir nun in der geistlichen Sphäre eine begleitende Erscheinung zu dieser? Was in dem Unsichtbaren ist dieser tiefen Theilungslinie gleich, oder wo ist in der menschlichen Erfahrung eine andere Schranke, welche niemals überschritten werden kann?

Es ist eine solche Schranke. In der dunklen aber nicht unangemessenen Vision der geistlichen Welt, wie uns die Schrift sie gibt, wird das Auge von einer großen fixirten Kluft erfaßt. Der Uebergang von der natürlichen zu

*) Die Begriffe des Lebendigen, des Unbelebten und des Todten sind nicht scharf gefaßt. Das Nichtbelebte und das Todte sind keineswegs identisch. Im Todeszustand kann sich nur das befinden, was schon einmal gelebt hat. Der Tod ist nur denkbar als auf das Leben folgend. Das Todte ist einmal belebt gewesen, während das Unbelebte entweder schon ein belebtes gewesen sein kann oder auch etwas noch niemals belebtes sein mag. D. R.

der geistigen Welt ist hermetisch verschlossen auf ersterer Seite. Die Thür von dem Unorganischen zu dem Organischen ist verschlossen, kein Mineral kann sie öffnen; ebenso ist die Thür von dem Natürlichen zu dem Geistlichen verschlossen, und kein Mensch kann sie öffnen. Diese Welt der natürlichen Menschen ist abgesteckt von der geistlichen durch Schranken, welche noch nie von innen her überschritten worden sind. Kein organischer Wechsel, keine Modifikation der Umgebung, keine geistige Energie, keine moralische Anstrengung, keine Entwicklung des Charakters, kein Fortschritt der Civilisation kann eine einzige Menschenseele mit dem Attribut des geistlichen Lebens begaben. Die geistliche Welt ist verwahrt von derjenigen unter ihr durch ein Gesetz der Biogenesis — „es sei denn, daß Jemand von oben geboren werde"...... „es sei denn, daß Jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, kann er nicht ins Reich Gottes kommen."

Es wird nicht in der Ankündigung des Gesetzes gesagt, daß, wenn die Bedingung nicht erfüllt wird, der natürliche Mensch in das Reich Gottes nicht kommen wird. Es heißt, er kann nicht. Denn der Ausschluß des geistlich Unorganischen von dem Reich des geistlich Organischen ist kein willkürlicher. Auch wird dem natürlichen Menschen nicht Zutritt verweigert aus unerklärten Gründen. Sein Zutritt ist eine wissenschaftliche Unmöglichkeit. Es sei denn, daß ein Theil des Mineralreiches geboren wird „von oben," von dem Reiche gerade über ihm, — kann es nicht eintreten in das Reich über ihm. Und, es sei denn, daß ein Mensch, nach demselben Gesetz, geboren wird „von oben," kann er nicht eintreten in das Reich über ihm. Da kein Weg von einem Reich zum andern, weder vom unorganischen zum organischen, oder vom organischen zum geistlichen ist, so ist das Zwischeneinkommen des Lebens eine wissenschaftliche Nothwendigkeit, wenn ein Mineral oder eine Pflanze, oder ein Thier oder der Mensch von einer niederen zu einer höheren Sphäre rücken soll. Die Pflanze streckt sich hinunter zu der todten Welt unter ihr, berührt ihre Mineralien und Gase mit dem Geheimniß des Lebens und bringt dieselben veredelt und verwandelt zu der lebendigen Sphäre. Der Odem Gottes, welcher wehet wo er will, berührt mit seinem Geheimniß des Lebens die todten Seelen der Menschen, trägt sie über die brückenlose Kluft zwischen dem Natürlichen und Geistlichen, zwischen dem geistlich Unorganischen und dem geistlich Organischen, begabt sie mit seinen eigenen höheren Eigenschaften, und entwickelt in ihnen die neuen und verborgenen Kräfte, vermöge welcher diejenigen, welche wieder geboren sind, das Reich Gottes sehen.

Welches ist der Beweis für diese große Kluft vor den Thoren der geistlichen Welt? Schließt die Wissenschaft diese Pforte, oder Vernunft, oder Erfahrung, oder Offenbarung? Wir entgegnen, alle vier. Es ist nicht zu leugnen, die erste Aussage betreffs dieser Sache, macht die Offenbarung. Aber haben wir ihre Aussage hier nicht im Verhör? Oder kommen wir nach allem wieder zurück auf das ipse dixit der Schrift? Ganz und gar nicht, denn die Analogie leiht dem ipse dixit eine ganz neue Autorität. Wie wesentlich

das Argument wirklich ist, wird selten erwogen. Wir geben hier viel zu leicht die Sache auf. Das Recht der geistlichen Welt, von ihren eigenen Erscheinungen zu reden, ist ein ebenso gutes, als das der natürlichen Welt von sich zu reden. Was ist denn die Wissenschaft anders, als was die natürliche Welt den natürlichen Menschen gesagt? Was ist Offenbarung anders, als das, was die geistliche Welt den geistlichen Menschen gesagt? Laßt uns zum Wenigsten fragen, was die Offenbarung aussagt betreffs dieses geistlichen Gesetzes der Biogenesis; nachher wollen wir sehen, ob die Wissenschaft, während sie das Urtheil bestätigt, nicht etwa noch eine weitere Rechtfertigung ihres Anspruchs, nämlich der Offenbarung, zum Anhören bereit hat.

Die Worte der Schrift, welche diese Untersuchung einleiten, enthalten eine deutliche und originale Darlegung des Gesetzes der Biogenesis für das geistliche Leben. „Welcher den Sohn hat, hat das Leben, und welcher den Sohn Gottes nicht hat, der hat nicht das Leben." Leben, heißt das, beruht auf der Berührung mit dem Leben. Es kann nicht von selbst emporsprossen. Es kann sich nicht entwickeln aus Etwas das nicht Leben ist. Es ist ebenso wenig spontane Zeugung in der Religion, wie in der Natur. Christus ist die Quelle des Lebens in der geistlichen Welt; und der welcher den Sohn hat, hat Leben, und der welcher nicht den Sohn hat, was er auch sonst haben mag, hat nicht Leben. Kurz, hier wird kategorisch die Abiogenesis geleugnet, und in dieser hohen Sache die klassische Formel aufgestellt Omne vivum ex vivo — kein Leben ohne vorhergehendes Leben. In dieser mystischen Theorie der Entstehung des Lebens stimmen alle Verfasser des neuen Testamentes überein. Und, wie wir schon gesehen haben, Christus selber gründet das Christenthum auf der Biogenesis in seiner buchstäblichsten Form. „Es sei denn, daß Jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was vom Fleische geboren ist, ist Fleisch; und was vom Geist geboren, ist Geist. Laß dichs nicht wundern, daß ich dir gesagt habe: Ihr müsset von Oben geboren werden." Warum sagt er: „Laß dichs nicht wundern?" Sucht er die Furcht in dem verwirrten Gemüth des Obersten zu mildern, daß mehr in dieser ungewöhnlichen Lehre sei, als eine einfache Analogie der ersten zur zweiten Geburt?

Das Verhalten des natürlichen Menschen, hinwiederum, in Bezug auf das Geistliche, ist eine Sache, in welcher das Neue Testament gleich bestimmt redet. Nicht nur in seinem Verhältniß zum geistlichen Menschen, sondern zur ganzen geistlichen Welt, wird der natürliche Mensch als t o d t betrachtet. Es ist wie ein Krystall einem Organismus gegenüber: „Fleischlich gesinnt sein ist Tod. Du hast den Namen, daß du lebst, aber bist todt." „Welcher in Wollüsten lebet, ist lebend todt." „Euch hat er Leben gegeben, die ihr todt waret in Uebertretungen und Sünden."

Es ist klar, daß hier eine merkwürdige Harmonie besteht zwischen der organischen Welt wie sie geordnet ist durch die Wissenschaft, und der geistlichen Welt, wie sie geordnet ist durch die Schrift. Ein großes Gesetz bewacht die Schwelle beider Welten, so daß der Eintritt von einer niederen Sphäre nur

stattfinden kann durch einen direkt wiedergebärenden Akt, und daß dieser ausgeht von der höher stehenden Welt. Es sind keine zwei Gesetze der Biogenesis, das eine für das Natürliche, das andere für das Geistliche; es ist ein Gesetz für beide. Wo immer Leben ist, Leben irgend einer Art, steht dieses Gesetz fest. Die Analogie ist darum nur in den Erscheinungen; zwischen Gesetzen ist keine Analogie — es ist ununterbrochene Verbindung. Es ist beides gleich wunderbar, die Bevölkerung der Welt mit angemessen lebenden Formen, wie die neue Geburt. Letztere ist dem Theologen kaum wenig verblüffender, als die erstere dem Embryologen.

Das Nachdenken eines Augenblicks sollte es nun klar machen, warum in der geistlichen Welt diesem Geheimniß das weitere Geheimniß beigefügt werden mußte, daß es durch das Medium der Offenbarung verkündigt wird. Hier ist der Punkt, wo der Jünger der Wissenschaft geneigt ist sich vom Theologen zu trennen. Er besteht darauf, daß alle Dinge vor seinen Augen verkörpert werden in der Natur. Wenn die Natur dieses mit ihm nicht verhandeln kann, so ist nichts zu verhandeln. Aber die Natur kann dieses mit ihm erörtern — nur kann sie die Diskussion nicht eröffnen oder all das Material zum Anfangen gewähren. Wenn die Wissenschaft versicherte, dies thun zu können, so müßte sich dieses Mal der Theologe von solcher Wissenschaft trennen. Denn jede Wissenschaft, die solch ein Verlangen stellt, ist den Lehren der Biogenesis untreu. Was ist es anders als ein Verlangen, daß eine niedere Welt, hermetisch verschlossen gegen alle Verbindung mit einer über ihr stehenden, eine reife und einsichtsvolle Bekanntschaft mit deren Erscheinungen und Gesetzen haben sollte? Kann das Mineral zu mir reden vom thierischen Leben? Kann es mir sagen, was außerhalb der engen Grenzen seines trägen Seins liegt? Da es nichts weiß, als nur von chemischen und physischen Gesetzen, was ist seine Kritik der Prinzipien der Biologie werth? Und sogar, wenn ein Besucher der oberen Welt, z. B. die Wurzel eines lebenden Baumes den dunkeln Aufenthalt des Minerals durchbohrt, und dasselbe mit seiner Berührung ehrt, wird es sich vermessen, die Form und die Absicht seines Patrons zu definiren, oder kann es sogar wissen, daß es berührt worden ist, ehe die Lebensbildung ihre gnädige Arbeit vollbracht hat? Die Barriere, welche die Reiche von einander scheidet, beschränkt den Geist nicht weniger als die Materie. Irgend eine Kunde von den oberen Reichen, die zu dem Mineralreich dringen konnte, vermochte nur durch Mittheilung von oben zu geschehen. Eine Analogie der niederen Welt möchte solch eine Mittheilung verständlich sowie glaublich machen, aber die Kunde muß zu allererst als eine *Offenbarung* gewährt werden. Wenn ähnlicherweise diejenigen des organischen Reiches etwas wissen sollen von der geistlichen Welt, so muß diese Kenntniß zum wenigsten anfangen als Offenbarung. Menschen, welche diese Quelle der Belehrung zurückweisen, können nach dem Gesetz der Biogenesis keine andere haben. Es ist kein Zauber der Unwissenheit willkürlich über gewisse Glieder des organischen Reiches verhängt, welcher sie verhindert die Geheimnisse der geistlichen Welt zu lesen. Es ist eine wissenschaftliche Nothwendigkeit. Keine

Auseinandersetzung des Falles kann wissenschaftlicher sein als diese: „Der natürliche Mensch vernimmt nicht die Dinge des Geistes Gottes; es ist ihm eine Thorheit, und nicht kann er sie erkennen, denn sie werden geistlich erkannt." Das Verbum, dies ist hier wieder zu beachten, ist potential. Dies ist kein Dogma der Theologie, sondern eine wissenschaftliche Nothwendigkeit. Und die Wissenschaft hat zum ersten Theil die Sachlage übereinstimmend angenommen. Sie hat immer ihre Unwissenheit betreffs der geistlichen Welt proklamirt. Wenn Herbert Spencer behauptet: „Betreffs der Wissenschaft als einer allmälig zunehmenden Sphäre mögen wir sagen, daß jedes Hinzuthun auf ihrer Oberfläche, dieselbe nur in immer weitere Berührung mit umgebender Unwissenheit bringt," so ist dies von seinem Standpunkt aus ganz korrekt, Die Bemühungen Wohlmeinender zu zeigen, daß die Stellung des Agnostikers, wenn er seine Unwissenheit betreffs der geistlichen Welt behauptet, nur ein Vorwand sei; die Versuche, zu beweisen, daß er wirklich sehr viel über die Sache weiß, wenn er es nur zugäbe, sind ganz außer Platze. Er weiß wirklich nichts. Das Urtheil, daß der natürliche Mensch nicht die Dinge des Geistes Gottes vernimmt, daß sie ihm Thorheit sind, daß er sie nicht erkennen kann, ist endgültig als eine Darlegung der wissenschaftlichen Wahrheit — eine Darlegung, betreffs welcher die ganze agnostische Literatur einfach ein langer Commentar ist.

Nun sind wir in besserer Lage, um die mehr praktische Bedeutung der Biogenesis zu verfolgen. Ein ungeheures Gebiet umgiebt die Wiedergeburt, ein dunkles und verwickeltes Gebiet in dem Menschen denkbar wären für irgend ein Licht. Es kann wohl sein, daß die Biogenesis in ihren vielen Verzweigungen noch hinunter reichen mag zu etlichen der tieferen Geheimnisse der geistlichen Welt. Aber in der Zwischenzeit gibt es noch vieles auf der Oberfläche zu erklären.

Bis jetzt muß es eingeleuchtet haben, wie entscheidend die Antwort der Wissenschaft für die praktische Frage ist betreffs der Möglichkeit einer spontanen Entwicklung des geistlichen Lebens in der einzelnen Seele. Die Untersuchung des Ursprungs des Lebens ist die fundamentale Frage zugleich der Biologie und des Christenthums. Wir sind darum im Stande uns darüber weiter zu verbreiten, sogar auf die Gefahr der Wiederholung hin. Wenn Leute uns ein Christenthum anbieten ohne einen lebendigen Geist, und eine persönliche Religion ohne Bekehrung, so ist kein Nachdruck und Wiederholung außer Platze. Ueberdies, die Klarheit sowohl wie die Bestimmtheit des Zeugnisses der Natur für irgend eine geistliche Wahrheit ist von ungeheurer Bedeutung. Die Wiedergeburt ist nicht nur eine hervorragende Schwierigkeit gewesen, sondern ein überwältigendes Dunkel. Sogar den ernstesten Gemüthern war die Schwierigkeit der Erfassung der Wahrheit immer eine sehr große. Philosophischerweise kann man kaum weder die Nothwendigkeit noch die Möglichkeit des Wiedergeborenwerdens einsehen. Warum ein tugendhafter Mensch nicht einfach besser und besser werden sollte, bis er durch eigenes Recht ins Reich Gottes komme, ist Etwas was Tausende ehrlicher- und ernsthafterweise

verfehlen zu begreifen. Nun, die Philosophie kann uns hier nicht zu Hülfe kommen. Ihre Gründe sind wider uns. Aber die Wissenschaft antwortet uns sogleich. Wenn einfach darauf hingewiesen wird, daß dies dieselbe Absurdität ist, als zu fragen, warum ein Stein nicht mehr und mehr lebendig werden kann bis er in die organische Welt eintritt, so ist die Sache augenblicklich klar.

Was nun, so wollen wir im Besonderen fragen, unterscheidet einen Christen von einem Nichtchristen? Hat er gewisse geistige Merkmale gegenüber dem Andern? Sind gewisse Fähigkeiten in ihm ausgebildet, so daß die Sittlichkeit besondere und höhere Manifestationen annimmt, und der Charakter eine edlere Form? Ist der Christ nur ein gewöhnlicher Mensch, der von Geburt an umgeben war von einem eigenthümlichen Ideenkreis? Ist seine Religion nur von der besonderen Art des sittlichen Lebens, wie Matthäus Arnold sie definirt, „Sittlichkeit bewirkt durch Gemüthsbewegung?" Und gibt das Besitzen eines hohen Ideals, wohlwollende Sympathien, ein ehrerbietiger Geist, und eine günstige Umgebung, den Grund an für das, was die Menschen geistliches Leben nennen? (Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus dem Lebensgange eines Volksschullehrers der Gegenwart.

(Eingesandt von P. G. Eisen.)

Wer von den Lesern schon eine größere Gemäldesammlung besuchte, richtete seinen Blick wohl unwillkürlich zuerst auf die großen Wandgemälde, die allein schon um ihrer Dimensionen willen Eindruck auf uns machen. Hatten wir dann an diesen Größen unsern Appetit nach Kunstgenuß einigermaßen befriedigt, so wandten wir uns, wie ich denke, in stets absteigender Linie wohl auch den kleinen und kleinsten Kunstprodukten zu. Es ist nun einmal so im Leben, daß wir unsere Blicke von Jugend auf immer erst nur dem äußerlich Großen zuwenden. Hat ein Kind erst einmal den A-B-C-Zaun überklettert, dann können manche Erzieher kaum warten, bis der Buchstabirheld sich an die Erkletterung eines Schiller'schen Gedichtes, wie der Taucher, oder an eine Jean Paul'sche Schilderung, wie der Unglückliche in der Neujahrsnacht wagt; denn das sind ja Größen, an denen allein der Sinn für die Schönheit der Literatur sich bildet und sich emporrankt zu den Sphären wahrer Geisteskultur, ob auch ein Büblein hundertmal herunterpurzelt, weil sein Kinderverstand das Zeug nicht fassen kann. Wie auf diesem Gebiete, so ist es ziemlich allerwärts Mode geworden, sich und seine Größe allein an großen, gebirgsartigen Originalen zu messen.

Für den Dorfschulzen ist nur Bismarck, für den Korporal nur Moltke, für den Pastor Luther oder Calvin und für den Herrn Caplan Gregor VII. u. s. w. maßgebend und strikte Autorität. Was dazwischen ist, gehört zur Mittelsorte. Nun ist es ja aller Ehren werth, wenn ein jeder sich für ein großes Ideal begeistert. Wozu aber nur bei diesen stehen bleiben, deren Adler-

flug wir, wenn wir uns auch noch so große Mühe geben, mit unserer Spatzen-ausrüstung doch nicht zu folgen vermögen, und besser thäten, uns an einem nicht zu fernen Ideal zu bilden. Doch ich muß auf den Anfang zurückkommen, will ich nicht ohne Absicht dem einen oder andern auf ein Hühnerauge treten. Wer wirklich etwas Kunstsinn in sich hat, der wird bei den Wandgemälden nicht stehen bleiben; denn die Kritik, wie jeder weiß, nimmt oft auch bei diesen Größen Dimensionen an, daß von einem derartigen Tableau nur die Leinwand und die breiten Goldleisten Gnade vor dieser Nemesis finden. Der Kunstkenner betrachtet mit demselben Interesse eine Aquarelle, eine Handzeichnung, einen Holzschnitt. Hier fesselt den Beschauer das prächtige Colorit einer Charakterstudie, dort das Originelle einer Skizze, an einem andern Ort die bezaubernden Effekte von Licht und Schatten und dort vielleicht die scheinbar flüchtig hingeworfenen, kühnen Linien eines Entwurfes. So lobt jedes Werk seinen Meister.

Wozu aber schreibe ich das Vorstehende? Weil heutzutage eben etwas Reklame dazu gehört, wenn man ein Menschenkind aus dem gewöhnlichen Volke in die gebildete Gesellschaft einführen und ihr vorstellen will. Derjenige nun, den ich den werthen Lesern vorführen möchte, ist ein Mann aus dem Volke und dazu aus unserer jüngsten Vergangenheit. Aber eine gewöhnliche, alltägliche Erscheinung; eine Schablonennatur war er deßwegen nicht. Wer vor dem Dr. Arnold achtungs- und pietätvoll stehen geblieben, der wird sich auch für diesen geistesverwandten Jünger, einen Elementarlehrer aus dem Kanton Zürich (Schweiz) erwärmen und interessiren. Die Bekanntschaft dieses Treuen im Lande machte ich beim Durchlesen des XVII. und XVIII. Jahresberichtes des Evangelischen Lehrerseminars zu Unterstraß, Zürich, und gebe ich die darin enthaltene Skizze unverkürzt wieder.

Seminardirektor Bachofner schreibt: Wir können es nicht unterlassen, eines sehr lieben Schülers zu gedenken, den der Tod uns entrissen hat. Sein Lebensbild ist für junge Amtsgenossen lehrreich und auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse. A b r a h a m K e l l e n d o r f, Lehrer an der freien Schule in Zürich, starb am 23. Dezember 1886. Im Seminar war er ein überaus gewissenhafter Schüler und vielleicht der einzige, der den ungeheuren Wissensstoff wirklich bewältigte. An den Examen setzte er uns mehrmals in Verlegenheit, indem er die Fragen in längerem Vortrage so korrekt und gewandt beantwortete, daß die Zuhörer den Eindruck unerlaubter Vorbereitung hatten. Aber seine Lehrer wußten, daß man bei ihm überall mit dem gleichen Erfolg hätte anklopfen können. Als er das thurgauische Examen bestanden hatte, übertrug man ihm die Schule in Felben, welche dann noch mit derjenigen von Wellhausen verschmolzen wurde. Er hatte nun 90 Kinder in 7 Klassen zu unterrichten. Die Schulstube war gefüllt bis in den hintersten Winkel. Er nahm seine Aufgabe ernst. Wenn die Schulstunden vorüber waren, so begann er die Vorbereitung auf den Tag. Er schrieb sie bis aufs letzte Wörtlein, das er sagen wollte. Dann übte er das Geschriebene ein, im Zimmer auf und abgehend, alles durchdenkend und bei sich zurechtlegend. Um durch seine eige-

nen Tritte nicht gestört zu werden, entledigte er sich dabei der Fußbekleidung. Gewöhnlich wurde es 2 Uhr Morgens, ehe er zur Ruhe kam. So vorbereitet trat er in die Schulstube und begann seine Arbeit. Man mußte sie gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen. Jede Faser war gespannt, und jeder Zoll an ihm war ein Schulmeister. Oft machte er ein Kunststück, das ihm wohl wenige nachthun. Er besaß die Kunst, das Bewußtsein so zu theilen, daß er zwei Klassen gleichzeitig unterrichten konnte, der einen diktirend, mit der andern einen Gegenstand entwickelnd und beide gleicherweise mit der Macht seines Willens beherrschend. Kein Auge war von ihm abgewendet. Vermöge seines seltenen Gedächtnisses war ihm jedes Wort des Unterrichts auf Jahre hinaus gegenwärtig. Da war jedes Fach methodisch durchgearbeitet, und in seiner Seele lag der ganze Stoff geordnet von Anfang bis zu Ende, und wenn das Jahr um war, so machte er wieder neue und bessere Lehrgänge. Seine Schüler sangen wunderschön, und ihr Aufsagen war eigentlich erbaulich; nur mußte man dabei den Lehrer nicht ansehen, wie er mit der Hand die Zeichen für Betonung und Pausen gab. Seine Haltung war nicht gerade musterhaft; er hatte in seinen Manieren etwas komisches, und Kollegen, die ihn nicht verstanden, verspotteten ihn. Auch fehlte ihm der kindliche Geist. Seine Aufmerksamkeit beschränkte sich nicht auf die Schüler in der Schulstube; er überwachte sie auch auf der Straße und wirkte mit solchem Ernst in die Häuser hinein, daß er mehr gefürchtet als geliebt war.

Sein inneres Leben entwickelte sich rasch; er beschäftigte sich ernstlich mit Gottes Wort. „Jetzt kommt mir," schrieb er einmal, „ein Wort nach dem andern, von dem Sie uns einst sagten, zum Verständniß." Aber auch sein geistliches Wesen hatte etwas hartes und einseitiges, was nicht jedermann zusagte. Das Evangelium war ihm noch Gesetz. Für Gemeinschaft hatte er so zu sagen keinen Sinn. Was er sein sollte, mußte er aus sich selbst werden, darum konnte er sich auch nur schwer in einen mehrklassigen Schulorganismus einfügen. Einmal redete ich mit ihm darüber recht eindringlich. Als ich lange gesprochen hatte, bot er mir die Hand und sagte: „Adieu, Herr Bachofner." Damit wandte er sich ab. „Ziehe hin im Frieden," sagte ich bei mir selber; „du kommst schon wieder." Und es ist, wenn auch spät, anders mit ihm geworden.

In den Ferien pflegte er Studienreisen an Schulen und Anstalten zu machen. Einmal traf er auf einer solchen mit Prof. Thiersch zusammen, der an dem geistig lebendigen Schulmeisterlein seine Herzensfreude hatte. Einer seiner Brüder war katholisch und Mönch geworden. Dies brachte auch unserm Kellenberg die Ehre eines hohen Besuchs, und eine Zeit lang überschüttete man ihn mit Schriften. Aber sie gelangten an den Unrechten. „Du darfst die Sachen doch lesen," meinte ich. Er antwortete kurz nach seiner Art: „Ich habe anderes zu lesen; kein Thier frißt alles, was wächst." Der eigenthümlichste und schönste Zug seines Wesens war eine heftige Abneigung gegen alles Unedle und Gemeine. Er war die lauterste Seele, die ich kennen gelernt habe. Als einmal Bekannte von Unbedeutendem redeten, bemerkte er: „Ich kann

nicht begreifen, wie Christen sich mit solchen Dingen abgeben mögen." Groß und selten war auch die volle Hingabe an seinen Beruf, die ihn alles andere vergessen machte. Wo er wirkte, setzte er seine ganze Persönlichkeit ein. Der Einsatz kostete ihm das Leben. Schon als er nach Zürich berufen wurde, war eigentlich seine Kraft gebrochen. Er hatte schlaflose Nächte und war nervös aufgeregt. Wir hofften, daß, wenn er sich schonte, er sich wieder erholen würde; aber es war zu spät. Umsonst suchten wir ihm begreiflich zu machen, daß die Schule zunächst keinen Märtyrer, sondern einen Arbeiter brauche; er konnte sich nicht mehr schonen. Nach drei Jahren mußte er seine Stelle aufgeben und übernahm dann den Unterricht eines einzelnen Knaben, der wegen zarter Gesundheit die Schule nicht besuchen konnte. Auch hier leistete er mit halber Kraft noch Erstaunliches. Als er auch auf diese Arbeit hatte verzichten müssen, nahm ein erfahrener und tüchtiger Schulmann eine Prüfung mit seinem Schüler vor. Nachdem er ihn geprüft und alle seine Hefte durchgangen hatte, sagte er zu dessen Vater: „Solch einen Lehrer bekommen Sie nicht mehr. Das war ein Meister ersten Ranges."

In seiner Krankheit ruhte sein Geist nicht. „Mit Feuereifer hat er sein Amt in der Schule verwaltet, mit demselben Eifer suchte er als Todtkranker das Himmelreich an sich zu reißen," sagt von ihm der Bericht der freien Schule. In der Nacht des 22. Dezember bekam er einen Blutsturz. „Blut! Heiland!" Das waren seine letzten Worte. Die himmlische Antwort darauf — die erschrockene Wittwe vernahm sie freilich damals nicht — steht Hesek. 16, 6: „Ich ging an dir vorüber und sahe dich in deinem Blute liegen und sprach zu dir: Du sollst leben."

Bei seinem Begräbniß sangen die Schüler sein Lieblingslied: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir." Dann folgten wenige Freunde seinem Sarge. Die einfache Feier entsprach dem Wunsche, den er auf dem Krankenbette ausgesprochen hatte: „Ich will nicht, daß man dem Tod Ehre anthue."

Da die geehrte Redaktion am Eingange des Artikels mir ein Vorwort gestattete, so wird sie mir auch wohl ein Nachwort erlauben.

1. Es thut einem wohl, dann und wann Gestalten zu begegnen, die nicht nur zufrieden sind mit ihrem Beruf, sondern die sich auch darin glücklich fühlen, die in ihrem Beruf ihre Lebensaufgabe erblicken, eine Aufgabe, die es werth ist, daß man sein Leben einsetzt, mit vollem Ernst und willensstarker Energie ihre Lösung sucht und erstrebt. Ohne Liebe und Begeisterung wird nichts Großes geschafft.

2. Um etwas zu leisten, genügt es für Keinen, seinen Erfolg bloß aus der natürlichen Begabung herleiten zu wollen oder sich auf seine Kenntnisse zu verlassen. Aller Erfolg setzt Arbeit voraus, in jedem Stand und Beruf. Tüchtig erweist sich nur der, der seine Gaben und Kräfte braucht und anstrengt. Es kann einer talentvoll und dabei doch untüchtig sein, weil er kein Arbeiter ist.

3. Jeder Beruf, so auch der eines Elementarlehrers und dazu eines begabten fordert den ganzen Mann, eine ungetheilte Hingabe an seine Arbeit,

wenn das Ideal greifbare Gestalt annehmen soll. Hier findet das Wort seine Anwendung: „Wer etwas Tüchtiges leisten will, hätt' gern was Großes geboren, der suche still und unerschafft im kleinsten Punkte die größte Kraft."

4. Gute Lehrer machen gute Schulen, durch sie wird das Bedürfniß nach guten Schulen geweckt, ihren Einfluß aber kann keine Statistik je nachweisen noch bestimmen.

5. Feurige Naturen müssen lernen, ihre Kräfte sparen und zu Rathe halten. Dieses sind alltägliche Wahrheiten und doch, wie oft setzen wir uns darüber hinweg. Wer wünschte nicht Erfolg seiner Arbeit zu sehen? Die obige Skizze zeigt, was wir zu thun haben, wenn auch unsere Arbeit nicht vergeblich sein soll. Der Mann war nur Elementarlehrer, aber das war er auch ganz, mit jeder Faser seines Herzens, er war ein edler, idealer Charakter. Wie viele Größen, die vermöge ihrer Stellung ihn überragen, müßten sich nicht vor ihm schämen und bekennen, was Saul von David bekannte: Du bist gerechter denn ich.

Ein Blick in die Schule.

(Eingesandt von J. A. König.)

Da der Lehrer auf dem Lande und der alleinstehende Lehrer in einer Stadt wenig mit Collegen verkehren kann, werden ihm nur wenige von den Erfahrungen derselben bekannt; und die Erfahrungen des einen Collegen sollten doch dem andern zum Nutzen dienen. Wenn ich nun in Folgendem die lieben Brüder einen Blick in meine Schule thun lasse, so bitte ich ein wenig Nachsicht zu üben und hoffe einmal selbst in eine bessere Schule schauen zu dürfen.

Meine einklassige Schule hat 60 bis 80 Schüler, die in eine Ober- und Unterabtheilung getheilt sind. In die Oberabtheilung gehören alle die Schüler, die in der Mittel- und Unterstufe lesen. In der Mittel- und Unterstufe lasse ich abwechselnd einen Tag um den andern lesen. Ich lasse jede Lektion mehrmals genau durchlesen, alle schwierigen Wörter die ich am Tage vorher unterstreichen ließ, auswendig buchstabieren und gewöhnlich einen Theil der Lektion im Chor lesen. Die fünfte Lektion wird jedesmal zur Wiederholung verwendet, wobei ich das Bedeutendste des Gelesenen wieder abfrage. Die Schüler in der Mittelstufe lesen wöchentlich zwei Mal in der Bibel. Die Oberabtheilung hat wöchentlich vier Mal Schönschreiben, zwei Mal deutsch und zwei Mal englisch, und ein Mal Zeichnen. Ferner hat sie jede Woche ein Mal Liederverse aufzusagen, zwei Mal Geographie, ein Mal deutsch und englisch Diktat und Aufsatz.

In die Unterabtheilung gehört die große und kleine Fibelklasse. Jede dieser Klassen nehme ich täglich zwei Mal 20 bis 30 Minuten lang vor. Die Schüler der großen Fibelklasse lasse ich einzeln einen Theil der Lektion buchstabieren und lesen, dann wird die ganze Lektion im Chor buchstabiert und gelesen und schließlich lasse ich sie noch auswendig buchstabieren. Soweit es angeht verfahre ich ähnlich mit der kleinen Fibelklasse. Diese Klassen

lasse ich auch von größern Schülern überlehren, während ich das Schönschreiben in der Oberabtheilung nachsehe.

Die große Fibelklasse schreibt täglich zwei Mal auf die Tafel, einmal nach der Vorschrift, die ich nach Paysons Schönschreibe-System an die Wandtafel schreibe und einmal schreibt sie aus der Fibel ab. Die kleine Fibelklasse schreibt auch täglich zwei Mal nach den Vorschriften aus der Fibel, die ich an der Wandtafel vorschreibe. Mit dieser Unterabtheilung schreite ich langsam vorwärts und sehe dahin, daß hier Fleiß und Ausdauer besonders belohnt werden. Nichts rächt sich, meiner Ansicht nach, in der Schule ärger, als wenn die Fibel nachlässig gelehrt oder schlecht gelernt wird. Seit Neujahr habe ich in der großen Fibelklasse Brodts "Elementary Lessons in Arithmetic" gebraucht und diese Klasse macht in dieser Hinsicht die schönsten Fortschritte.

Außer der kleinen Fibelklasse lernen alle Schüler Englisch; ich habe vier englische Abtheilungen nach den vier Readers. An dem Unterricht in der biblischen Geschichte, im Singen und im Katechismus nehmen alle Schüler gemeinschaftlich Theil. Schließlich möchte ich noch sagen, daß ich in allen Fächern mehr auf Genauigkeit sehe, langsamer voranschreite und öfter wiederhole, als ich in den ersten Jahren meines Schulamtes gethan habe.

Wenn diese Zeilen zur Anregung dienen, daß die lieben Brüder mehr von ihrer Wirksamkeit in der Schule veröffentlichen, so ist der Zweck meines Schreibens erfüllt.

Psychologie.

Eingesandt von A. Breitenbach.

(Fortsetzung.)

Einzelne Vorstellungen, die sich im wachen Zustande berichtigend einstellen, bleiben aus; wie wenn wir z. B. im Traume auf dem Wasserspiegel wandeln, ohne uns zu besinnen, daß das Wasser der körperlichen Schwere nachgibt und ausweicht, oder wenn wir mit längst verstorbenen Personen uns wie mit Lebenden unterreden, weil wir das Factum ihres Hingeschiedenseins vergessen haben. Es ist bekannt, daß der Traum sich an Ort und Zeit nicht kehrt und dadurch die größten Ungereimtheiten begeht, daß er Personen und Sachen aus den verschiedensten Zeiten und Räumen zusammenbringt, und ziellos von einem Gegenstand zum andern herumspringt. Der Traum kann uns aber über unsern eigenen Gedankeninhalt belehren. Sittliche Mängel werden uns oft erst im Traume offenbar; hier drängt sich mancher böse und unreine Gedanke hervor, dem wir dies im wachen Zustande verbieten würden. Daher hat man wenigstens z. B. von dem keinen Betrug zu erwarten, welchem die Absicht zur Begehung eines solchen „nicht einmal im Traume einfällt."

Die Phantasie des Kindesalters ist am stärksten. Das Kind kennt weder Denk- noch Naturgesetze. Seine Phantasie richtet sich darum auch nicht nach denselben, durchbricht sie nach allen Seiten, indem sie nicht nur über das

Wirkliche, sondern auch über das Mögliche hinausgeht und phantastische Bilder, wie dies im Traume geschieht, erzeugt. Dem Kinde ist eben alles möglich; es gibt für dasselbe kein Wunder, die ganze Welt ist ihm ein solches. Das ist die Stufe des Märchens und der Sage. Im Knaben- und Mädchenalter durchbricht die Phantasie nicht mehr die Denk- und Naturgesetze und schafft daher, was in Wirklichkeit sein könnte. Der Verstand scheidet und trennt, was die Phantasie gläubig verbindet. Im Jünglings- und Jungfrauenalter steht die Phantasie unter dem Einflusse der Vernunft und zeigt die Ideale.

Werfen wir einen Blick zurück, um das wichtigste nochmals kurz hervorzuheben: Die durch die Phantasie erzeugten Vorstellungen sind nichts Neues, sondern nur eine aus alten Vorstellungselementen zusammengesetzte neue Vorstellungsform. Während die Erzeugnisse der reproduktiven Einbildungskraft, von der Anschauung ausgehend, mit der Wirklichkeit übereinstimmen, sind die Gebilde der Phantasie, weil von einer Anschauung unabhängig, auch mit der Wirklichkeit nicht identisch. Die Phantasie begleitet sämmtliche Lebensalter und ist von Bedeutung für den Unterricht und das sittliche Leben.

Die Bezeichnung der Vorstellungen.

Als geistiges Wesen hat der Mensch das unabweisbare Bedürfniß, seine innere Welt andern mitzutheilen. Daraus ist die Nothwendigkeit der Bezeichnung der Vorstellungen ersichtlich. Man unterscheidet drei Beziehungsarten. Deuten wir durch ein Bild an, welche Vorstellungen wir im Sinne haben, so nennt man die Beziehung ein Sinnbild oder ein Symbol. Das Symbol ist ein Gegenstand für sich, hat aber mit der im Geiste vorhandenen Vorstellung etwas gemein. So ist der Anker das Symbol der Hoffnung. Anker und Hoffnung haben das Festhalten gemein. Die Rose ist ein Symbol der Liebe, das Veilchen ein Sinnbild der Bescheidenheit. Trennt man sich von einer Freundin, so überreicht man derselben ein Vergißmeinnichtsträußchen.

Die zweite Vorstellungsbezeichnung ist das Zeichen. Es hat mit der Vorstellung gar nichts gemein. Man legt dem Zeichen eine Bedeutung bei, so daß diese Bedeutung Hauptsache, der Gegenstand als solcher Nebensache wird (Grenzstein, Knoten im Taschentuch).

Die wichtigste Bezeichnung für eine Vorstellung ist das Wort. Hier ist die Bezeichnung nur noch das, was sie bedeutet. Ohne Vorstellung ist das Wort nur ein leerer Schall. Sprachbildung und Vorstellung gehen Hand in Hand. Geistesbildung bedingt Sprachbildung, und umgekehrt bereichert die Sprache den Geist. Besitzt man eine Vorstellung, so will man auch den Namen haben; liest man ein Buch, so erhält man zunächst Worte, verknüpft damit aber zugleich Vorstellungen. Ohne Wort ist die Vorstellung, ohne Vorstellung das Wort werthlos.

Das Gedächtniß.

Unter dem Gedächtniß versteht man die Fähigkeit des Geistes, die Vorstellung mit der Bezeichnung und diese mit jener in ihrer Verbindung festzuhalten und zu reproduziren.

Zunächst kann man sich etwas einprägen, indem man auf den sachlichen Zusammenhang achtet; wir lernen verständig oder judiziös. Eine Art des Gedächtnisses, besser gesagt der Reproduktion, ist also das judiziöse.

Um zu wissen, wie die einzelnen Strophen aus dem Liede: „Befiehl du deine Wege" anfangen, merkt man sich den Spruch: „Befiehl dem Herrn deine Wege" 2c. Hier ist ein künstlicher Zusammenhang festgestellt. Um das eine nicht zu vergessen, muß man sich etwas anderes merken. Diese Art zu lernen, nennen wir künstlich oder ingeniös. Das zu Behaltende wird auf eine eigenthümliche, absichtliche Weise, und meist nicht ohne Witz und Kunst zu verknüpfen gesucht. Die zweite Art des Gedächtnisses ist mithin das ingeniöse. Sie findet besonders in der durch den Dänen Otto Reventlov aufgestellten Gedächtnißkunst, Mnemotechnik oder Mnemonik genannt, ihre Anwendung.

Es kommen aber viele Fälle vor, wo weder judiziös noch ingeniös gelernt werden kann; man denke nur an die Präpositionen: an, auf, hinter, neben, in, über, unter, vor, zwischen. Diese Wörter werden in der angegebenen Reihenfolge allein durch häufige Wiederholung eingeprägt. Vermöge der Assoziation zieht ein Wort das andere bei der Reproduktion nach sich. Es ist dies die dritte Art, das mechanische Gedächtniß.

Von einem guten Gedächtniß wird mancherlei verlangt: Die Einprägung soll nicht schwer fallen (Leichtigkeit); das Eingeprägte soll unverändert bleiben (Treue); das Gemerkte soll dauerhaft sein; das Gedächtniß soll dienstbereit sein, d. h. das Gemerkte soll jeden Augenblick reproduzirt werden können; schließlich soll das Gedächtniß umfangreich sein. Diese Eigenschaften finden sich in den seltensten Fällen alle vereinigt; so schließen sich Leichtigkeit und Dauerhaftigkeit meist aus, was sich daraus erklärt, daß eine schnelle Verschmelzung der Vorstellungen sich nicht so gründlich vollzieht, wie eine langsame. Die Gegensätze eines guten Gedächtnisses sind ein beschränktes, untreues, langsames und schwaches Gedächtniß.

Ein gutes Gedächtniß erlangt man dadurch, daß man die neuen Vorstellungen mit ältern in innige Verbindung bringt. Aber auch durch Uebung kann das Gedächtniß erstarken. Wer sich etwas sicher einprägen will, muß darüber wachen, daß nicht andere Vorstellungen sich zwischen die Glieder des Einzuprägenden drängen und so die Verbindung hindern.— Das Gegentheil der Gedächtnißthätigkeit ist das Vergessen.

Das Gedächtniß ist am stärksten während der Jugendjahre, darum ist die Jugend die eigentliche Zeit des Lernens und ein leichtes Gedächtniß das Anzeichen geistiger Begabtheit der Kinder. In den drei ersten Lebensjahren lernt der Mensch mehr, als in den drei akademischen. Die staunenswerthe Energie des Gedächtnisses hält auch in den späteren Jahren des Kindesalters an und befähigt das Kind, mit Leichtigkeit eine zweite, dritte Sprache zu erlernen, Namen und Zahlen in sich aufzunehmen, seinen Körper für verschiedene Künste geeignet zu machen. Die Kindheit ist die Periode der Herrschaft des mechanischen Gedächtnisses, wo das Kind alles ihm Dargebotene willig in sich aufnimmt, ohne nach dem „Wie" und „Warum" zu fragen. Im Jünglings-

alter erfährt der Gedächtnißstoff in Bezug auf die sinnlichen Anschauungen nur geringe Bereicherungen, desto bedeutendere jedoch in Bezug auf die Verbindung dieses Stoffes zu neuen bedeutenden Gebilden, an deren Ausbau sich neben dem Gedächtnisse der Verstand und die Phantasie bethätigen. Noch stationärer wird das Gedächtnis im Mannesalter. Die Zeit des Sammelns ist vorüber; die Periode der freien Verwendung des früher Angesammelten in selbstständigen Urtheilen und Entschließungen ist eingetreten. Im Mannesalter erlernt man nur äußerst schwer eine neue Sprache, behält man nur mühsam Namen und Zahlen. Dies hängt mit der abnehmenden Empfänglichkeit und Reizbarkeit des Nervensystems zusammen. Im Greisenalter zeigt die Gedächtnißthätigkeit einen rapiden Verfall. Das Alte wird vergessen, das Neue bleibt nicht mehr haften. Nur die wichtigsten Erlebnisse ragen aus der Sündflut des allgemeinen Vergessens wie Eilande hervor.

Da das Gedächtniß nichts Neues schafft, sondern nur das Alte, wie es ist, bewahrt, so darf es nicht überraschen, wenn produktive Geister und Genies, deren Thätigkeit vornehmlich auf Erfindung des Neuen gerichtet ist, oft ein schwaches Gedächtniß zeigen. Bei ihnen wird Verstand und Phantasie dem Gedächtnisse schaden. Im Gegentheil findet man oft Menschen von schwacher Urtheilskraft, die ein treues Gedächtniß haben.

Der Schlaf.

Der Schlaf wird herbeigeführt durch körperliche und geistige Ermüdung und begünstigt durch Minderung der äußern Sinnesreize oder durch fortgesetzte monotone Einwirkung solcher, ferner durch Kälte, starke Mahlzeiten, den Genuß von Spirituosen und gewisser Gifte (Narcotica).

Die Hemmung der Vorstellungen während des Schlafes ist entweder eine vollkommene oder unvollkommene. Das erstere findet während des tiefen Schlafes, das letztere während des Halbschlafes statt, wo die Vorstellungen als Traum im Bewußtsein auftauchen.

Der Schlaf hat eine wichtige seelendiätische Bedeutung für die Auffrischung unseres Bewußtseins. Er schließt das Tagewerk der Seele mit seinen vielen Schwierigkeiten, Drangsalen und Leiden ab, auf daß wir dasselbe am nächsten Morgen auf neuer Grundlage beginnen, dadurch gewinnt er eben jene erlösende Macht, die ihn zum Tröster der Menschen erhebt. Da der Schutt, den die durchs Bewußtsein ziehenden Vorstellungen eines Tages in demselben zurücklassen, durch den Schlaf hinweggeräumt wird, so können wir mit neuer, frischer Arbeitslust an die Bewältigung von Problemen gehen, die uns tags zuvor nicht gelingen wollten. Daher das Sprichwort von der goldenen Morgenstunde.

Das Schlafbedürfniß ist je nach dem Alter sehr verschieden. Daß man das richtige Maß des Schlafes genossen hat, zeigt die Frische, die Lebendigkeit und das Lebensgefühl in der Morgenstunde an. Wer zu viel schläft, hat dieses Lebensgefühl am Morgen nicht; er ist vielmehr beim Erwachen träge, verdrossen und träumerisch. Auch fehlt es dem, der zu wenig schläft, indem sich bei ihm eine körperliche und geistige Aufregung und darauf Schwäche an

Körper und Geist einfindet. Am naturgemäßesten ist es, in der Nacht zu schlafen, und zwar am besten schon einige Stunden vor Mitternacht. Müdigkeit am Abend fordert den Beginn des Schlafes. Als Vorbereitung dazu müssen alle körperlichen und geistigen Aufregungen, sowie reichliche Mahlzeiten kurz vorher vermieden werden. Tüchtiges Arbeiten bei Tage ist die beste Schlafvorbereitung.

Zu betonen ist noch das Frühaufstehen; von ihm hängt die ganze Tageseintheilung ab; es wird eine Fülle werthvollster Zeit gewonnen und schließt ein gutes Stück körperlicher Abhärtung in sich. Nichts ist mehr geeignet, die Willenskraft abzustumpfen, Körper und Geist gleichmäßig erschlaffen zu lassen, als das Träumen und Halbwachen in den Frühstunden. Sehr verderblich ist es, wenn Kinder, besonders erregte, durch das lange Liegen im Bette Zeit erhalten, dem Spiel der Phantasie nachzuhängen. Am bedenklichsten ist dies zur Zeit der Entwickelung der Mannbarkeit, da dadurch sogar der Hang zu gemeinen Jugendsünden geweckt oder begünstigt werden kann.

Als äußere Schlafweckmittel dienen die Sinnesreize, namentlich der Schall, grelles Licht, Erregungen der Hautnerven. Starke Verminderung oder völliges Aufhören gewohnter Reize können ebenfalls erwecken. Der Müller erwacht, sobald das gewohnte Geräusch des Mühlwerks aufhört.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Streit innerhalb des Generalkonzils ist derart stark geworden, daß man sogar in Deutschland auf denselben aufmerksam geworden ist. Man bekommt eine Vorstellung von der Erbitterung, mit welcher gekämpft wird, wenn wir eine Anzahl von Stellen aus einem in „Kelle und Schwert“ veröffentlichten Brief Pastor Paulsens wiedergeben. Dem Brief selbst wird eine Bemerkung vorausgeschickt, in der es u. a. heißt:

„Wenn wir die „Erklärung“ des Herrn Pastor Paulsen in unserem Blatte veröffentlichen, so geschieht es mit demselben Recht, als „Herold und Zeitschrift“ gethan; ja es ist nur ein Akt der Gerechtigkeit gegen einen Mann, über den sich die bittersten und gehässigsten Schmähungen seit Monaten ergossen hatten und wie wir nicht zweifeln, noch ergießen werden. Wir hielten es bisher für unsere christliche Pflicht, über dergleichen zu schweigen, obwohl wir durch die rücksichtslose, rohe Behandlung in zwei öffentlichen Kirchenblättern, besonders in „Herold und Zeitschrift,“ öfters in Versuchung kamen, davon Gebauch zu machen. Wir wollten aber nicht den hochauflodernden Brand noch mehr schüren und hofften, da das einzige Tröpflein Brennöl in der ersten Nummer so empfindliche Wirkung verursachte, würden auch unsere Gegner zur Einsicht kommen, daß wir auch, wie sie, für zugefügte Kränkungen ein Gefühl besitzen. Wir fügen keine Bemerkung bei, legen nichts aus und nichts hinein; bemerken aber, daß wir manches, zum Theil Schriftliches, in Händen haben, um über die Einleitung und das Zustandekommen der vielgenannten Reise nach Hamburg nähere Aufschlüsse geben zu können und zwar nicht vage, nur auf Hörensagen beruhende, sondern die erhärtet werden können. Wir wollen auch jetzt noch zuwarten und am liebsten es ad acta legen. Werden wir aber bis zum Tode wie vogelfreie Wesen gehetzt, so müssen wir uns zur Wehre stellen und nach Kräften vertheidigen. Für die Folgen dieses Kampfes sind wir dann nach unserer Ueberzeugung nicht verantwortlich, sondern diejenigen, welche denselben aus dem Privatkreis in die Oeffentlichkeit übertragen und den allerersten Anlaß dazu gegeben haben.“

Wir geben nun eine Anzahl Stellen aus dem Schreiben von Pastor Paulsen:

„Ich habe bisher auf die unerhörten Angriffe geschwiegen, welche Herr Professor Dr. Späth gegen mich gerichtet hat, in der Ueberzeugung, daß der so leicht erregbare und aufbrausende Herr allmählich zur Besonnenheit zurückkehren würde......... Nachdem ich aber in neuester Zeit die Erfahrung gemacht habe, daß Herrn Professor Dr. Späths Charakter sich für einen Rechtsanwalt besser eignet als für einen Geistlichen, trage ich kein Bedenken, hiermit öffentlich zu erklären, daß ich an der Hand der Thatsachen beweisen kann, welch ein unwürdiger Diener seiner Kirche und seines Gottes Professor Dr. Späth ist.........In Philadelphia scheint man das achte Gebot jedenfalls nur sehr mangelhaft zu kennen, oder Professor Dr. Späth gehört zu denen, die andern predigen und selbst verwerflich sind! Er überläßt das „alles zum Besten kehren" denen, welchen es zuträglich ist, ihm aber ist es nicht zuträglich. Wahrlich, ich muß sagen, daß mich ein tiefer Ekel ergriffen hat vor diesem Manne und seinem unlauteren, heuchlerischen Treiben. Derselbe Mann, der alles thut, um die deutsche Mission zu zerschlagen, weil er sie im innersten Herzen haßt, der seufzt: „Unsre arme deutsche Mission, welch ein Gericht über sie!" Er selbst sucht sich zur Geißel zu machen und dasselbe öffentlich zu treiben, was er längst im Geheimen getrieben hat. Ich danke meinem Gott, daß Er mir endlich die Augen geöffnet, um den Charakter eines Mannes zu erkennen und mich zu bewahren vor den teuflischen Schlingen, die der mir und unsrer Sache gelegt hat.........Möge er erst sich selbst die Buße predigen, die er andern vorhält, und über den Splitter in andrer Augen nicht den Balken vergessen, den er in seinem eigenen Auge trägt.........Ich will nur noch zum Schluß bemerken, daß Herr Professor Dr. Späth einen unwürdigen Drohbrief an den Inspektor des Seminars in Kropp gerichtet, in welchem er die Lehrer ungefähr behandelt, als wären sie seine Knechte, die er nach Belieben brotlos machen könne — und doch hat der Herr Professor hier nicht einen Stein, der ihm gehört und hat noch nie mit einem Stücklein Brot die Leute, die er so von oben herab zu behandeln sich vermißt, gespeist, und das Leute, von denen jeder, der sie kennt, weiß, daß sie an wissenschaftlicher Bedeutung jedenfalls hinter einem Professor Dr. Späth nicht zurückstehen.

Wenn nun Dr. Späth ferner droht, ich zerschlüge mein eigenes Werk, so will ich ihm ein für alle Mal hiemit gesagt haben: ein Predigerseminar, dessen Bestand abhängt von den Sympathien des jedesmaligen Präses eines Kirchenkörpers, ist eine so erbärmliche Anstalt, daß ich dafür danken würde, damit zu thun zu haben. Ich wollte einmal den Konsistorial-Präsidenten sehen, der es sich herausnehme, die Mitglieder einer theologischen Fakultät so zu behandeln, wie es der mit viel weniger Macht ausgerüstete Präsident des General-Konzils versucht. Er würde sicherlich gehörig in seine Schranken verwiesen werden und die ganze Kirche würde sich wider ihn erheben! Dazu kommt, daß wir bisher nur die Gebenden und das General-Konzil der Empfangende war. Das sollte Herr Professor Dr. Späth nicht vergessen........."

Daß man sich auf der andern Seite natürlich auch keines Stillschweigens befleißigt, ist selbstverständlich. Eine Probe davon, wie man dort schreibt und redet, wollen wir hier nicht weiter geben, da eine solche schon in Nr. 2 dieses Jahrgangs Seite 60 sich findet. Daß natürlich aus der bittern Wurzel dieser mit so tiefer persönlicher Erbitterung geführten Kämpfe für die Kämpfenden nur unheilvolle Früchte reifen können, braucht man wohl Niemandem weiter zu beweisen.

Die Schweden innerhalb des General-Konzils sind in diesem Stück etwas besser daran, da sie es verstanden haben, ihre völlige Unabhängigkeit zu wahren und geradezu ängstlich über derselben wachen. Im Jahre 1887 beschloß das General-Konzil, ein Theologisches Seminar in Chicago zu errichten. Sofort erklärte die Schwedische Augustana-Synode, daß ein theologisches Seminar in Chicago nicht errichtet werden sollte, indem sie selbst ein Seminar bei Chicago, d. h. in Rock Island habe und man die Sache so ansehe, als ob das Seminar den Zweck habe, die Arbeit auf dem Gebiet der Augustana-Synode aufzunehmen.

Daß man die Dienstzeit der Methodistenprediger zu verlängern wünscht ist nichts Neues mehr und es scheint, als ob Aussicht vorhanden sei, daß das Maximum der Dienstzeit von drei auf vier Jahre erhöht wird. Nicht minder aber wird von manchen Seiten auf die Beschränkung der bischöflichen Gewalt hingearbeitet. So hat eine Konferenz in Philadelphia den Antrag an die Generalkonferenz gestellt, daß die Glieder der jährlichen Konferenzen die vorstehenden Aeltesten erwählen sollten, welche dem Bischof gegenüber als berathende Behörde zu fungiren hätten, wo es sich um Stellenbesetzung handle. Außerdem solle dem Bischof nicht erlaubt sein, eine Stelle im Widerspruch mit dem Gutachten einer Majorität der vorstehenden Aeltesten zu besetzen.

Zur Aufbesserung der Pfarrgehälter sind in Preußen etwa 700,000 Mark verwilligt worden, die aber beiden Kirchen zu Gute kommen sollen. Den Löwenantheil erhält aber Rom, genauer die rheinischen Succursalpfarrer, die von den Bischöfen vollständig abhängig sind und seither sehr gering besoldet waren. Das ist Parität, und man versteht es immer, darauf zu sehen, daß die katholische Kirche nicht zu kurz kommt, namentlich wenn es sich um Geld handelt.

Der Tod Kaiser Wilhelms ist zwar kein kirchliches Ereigniß oder eine theologische Merkwürdigkeit, aber es ist doch manches in auch kirchlicher Beziehung bemerkenswerthes zu Tage getreten.

Bei diesem Anlaß hat der Papst wieder seine Bescheidenheit in einem solchen Lichte gezeigt, daß man sein Benehmen, wenn man es nach demselben Maßstab beurtheilen würde, wie das anderer Menschen, ein unverschämtes Fordern nennen würde. Er hat nämlich in seinem Condolenzschreiben versichert, es thue ihm das Ableben des Kaisers Wilhelm leid, weil derselbe so viele Beweise seiner Gefälligkeit gegen Rom gegeben habe, und er (der Papst) auch noch mehr erwartet habe. (Genug bekommt er ja nie.) Dem wird dann noch hinzugefügt, daß man von dem jetzigen Kaiser dieselbe Gefälligkeit erwarte, oder wohl noch mehr.

Ganz so wie der Papst machen es seine Anhänger, nur in etwas weniger höflichen Formen. Hat man es durch eine Coalition des Centrums, der Conservativen, der Freisinnigen und Polen verstanden, von den Staatsleistungen an die Altkatholiken 6000 Mark abzuzwacken, so fordert man nun von der preußischen Regierung, daß sie die Altkatholiken als Dissidenten erkläre, d. h. thatsächlich das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit von Staatswegen anerkenne.

Die „Germania“ schreibt mit ihrer gewohnten Unverschämtheit: „Wir erwarten vom Fürsten Bismarck, daß er endlich durchgreift! Unsere Geduld ist zu Ende, die Stellung der preußischen Regierung zur katholischen Kirche sehen wir und können sie nur sehen im Spiegel der Behandlung des Altkatholiken-Gesetzes, im Vergleich mit der absolut andern Behandlung der protestantischen Dissidenten. Wir verlangen, daß man sie als Nichtkatholiken behandle, als eigene Religionsgesellschaft. Und will man sie dann auch noch weiterhin außerordentlich fördern, dann nicht auf unsere Kosten, sondern auf Kosten des Staates und eventuell der protestantischen Kirche. Zur katholischen Kirche, der einigen in Lehre, Sakramenten, Kultus, Hierarchie, können sie bei ihren Abweichungen in allen diesen Beziehungen nicht gehören. Das wird jetzt jede vernünftige, ruhige, gerechte Ueberlegung auch von den Protestanten uns zugeben.“

Ob man wohl noch unverschämter sein kann? Bei den Römlingen ist freilich in dieser Hinsicht nichts unmöglich. Der Staat soll das Unfehlbarkeits-Dogma als integrirenden Bestandtheil des von ihm mit Geldmitteln unterstützten Katholicismus anerkennen und demgemäß den Altkatholiken alle Geldmittel und jede gesetzliche Berechtigung entziehen.

Man ist eben mit keiner Staatsgewalt zufrieden, welche die römische Kirche nicht in der Art anerkennt, daß sie auch zur Verfolgung der Ketzer nach Möglichkeit die Hand bietet. Daher werden die Nothkirchenkomödien aufgeführt, wo den Altkatholiken das Recht der Mitbenutzung einer Kirche eingeräumt wird (vergl. Th. Ztsch. 1888 S. 94).

Die römische "Voce Della Verita" (Stimme der Wahrheit) hat sich übrigens jüngsthin mit fast naiver Offenheit über diesen Punkt ausgesprochen. Sie sagt: „Wir bemerken, daß die katholische Kirche, obwohl sie das Recht hat, die Freiheit der Kulte zu verwerfen und sie im Prinzip (in tesi) auch verwirft, dieselbe doch annimmt und in hypothetischer Weise (come ipotesi) sich ihrer erfreut. Wo sie nämlich infolge beklagenswerther Umstände nicht offiziell als die alleinige Staatsreligion anerkannt ist, beansprucht und fordert sie für sich jene Freiheit, deren alle Konfessionen genießen, indem sie darauf rechnet, durch die Reinheit ihrer Dogmen und ihrer Moral mit der Zeit alle Irrthümer und Laster zu überwinden, und bestimmt den Tag erwartet, wo es sich erfüllt, daß nur eine Heerde unter einem Hirten sein wird. In den Ländern jedoch, wo ihr Vorrang (primato) festgestellt ist, wo das Blut ihrer Märtyrer und die Lehrkämpfe ihr eine volle und gesetzliche Existenz gesichert haben, verwirft sie in der Weise eines friedlichen Besitzers jede Kultusfreiheit als einen Widerspruch, nicht bloß mit der objektiven Wahrheit der Dinge, sondern auch als einen Angriff auf ihre präexistenten Rechte, auf ihre unbestreitbare Oberherrschaft."

Wie die römischen Katholiken die Gleichberechtigung der Confessionen ansehen und betreiben, ergibt sich aus einem Kirchweihbericht. Am ersten November wurde in Neuendorf, Kreis Saarbrücken, eine aus dem Ertrag der Lutherkollekte von 1883 erbaute Lutherkirche eingeweiht. Ueber diese Feier wurde u. a. berichtet: „Es war ein schönes Fest. Wir mußten uns nur von wegen der Römischen ganz stille verhalten. Keine Ehrenpforten, Musik oder Böllerschüsse u. drgl. Sie hatten dies bei der Behörde durchzusetzen gewußt."

Eine eigenthümliche Betrachtung knüpft der „Deutsche Merkur" an das Geschenk des Großherzogs von Baden zum Jubiläum Leos XIII. Dasselbe besteht in einer photographischen Copie der Chronik des Konzils von Konstanz, deren Original im Rathhause von Konstanz aufbewahrt wird. Das genannte Blatt meint, dieses Geschenk müsse dem Papst Kopfzerbrechen machen, indem er nicht wohl über folgendes Dilemma hinwegkommen könne: „Entweder hat das Konstanzer Konzil Recht, dann ist das Vatikanische Schwindel und ich bin nicht unfehlbar; oder es hat Unrecht, dann ist die Nachfolge der Päpste unheilbar durchbrochen, die Papstwahl seitdem ungültig und ich bin gar nicht Papst, sondern nur Joachim Pecci."

Ist alles ganz recht, nur hat der „Deutsche Merkur" ganz vergessen, daß wenn einer einmal unfehlbarer Papst ist, es keine Wahrheit mehr gibt, durch die er in Verlegenheit gebracht werden könnte.

Seit der puseyitischen Bewegung hat man wiederholt prophezeit, daß die römisch-katholische Kirche in England binnen kürzester Frist die größten Fortschritte machen werde. Entsprechen die Thatsachen dieser Voraussagung? Nimmt insonderheit die römisch-katholische Kirche bemerkenswerth an Zahl zu? Die neueste Nummer der in London erscheinenden „Quaterly Review" bringt zur Beantwortung dieser Fragen einen ausführlichen Artikel, der von großem Interesse ist. Zunächst werden einige Tabellen mitgetheilt, die den Stand der römisch-katholischen Kirche in England in den Jahren 1850 und 1888 vergleichen. In diesen 38 Jahren hat die Zahl der Bischöfe um neun, der Priester um 1488, der Klöster und Anstalten um 570, der Kirchen um 707 zugenommen; die römisch-katholischen Schulen zählen 240,000 Kinder mehr. Diese Zahlen beziehen sich nur auf England und Wales, während die Zunahme in Schottland entsprechend groß gewesen ist. Danach wäre der Fortschritt unzweifelhaft ein sehr großer und stände mit der allgemeinen Zunahme der Bevölkerung in gar keinem Verhältniß.

Aber das betreffende Blatt macht zur Erklärung dieser Erscheinung auf mehrere Punkte aufmerksam. Es behauptet nämlich, daß jene Zunahme keineswegs eine stetige gewesen sei, sondern stoßweise stattgefunden haben, nämlich erstens durch den Ausgang der Oxforder Bewegung, wodurch Tausende Rom in die Arme getrieben wurden, und zweitens — und das ist das Bedeutendere — durch die große irische Einwanderung. Durch diese letztere allein sollen mehr denn eine Million Katholiken auf englischen Boden

verpflanzt sein. Zieht man diese außerordentlichen Ursachen in Betracht, so behauptet das Blatt, daß die römisch-katholische Kirche in England nicht nur nicht zunehme, sondern stetig an Zahl verliere.

Diese relative Abnahme an Zahl geben nach der Behauptung der „Quarterly Review" selbst römisch-katholische Blätter wie außer „The Month" noch der „Tablet" offen zu. Letzteres Blatt gab als Beispiel eine Familie, die in drei Generationen 47 Glieder zählte, von denen nur das erste Elternpaar römisch-katholisch blieb, während sämmtliche 45 übrige sich andern Gemeinschaften anschlossen.

An wen verliert denn Rom seine Glieder? Die katholischen Blätter geben einstimmig die Antwort: größtentheils an die englische Staatskirche. Und wie erklärt sich das? Verschiedene Gründe werden angegeben. Der Hauptgrund aber ist der folgende: Jeder Erfolg im Proselytenmachen in England ist bisher durch übergetretene Engländer errungen, und zwar vor allenk durch konvertirte englische Geistliche, während ausländische Missionare stets nutzlos gearbeitet haben. Englische Geistliche aber treten seit geraumer Zeit, besonders seit dem Vatikanum, nur noch ganz verzeinzelt über, und so stirbt jene Klasse erfolgreicher Proselytenmacher allmählich aus und ergänzt sich nicht wieder. Was ist aber die Ursache dieser Erscheinung? Hier kommen wir zu dem bedeutsamsten Punkt. Die römisch-katholischen Blätter bekennen es selbst, und die englischen ritualistischen Blätter nehmen es mit einem gewissen Triumph auf: es treten deßhalb keine englischen Geistlichen mehr über, weil sie im Schoß ihrer eigenen Kirche jetzt alles finden, was sie an Rom bewunderten, oder mit andern Worten, weil die englische Kirche selbst mehr und mehr romanisirt wird.

Kommen wir nun auf unsere Anfangsfrage zurück: macht Rom in England Fortschritte? so haben wir zu sagen: alle jene Ausführungen mögen wahr sein; Rom mag im einzelnen nicht nur nicht gewinnen, sondern verlieren, ungeheuer verlieren; es kann darüber ganz ruhig sein, und es ist auch ganz ruhig; die ritualistische Geistlichkeit gewinnt hier zehnfach und hundertfach zurück, was etwa verloren geht, und wenn der Romanisirungsprozeß im Innern der englischen Staatskirche so fortgeht, muß über kurz oder lang ein großer Theil, wenn nicht die Hauptmasse derselben der alleinseligmachenden Kirche von selbst in die Arme sinken. Die Entscheidung wird voraussichtlich dann eintreten, wenn die englische Kirche entstaatlicht und entpfründet worden ist, ein Ereigniß, welches wohl noch verzögert und aufgeschoben, aber nimmer abgewendet werden kann.

Die Bischöfe der englischen Staatskirche sind, da sie eben nicht unfehlbar sind, wieder in Verlegenheit gebracht worden durch die Trauung des Prinzen Oskar von Schweden, die in der St. Stephanskirche von Bournemouth im Süden Englands stattgefunden hat. Die Königin von Schweden wollte nämlich die Trauung nach schwedischem Ritus, aber in einer Kirche, vollziehen lassen und wandte sich deßhalb an den Bischof Dr. Harald Brown, in dessen Diöcese (Winchester) Bournemouth liegt. Der Bischof wußte aber nicht, ob er die Erlaubniß dazu geben dürfe, der Erzbischof wußte es auch nicht und fragte deßhalb bei seinem Vicar-General, der dem Erzbischof in juristischen Fragen Rath zu ertheilen hat, an. Dieser wußte es nun und erklärte dem Erzbischof, daß die noch nicht ganz vollendete und noch nicht konsekrirte St. Stephanskirche in Bournemouth gesetzlich (legally) noch keine Kirche und die Trauung nach schwedischem Ritus in England keine gesetzliche Trauung, sondern nur eine Privatfeier sei.

So konnte also die Erlaubniß gegeben werden, ohne daß man irgendwelche unheilvolle Folgen für die englische Staatskirche befürchtete. Leider aber hatte man vergessen einen zu fragen, der in allernächster Nähe wohnte und die Sache am allerbesten wußte. Es war dies der Rev. Brackenbury, Direktor der Saugeen-Schule in Bournemouth. Unglücklicherweise erfuhr dieser erst von der Sache, als die Trauung bereits vollzogen war, aber dennoch hielt er es für seine Gewissenspflicht, den Bischof brieflich in etwas grober Weise darüber zu Rede zu stellen, daß er eine Kirche, die zwar noch nicht formell konsekrirt, aber durch die Feier der „Eucharistie" schon realiter geweiht sei, durch einen lutherischen Gottesdienst wieder habe entweihen lassen.

Der Bischof entschuldigte sich damit, daß die Schweden ja auch Bischöfe hätten, also keine richtigen Lutheraner seien. Wenn auch die bischöfliche Succession in Schweden eine etwas wackelige Stelle (one weak link) habe, so gebe es dergleichen ja auch in der römischen Kirche. Die schwedische Kirche sei nicht eigentlich eine häretische und darum könne man ihr die Bruderhand auch nicht ganz versagen. Mit dieser Entschuldigung war aber der Rev. Brackenbury nicht beruhigt und andere wurden durch dieselbe erst recht beunruhigt und der Bischof Jenner hielt es nun seinerseits für nöthig, den Bischof Brown wegen seines Glaubens an die bischöfliche Succession der Schweden anzugreifen. Es könne nicht bewiesen werden, daß Peter Manson 1524 konsekrirt worden, ebensowenig, daß er (womit Bischof Jenner vollständig zufrieden wäre) sich die Konsekration in Rom geholt habe. Die Schweden hätten also keine apostolische Succession, daher auch keine Konsekration, in Folge davon aber auch keine Priester, sondern nur Prediger, ebendaher aber auch keine apostolische Handauflegung in der Konfirmation und keine Konsekration der Elemente, sondern nur eine Recitation der Einsetzungsworte des heil. Abendmahls.

Auch andere mischten sich in den Streit und bewiesen namentlich aus Pusey's Schriften, daß man keine Gemeinschaft mit den Schweden haben könne, indem Pusey selbst zum Gebet dafür auffordere, „daß doch Gott, der den Thurm zu Babel zerbrach, alle Versuche einer Vereinigung mit den Schweden mißlingen lassen wolle, so lange man dort die Glauben zerstörende (faith destroying) Augsburgische Konfession behält."

Es wurde dann auch darauf hingewiesen, daß die bevorstehende Konvention der anglikanischen Bischöfe sich mit der Sache werde befassen müssen. Wenn diese aber die Sache auch nicht entscheiden können? Dann wird man eben in Rom fragen müssen. Denn dort versteht man das Mückenseihen und Kameeleverschlucken mit unfehlbarer Sicherheit.

Schulnachrichten.

Jahresversammlung des Lehrervereins. Daß es für die Lehrer höchst wünschenswerth, und zur gegenseitigen Förderung derselben in der rechten Führung des Schulamtes und damit zum Gedeihen der Schulen zweckdienlicher ist, wenn die Jahresversammlung des Lehrervereins nicht in den heißen Julitagen, sondern in einer kühleren Jahreszeit stattfindet, ist in einem Artikel des Friedensboten genügend begründet worden.

Sollte es aber sein, daß der eine oder andere der Brüder im Lehrerverein, um zur Conferenz reisen zu können, um die Erlaubniß, die Schule in der Pfingstwoche aussetzen zu dürfen, bei der Gemeinde und deren Vorsteher nicht eingekommen wäre, oder er die Erlaubniß dazu nicht erhalten hätte, weil seine Anfrage vom Pastor der Gemeinde nicht dringend genug befürwortet wäre, so empfehlen wir hiermit dringend, das Versäumte noch nachzuholen. Ist es doch nicht nur wünschenswerth, sondern nothwendig, daß wo möglich alle Glieder des Lehrervereins sich an der Jahresversammlung des Vereins treulich betheiligen. Es wäre eine besondere Ermunterung für den ganzen Lehrerverein und jedem einzelnen Lehrer in demselben, wenn seitens der Gemeinden, deren Vorstände und Pastoren es den Brüdern im Lehrerverein ermöglicht würde, sich sämmtlich zu ihrer diesjährigen Conferenz in der Pfingstwoche einzufinden, und würde solche Ermunterung für die erfolgreiche Wirksamkeit der Lehrer in den Schulen nur förderlich sein. Auch möchten dadurch noch manche Lehrer innerhalb unseres Synodalkreises, die dem Lehrerverein noch fern stehen, sich bewogen fühlen, dem Verein gliedlich beizutreten.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVI. Juni 1888. Nro. 6.

Das Gesetz der Biogenesis in geistlicher Hinsicht.

(Aus H. Drummond: Natural Law in the Spiritual World. Uebersetzt von A. Kampmeier.)

(Schluß.)

Der Unterschied zwischen den beiden ist derselbe, wie zwischen dem Organischen und Unorganischen, dem Lebenden und dem Todten. Welches ist der Unterschied zwischen einem Krystall und einem Organismus, einem Steine und einer Pflanze? Sie haben viel Gemeinsames. Beide sind aus denselben Atomen gemacht. Beide entfalten dieselben Eigenschaften des Stoffes. Beide sind denselben physischen Gesetzen unterworfen. Beide mögen sehr schön sein. Aber außerdem daß die Pflanze alles besitzt, was der Krystall hat, besitzt sie etwas mehr — ein geheimnißvolles Etwas, Leben genannt. Dieses Leben ist nicht etwas, welches etwa im Krystall nur in einer weniger entwickelten Form existirte. Es ist ihm nichts gleich im Krystall. Sogar nichts gleich dem ersten Anfange desselben, keine Spur oder Symptom desselben. Diese Pflanze ist bewohnt von etwas Neuem, ein ureigenes und einzigartiges Besitzthum ist ihr außer all dem Gemeinsamen verliehen worden. Wenn wir vom Pflanzenleben zum animalischen Leben emporgehen, so finden wir wieder etwas Ureigenes und Einzigartiges, einzigartig zum wenigsten, wenn verglichen mit dem Mineralischen. Vom animalischen Leben schreiten wir wiederum zum geistlichen Leben. Und hier auch ist etwas Neues, etwas noch einzigartiges. Derjenige, der das geistliche Leben lebt, hat eine besondere Art des Lebens, welche all den andern Phasen des Lebens, das er offenbart, beigefügt ist — eine Art des Lebens, unendlich mehr verschieden, als das thätige Leben einer Pflanze von der Trägheit eines Steines. Der geistliche Mensch ist thatsächlich mehr verschieden als die Pflanze von dem Steine. Dies ist der einzige, mögliche Vergleich in der Natur, denn es ist die größte Verschiedenheit in der Natur; aber verglichen mit dem Unterschied zwischen dem Natürlichen und Geistlichen ist die Kluft, welche das Organische von dem Unorganischen scheidet eines Haares Breite. Der natürliche Mensch gehört wesentlich dieser gegenwärtigen Ordnung der Dinge an. Er ist bloß ausgestattet mit einer hohen Beschaffenheit des natürlichen animalischen Lebens.*) Aber es ist ein Leben von solch

*) Der Verfasser hat es sich hier allerdings etwas bequem gemacht. Er redet als ob der geistliche Mensch nur eine höhere Lebensstufe sei, zu der sich der natürliche Mensch

ärmlicher Beschaffenheit, daß es ganz und gar kein Leben ist. Der, welcher nicht den Sohn hat, hat kein Leben; der, welcher den Sohn hat, hat Leben — eine neue und verschiedene und übernatürliche Ausstattung. Er ist nicht von dieser Welt. Er gehört der zeitlosen Ordnung, der Ewigkeit an. Es ist noch nicht erschienen, was er wird.

Der Unterschied zwischen dem geistlichen und dem natürlichen Menschen ist nicht ein Unterschied der Entwicklung sondern der Zeugung. Es ist ein Unterschied der Qualität, nicht der Quantität. Ein Mensch kann durch keine natürliche Entwicklung, von „Sittlichkeit bewirkt, durch Gemüthsbewegung" aufsteigen zu „Sittlichkeit bewirkt durch Leben." Müßten wir eine wissenschaftliche Klassification konstruiren, so würde uns die Wissenschaft zwingen, alle natürlichen Menschen, sittliche und unsittliche, gebildete und nichtgebildete als eine Familie zu ordnen. Der eine möchte hoch stehen in der Familiengruppe, der andere niedriger; in Wirklichkeit aber sind sie bezeichnet durch dieselben Charakteristika — sie essen, schlafen arbeiten, denken, leben, sterben. Aber der geistliche Mensch ist so sehr entfernt von dieser Familie durch den Besitz eines hinzugefügten Charakteristikums, daß ein Biologe, welcher vollständig von allen Umständen informirt wäre, nicht einen Augenblick zaudern würde, ihn unter etwas anderem zu klassifiziren. Und wenn er wirklich in die Umstände eindränge, so würde er ihn nicht unter einer anderen Familie sondern unter einem andern Reiche einreihen. Es ist eine altmodische Theologie, welche die Welt in dieser Weise theilt — welche von Menschen als Lebende und Todte, Verlorene und Gerettete, redet, — eine ernste Theologie, nur in Nichtgebrauch verfallen. Dieser Unterschied zwischen Lebenden und Todten ist so unbewiesen durch zufällige Beobachtung, so unbegreiflich in sich selber, so befremdend als Lehre, daß Schulen von Gelehrten über denselben verspottet oder ihn geleugnet haben. Bei alledem aber muß er festgehalten werden. Es ist eine wissenschaftliche Unterscheidung. „Der den Sohn nicht hat, hat nicht Leben."

---

eben nur verhalte wie das noch nicht belebte Mineral zur belebten Pflanze. Nur daß eben die Schriftlehre, daß der geistliche Todeszustand des natürlichen Menschen als ein Erstorbensein zu fassen ist, ganz und gar bei Seite geschoben wird. Die fleischliche Gesinnung, der Zustand des natürlichen Menschen ist Tod (Röm. 8, 6) d. h. es ist nicht bloß ein Zustand, in welchem die Belebung noch nicht eingetreten ist, sondern ein Zustand, in welchem das schon einmal vorhandene Leben wieder verloren ist. Außerdem ist gar nicht darauf eingegangen, daß der natürliche Mensch und der geistliche Mensch nicht als zwei verschiedenen Persönlichkeiten existiren, während doch Mineral und Pflanze nicht ein Ding sondern zwei verschiedene Dinge sind. Endlich aber, und darin liegt der größte Mangel, ist der Mensch durchaus nicht als ein wollendes Wesen gefaßt, sondern sein Verhalten ist unter dieselben Kategorien gestellt wie die Zustände der Naturwesen. „Ihr habt nicht gewollt," sagt Jesus, Matth. 23, 37, ebenso Joh. 5, 40: „Ihr wollt nicht." Gerade dieser Thatsache des bewußten Wollens gegenüber reicht keine Naturanalogie aus, ebensowenig als der Thatsache gegenüber, daß dem Menschen im Gewissen etwas geblieben ist, das noch als Anknüpfungspunkt für die Wirksamkeit des göttlichen Geistes dient. Ist allerdings auch diese Lebensfähigkeit durch Lästerung des Geistes vernichtet worden, dann gibt es für den Menschen auf geistlichem Gebiet keine Möglichkeit mehr, sondern nur noch dieselbe unabänderliche Wirklichkeit wie für die Naturwesen.

D. R.

Es ist dieses hohe Gesetz, welches endgültig das Christenthum vor allen anderen Religionen unterscheidet. Es stellt die Religion Christi auf einen ganz einzigartigen Fuß. Es ist keine Analogie zwischen der christlichen Religion, und sagen wir, dem Buddhismus oder dem Mohamedanismus. In keinem wahren Sinne kann irgend einer sagen, der welcher Buddha hat, hat Leben. Buddha hat nichts mit dem Leben zu thun. Er mag mit der Moral etwas zu thun haben. Er mag anspornen, einprägen, lehren, führen, aber nichts besonderes N e u e s wird den Seelen beigefügt, welche den Buddhismus bekennen. Diese Religionen m ö g e n Entwicklungen des natürlichen, geistigen oder sittlichen Menschen sein. Aber das Christenthum gibt sich als mehr aus. Es ist der geistige oder sittliche Mensch plus etwas anderem oder Jemand anderem. Es ist das Einströmen eines neuen Lebens in den geistlichen Menschen, eine Eigenschaft ungleich etwas Anderem in der Natur. Dieses macht das besondere Reich Christi aus und gibt dem Christenthum allein von allen Religionen das eigenthümliche Merkmal der Göttlichkeit.

Sollen wir nun ausdrücklicher fragen, was dieses Besondere ist, welches das geistliche Leben ausmacht? Was ist diese eigenthümliche und neue Ausstattung ihrer Natur und ihrem lebenenthaltenden Wesen nach? Die Antwort ist kurz — es ist Christus. Der den Sohn hat, hat Leben.

Verlassen wir die Grenzen der Wissenschaft, wenn wir so reden? Ja und Nein. Die Wissenschaft hat für uns die Unterscheidung gezogen. Sie hat keine Stimme betreffs der Natur des Unterschiedes als diese — daß die neue Ausstattung etwas Verschiedenes ist von irgend etwas Anderem, mit welchem sie zu thun hat. Es ist nicht gewöhnliche Lebenskraft, nicht intelektuelle, nicht moralische, sondern etwas darüber. Und die Offenbarung tritt ein, und sagt was es ist — es ist Christus. Aus der Menge der Worte, in denen dies angekündigt wird, wollen wir diese wenigen herauswählen: „Erkennt ihr euch selbst nicht, daß Jesus Christus in Euch ist? 2 Cor. 13, 5. „Eure Leiber sind Glieder Christi." 1 Cor. 6, 15. „An jenem Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin, und ihr in mir, und ich in euch." Joh. 14, 20. Wir werden kommen und Wohnung bei ihm machen." Joh. 14. „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben." Joh. 14. „Ich bin mit Christo gekreuzigt, doch ich lebe, aber nicht ich, Christus lebt in mir. Gal. 2.

Dreierlei ist klar nach diesem: 1. Diese Worte sind nicht blos rhetorische Figuren. Sie sind ausdrückliche Erklärungen. Wenn die Sprache irgend etwas bedeutet, so sagen diese Worte eine buchstäbliche Thatsache aus. In einigen Aussagen Christi selber ist die Buchstäblichkeit noch eindrücklicher. Z. B. „Es sei denn, daß ihr esset das Fleisch des Menschensohnes und trinket sein Blut, habt ihr kein Leben in euch. Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, hat ewiges Leben; und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken. Denn mein Fleisch ist wahrhaftiglich Speise und mein Blut wahrhaftiglich Trank. Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, bleibet in mir und ich in ihm."

2. Geistliches Leben ist nicht etwas außer uns. Es ist nicht so, als

wenn Christus im Himmel wäre und wir irgend eine geheimnißvolle Kraft ausstrecken könnten und mit ihm dort umgingen. Dies ist die unbestimmte Form, in welcher manche die Wahrheit fassen, aber es ist gegen die Lehre Christi und die Analogie der Natur. Pflanzenleben ist nicht enthalten in einem Behälter irgendwo in den Lüften und wird auch nicht zugemessen zu bestimmten Zeiten. Das Leben ist i n jeder Pflanze und jedem Baum, in ihrer eigenen Substanz und Gewebe, und besteht darin bis sie stirbt. Diese Lokalisation des Lebens in dem Einzelwesen ist genau der Punkt wo die Lebenskraft sich unterscheidet von den andern Kräften der Natur, als Magnetismus und Elektricität. Lebenskraft hat vieles gemeinsam mit solchen Kräften wie Magnetismus und Elektrizität, aber es ist ein unausgleichbarer Unterschied zwischen ihnen — nämlich, daß Leben dauernd fixirt und gewurzelt ist im Organismus, d. h. die Lehren der Erhaltung nnd Verwandlung der Kraft gelten nicht für die Lebenskraft. Der Elektrizitätskundige kann eine Eisenstange entmagnetisiren, ihre magnetische Kraft verwandeln in etwas anderes — Hitze, oder Bewegung, oder Licht — und dann sie zurückverwandeln in Magnetismus. Denn der Magnetismus hat keine Wurzel, keine Individualität, kein fixirtes Einwohnen. Aber der Biologe kann einer Pflanze oder einem Thier nicht das Leben nehmen und sie wieder von Neuem beleben.*) Das Leben ist nicht eine der heimathslosen Kräfte, welche untereinander den Raum bewohnen, oder welche wie Elektrizität gesammelt werden kann aus den Wolken, und wieder zurück zerstreut werden kann in den Raum. Das Leben ist bestimmt und wohnhaft; und geistliches Leben ist nicht ein Besuch von einer Kraft, sondern ein wohnhafter Insasse der Seele.

Dies sagen wir indessen, um die Darlegung des dritten Punktes zu formuliren, daß geistliches Leben keine gewöhnliche Form der Energie oder Kraft ist. Die Analogie aus der Natur bestätigt dieses, aber hier hält die Natur inne. Sie kann nicht sagen, was geistliches Leben ist. Ja fürwahr, was natürliches Leben ist, bleibt unbekannt, und das Wort „Leben" wandert noch immer ohne eine Definition durch die Wissenschaft hindurch. Darum ist die Natur still, und muß es sein betreffs des geistlichen Lebens. Während uns darum das natürliche Licht fehlt, so gehen wir zurück auf jene ergänzende Offenbarung, welche immer leuchtet, wenn die Wahrheit nothwendig ist und die Natur schweigt. Wir fragen mit Saulus, als dieses Leben ihn zuerst auf dem Wege nach Damaskus ergriff „Was ist dieses?" „Wer bist du, Herr?" Und wir hören: „Ich bin Jesus."

Wir müssen erwarten, daß dies geleugnet wird. Neben dem Beweis aus der Offenbarung ist dieses ein Argument aus der Erfahrung. Und doch wird man uns noch immer sagen, daß geistliches Leben eine Kraft ist. Aber erinnern wir uns was das heißt in der Wissenschaft, es bedeutet die Häresie, Kraft mit

*) Man muß sich hier nicht irre führen lassen durch populäre Darstellungen, wie die von Owen (Monthly Microscopical Journal): „Es gibt Organismen, welchen wir das Leben nehmen und welche wir von Neuem beleben können und oftmals." Dies hat natürlich nur Bezug auf die außerordentliche Wiederbelebungsfähigkeit, welche viele der Protozoa und andere niedere Lebensformen besitzen.

Lebenskraft zu verwechseln. Wir müssen auch erwarten, daß gesagt wird: dieses geistliche Leben ist einfach eine Entwickelung des gewöhnlichen Lebens — ebenso wie Bastian uns sagt, natürliches Leben formire sich nach denselben Gesetzen, welche die mehr einfachen chemischen Combinationen bestimmen. Aber gedenken wir, was das in der Wissenschaft heißt. Es ist die Häresie der spontanen Zeugung, eine Häresie, die so gründlich in Mißkredit gekommen, daß kaum eine Autorität derselben ihren Namen leihen würde. „Wer bist du, Herr?" Es sei denn, daß es uns erlaubt wäre, spontane Zeugung festzuhalten, so gibt es keine Alternative. Leben kann nur kommen vom Leben: „Ich bin Jesus."

Unzählige andere Fragen drängen sich nun auf betreffs dieses Lebens: „Wie kommt es? Warum kommt es? Wie offenbart es sich? Welche Fähigkeit wendet es an? Wo wohnt es? Ist es mittheilbar? Was sind seine Bedingungen? Die eine oder andere dieser Fragen mögen unbestimmt beantwortet werden, die übrigen führen uns vor ein Geheimniß. Wir dürfen nicht denken, daß die wissenschaftliche Behandlung einer spirituellen Sache die Religion zu einem physischen Problem reduzirt oder Gott durch die Gesetze der Biologie demonstrirt hat. Eine Religion ohne Geheimniß ist eine Absurdität. Sogar die Wissenschaft hat ihre Geheimnisse, keins unverfälschlicher als das betreffs des Lebens. Sie lehrte uns, früher oder später ein Geheimniß zu erwarten, und nun betreten wir dessen Grund und Boden. Es muß aber genau bemerkt werden, daß die Wolke nicht eher hernieder schwebt und uns bedeckt, als bis wir die bedeutungsvollste Wahrheit der Religion erkannt haben — daß Christus im Christen ist.

Nicht daß hierin etwas Neues ist. Die Kirchen hielten immer dafür, daß Christus die Quelle des Lebens sei. Kein geistlicher Mensch behauptet je, daß das geistliche Leben seines sei. „Ich lebe," wird er dir sagen; „nicht aber ich, Christus lebet in mir." Christus, unser Leben, ist wahrlich die alleinige Lehre in der christlichen Kirche gewesen von Paulus an bis auf Augustin, von der Reformation an bis heute. Doch, wenn der geistliche Mensch ins Kreuzverhör genommen wird über dies Bekenntniß so ist es staunenerregend, zu finden, welchen ungewissen Halt es hat in seinem Gemüth. Dogmatisch bestimmt er es vollkommen und hält fest daran. Aber bedrängt mit der buchstäblichen Frage, schreckt er vor der Antwort zurück. Wir glauben nicht wirklich, daß der lebende Christus uns berührt hat, daß er seine Wohnung in uns macht. Geistliches Leben ist uns nicht so real wie natürliches Leben. Und wir bedecken unsern Rückzug in ungläubige Unbestimmtheit mit einem Ehrerbietigkeitsgrund, gerechtfertigt, wie wir denken, durch das „bis hierher und nicht weiter" der Schrift. Es ist oft ein groß Theil intellektueller Sünde unter diesem alten Aphorismus versteckt. Wenn die Menschen nicht wirklich weiter gehen wollen, so finden sie oft darin eine ehrenwerthe Gemächlichkeit, sich auf der äußersten Grenze des heiligen Bodens niederzusetzen unter dem Vorwand ihre Schuhe abzunehmen. Und doch müssen wir sicher sein, daß, indem wir aus der Ehrerbietung eine Tugend machen, wir nicht nur die Unwissenheit entschuldigen; oder dem Vorwande des Geheim-

nißvollen, einer Wahrheit aus dem Wege gehen, welche unzählige Male im Neuen Testament ausgesprochen wird, in der buchstäblichsten Form und mit fast monotoner Wiederholung. Die größten Wahrheiten werden immer am schlechtesten festgehalten. Und es ist nicht der geringste Gewinn, indem wir diese Frage vom gegenwärtigen Standpunkt aufnehmen, daß wir zu sehen vermögen, wie eine verworrene Lehre wirklich die lichtvolle Defination der Wissenschaft ertragen und sich uns aufdrängen kann mit all der Gewichtigkeit des Naturgesetzes.

Was vielen ein Geheimniß ist, was ihre Verehrung nährt, und zur selben Zeit sie verdirbt, ist jenes Feld um jede große Wahrheit, welches wirklich der Erleuchtung fähig ist, und in welches mit einem Licht hineinzugehen jedes ernste Gemüth die Erlaubniß und den Befehl hat. Wir schreien „Geheimniß," lange ehe die Region des Geheimnißvollen kommt. Wahres Geheimniß wirft keine Schatten umher. Es ist eine plötzliche und furchtbare Kluft, die über das Feld des Wissens hin gähnt; ihre Form ist irregulär, aber die Ränder rein und scharf abgeschnitten, und der Verstand kann an den Rand selber treten und hinunter schauen in den dunklen Schlund —

„Wo kreisende Wolken sich entfalten
Und streben zu formen sich zu gestalten."

Wir sind mit einem Licht zum Rande dieser Wahrheit selbst gegangen.

Wir haben gesehen, daß das geistliche Leben eine Begabung aus der geistlichen Welt ist und daß der lebende Geist Christi in dem Christen wohnt. Aber nun gähnt die Kluft schwarz vor uns. Was weiß die Wissenschaft mehr vom Leben? Nichts. Sie weiß nichts weiter über seinen Ursprung im Einzelnen. Sie weiß nichts über seine Endnatur. Sie kann es nicht einmal definiren. Hier eine solche Hülflosigkeit in wissenschaftlichen Werken und ein fortwährendes Bekenntniß derselben, welche für das denkende Gemüth fast rührend ist. Die Wissenschaft hat darum die wahren Geheimnisse aus unserm Glauben nicht hinweg gewischt, sondern nur die falschen. Und sie hat mehr gethan. Sie hat wahres Geheimniß wissenschaftlich gemacht. Indem die Religion ein Geheimniß hat, ist sie allem was um sie herum ist, analog. Wo ein ausnehmendes Geheimniß in der geistlichen Welt ist, findet man im Allgemeinen ein korrespondirendes Geheimniß in der natürlichen Welt. Und, wie Origenes vor Jahrhunderten behauptete, die Schwierigkeiten der Religion sind einfach die Schwierigkeiten der Natur.

Eine Frage weiter mögen wir noch einen Augenblick betrachten. Was kann auf der Oberfläche entnommen werden betreffs der Wiedergeburt der einzelnen Seele? Aus den Analogien der Biologie sollten wir dreierlei erwarten: 1. daß das neue Leben plötzlich auftritt; 2. daß es ohne Wahrnehmung kommt; 3. daß es sich allmälig entwickelt. Ueber zwei dieser Punkte kann wenig Streit sein. Die Allmäligkeit des Wachsthums ist ein Charakteristikum, welches dem oberflächlichen Beobachter einleuchtet. Lange ehe das Wort „Evolution" gemünzt wurde, wandte es Christus in diesem Zusammenhange an: „Erst das Gras, dann die Aehre, dann den vollen Weizen in den Aehren." Es ist denen auch wohlbekannt, welche die Gleichnisse der Natur

studiren, daß es eine aufsteigende Skala der Langsamkeit gibt, indem wir auf der Leiter des Lebens hinaufgehen. Wachsthum ist am graduellsten in den höchsten Formen. Der Mensch erreicht seine Reife nach einer Reihe von Jahren; die Monade vollendet ihren bescheidenen Kreis in einem Tage. Was Wunder, wenn die Entwicklung langsam ist in dem Geschöpf der Ewigkeit? Eines Christen Sonne ist manchmal untergegangen, und eine kritische Welt hat bis jetzt noch kein Korn in den Aehren gesehen. Bis jetzt? „Bis jetzt" in diesem langen Leben, hat noch nicht angefangen. Gebet ihm die Jahre im Verhältniß zu seiner Stelle in der Skala des Lebens. Die Zeit der Ernte ist noch nicht da.

Wiederum, nach der Langsamkeit, sind die Erscheinungen des Wachsthums verborgen. Leben ist unsichtbar. Wenn sich das Neue Leben offenbart, ist es eine Ueberraschung. Du kannst nicht sagen woher es kommt und wohin es geht. Wenn die Pflanze lebt, wo ist das Leben hergekommen? Wenn sie stirbt, wo ist es hingegangen? Du kannst es nicht sagen ..... so ist jeder der vom Geiste geboren ist. Denn das Reich Gottes kommt ohne Wahrnehmung.

Zu guterletzt — und dies ist ein Punkt befremdender und frivoler Diskussion — dieses Leben kommt plötzlich. Dies ist der einzige Weg, wie Leben kommen kann. Leben kann nicht graduell kommen — Gesundheit kann, Wachsthum kann, aber nicht Leben. Eine neue Theologie hat die Lehre von der Bekehrung verlacht. Plötzliche Bekehrung ist besonders als philosophisch unwahr und als unmöglich hinsichtlich der menschlichen Natur verspottet worden. Es hat für uns kein Interesse, irgend eine Theologie zu stützen, weil sie alt ist. Aber wir finden, daß diese alte Theologie wissenschaftlich ist. Es mögen Fälle sein — sie sind wahrscheinlich in der Mehrzahl — wo der Berührungsmoment mit dem lebenden Geist, obwohl plötzlich, verborgen ist. Aber der reale Moment und der bewußte Moment sind zwei verschiedene Dinge. Die Wissenschaft sagt nichts von dem bewußten Moment. Thäte sie dieses, so würde sie wahrscheinlich sagen, daß das selten der reale Moment gewesen — gerade wie im natürlichen Leben der bewußte Moment nicht der reale ist. Der Moment der Geburt in der natürlichen Welt ist nicht ein bewußter Augenblick — wir wissen nicht, daß wir geboren sind bis lange nachher. Und doch gibt es Leute, welchen der Ursprung des Lebens betreffs der Zeit keine Schwierigkeit ist. Dem Paulus z. B. scheint Christus zu einer bestimmten Zeit gekommen zu sein, der exakte Moment konnte ihm bekannt sein. Und dies ist sicherlich, der Theorie nach wenigstens, der normale Ursprung des Lebens, gemäß den Prinzipien der Biologie. Die Grenze zwischen dem Lebenden und Todten ist eine scharf abgegrenzte Linie. Wenn die todten Atome des Kohlenstoffes, des Wasserstoffes, des Sauerstoffes, des Stickstoffes vom Leben ergriffen werden, ist der Organismus zuerst sehr wenig entwickelt. Er besitzt wenig Funktionen. Er hat wenig Schönheit. Wachsthum ist das Werk der Zeit. Aber Leben nicht. Das kommt im Augenblick. In einem Augenblick war es todt, im nächsten lebte es. Das ist Bekehrung, das „vom Tode zum Leben kommen," wie die Schrift es nennt.

Die Bekehrung der Pastoren und deren Bedeutung für die Amtswirksamkeit.

Conferenzvortrag von General-Superintendent Braun.

(Eingesandt von P. W. Jungk.)

Meine verehrten Herren und Brüder! Es ist mir gesagt worden, ich dürfe den Wagen nur anstoßen, hernach werde er schon von selbst weiter laufen. Auf dies von selbst rechne ich nun nicht, denn von selbst geht es in allen geistlichen Dingen bekanntlich nur bergab. Das, um was es sich hier handelt, macht sich nicht von selbst, sondern findet in unser aller Herzen große Hindernisse. Aber ich rechne darauf, daß wenn der erste Anstoß gegeben ist, geschicktere Hände in das Rad greifen werden, und denke dabei besonders an meinen theuren Herrn Amtsvorgänger, unsern allverehrten Vater Dr. Büchsel, dessen specielle Domäne dies Thema eigentlich gewesen wäre: die Bekehrung der Pastoren und deren Bedeutung für die Amtswirksamkeit. Ich vermuthe, von ihm ist die Anregung dazu ausgegangen; meinerseits wenigstens habe ich nur auf den wiederholt auch in seinem Namen mir ausgesprochenen Wunsch die Einleitung in dasselbe übernommen, in demselben Gehorsam, in welchem ich ihm alles Andere, was seinen Jahren zu schwer fiel, abgenommen habe, zugleich aber in der Hoffnung, daß er und noch mancher erfahrene Mann bewogen werden möchte, aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung mitzutheilen, was zur Ergänzung meiner Worte nöthig ist.

Die Bekehrung wird hier nicht als eine abgeschlossene Thatsache, sondern in dem Sinne gefaßt, in welchem der selige Baron von Kottwitz als hochbetagter in sein Tagebuch schrieb: „Herr, hilf mir in Gnaden, daß ich mich in diesem Jahre endlich gründlich zu dir bekehre.“ In diesem Sinne, als eine immer kräftiger wiederholte Lossagung von der sündhaften Eigenheit, als eine immer wahrere und vollere Uebergabe an den Herrn ist die Bekehrung dem ältesten Arbeiter im Weinberge nicht minder nöthig wie dem jüngsten Candidaten. Einem der letzteren rief John Wesley hoffnungsvoll zu: „Predige Christum, bis du ihn hast, hernach wirst du ihn predigen weil du ihn hast!“ und ich denke, er hatte recht. Aber was würde er zu einem Manne sagen, bei dem diese Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen ist? Könnten wir es mißbilligen, wenn er ihm das Gegentheil anriethe: höre auf, Christum zu predigen, den du nicht hast, weil du ihn nie mit Ernst gesucht hast, denn diese fortschreitende Gewöhnung, Andere zu einer Bekehrung zu ermahnen, die dir selber fehlt, ist eine fortschreitende Verstockung deiner eigenen Seele und eine unbeschreibliche Schädigung deiner Amtswirksamkeit!

Es soll von vornherein klar ausgesprochen werden, daß bei dem Wort Amtswirksamkeit nicht an dies oder das Gute und Nützliche, was ein Pastor wirken kann, gedacht ist, sondern ganz bestimmt an die Bekehrung seiner Gemeindeglieder. Sie ist nicht die einzige aber die erste wahrhaft nennenswerthe Frucht unserer Arbeit. Auch die Augsburgische Confession bestimmt geradezu den Zweck des Predigtamtes dahin. In dem 5. Artikel, also sogleich nach

dem Central-Artikel von der Rechtfertigung durch den Glauben sagt sie: Solchen Glauben zu **erlangen**, hat Gott das Predigtamt eingesetzt, Evangelium und Sakrament gegeben. Hiernach bezeichnet sie als den Zweck des Predigtamtes, die Gemeindeglieder dahin zu führen, daß sie als gerechtfertigte dastehen, daß sie auf dem Wege wahrer Bekehrung den seligmachenden Glauben erlangen.

Eine Arbeit, die ihren eigentlichen Zweck verfehlt, mag in andern Beziehungen allerlei Gutes leisten, sie wird als eine verfehlte registrirt werden. Ist es der erste wesentliche Zweck unserer Arbeit, daß Seelen durch unsern Dienst bekehrt werden, so ist auch unsere Arbeit verfehlt, wenn Bekehrungen fehlen, und diese Schmach wäscht ihr das Lob, welches ihr in anderer Beziehung vielleicht gespendet werden darf, nicht ab. Geistliche Unfruchtbarkeit ist eine viel tiefere Demüthigung als leibliche. Dem Apostel Paulus ist es zu Muthe, als wenn er vernichtet werden soll, sobald das geistliche Leben, welches er geweckt zu haben sich freut, sich als widerstandsunfähig zu erweisen oder zu erlöschen droht. Lebendig zu sein rühmt er sich im ersten Briefe an die Thessalonicher, wenn seine Kinder in dem Herrn stehen, wenn er bekehrte Leute um sich hat. Darum hatte August Hermann Francke recht, wenn er im Namen der evangelischen Kirche betete: Schaffe mir Kinder, sonst sterbe ich! Unsere Kirche kann nur dann erwarten, den bevorstehenden Stürmen der Zeit Stand zu halten, wenn unsere Gemeinden einen immer wachsenden Stamm von bekehrten Christen bekommen. Das Todte schafft man bei Seite, aber das Lebende hat Recht. Leben ist Macht und Leben aus Gott ist Uebermacht, auch über die Welt.

Glücklicherweise hängt nun die Bekehrung der Gemeinde nicht von der Bekehrung dessen ab, der ihr amtlich das Evangelium verkündigt. „Es gibt so manche Gemeinden," sagt Münkel, ich will lieber sagen: „es gibt hier und da Gemeinden, an welchen Jahr aus Jahr ein Miethlinge stehen, und doch gedeihet daselbst eine Heerde Christi, Seelen welche Ihm Lob bereiten. Und wieder gibt es Gemeinden, welche schon manches Jahr von treuen Hirten versorgt sind, und doch haben sie das Ansehen, äußerlich wenigstens, als wären sie von Miethlingen übel gehalten. Wie kommt das? Der gute Hirte will zeigen, daß Er sein Amt noch nicht abgegeben hat." Das soll heißen: daß Er auch auf andern Wegen als durch das geordnete Pfarramt an die Herzen heran kommen und seine Schafe finden kann. Eine arme Landgemeinde in meiner Heimath bot einem rationalistischen Pastor 2000 Thaler an, wenn er **nicht** käme. Er rechnete aber: „2000 Thaler würden eine Aufbesserung von 10 Jahren aufwiegen; ich hoffe, mindestens noch 20 Jahre zu leben." Und so kam er denn und quälte die Gemeinde mit glaubenslosen Predigten 42 Jahre lang. Die treuen, kirchlich standhaften westfälischen Landleute gingen Sonntag für Sonntag Morgens in die Kirche und lasen Nachmittags ihre Postillen und beteten, und gerade in dieser Gemeinde entwickelten sich schon damals die Anfänge des in ihr blühenden christlichen Lebens.

Aber was ändert das an der Verantwortung des Pastors? Ist es sein

Verdienst, wenn zufällig andere Seelen treuer sind als er? Ist er dazu gesetzt, daß sich die Leute trotz seiner bekehrten? Zeigt nicht gerade der Sproß des Lebens, der sich trotz seiner erhielt, was er in einem so empfänglichen Boden hätte wecken können, wenn er begriffen hätte, daß der Heiland sein Hirtenamt durch ihn ausüben wollte und nicht neben ihm? Beleuchtet nicht gerade das Fünklein Gottes, welches wie durch ein Wunder in der Gemeinde erhalten blieb, die vielen von einem untreuen Knecht zertretenen Lebenskeime?

Wenn die Steine schreien müssen, so schreien sie doch gegen diejenigen Jünger, welche ihre Pflicht nicht thun. Und lauter als die Steine schreien zu Gott die Seufzer der verwahrlosten Seelen. Lesen wir, welchen Zorn der Herr über die Hirten Israels ausspricht, die durch ihre Gleichgültigkeit seine Schafe zum Seufzen bringen; lesen wir, wie es für die Apostel eine Lebensfrage ist, ob sie dem Herrn Seelen gewonnen oder die gewonnenen wieder verloren haben; lesen wir, mit welcher Sorgfalt der Heiland selbst vor seinem Tode die Jünger überzählt und in Bezug auf den einen, der verloren ist, constatirt, daß es an Hirtentreue auch gegen ihn nicht gefehlt hat, so ahnen wir: die letzte uns bevorstehende Abrechnung wird eine sehr ernste sein. Sie wird sich beziehen auf das, was durch uns hätte gewirkt werden sollen; nicht auf das, was ohne uns gewirkt worden ist. Die Ordnung bleibt doch stehen: Solchen Glauben zu erwecken hat Gott das Predigtamt eingesetzt. Alle Ausnahmen können diese Regel nur bestätigen, denn sie zeigen gerade, welche Unnatur es ist, wenn die Kinder des Hauses anderswo betteln gehen müssen, weil ihnen an der geordneten Stelle das Brot nicht gereicht wird. Schaden und Verwüstung muß die Folge sein. Und wie jene Ordnung, die das geistliche Amt betrifft, gerade in dem Bekenntniß der größten deutschen evangelischen Kirche so klar ausgesprochen ist, so weisen die Zustände eben dieser unserer Kirche in besonderer Weise auf die Wichtigkeit des Pastors hin. Daß er seine Aufgabe erfülle, das ist die Lebensfrage unserer Kirche. Niemand nimmt uns die Verantwortung ab und nichts darf die Wucht des Gedankens in uns abschwächen, daß durch unseren Dienst Seelen sollen zu Gott geführt werden.

Und da ist nun mein erster Satz: Der Eindruck, den die persönliche Seelenstellung des Pastors macht, ist vorbereitend für seine Verkündigung, entweder bahnbrechend oder die Herzen verschließend. Das Wort, welches Löhe im Eingang zu seinem evangelischen Geistlichen citiert: Vita clerici evangelium populi, das muß man tiefer fassen als gewöhnlich geschieht, nämlich von dem innern Leben, genauer von dem Eindruck, der von dem inneren Leben des Mannes ausgeht und die Herzen mit dem Strahl der Wahrheit berührt.

Von jedem Christen gilt die Erfahrung, daß der Moment, wo das Licht in ihm angezündet wird, also die Zeit seiner Bekehrung gar nicht vorübergehen kann ohne einen irgendwelchen Effekt auf seine Umgebung hervorzubringen. Man hat gefragt, worin das Ansteckende liege, welches man oft in

überraschender Weise in Gemeinden beobachtet, in welchen Erweckungen erfolgen. Nun abgesehen von anderen Faktoren, welche mehr einem geheimnißvollen Gebiet angehören, liegt das sogenannte Ansteckende, nämlich das Ergreifende solcher Erweckungen darin, daß es etwas tief Erschütterndes für jedes Gemüth, jedes Gewissen hat, eine Menschenseele in der Wahrheit um ihr ewiges Leben ringen und kämpfen zu sehen. Ja wenn die Menschen auch nur ahnen, daß einer neben ihnen innerlich vor Gott zusammenbricht in Seelenangst und Sorge, in einer Sorge, gegen welche alle irdischen Interessen federleicht wiegen, das erschüttert sie unwillkürlich. In einer in sich zusammenhängenden Gemeinde ist es dann, als wenn auf einem zugefrorenen Teiche an einer Stelle das Eis bricht, da geht die Erschütterung durch das ganze Eis. Wie vielmehr, wenn der Zusammenbruch an dem Krystallisationspunkt stattfindet, von wo die Strahlen nach allen Richtungen hingehen. Der Geistliche soll der Krystallisationspunkt sein. Und wenn es nirgends in der Gemeinde zusammenbräche, um so mehr sollte es bei ihm zusammenbrechen, mit aller Selbstzufriedenheit und gleichgültigen Ruhe, um so schmerzlicher und völliger sollte er sich vor Gott beugen. Eine Gemeinde, welche diese tiefe schmerzliche Bewegung ihrem Pastor anspürt, kann auf die Dauer in Sicherheit nicht fortschlafen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß selbst solche Geistliche, welche noch in sich mit schweren Sünden und Leidenschaften zu kämpfen hatten, so lange sie wirklich kämpften, viel tiefere Eindrücke auf die Gemüther ihrer Zuhörer gemacht haben, als andere, bei denen zu schweren inneren Kämpfen keine Veranlassung zu sein schien, aber nur deßhalb weil die Seele derselben überhaupt nie bis auf den Grund bewegt war.

Ich lobe mir solche Pastoren, sagte unlängst ein hochgestellter Herr, denen man es anmerkt, daß sie sich für jedes Wort, das sie predigen, würden todt schlagen lassen. Ich lobe sie auch, aber die bloße Ueberzeugungstreue ist eine Sache der natürlichen Charakterstärke, und kann andere Menschen wohl mit Achtung erfüllen, aber eine Ahnung einer andern Welt erweckt sie noch nicht. Ich wünsche uns Geistliche mit dem Zeichen des Propheten Jonas, denn ich lasse es mir nun einmal nicht ausreden, daß das Erschütternde in dem Auftreten des Propheten zunächst darin lag, daß er wie ein dem Grabe entstiegener, der die Schrecken des Todes und der Ewigkeit erfahren hatte, unter die Leute trat.

Die heroischen Worte Luthers hat hernach mancher nachgesprochen, aber Eindruck haben sie niemals wieder in der Weise gemacht, wie damals aus dem Munde des Mannes, von dem man wußte: er hat sich mit der Sünde und dem Tode gerauft und gebissen und mit dem Teufel und der Hölle gerungen um seine eigene Seligkeit.

Wenn ich nun in diesem Sinne sage: vita clerici evangelium populi, so fühle ich mich durch einen besonderen Umstand verpflichtet, an dieser Stelle ein Zeugniß davon abzulegen, wie sehr sich in unsern Gemeinden das Verlangen regt, das Leben aller unserer Geistlichen möchte das Vertrauen erwecken, daß sie selbst von dem Ernst und der Kraft dessen, was sie predigen,

durchdrungen seien. Die bloße Ankündigung in den Zeitungen von der Ansprache, welche ich heute über diesen Gegenstand hier halten würde, hat mir eine Reihe von Zuschriften aus den verschiedensten Theilen unserer Kirche bis nach Ostpreußen hin eingebracht, in welchen Laien — zum Theil durchaus unbekannte Leute — mir Gottes Segen zu diesem Worte wünschen, ihre Freude aussprechen, daß dieser Gegenstand berührt werde, und in den rührendsten Ausdrücken darüber klagen, daß oft gerade solche Geistliche, welche orthodox predigen, durch ihr Verhalten an den Tag legen, wie wenig sie selbst den guten Kampf um den Frieden Gottes kennen und wie wenig ernst sie es nehmen mit ihrem und ihres Hauses Wandel. Ich kann natürlich die darin mitgetheilten Thatsachen weder untersuchen noch besprechen. Ich kann nur sagen, daß diese Mittheilungen auf mich ziemlich durchgängig den Eindruck der Wahrheit machen, daß ich es auch als ein Zeichen von Takt und Zartgefühl empfinde, daß fast nie Namen von Personen genannt werden, und besonders daß auf Niemand aus dem meiner amtlichen Einwirkung unterstellten Kreise hingewiesen wird. Man will also nicht anklagen, sondern nur klagen, daß noch von so manchen Trägern des heiligen Amtes die unaussprechlich schwere Verantwortung nicht empfunden wird, die der auf sich ladet, der den Ernst seiner eigenen Verkündigung durch die Oberflächlichkeit seines Lebens verleugnet.

Hierher rechne ich es, wenn Abende langes Wirthshaussitzen mit Kartenspiel, Prozesse und Streit das Aergerniß der Gemeinde bilden, wenn durch Luxus und Modenarrheit der Pfarrhäuser und Familien Anstoß entsteht, wenn es vorkommen konnte, daß ein orthodox predigender Geistlicher am Sonntag in der Fastenzeit mit den Seinigen Abends nach dem Gottesdienst Gesellschaften besuchte, in denen getanzt wurde; wenn, wie es in einem Briefe heißt, auf der Kanzel alles ruft: Christus! Christus! Christus! und im Leben alles: Welt! Welt! Welt!

Und das in einer Zeit, in welcher die Sekten auf der einen Seite, der Unglaube auf der andern die Kirche bedrohen und besonders das Vertrauen zu ihren Dienern untergraben; — zu einer Zeit, wo alle Kräfte nöthig sind und mit äußerster Hingabe angespannt werden sollten, um ein sinkendes Volk aus Todesgefahr zu retten! Da denke ich oft an das Wort des erzürnten Propheten Elisa: „War das die Zeit, um zu nehmen Silber und Kleider und Oelgärten und Weinberge? Siehe, der Aussatz Naemans wird dir und deinem Samen anhangen ewiglich." O daß ich es l a u t in alle Pfarrhäuser, von denen ein Aergerniß ausgeht, hineinrufen könnte, das Wort, welches einst der heilige Bernhard an einen Bischof schrieb: „Ist das Christenthum keine Wahrheit, warum nennst du dich denn einen Bischof? Ist es aber eine Wahrheit, warum bist du so weltlich?" Mein Gott, muß ich denken, wenn wir vor den einfältigen Christenseelen und ihrem Wahrheitssinne verstummen und uns schämen müssen über so manches weltliche Pfarrhaus, wie ich mich geschämt habe, als ich diese Briefe las; was wird es einst sein, wenn das Gericht ergeht über diejenigen, welche ein solches Aergerniß geben konnten!

Hat die Sicherheit gegenüber dem bevorstehenden Gerichte Gottes bei jedem andern Menschen etwas Unheimliches, wie vielmehr bei einem Diener der Kirche!

Als ich einen Bauer aus jener vorhin erwähnten Gemeinde fragte, ob man nicht für den Geistlichen, der die Gemeinde so lange quälte, gebetet habe, erwiderte er, das sei zwar geschehen, fügte aber hinzu: Gott mag wissen wie es kommt, die Bekehrung der Pastoren, die einmal im Amte sind, ist eine schwere Sache, sie ist wohl reichlich so schwer wie die Bekehrung eines Juden. Was er damit meinte, ist wahrscheinlich dies: Sobald ein Mann erst angefangen hat, das Heilige mechanisch, oberflächlich, gleichgültig, gewohnheitsmäßig zu gebrauchen, so geht ein geheimes Gericht der Verstockung in ihm an. Und wer geschäftsmäßig seine Aufmerksamkeit nur auf den Eindruck richtet, welchen seine Worte auf andere Menschen machen sollen, der vergißt schließlich in sich hinein zu sehen; die Pfeile des Wortes werden alle nach außen abgewandt, die Sicherheit und das anspruchsvolle Wesen ist nicht mehr auszurotten.

Kingsley läßt einen frommen Christen in der Zeit des Patriarchen Cyrillus klagen: wenn die Kirche nur wäre, wie sie sein müßte, nämlich in ihren Dienern, die Welt würde sich bekehren vor Sonnenuntergang. Mag das übertrieben sein; das was daran wahr ist, klingt mir immer in den Ohren: wenn nur die Diener der Kirche erst anfingen, in ihrem innern und äußern Leben so zu sein, daß alles an uns bahnbrechend für die Verkündigung des Evangeliums wirkte — mit der Bekehrung unserer Gemeinden würde es besser stehen.

Wir verlassen diesen wunden, überaus schmerzlichen Punkt und wenden uns nun zu der Hauptsache, nämlich zu der Frage: welche Bedeutung hat die Bekehrung des Geistlichen für seine Befähigung, das Wort Gottes zu verkündigen? Es kommt hier auf zwei Dinge an, nämlich einerseits auf sein eigenes Verständniß des Worts, sodann auf die Art der Verkündigung.

Bekanntlich ist zwischen den Pietisten und Orthodoxen lange und heftig darüber gestritten, ob ein unbekehrter Theologe das Wort Gottes richtig auffassen und verkündigen könne. Die Pietisten, Lange voran, beriefen sich mit Recht auf die Schriftstelle: der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes. Die orthodoxen Gegner wollten das nicht leugnen, aber sie behaupteten, ein Mann, welcher die göttliche Wahrheit auch nur in die Erkenntniß aufgenommen habe, ohne seinen Willen und sein Verhalten von ihr regieren zu lassen, sei zwar kein Wiedergeborner zu nennen, aber in seiner Erkenntniß habe er den Anfang der Wiedergeburt empfangen und wenn er nur die reine Lehre vortrage, so sei er ein Erleuchteter zu nennen. Der Hergang der Wiedergeburt habe ja immer diesen Verlauf, daß erst die Erkenntniß mit göttlichem Lichte erfüllt werde, darnach der Wille. Demnach wo die reine Lehre sei, da sei schon göttliches Licht und wenn die reine Lehre von einem, dessen Wille unbekehrt sei, gepredigt werde, so könne sie kraft der ihr innewohnenden Wahrheit eben so viel Gutes wirken, wie die Predigt eines Bekehrten, denn zu der Kraft des Gotteswortes könne ein Mensch, auch der frömmste, nichts hinzuthun.

Das letztere ist unstreitig richtig. Sie übersahen aber, daß eine wahre Erleuchtung der Erkenntniß gar nicht möglich ist, ohne daß auch der Wille des Menschen auf die Züge der göttlichen Wahrheit eingeht. Die Sache geht doch nicht so mechanisch vor sich, daß erst die Erkenntniß des Menschen ganz von göttlichem Licht erfüllt werden könnte, darnach der Wille nachgezogen würde, sondern nachdem Gott angefangen hat dem Menschen einiges Licht zu geben, ist jeder weitere Fortschritt im wahren Verständniß der göttlichen Wahrheit davon abhängig, ob der Mensch in seinem Herzen und Willen die empfangenen Eindrücke zur Kraft kommen läßt und sie treu verwerthet. Die bloße Einprägung der sogenannten reinen Lehre ist gar nicht das was die Schrift Erleuchtung nennt, denn zu der letzteren gehört vor allen Dingen die Erkenntniß der eigenen Sünde. Der unbekehrte Mensch kann sich ein korrektes Lehrsystem einprägen, aber den eigentlichen Lebensnerv der Wahrheit hat er doch noch nicht ergriffen.

So eifrig man einst für die sogenannte Theologie der Unwiedergebornen eingetreten ist, die Geschichte der protestantischen Dogmatik ist derselben nicht günstig gewesen. Seit Schleiermacher nehmen alle Systeme, die im strengeren Sinne des Wortes Systeme sein wollen, von der Erfahrung des Wiedergebornen ihren Ausgangspunkt. Ich erinnere, um aus der neueren Zeit einige heraus zu greifen, nur daran, daß v. Hofmann die Selbstaussage des wiedergebornen Christen zum einzigen Gegenstand des Beweises in seinem Schriftbeweis macht, daß Frank in Erlangen das System der Gewißheit auf die Erfahrung der Wiedergeburt, auf die Existenz des erneuerten Ich gründet, daß Philippi die christliche Dogmatik die Darstellung des Offenbarungs-Inhalts nennt, wie er sich in dem gläubigen Subjekte spiegelt. Kähler will die Erfahrung der Rechtfertigung zur Grundlage seines Systems machen. Bekannt ist endlich, mit welchem Nachdruck Dorner es betont, daß die Voraussetzung für eine wissenschaftliche Erkenntniß des Christenthums eine religiöse Gewißheit sei, die darauf beruhe, daß der Theologe sich im lebendigen Glauben mit Christo zusammengeschlossen habe. Wir sehen, einer Theologie der Unwiedergebornen ist hiermit der Boden entzogen. Mögen die Pietisten des 18. Jahrhunderts auch in ihren Behauptungen hie und da zu weit gegangen sein, darin haben sie unzweifelhaft recht, daß ein unbekehrter Mensch höchstens in seiner Imagination Bilder und Vorstellungen der göttlichen Dinge besitzen kann, aber da er den Geschmack und die Kraft derselben nicht kennt, so kann man nimmer sagen, daß er das Wesen derselben, die Wahrheit, erfaßt habe.

Lange sprach mißverständlich von einem buchstäblichen und geistlichen Sinn der Schrift. Was er damit meinte, war es: es gibt eine psychische und eine pneumatische Art, mit dem Worte Gottes umzugehen.

Man kann sich mit seinen natürlichen Kräften in die Gedanken eines Andern hinein denken und in die Seelenzustände eines Andern hinein-empfinden. Göthe hat in den Bekenntnissen einer schönen Seele thatsächlich gezeigt, wie sehr der natürliche Mensch dies auch auf dem religiösen Gebiete vermag. Aber gerade bei der Gelegenheit sehen wir, daß diese rein psychische

Virtuosität das Leben aus Gott aufzufassen und sich in dasselbe hinein zu empfinden, unfähig ist, den rechten Gesichtspunkt dabei festzuhalten und geltend zu machen; man schiebt nothwendigerweise einen dem natürlichen Menschen geläufigen Gesichtspunkt unter, denn einen höheren hat man nicht — Göthe bekanntlich den ästhetischen. Er will die innere Harmonie der Seele mit sich selbst darstellen und Wohlgefallen daran wecken. Das Gewissen bleibt dabei unberührt.

Es liegt auf der Hand, daß das Wort Gottes, wenn ihm ein fremder Gesichtspunkt untergeschoben wird, um seinen eigentlichen Inhalt gebracht wird. Luther in seiner derben Weise spottet über die Art zu predigen, in welcher man zwar scheinbar das Wort Gottes stehen läßt, aber durch die Behandlung, Auslegung und Anwendung ihm seinen wahren Gehalt, seine spezifische Kraft nimmt. Sie glossiren, sagt er, den Spruch: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, — so daß nicht mehr Geist darinnen bleibt, als ob daſtände: der Kukuk fraß die Grasmücke; wischen das Maul und sagen: Gottes Wort wird auch bei uns gepredigt. Dies Urtheil verdienen meist die Predigten, von denen die Leute sagen: der Prediger hat mir ganz aus dem Herzen gesprochen; denn im Herzen des Menschen wohnen thörichte Gedanken. Es ist tief zu beklagen, daß sich auch fromme und gutgesinnte Gemeindeglieder häufig zufrieden erklären mit einer rein psychischen Art, das Wort Gottes zu behandeln, besonders wenn außer dem ästhetischen Gesichtspunkt noch ein moralischer oder sentimentaler geltend gemacht wird.

Manche beschreiben den Hergang der Buße, der Erleuchtung, Bekehrung, Rechtfertigung und Heiligung in der Hoffnung, die Leute sollten das nun von selbst nachnahmen. Mit Recht sagt Spurgeon darüber: durch die bloße Beschreibung einer Kanone wird kein Feind umgeworfen. Du mußt Feuer haben und Feuer geben, wenn das Geschütz wirken soll. Und unter diesem Feuer ist auch das nicht gemeint, daß man Gefühle darstellt, in die man sich mit einer gewissen Wahrheit selbst hinein empfunden hat, und die man zu dem Zwecke schildert, um Gefühle zu wecken und so Einfluß auf Andere zu gewinnen, einerlei ob das in edler oder mehr selbstischer Absicht geschieht. Diese Fähigkeit ist ja jetzt weit verbreitet, sich besonders für gewisse Zeiten, für Kanzelzwecke und rhetorische Leistungen in Empfindungen der Buße, des Glaubens und der Liebe zu versetzen, durch deren Aeußerung man manchmal bedeutende Gefühlwirkungen erzielt, aber ein Segen ist das nicht. Der psychische Mensch wirkt auf psychische Menschen ein.

Pneumatisch ist bloß die Einwirkung des Geistes Gottes auf das Gewissen des Redenden, die das Eigenleben in ihm wirklich richtet, dies Centriren in sich selbst, sowohl die Selbstbespiegelung wie das Selbstgesuch, und zugleich den Seligkeitstrieb mit dem Gerechtigkeitstriebe so aufweckt, daß er seine Stillung zu finden im fortgesetzten Kampfe sich darnach ausstreckt, die Person des Heilandes mit seiner Gnade und seinem Frieden zu ergreifen und festzuhalten. Dabei wird dann nicht bloß der Sinn des Wortes Gottes dem Suchenden erschlossen, sondern auch die Gesinnnung des Herrn, sei es Zorn oder

Liebe, wird mit dem Worte mitempfunden und verstanden. Und wer es hernach zu predigen hat, der predigt nicht bloß den Sinn desselben, sondern aus der Gesinnung heraus, die der Herr darin kundgibt, d. h. aus der Angst Christi um verlorene Seelen, aus seiner Sehnsucht nach ihnen und seinem Verlangen, sie geheiligt zu sehen. Und dies ist die Stimme des guten Hirten, der durch uns reden soll.

Der Däne Kierkegaard macht die Bemerkung, viele Prediger forderten ihre Zuhörer zu Betrachtungen auf; sie legten ihnen die göttliche Wahrheit vor, wie man einem Menschen ein Tuch vorlegen kann, das er von allen Seiten ansehen und mit Gemüthsruhe betrachten darf. Aber, sagt er, wenn das Tuch lauter Augen hätte und es finge jedes Auge an dich seinerseits auch zu betrachten, dann würde die behagliche Gemüthsruhe aufhören. So ist es, wenn die göttliche Wahrheit uns als Offenbarungsmittel des gegenwärtigen Gottes gebracht wird, woraus seine Augen uns anschauen, worin der Pulsschlag seines Herzens noch zu fühlen ist.

Man kann ebenso gut sagen: manche Predigten stellen Erörterungen darüber an, was der Herr gesagt habe. Aber etwas anderes ist es, wenn die Seelen die Stimme ihres Hirten aus der Predigt heraushören. Die Stimme ist noch etwas anderes als das Wort. Die Stimme ist das Wort, sofern die Bewegung des Herzens aus demselben klingt, von dem es ausgeht. Und diese Stimme des guten Hirten soll aus Menschenmund an Menschenseelen klingen, natürlich nicht durch Modulation des äußern Organs, sondern durch den Impuls der Liebe, welche die Worte so wählt und vorbringt, wie sie fühlt, daß die Herzen dadurch gesucht und bewegt werden könnten. Möglich ist dies nur, wenn das Gemüth des Redenden in die Bewegungen der erlösenden Liebe des Heilandes hinein gezogen ist. (Schluß folgt.)

Rousseau und Pestalozzi.

(Conferenz-Vortrag.)

(Eingesandt von H. Packebusch.)

Diese beiden Männer waren Zeitgenossen; als Rousseau starb, war Pestalozzi 32 Jahre alt. Auf das Erziehungswesen haben sie einen Einfluß ausgeübt, der noch lange sich bemerkbar machen wird. Beide erkannten die Mängel ihrer Zeit und suchten ihnen abzuhelfen, jeder in seiner Weise. Für ihre spätere Wirksamkeit, ja für ihr ganzes Lebens, besonders für die Bildung ihres Charakters war ihre früheste Jugendbildung von den wichtigsten Folgen.

Rousseau's Geburt kostete der Mutter das Leben. Sein Vater scheint ihn nur wenig geliebt zu haben. Schon bis zu seinem siebenten Jahre hatte er eine große Menge Romane gelesen. „Ich verstand Nichts, fühlte aber Alles," sagt er selbst. Weiter äußert er sich über seine Knabenzeit:

„So begann sich mein Herz zu bilden und zu äußern, das zugleich stolz „und zärtlich; und mein Charakter, der weibisch und dennoch unbezähmbar „war; der, stets zwischen Schwachheit und Muth, Weichlichkeit und männ-

„licher Tugend schwankend, mich bis ans Ende mit mir selbst in Widerspruch „gesetzt hat."

Rousseau's Jugendzeit war äußerst bewegt. Nachdem er seinem Meister aus Furcht vor herber Behandlung entlaufen war, fiel er den Katholiken in die Hände und trat in seinem 16. Jahre von der reformirten zu der katholischen Confession über. Mit den Wegen des Lasters wurde er nur zu früh vertraut. Dabei hatte er eine höchst originelle Auffassungsgabe, studirte fleißig, wenn auch ruckweise, und brachte es in der schriftlichen Darstellung zur Meisterschaft. Er hatte einen scharfen Verstand — aber sein Herz blieb leer. So erklären sich seine drei Haupterziehungsmittel: Rühren, Raisonniren und Zorn, welche er, nach seinem eigenen Geständniß, nur anwandte, als er während eines Jahres zwei Knaben unterrichtete. So erklärt sich sein Verhältniß zu Therese Le Vasseur, der er versprach, mit ihr zu leben, für sie zu sorgen — aber sie nie zu heirathen. So erklärt es sich, daß Rousseau sein erstes Kind mit, die vier folgenden ohne Erkennungszeichen ins Findelhaus gab.

Und nun Pestalozzi?

Er verlor früh seinen Vater; aber seine Mutter und Babeli ergossen in das junge, empfängliche Herz einen Schatz von Liebe, die es das ganze Leben durchdringt und nur größer zu werden scheint, je mehr er davon opfert. Es ist die Liebe zu den Armen, Unterdrückten, welche Pestalozzi's Leben treibt. Damit verband er zwar einen grimmen Haß gegen die das Landvolk unterdrückende Aristokratie.

„Ein Jüngling muß die Flügel regen,
„In Lieb und Haß gewaltig sich bewegen,"

charakterisirt nicht bloß den jungen Pestalozzi, sondern auch den Greis; es charakterisirt und motivirt die meisten seiner Schriften. Daher auch die Verschiedenheit der Erziehungs-Objekte des französischen und deutschen Schweizers. Bei ersterem ist Emil der Sohn eines reichen Mannes, der einen Hofmeister wohl bezahlen kann; bei letzterem sind es die Armen auf den Straßen und an den Zäunen, welche er sich zuerst aussucht.

Kommen wir nun zur pädagogischen Wirksamkeit der beiden Männer, so finden wir manche Ideen Pestalozzi's, die schon Rousseau angedeutet, resp. ausgeführt hat. Häufig ist es Comenius, dessen Prinzipien sie, wenn auch unbewußt, wiederholen.

Der französische Schweizer hat sein Erziehungssystem, wenn man es so nennen darf, im „Emil," der deutsche Schweizer das seinige in seinen Werken: „Abendstunden eines Einsiedlers," „Lienhard und Gertrud," „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt," und im „Buch der Mutter" niederlegt.

Von der Erziehung zur Revolution durch Rousseau können wir hier absehen. Nur soviel sei bemerkt, daß die Schlagwörter von 1789: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit; der König ein Mandatar des Volkes &c., Rousseau zum Vater haben.

Mit seinem „Emil" hatte Rousseau Glück, was die Verbreitung betrifft;

denn dieses Buch wurde vom Erzbischof von Paris und vom französischen Parlament verdammt und von den Genfer Reformirten verbrannt. Eine wirksamere Empfehlung hätte kein Autor verlangen können. Das Werk fand denn auch die schnellste Verbreitung; denn schon damals galt es in Frankreich als zum guten Ton gehörend, Alles zu lesen, was von Staat und Kirche verboten war.

Dieses dreifache Todesurtheil hatte aber nichts mit dem pädagogischen Theil des Buches zu thun; es wurde herbeigeführt durch eine Episode mit der Ueberschrift: Glaubensbekenntniß eines savoyischen Vicars. Davon später. Der „Emil" war anfangs, so sagt der Verfasser, für denkende Mütter geschrieben.

Emil, sein Zögling, ist die personifizirte Menschheit im Naturzustande. Der Hofmeister erzieht das Kind „natürlich." Rousseau sagt: Der Naturmensch ist Alles für sich selbst; er ist die numerische Einheit; der bürgerliche Mensch ist ein Bruch, der vom Nenner abhängt, und dessen Werth durch sein Verhältniß zum Ganzen, zur Gesellschaft bestimmt wird. Einen Blick in die Naturmenschen-Ideen Rousseau's läßt uns ein charakteristischer Brief Voltaire's an Rousseau thun:

„Ich habe Ihr neues Buch — eine Abhandlung Rousseau's über den „Grund der Ungleichheit der Menschen — gegen das menschliche Geschlecht „erhalten und danke Ihnen dafür. Sie werden den Menschen, denen Sie die „Wahrheit sagen, gefallen; aber sie nicht bessern. Man kann nicht mit stär„keren Farben die Gräuel der menschlichen Gesellschaft malen, von welcher sich „unsere Unwissenheit und Schwachheit so viel Liebes versprechen. Nie hat Je„mand so viel Geist angewandt, um uns zu Bestien zu machen. Liest man „Ihr Buch, so wandelt Einem die Lust an, auf allen Vieren zu gehen. Allein „da ich schon vor mehr als 60 Jahren diese Gewohnheit abgelegt, so fühle ich „leider, daß es mir unmöglich ist, sie wieder anzunehmen; und ich überlasse „Andern diesen Naturgang, welche dessen würdiger sind, als Sie und ich 2c.

Voltaire."

Schon hier steht Rousseau mit sich selbst im Widerspruch. „Emil ist, „näher betrachtet, doch nur ein Franzose in puris naturalibus, der, als er „heranwächst, in einen galonirten Rock gesteckt wird, die Perrücke auf dem „Kopfe, den Degen an der Seite. Doch es war gewiß heilsam, wenn Rousseau „die Franzosen daran erinnerte, daß sie nackend auf die Welt kommen und „nackend von dannen fahren." (Karl von Raumer.)

Uebrigens finden wir im „Emil" viele herrliche pädagogische Grundsätze.

„Der Mutter mehr als dem Vater, kommt die Erziehung zu." Ganz wie Pestalozzi.

Beim Kapitel über die neugebornen Kinder eifert er mit Recht gegen das Wickeln, als die unnatürlichste Marter; gegen das Stillen durch Ammen, während die Mütter dem Vergnügen nachgehen; gegen Verweichlichung, und führt an, wie die Natur durch Zahnen und Anderes dem Kinde viele Schmerzen mache, um es abzuhärten.

„So wie die Mutter die Amme des Kindes ist, so ist der Vater dessen

eigentlicher Lehrer. Aber der giebt vor, nicht Zeit zu haben; darum werden die Kinder in Pensionen, Alumnäen ꝛc. geschickt, wo sie sich von der Liebe entwöhnen. Zerstreute Geschwister kennen einander kaum. Es liegt ein schwerer Fluch auf Versäumniß der Vaterpflicht." Wer hört hier nicht den Comenius. Rousseau gedachte hier der eigenen Sünde. Wie trefflich spricht er gegen Auflösung der Familienbande!

„Gieb dem sprechenlernenden Kinde nicht mehr Wote als Ideen."

„Die unglückliche Leichtigkeit, uns mit Worten abzuspeisen, beginnt früher, als wir denken, nicht erst in der Schule." Wie Comenius.

In der Theorie stimmen Rousseau und Pestalozzi in vielen Punkten überein; so wie auch darin, daß ihre Theorien mit der eigenen Praxis oft im Widerspruch stehen. Doch haben die Rousseau'schen Widersprüche meistens einen moralischen, die Pestalozzi'schen einen intellektuellen Hintergrund.

„Rousseau sagt: „Sinnliche Empfindungen geben das erste Material kindlicher Kenntnisse; darum ist es gut, ihnen jene Eindrücke in gehöriger Ordnung beizubringen. Unsere Füße, Hände, Augen lehren uns zuerst Philosophie."

Pestalozzi sagt: „Aller Unterricht muß von Anschauung ausgehen."

Comenius sagt 100 Jahre früher: „Mit realer Anschauung, nicht mit verbaler Beschreibung muß der Unterricht beginnen."

Rousseau und Pestalozzi dringen beide auf reale Kenntnisse und Fertigkeiten und eifern gegen gegenstandloses Maulwaschen.

Pestalozzi sagt: „Armselige Wortmenschen, durch die Kunst ihres unnatürlichen Ganges unfähig gemacht zu empfinden, daß sie auf Stelzen stehen und von ihren hölzernen Beinen herabsteigen müssen, um auch nur mit gleicher Kraft, wie das Volk, auf Gottes Boden zu stehen." (W. G. ihre Kl. I.")

Rousseau: „Die Pädagogen lehren ihren Schülern Worte, nichts als Worte, nicht aber Realkenntnisse."

In Bezug auf mechanisches, anschauungsloses Rechnen sagt Rousseau: „Ein geometrisches Problem durch Gleichungen zu lösen, kam mir vor wie die Hervorbringung einer Melodie durch das Drehen der Kurbel einer Drehorgel."

Er wollte seiner Rechnung nicht glauben, bis er sie durch eine Figur anschaulich gemacht hatte.

Wenn wir aber Ramsauer glauben dürfen, so waren die praktischen Anschauungen Pestalozzi's mehr Redeübungen. Statt der Gegenstände gab er den Kindern Substantiva, statt der Eigenschaften Adjektiva. Auch ging wohl Pestalozzi zu weit, wenn er meinte, nicht in Wald und Wiesen müsse man die Kinder gehen lassen, um Bäume und Kräuter kennen zu lernen.

„Bäume und Kräuter," sagte er, „stehen hier nicht in den Reihefolgen, welche am geschicktesten sind, das Wesen einer jeden Gattung anschaulich zu machen und den ersten Eindruck des Gegenstandes zur allgemeinen Kenntniß des Faches vorzubereiten."

Wenn Pestalozzi beim Anschauungs-Unterricht mit dem menschlichen

Körper, als dem Kinde am nächsten liegend, anfängt, so ist dies gewiß eine falsche Anwendung des pädagogischen Grundsatzes:

„Vom Nahen zum Entferntern!"

Wenn Rousseau und Pestalozzi, als unermüdliche Pfadsucher, mitunter auf Abwege geriethen, Manches für neu hielten, was schon andere vor ihnen entdeckt hatten, so haben sie doch manches verborgene Blümlein gefunden, für welches ihnen die Welt noch lange danken wird.

Wenn ein Mann, wie Fichte, der für Pestalozzi's Fehler gewiß nicht blind war, von dessen Pädagogik die Regeneration des Volkes erwartet und in seinen „Reden an das deutsche Volk" ihn sogar mit Luther vergleicht; wenn Schiller schreibt:

„Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst war's finster, und die Weisen starben;
Nun ist's lichter, und der Weise stirbt.
Sokrates ging unter durch Sophisten,
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau, der aus Christen Menschen wirbt,"

so kann man sich vorstellen, welchen ungeheuren Einfluß die beiden Männer auf ihre Zeitgenossen ausübten. Unter ihren späteren Anbetern hat es freilich auch solche gegeben, von denen man mit Schiller sagen konnte:

„Wie er sich räuspert, wie er spuckt ꝛc."

Manche deutsche Lehrer haben zu ihnen gehört, und auch Erzieher anderer Nationen, die glaubten, Rousseau's Ideal zu erreichen, wenn sie Prinzen in bloßem Kopf und barfuß laufen ließen.

Pestalozzi's Bestrebungen gingen dahin, nicht dem jungen Menschen den Schulsack zu füllen, sondern die Lehrgegenstände und Lehrmittel so zu benutzen, daß das ganze geistige Leben des Individuums geweckt, die Kraft gestärkt, und dasselbe in den Stand gesetzt werde, sich das in späteren Jahren Nöthige leicht anzueignen. Wenn auch in Folge der „ausgezeichneten Regierungs-Unfähigkeit" die Anstalt zu Iferten einschlief, so haben diese Grundsätze gerade durch Pestalozzi sich Bahn gebrochen. Neu waren sie nicht, denn Comenius giebt ihnen schon ein Jahrhundert früher in folgenden Worten Ausdruck:

„Bis jetzt haben die Schulen wirklich nicht darauf hingearbeitet, daß die Kinder, wie junge Bäume, aus eigener Wurzel Triebe entwickelten, sondern nur darauf waren sie aus, daß sie sich mit anderweitig abgebrochenen Zweiglein behängten."

Rousseau hat sich selbst aufgezehrt im Zwiespalt eines für Freiheit und Erkenntniß begeisterten Herzens und einer unüberwindlichen Knechtschaft unter dem Joch der Sinnlichkeit. Daß er so lange kämpfen konnte, und der edlere Theil in ihm doch nicht ganz unterlag, beweist die reiche Ausrüstung dieses Geistes, der seinem Jahrhundert etwas ganz Anderes hätte werden können, wenn seinem sensiblen Gemüth nicht statt weiser Zucht und Leitung die entwürdigende Versuchung entgegen gekommen wäre.

Wenn Rousseau und Pestalozzi in der intellektuellen Bildung des Kindes

oft zusammentreffen, so sind sie himmelweit verschieden in Bezug auf die religiös-sittliche Ausbildung des Menschen. — Einige Aussprüche Rousseau's über Gehorsam:

„Man halte das Kind nur in dinglicher Abhängigkeit, setzte seiner Anmaßung physische Hindernisse entgegen, oder Strafen, die aus seiner eigenen Handlung entspringen. Erfahrung und Ohnmacht müssen ihm statt des Gesetzes sein."

In Rousseau's Wörterbuch fehlt das wichtigste Wort: Liebe, dankbare Liebe; darum muß an die Stelle des kindlichen Gehorsams, der mit der Liebe innig eins ist, dingliche Nothwendigkeit treten.

Wie ganz anders Pestalozzi: „Freiheit ruht auf Gerechtigkeit, Gerechtigkeit auf Liebe, also auch Freiheit auf Liebe. Familiengerechtigkeit, die reinste, segensreichste, hat Liebe zu ihrer Quelle. Reiner Kindersinn ist die wahre Quelle der Freiheit, die auf Gerechtigkeit ruht; und reiner Vatersinn ist die Quelle aller Regierungskraft, die Gerechtigkeit zu thun und Freiheit zu lieben erhaben genug ist. Und die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltsegens, der Liebe und des Brudersinns der Menschheit, diese beruht auf dem großen Gedanken der Religion, daß wir Gottes Kinder sind."

Rousseau will Gott nicht genannt wissen von Kindern; er meint, erst lange Vorstudien befähigen, an Gott zu denken.

Für Pestalozzi ist Gott das dem Menschen Nächste, Innerlichste, das A und O seines ganzen Lebens. Nach ihm durchdringt der Glaube an Gott alle Verhältnisse der Menschen, befestigt und bestimmt das Verhältniß zwischen Regenten und Unterthanen, zwischen Vätern und Kindern, und die Vaterliebe Gottes spiegelt sich überall ab.

Bei Rousseau ist von solchen Liebesbanden nirgends die Rede. Sein Ideal war eine kalte, herzlose Freiheit — abwehrend, isolirend, durchaus egoistisch.

Nun noch ein Wort über den christlich-religiösen Standpunkt der beiden Männer.

Pestalozzi's seelisch-religiöses Leben war ein stetes Ringen zwischen christlichem Glauben und Zweifel. Jedoch finden wir erstern vorwiegend im Anfang und am Ende seiner Laufbahn. Er selbst sagt (1793):

„Ich ging, schwankend zwischen Gefühlen, die mich zur Religion hinzogen, und Urtheilen, die mich von derselben weglenkten, den todten Weg des Zeitalters. Ich ließ das Wesentliche in der Religion erkalten, ohne eigentlich gegen die Religion zu entscheiden."

Dies war zur Zeit Robespierre's, da das irdische, politische Element dermaßen in den Gemüthern herrschte, daß dem religiösen keine stille Heimath blieb. Auch hielt er mit Rousseau die Kinder von Natur für gut, bis in sein Greisenalter, wo er auch von diesem Irrthum geheilt war. 1815 sprach Pestalozzi am Sarge seiner Frau:

„Wir waren von Allen geflohen, Krankheit und Armuth beugten uns nieder, und wir aßen unser Brod mit Thränen. Was gab dir und mir in jenen Tagen Kraft, auszudauern und unser Vertrauen nicht wegzuwerfen?"

Darauf ergriff er eine Bibel, drückte sie der Todten an die Brust und rief: „Aus dieser Quelle schöpftest du und ich Muth und Stärke und Frieden."

In seiner Rede 1818 spricht der 72jährige Greis: „Nur vom Christenthum ist Heil zu erwarten." Trotzdem ist der Mann von Fanatikern verketzert worden. Ihnen ruft der geistig bedeutendste seiner Gegner zu: „Wer darf einen Stein aufheben? wer verdammen? Ihm ist viel vergeben, denn er hat viel geliebt."

Rousseau's Religion, oder vielmehr der Mangel derselben, ist niedergelegt in dem oben erwähnten „Glaubensbekenntniß des savoyischen Vikars." In seinen sämmtlichen Schriften finden sich keine so großen Widersprüche, als hier. Im Eingange die stärksten Angriffe gegen die Philosophen. Sie seien allzumal stolz, rechthaberisch, glaubten Alles zu wissen, bewiesen nichts, spotteten einer über den andern, triumphirten, wenn sie angegriffen, zeigten sich schwach in der Vertheidigung. Mit Geheimnissen umringt, wolle man Alles erkennen. Nicht um Wahrheit, sondern um Geltendmachung ihres Systems und um Auszeichnung sei es zu thun.

Dann stellt er die Dogmen seiner natürlichen Theologie auf:

„Ich glaube

1. daß ein Wille das Universum belebt und bewegt;
2. daß eine nach bestimmten Gesetzen bewegte Materie lehre, es sei ein Gesetz;
3. dieses Wesen, das da will und kann, das, durch sich thätig, das Universum bewegt und Alles ordnet, nennen wir Gott;
4. zu Intelligenz, Macht und Willen Gottes füge ich als nothwendige Folge die Güte."

Nachdem er das Christenthum verhöhnt hat, stellt er einen Vergleich an zwischen Jesus und Sokrates, wobei er ersterem bei weitem den Vorzug giebt. Dieser Vergleich schließt so:

„Jesus bittet für seine wüthend hassenden Henker mitten unter den fürchterlichsten Qualen. Ja, wenn das Leben und der Tod des Sokrates eines Weisen Leben und Tod ist, so ist das Leben und der Tod Christi eines Gottes Leben und Tod. Sollen wir sagen, die Geschichte des Evangeliums sei willkürlich erfunden? Nein, so erfindet man nicht; und die Thaten des Sokrates, welche Niemand bezweifelt, sind minder beglaubigt, als die Christi."

Sollte man nicht meinen, ein aufrichtiger Christ habe diese Stelle geschrieben? Und doch geht ihr Verhöhnung des Christenthums voran, und Verhöhnung folgt ihr. Der Erzbischof von Paris theilt die Stelle zur Erbauung mit und meint, man könne nicht leicht ein schöneres Zeugniß für die Authenticität des Evangeliums ablegen; und doch befiehlt er, das ganze Werk zu zerreißen und zu verbrennen, wie oben erwähnt. In einem Briefe an den Erzbischof von Paris macht Rousseau den Vorschlag, Bekenner der jüdischen, christlichen und muhamedanischen Religion zusammenkommen zu lassen und, nach Verjagung der Theologen, eine allgemeine Religion aus den genannten dreien zu abstrahiren. Dies genügt, um Rousseau's religiösen Standpunkt zu kennzeichnen.

Zum Schlusse eine kurze aber treffliche Vergleichung Rousseau's und Pestalozzi's aus der Feder Karl von Raumer's. Zuerst vergleicht er Pestalozzi's edlen, reinen und schönen Brief an Anna Schultheß mit Rousseau's Erklärung an Ther. Levasseur; dann sagt er:

„Ich muß Rousseau bewundern, wenn ich ihn mit seinen französischen und europäischen Zeitgenossen vergleiche, wie er in dem Einsamen die Gewalt der Natur verzweifelt durch die Unnatur durchbricht, und das böse Gewissen der Zeit erwacht. In ihm bekehrt sich diese Zeit, wie eine abgelebte, reuige Buhlerin, welche die Schminke abwäscht, die falschen Locken ablegt und nun ihre nackte Häßlichkeit, vor sich selbst schaudernd, im Spiegel betrachtet. Im vollen Bewußtsein der Irrthümer und Sünden stand er, vom Fluch der Zeit belastet, ohnmächtig zur frischen und heiligen, vollen Lebenserneuerung.

Von der blendenden Feuersäule des französischen Vulkans, der deutschen Schiffern als irdischer Leuchthurm diente, sein eigenes Land aber verwüstete, wendet man gern das Auge zum milden Stern, der über Deutschland aufging, zu Pestalozzi. Verzweifelnder Menschenhaß begeisterte den Rousseau, — wahrlich, in solcher Zeit, in solchen Umgebungen war es zu entschuldigen. Ihn leitete der Gedanke: Verwirf nur Alles, was die Zeit aufstellt, suche das Gegentheil, so wirst das Rechte finden. Und wie Herrliches fand er, dem feindseligen Triebe folgend! — so schlecht war die Zeit.

Aber von Menschenliebe war Pestalozzi begeistert; von Sehnsucht, dem armen Volke zu helfen, nicht durch Bauern**krieg**, sondern durch Bauern**erziehung**. Und indem er sich von der Ueberbildung seiner Zeit weg- und evangelisch-christlich den Armen zuwandte, segnete Gott seinen reinen Willen und verlieh ihm mehr, als er suchte; verlieh ihm freudige Ahnungen einer großen Zukunft und durch Dichtung und Wissenschaft Keime unendlicher Entwickelung zu schaffen."

Psychologie.

Eingesandt von A. Breitenbach.

(Fortsetzung.)

Das Denken; Logik.

Unter Denken versteht man die Fähigkeit des Geistes, Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden. Im Denken erst erfassen wir die Sache nach ihrem tiefsten Wesen. Ohne Anschauen und Vorstellen kann sich die subjektive Intelligenz nicht zum Denken erheben; sie sind also seine Bedingung; allein als Bedingung sind sie nicht der Grund des Denkens, vielmehr ist das Denken selbst der innerste Grund des Denkens, des Anschauens und Vorstellens. Anschauen, Vorstellen und Denken verhalten sich zu einander wie das Einzelne zum Besonderen und Allgemeinen. Wie wir im Denken vom Einzelnen und Besonderen zum Allgemeinen fortschreiten, so muß uns auch umgekehrt ein Weg vom Allgemeinen zum Besonderen und Einzelnen offen stehen. Das Denken hat es stets mit dem Verhältniß des Einzelnen zum Allgemeinen und

des Allgemeinen zum Einzelnen zu thun; es ist nichts Anderes als die Erkenntniß dieses Verhältnisses. Demnach gibt es zwei Arten des Denkens: das analytische Denken ist der Weg der Verallgemeinerung, der Generalisirung, und das synthetische Denken ist der Gang der Besonderung, Spezialisirung. Und das Ziel aller Bildung und Zucht des Denkens ist die Fähigkeit, den Weg der Verallgemeinerung und denjenigen der Besonderung gleich leicht und sicher beschreiten zu können. Der eine Weg führt vom Vorstellen zum Denken, der andere vom Denken zum Vorstellen; darum stehen auch Vorstellen und Denken in inniger gegenseitiger Verbindung, die selbst dann nicht aufhört, wenn in bestimmten Personen die eine Kraft herrscht und die andere ihr dient. So überwiegt z. B. im Dichter das Vorstellen (Phantasie), im Philosophen die Denkkraft; aber was wäre ein Dichter, der seine Einbildungskraft nicht durch das klarste Denken unterstützte und beherrschte, und ein Philosoph, der seine Abstraktionen als Prinzipien des Besondern nicht rückwärts verfolgen könnte bis zur Auseinanderlegung der vielgestaltigen einzelnen Fälle. Gerade die größten Dichter verbinden mit dem Reichthum und dem Feuer ihrer Einbildungskraft das schärfste Denken und die größten Philosophen wissen die Allgemeinheit des Gedankens am sichersten durch Beispiele zu erläutern.

Die weiteren Untersuchungen über das Denken, insbesondere die Darlegung der Denkgesetze, gehören der Logik an. Die Psychologie beschäftigt sich mit dem Denken, wie es ist — die Logik mit dem Denken, wie es sein soll; jene hat es mit den Naturgesetzen, diese mit den Normalgesetzen des Denkens zu thun. Die Psychologie hat zu erklären, was in der Seele vorgeht, gleichgiltig, ob dieses zuerklärende Phänomen ein logischer Syllogismus oder die Wahnvorstellungen des Irrsinnigen sind; die Logik hat zu zeigen, welche Verhältnisse die Vorstellungen ihrem Inhalte nach einzugehen haben, gleichgiltig, ob sie in den Menschenköpfen diese Verhältnisse auch wirklich eingehen oder nicht.

Wenn sich nun die Logik mit Begriffen befaßt, so betrachtet sie an denselben nicht den Inhalt, sondern nur die Form. Die Logik ist also die Wissenschaft von den allgemeinen Formen des Denkens. Begriffe, Urtheile, Schlüsse sind dergleichen Formen. Die Logik ist gleichsam eine Algebra des Denkens. Insbesondere ist die Logik die Vorschule für das Studium der Wissenschaften, vornehmlich für das Studium der Philosophie, weil hier die Erkenntnisse durch bloßes Nachdenken gewonnen werden, die Betrachtung sich von dem sichern Boden der Erfahrung entfernt und und in das Gebiet bloßer Abstraktionen verliert. Die Logik ist ferner wichtig für den Gedankenausdruck in Rede und Schrift. Soll der Redner verstanden werden, so muß er seine Gedanken in logische Anordnung bringen. Auch für den Lehrer ist die Logik wichtig; derselbe hat bei dem Unterrichte sowohl auf den Schüler, als auf den Lehrstoff Rücksicht zu nehmen. In ersterer Hinsicht leitet ihn die Psychologie, in letzterer die Logik.

Alles Denken ist entweder vereinzeltes, elementares oder zusammenhän-

gendes, systematisches Denken. Die Formen des Denkens, mit denen sich die Logik beschäftigt, können demgemäß in Elementarformen und in systematische Formen unterschieden werden. Demnach zerfällt die Logik in zwei Haupttheile: in die Elementarlehre als Lehre von den ursprünglichen Denkformen, den Elementen des Denkens, und in die Wissenschaftslehre als Lehre von den systematischen Formen, den Bestandtheilen der Wissenschaften. Die Elementarlehre handelt von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen als den elementaren Funktionen des Denkens. Die Wissenschaftslehre handelt von Erklärungen, Einleitungen, Beweisen und von der Methode, weil von den angeführten Stücken die Bestimmtheit, Vollständigkeit, Gründlichkeit und systematische Ordnung der Erkenntnisse abhängt.

Der Begriff.

Nachdem wir bisher nur hauptsächlich von konkreten Vorstellungen gesprochen haben, kommen wir nun zu den abstrakten, welche auf Grund von konkreten entstehen. Der Uebergang vom Konkreten zu Abstrakten geschieht zumeist unwillkürlich durch häufige Wahrnehmung gleichartiger Dinge. Hat ein Kind nur einen Tisch mit viereckiger Platte gesehen, so kann es sich keinen anderen Tisch vorstellen. Die Vorstellung, welche es hat, ist individuell, sie paßt nur auf eine ganz bestimmte Gestalt. Sieht es nun aber einen anderen Tisch mit runder Platte, so ist die Vorstellung vom Tische schon in etwas erweitert; sie paßt wenigstens auf zwei Arten des betreffenden Hausgeräths. Jede weitere anders geartete konkrete Vorstellung von einem bestimmten Tische erweitert die Vorstellung vom Tische überhaupt, aber letztere Vorstellung ist dann auch nicht mehr die Vorstellung eines Einzeldinges, sie ist dann ein Abstraktum, das auf alle wahrgenommenen Dinge zugleich paßt, das aber nicht angeschaut werden kann. Ohne es zu wissen, hat das Kind viele zufällige Eigenschaften (viereckig, rund, aus Holz, Stein u. s. w.) nach und nach fallen lassen, und nur übereinstimmende Merkmale festgehalten. Es ist so ein begriffartiges Gebilde entstanden, welches sich aber in Folge weiterer neuen Anschauungen (von Blumen-, Näh-, Karten-, Spieltischen) noch weiter ausbilden kann; es können Merkmale, welche man vor einer neuen Anschauung als wesentlich ansah, nach derselben als rein unwesentlich ausgeschieden werden. Das begriffartige Gebilde bleibt also zunächst insofern unvollkommen, als es nicht ein Resultat der Anschauung sämmtlicher Tischarten ist, die es gibt, dann aber auch, weil die ganz und gar absichtslose Betrachtung der einzelnen Tische sich nicht genau Rechenschaft gibt über das, was unter dem Angeschauten übereinstimmt und was nicht. Ein solches absichtslos entstandenes Gebilde heißt Allgemeinvorstellung, Schema, auch naturwüchsiger oder psychischer Begriff genannt.

Beim psychischen Begriffe sind wesentliche und unwesentliche Merkmale eines Dinges gemischt. Um sie völlig zu sondern, d. h. um den logischen Begriff zu finden, ist viererlei nothwendig:

1. Die Reproduktion sämmtlicher Einzelvorstellungen, die dahin gehören; nach dem angeführten Beispiele also die Reproduktion sämmtlicher Tischarten.

2. Die Reflexion; sie sammelt alle Merkmale und sondert sie in allgemeine und besondere oder in wesentliche und unwesentliche.

(Von einem andern Standpunkte aus sind die Merkmale entweder absolute, die dem Begriffe an und für sich zukommen, oder relative, auch Beziehungsmerkmale, die aus der Beziehung zweier oder mehrerer logischer Objekte aufeinander hervorgehen. Wien ist in Beziehung auf Klagenfurt „groß," in Bezug auf Paris „klein." Aristoteles an und für sich ein „Weltweiser" — ist im Verhältniß zu Alexander dem Großen sein „Lehrer," dieser im Verhältniß zu Philipp „Sohn," zu den Macedoniern „König," zu Darius ein „Zeitgenosse," zu den Diadochen ein „Vorgänger.")

3. Die Abstraktion; ihre Thätigkeit besteht darin, die besondern Merkmale zu abstrahiren, also beim Tisch: seine Größe, Gestalt, die Zahl seiner Füße, seine Festigkeit, den Stoff, woraus er gemacht ist 2c.

4. Die Kombination; sie hebt die wesentlichen Merkmale hervor und faßt sie in Worte zusammen. Beim Tisch ist also nothwendig, daß er eine horizontale, freiliegende Platte hat, daß sie in angemessener Weise unterstützt ist, daß das Ganze die Bestimmung hat, daß etwas darauf gelegt oder etwas auf ihm vorgenommen werde.

Man sieht daraus, daß es nicht so leicht ist, den Begriff eines Dinges richtig zu bestimmen; er muß in jeder Einzelvorstellung enthalten sein. Ist nun eine Begriffsbestimmung unvollständig oder gar falsch, und wird sie trotzdem als richtig angesehen und weiter benutzt, so ist der Inhalt des ganzen Gedankengebäudes, das auf ihm errichtet wurde, falsch. Begriffe von Sinnendingen lassen sich leichter aufstellen, als solche von Gedankendingen (Freundschaft, Friedfertigkeit, Gnade, Glaube 2c.), weil man bei dem letzteren die Merkmale nicht so klar „vor Augen" hat. Die Begriffe sind nur etwas Gedachtes, nicht etwa etwas wirklich Existirendes. Es existiren nur bestimmte Eichen, bestimmte Buchen, bestimmte Tannen, nicht aber das, was nur ein Baum wäre. Der logische Begriff bleibt unverändert, der psychische nicht; er ist schwankend. Der psychische Begriff ist bei verschiedenen Menschen verschieden, der logische stimmt bei allen überein. Auch die Begriffe, welche mit Absicht gebildet werden, bleiben psychische, wenn nicht alle Arten des Gegenstandes vertreten sind, indem dann manche Merkmale für wesentliche angesehen werden, die doch nur unwesentliche sind. Die Bedeutung der Begriffe liegt eben darin, daß sie das Denken ungemein erleichtern. Man hat nicht nöthig Katze, Hund, Löwe u. s. w. einzeln aufzuführen, sondern benutzt das Wort Raubthiere.

Bei einem Begriffe unterscheidet man seinen Inhalt und Umfang. Der Inhalt eines Begriffes besteht in der Summe aller wesentlichen Merkmale. Werden dieselben sprachlich dargestellt, so entsteht die Begriffserklärung oder Definition. Dieselbe darf weder ein unwesentliches Merkmal aufnehmen, noch ein wesentliches fallen lassen, sonst wird sie, wie in diesem Falle auch der Begriff, zu eng oder zu weit. Jede streng logische Definition besteht aus der Angabe des nächsten Oberbegriffs einerseits und des Unterschieds von den Nebenbegriffen andererseits. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Daß man uns „Unirten" gegenüber zweierlei Maß und Gewicht führt, sind wir derart gewöhnt, daß wir in den meisten Fällen die Sache als selbstverständlich hinnehmen, denn wozu würden auch die lutherischen Kirchengemeinschaften sich lutherisch nennen, wenn sie nicht in allen Fällen den „Unirten" gegenüber Recht zu haben glaubten.

Dazu gibt der „Lutherische Hausfreund", das deutsche Organ der Generalsynode, eine wirklich ausgezeichnete Illustration. In seiner Nummer vom 15. April 1888 veröffentlicht er unter dem Titel: „Wie die „Unirten" es treiben," einen Artikel, bei dem die Bemerkung, „Von einem Laien geschildert," wohl zur Erklärung der Pöbelhaftigkeit der Haltung im Ganzen sowie der einzelnen Ausdrücke dienen soll.

Es heißt nun da u. A.: „Wie (nach Aussage der Seeleute) die Haifische im Meere, wenn sie einen Todesfall wittern, das Schiff umschwärmen, um den Leichnam zu erhaschen, sobald derselbe den Fluthen übergeben wird, und wie die „Hyänen des Schlachtfeldes" zur Nachtzeit die Gefallenen ausplündern, ehe dieselben noch recht erkaltet sind, so machten es die Unirten nun hier......... Die Sache war bisher immer so fein unter dem Deckmantel der „christlichen Liebe" betrieben worden, daß die große Masse, und auch Schreiber dieses, nichts davon merkte, bis etwa sechs Monate nach dem Tode des früheren Seelsorgers der „Pferdefuß" offen zu Tage trat......... Verschiedene Male war die Gemeinde auf dem besten Wege, einen tüchtigen lutherischen Pastor zu bekommen, wodurch auch das „Band des Friedens" unter den Gliedern erhalten worden wäre. Da mußte jedesmal, durch die sich selbst unbewußten Werkzeuge des Pastors der Unirten, die ganze Sache verdorben werden. Es wurde uns nun klar, daß man es nur darauf abgesehen habe, die Gemeinde in Verwirrung zu bringen und dieselbe dadurch den Wünschen der Unirten gefügig zu machen. Nachdem dieses erreicht worden, konnte man sagen: „Seht Ihr's, wir können ja von den lutherischen Synoden keinen Pastor bekommen; gehen wir also zu den Unirten, es ist ja kein Unterschied!"

Dem Gevatter, welcher Religion, Geschäft und Politik, Alles in einen Topf wirft, leuchtete dieses ein. Die Lutheraner wurden demselben bald als engherzig und lieblos, ja als Unchristen und Friedensstörer hingestellt, während die Unirten die wahren „Friedensjaköbe" waren, die von Liebe zu der St. Petersgemeinde förmlich überquollen........

„Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Haus."

Was ist das? „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserm Nächsten nicht mit List nach seinem Erbe oder Hause stehen, noch mit einem Schein des Rechten an uns bringen; sondern ihm dasselbige zu behalten förderlich und dienstlich sein." —

So lautet das 9. Gebot und die Auslegung Dr. Martin Luthers dazu. Und dieses Gebot haben die Unirten in diesem Falle in grober Weise übertreten. In ihrer Gier, die hiesige deutsche ev.-luth. St. Petersgemeinde an sich zu ziehen und damit ihren „Haufen zu mehren," haben sie allen Anstand vergessen und sich einer Handlungsweise schuldig gemacht, die man nicht einmal bei ehrenhaften Menschen finden würde, geschweige denn bei Solchen, die einen Anspruch auf den Namen „Christen" erheben. Dieselben können keine stichhaltige Entschuldigung für ihr Benehmen in diesem Falle vorbringen; sie wurden zur Genüge und wiederholt gewarnt, daß ein Riß in der St. Petersgemeinde die Folge ihres Vorgehens sein werde. Doch, die „Begierde nach des Nächsten Haus" beschwichtigte alle etwaigen Regungen des Gewissens, wenn überhaupt solche vorhanden waren; die „böse That," welche, nach den Worten des Dichters, „fortzeugend Unheil muß gebären," wurde begangen; eine große Anzahl von Gliedern wurde, ohne daß sie auch nur selbst dieses bedachten, zu Meineidigen gemacht, und eine Anzahl anderer Glieder, die nun einmal nicht an die „Allgewalt der Mehrheit" glauben können, sahen sich gezwungen — so wehe ihnen dieses auch that —, sich von der Gemeinde zurückzuziehen, der sie über ein Vierteljahrhundert angehört, und zu deren Bau sie redlich das Ihrige gethan.........Wenn die unirten Pastoren, welche unter falscher Flagge segeln, und unter falschen Vorspiegelungen die Glieder lutherischer Gemeinden verwirren und abwendig

machen, dabei beharren, die hiesige deutsche ev.-luth. St. Petersgemeinde in ihr Lager hinüberzuschleppen, so werden wir sie noch am großen, jüngsten Tage vor Gottes Richterstuhl anklagen, daß sie in frivoler Weise Unheil in der vorbenannten Gemeinde angerichtet haben, und zwar aus erbärmlicher Proselytenmacherei.

Und nun noch ein Wort für diejenigen Lutheraner, welche so gern mit den Unirten liebäugeln. Daß sie es gut meinen, soll nicht in Frage gestellt werden. Es wäre ja so schön, wenn „Alles im Frieden" zugehen könnte, wenn Alles „ein Herz und eine Seele" wäre. Doch kann dieses niemals auf Kosten der Wahrheit geschehen. Und wenn man sehen muß, wie heimtückisch die Unirten es treiben, und wie sie ihre Gemeinschaft nur auf Kosten der lutherischen Kirche bauen wollen (wie dieses ja im Wesen aller Sekten liegt), so ist es wohl angemessen, daß man sich vor solchen „Wölfen in Schafskleidern" hütet.

Um nicht mißverstanden zu werden, mag hier angeführt sein, daß wir es mit unseren Beschwerden einzig und allein mit dem Treiben der unirten Pastoren zu thun haben. Die Laien sind im Großen und Ganzen unschuldig an der Sache, da sie nur in ihrer „heiligen Einfalt" von den Pastoren am Gängelbande geführt werden."

Zunächst müssen wir bemerken, daß es nur gut ist, daß der Verfasser des Artikels sich als Laien bezeichnet hat, hätte er das unterlassen, würden wir ihn auf Grund der in dem Artikel befolgten Taktik sowie verschiedener Wendungen und Gedanken desselben im Verdacht haben, daß er eine Art von Theologie studirt habe, die uns nur zu wohl bekannt ist und deren Früchten der Artikel außerordentlich ähnlich sieht.

Bei dem Bilde von den Haifischen und Hyänen des Schlachtfeldes wird es allerdings jedem Leser des luth. Hausfreundes in seiner „heiligen Einfalt" ganz grauselig zu Muthe geworden sein und auf diesen Zweck und für solche Leute ist natürlich das Ganze von dem „Laien" kluger Weise berechnet. Wenn nun aber der Schreiber des Artikels sowohl sich selbst als auch „eine große Anzahl von Gliedern" hinstellt, als seien sie „sich selbst unbewußte Werkzeuge" des unirten Pastors gewesen, die ohne es zu wissen und auch ohne es zu wollen, ganz und gar nach dem Willen des unirten Pastors gehandelt hätten, so klingt es doch etwas sonderbar und es gehört jedenfalls sehr viel Einfältigkeit dazu, dergleichen ohne weitere Erklärung zu glauben. Denn wenn der Schreiber des angeführten Artikels wirklich keine Thatsache verschwiegen hat, so muß entweder der unirte Pastor übermenschlich klug, oder seine „sich selbst unbewußten Werkzeuge" müssen unmenschlich dumm gewesen sein, oder, da wir das wenigstens von dem artikelschreibenden Laien nicht annehmen können, so muß wahrscheinlich Zauberei im Spiele gewesen sein. Schade daß der betr. Pastor verreist ist und daß die Sache nicht bei den Politikern bekannt wird. Was würden diese um einen Mann geben, der im Stande wäre, die Anhänger der Gegenpartei als „sich selbst unbewußte Werkzeuge" seiner Partei zu gebrauchen. Was ferner das Drohen mit der Anklage am jüngsten Tage betrifft, so sollte man dergleichen doch billig unterlassen; denn entweder wandeln die so Bedrohten in der Furcht Gottes, dann ist es Unrecht, ihnen mit Gottes Gericht zu drohen, oder sie wandeln nicht darin, dann ist es überflüssig sie mit etwas schrecken zu wollen, wovor sie sich nicht fürchten.

Außerdem möchten wir dem „Laien" noch unsere persönliche Ansicht von der Sache mittheilen. Für eine Anklage vor dem Richterstuhl Gottes am jüngsten Tage haben wir bis jetzt, obwohl uns auch schon Unrecht geschehen ist, noch keinen vorgemerkt. Denn erstens maßen wir uns nicht an Herzenskündiger zu sein, könnten also fälschlich anklagen; zweitens wissen wir, daß wir auch mit unsern lutherischen Widersachern auf dem Wege zum Gericht Gottes sind, der recht richten wird, darum befleißen wir uns, nach Kräften denselben gegenüber wohlgesinnt (εὐνοῶν Matth. 5, 24) zu sein; drittens glauben wir gleicherweise, wie die die c h r i s t l i c h e n Lutheraner und wie die lutherischen C h r i s t e n durch die Gnade unseres Herrn Jesu selig zu werden, und viertens halten wir uns überhaupt nicht dazu berufen als Ankläger unserer Brüder vor dem Stuhl Gottes aufzutreten, sondern überlassen dieses Geschäft, wie billig, dem Satan. Vgl. Offbg. Joh. 12, 10.

Uebrizens würden wir den „Laien" ruhig haben schreiben lassen, wenn nicht in der übernächsten Nummer des „Luth. Hausfreund" ein Bericht darüber gekommen wäre, wie die Luth. Generalsynode eine Deutsche Gemeinde in Burlington, Ja., erhalten hat. Es wird darin von Mißhelligkeiten zwischen einer Gemeinde und einem Pastor berichtet und dann fortgefahren:

„Das war schwer zu ertragen und auch schwer zu rechtfertigen. Eine große Anzahl seiner bisherigen Pfarrkinder und Freunde, wie auch der Lehrer mit einem großen Theil der Tagesschule, sammelte sich um den Pastor und er amtirte fort, die Versammlungen in gemietheten Lokalen abhaltend bis gegen Ostern, da der müde Arbeiter in seine ewige Ruhe eingehen durfte.

Was nun thun! Sein Anhang hielt sich schön zusammen. Der Herr Lehrer setzte seine Tagesschule fort und ebenso eine große Sonntagsschule, während Herr N. und Andere sich besonders um die Leitung der Gemeinde verdient machten. Was im Anfange gar nicht beabsichtigt gewesen war und was man auch nicht zu hoffen gewagt hatte, das entwickelte sich allmählich mehr zu einer offenbaren Thatsache, nämlich das Entstehen einer neuen Gemeinde, und das war es, wozu Schreiber dieses nach Burlington gerufen wurde durch Vermittelung des Pastors Culler......... Nachmittags versammelten wir uns zu einer freien Conferenz mit nachfolgender Geschäftssitzung. Nach allseitiger Berathung und Erklärung der Sachlage wurde beschlossen:

1. daß wir die Unterzeichneten für uns selbst und für unsere Nachkommen uns zu einer Kirchengemeinde organisiren, unter dem Namen: „Evangelisch-Lutherische Bethanienkirche" (Bethany Evangelical Lutheran Church.).........3. Schließt sich die Gemeinde dem Wartburgdistrikt der Generalsynode der ev.-luth. Kirche in den Vereinigten Staaten von Amerika an und sendet Herrn Grüninger als Delegat an die bevorstehende Versammlung genannten Körpers. 5. Beruft sie den Candidaten Paul Bieger aus dem Chicagoer lutherischen Seminar zum Pastor, der ersucht wird, sein Amt an der Gemeinde sofort anzutreten."

Es versteht sich ganz von selbst, daß man das Verfahren sowohl von Seiten der Gemeinde als von Seiten des Vertreters der luth. Generalsynode ganz in Ordnung findet. Daß etwaige Wirren im Gebiete der Unirten dazu gebraucht werden um eine Gemeinde lutherisch zu machen, ist selbstverständlich vollkommen Recht, und die Unirten haben natürlich Unrecht gethan. Geht aber ebenfalls in Folge solcher Verhältnisse eine Gemeinde zu den Unirten über, so ist das nur in Folge „erbärmlicher Proselytenmacherei," die Glieder der Gemeinde sind dann eben Laien gewesen, die „in ihrer heiligen Einfalt" „sich selbst unbewußte Werkzeuge" der unirten Pastoren waren. Die Unirten sind die Wölfe in Schafskleidern, während natürlich im umgekehrten Falle die Gemeinden zur Einsicht gekommen sind und eben so natürlich ihren lutherischen „Rettern" dankbar sind und sein müssen. Die „Rettung" einer Gemeinde ist ja keine Versündigung am 9. Gebot, auch dann nicht, wenn (wie wir zwei Fälle aus eigener Erfahrung kennen) die Gemeinde jahrelang von den „Unirten" finanziell unterstützt wurden. Eben so wenig ist es natürlich lutherischerseits Unrecht, wenn (wie das in einer früheren Gemeinde des Schreibers passirte) ein Pastor, der nicht von der Gemeinde berufen war, sondern von einem Theil der Vorsteher heimlich herbeigeschafft wurde, mit Gewalt in die verschlossene Wohnung eindringt und zwar in Anwesenheit der Gemeindeglieder, die im letzten Augenblick noch Nachricht von der Sache bekommen hatten und am Platze selbst, noch ehe die That geschehen war, gegen die unbefugte Besitznahme Protest einlegten. Eben so wenig ist es natürlich Unrecht, wenn ein luth. Pastor einen derartigen Rettungsversuch macht, wie es dem Schreiber dieses gegenüber einmal geschah. Ein luth. Pastor kommt in eine evangelische Missionsgemeinde und unterhält sich da im Hause eines Vorstehers sehr freundlich mit dem „Unirten-Pastor," so daß dieser zu dem Urtheil kommt, der Mann gehe eigentlich nicht recht lutherisch mit dem „Unirten" um. Sobald jedoch der „Unirte" fort war, fing der luth. Pastor an, dem betr. Vorsteher zuzureden, doch ja bei nächster Gelegenheit einen luth. Pastor zu nehmen, wozu er seine Dienste anbot, so daß einige

Tage nachher ein Gemeindeglied, das der Unterredung mit beigewohnt hatte, den betr. luth. Pastor mit einem allerdings etwas ehrenrührigen Wort bezeichnete.

Daß der betr. luth. Pastor natürlich vollkommen recht handelte, wird wohl keinem „richtigen Lutheraner" zweifelhaft sein. Hätte es der „Unirte" so gemacht, dann hätte es wohl einen zornflammenden Artikel in dem deutschen Blatt der Generalsynode abgesetzt. So aber hat der „Unirte" bis heute geschwiegen und hätte wohl noch länger geschwiegen, aber schließlich geht einem doch einmal der Mund auf und wenn ein Unirter von Lutheranern auch keine brüderliche Liebe zu erwarten hat, so dürfte man die Unirten wenigstens noch leben lassen, da sie am Ende so gut wie die Lutheraner Geschöpfe Gottes sind. Es scheint aber eher, daß man lutherischerseits mit den Unirten nicht nach der Bergpredigt, sondern nach der zweiten Hälfte von Prediger 6, 8 handelt.

Auch der Apologete hat es für gut befunden in einem Artikel: „Die Ev. Synode von N. A. und der Getränkehandel," auf uns loszuschlagen, weil in einem Artikel des St. Louiser Gemeindeblattes nicht für Prohibitionspolitik eingetreten wird. Es wird gegen den Schluß des Artikels eine Stelle aus dem Gemeindeblatt citirt, in der u. A. gesagt wird: „Weil nun kein Extrem heilt, indem man ihm ein anderes Extrem entgegensetzt, so nützt diese ganze Gesetzgeberei der Menschheit nichts; alle dahinzielende Mühe und Anstrengung ist nutzlos, Verschwendung." Darauf hin sagt nun der Apologete: „Es fehlt uns sowohl an Raum als an Lust, zu der obigen erstaunlichen Erklärung viel zu sagen. Es ist auch nicht nöthig. Eine christliche Kirche, die im vollen Bewußtsein des unermeßlichen Ruins, den die Trunksucht in unserem Zeitalter unter allen Klassen und in allen Sphären der menschlichen Gesellschaft anrichtet, eine solche Sprache führen kann; die zu den ernsten Bemühungen der besten Elemente der Bevölkerung, gesetzlichen Schutz gegen die Verheerungen des Getränkehandels zu suchen, müßig zuschauen oder spöttisch lächeln kann; ja, die so weit geht, solche patriotischen und menschenfreundlichen Bestrebungen für unchristlich, des Menschen unwürdig und sogar für eine Sünde gegen Gott zu erklären, hat sich selbst schon gerichtet."

Wenn es wirklich dem „Apologeten sowohl an Raum als an Lust" fehlte, dann müssen die auf den nächsten 7 Seiten des Apologeten befindlichen Gegenstände demselben wohl wichtiger sein als die Prohibitionsfrage. Wenn das aber der Fall ist, dann brauchte uns die Sache nicht weiter zu kümmern. Denn wenn Dinge wie „Volapük," „die Poesie der Steinkohlen," „die Abkühlung von Kellern," „die Aufzucht von Küken," sowie Mittel „gegen Mückenstiche" dem Apologeten den Raum versperren, unsere Synode, oder genauer gesagt, das St. Louiser Gemeindeblatt, von seinem Irrthum zu überzeugen und es womöglich für die Prohibitionspolitik zu gewinnen, dann ist ihm die Prohibitionssache ziemlich gleichgültig uud er hätte sich die ganze Rhetorik des nachfolgenden Verdammungsurtheils um so mehr ersparen können, als die Motivirung seines Urtheils auf Entstellung beruht. Das Unheil, welches von der Trunksucht angerichtet wird, kennen wir vielleicht nicht ganz so genau als der Apologete es kennt, aber gegen die Trunksucht kämpfen wir mindestens ebenso ernstlich als er; und zwar kämpfen wir gegen die Trunksucht selbst, aber nicht für eine politische Partei, die durch politische Maßregeln die Trunksucht ebensowenig abschaffen kann, wie die Genußsucht, Geldsucht und Ehrsucht oder Schwindsucht. Die Prohibitionisten bilden eine politische Partei aber keine Kirche und noch viel weniger ein Reich Gottes, und als Kirche steht unsere Synode mit den Prohibitionspolitikern so wenig in Beziehung als mit den Demokraten, Republikanern, Schutzzöllnern oder Freihändlern. Was dagegen Trunksucht betrifft, so richten wir uns nach der Schrift, der einzigen Regel und Richtschnur unsers Glaubens. Das weiß der Apologete, oder sollte es wenigstens wissen und darum uns auch mit Bemerkungen verschonen wie die: „Ob die Kinder (in den evang. Gemeindeschulen) auch noch unterwiesen werden, wie sie zu „anständigen" Saloonkeepers sich heranbilden können, wird nicht gesagt." Er will aber doch andeuten, daß derartiges wohl geschieht. Oder soll das etwa heißen: So etwas ist in den betr. Schulen ganz undenkbar?

Dieser Insinuation gegenüber, bei deren Aufstellung die Frechheit des Schreibers

und bei deren Annahme die Gedankenlosigkeit der Leser das Meiste thun muß, möchten wir nur sagen, der Apologete wolle doch gefälligst in seinem Eifer für Prohibitionspolitik nicht allen Anstand gegenüber seinen Mitmenschen und Mitchristen fahren lassen. Denn selbst ein englisches Prohibitionsblatt sagt, daß es ehrenwerthe Männer gäbe, welche die Prohibitionspartei nicht unterstützen, weil sie Gründe hätten zu glauben, daß sie der Gesellschaft in dieser Weise nützlicher sein könnten. Die Annahme, daß ihr Verhalten ein tadelnswertes sei, werde keineswegs dazu beitragen sie zu überzeugen, daß ihr Urtheil ein falsches sei. Genau so steht es mit uns. Macht uns der Apologete einen Vorwurf daraus, daß wir uns seinem Urtheil nicht unbedingt unterwerfen und in den Wegen einer von ihm bevorzugten politischen Partei wandeln, so beansprucht er uns gegenüber eine Art politischer Unfehlbarkeit, die wir ihm noch weniger zugestehen, als die Iren eine solche dem Papste.

Außerdem hatte der Apologete in einem Berichte über die Milwaukee Distriktsversammlung genau eine Woche vorher gesagt:

„Diejenigen jedoch gehen zu weit in ihren Behauptungen, die da sagen, um auf gesetzlichem Wege die Mäßigkeitssache zu fördern, müsse man unter allen Umständen für die Prohibitionspartei stimmen, oder lehren, die Kirchenordnung stelle solche Forderung an die Glieder unserer Kirche."

Acht Tage nachher aber wird die ganze Evangelische Synode von Nord-Amerika vom Apologeten feierlichst verdammt, weil das St. Louiser Gemeindeblatt im Wesentlichen dieselbe Ansicht vertrat, wie der Apologete acht Tage vorher.

Hat der Apologete wirklich ein so schwaches Gedächtniß?

Die Generalkonferenz der bischöflichen Methodistenkirche eröffnete ihre Sitzungen Dienstag den 1. Mai im Metropolitan Opernhaus in New York. Von den 463 Delegaten waren 410 anwesend. Die Zusammensetzung der Konferenz ist bemerkenswerth. Von den Prediger-Delegaten sind 111 Vorst. Aelteste, 91 Aufsichtsprediger, 17 College-Präsidenten, 11 Editoren, 6 Professoren in theologischen oder höheren Schulen. Nebstdem sind die vier Buch-Agenten, die drei Missions-Sekretäre, die zwei Kirchenbau-Gesellschafts-Sekretäre, ein Sekretär der Freedmens Aid Society, ein Sekretär der S.-S.-Union und Traktatgesellschaft und ein Sekretär des Erziehungsboard Delegaten. Unter den Laien-Delegaten sind die Advokaten am stärksten vertreten (24), dann kommen die Kaufleute (19) und in dritter Linie Fabrikherren (9) u. s. w.

Von einer Anzahl von Konferenzen waren Frauen als Laiendelegaten erwählt worden. Beinahe eine Woche lang wurde darüber geredet, ob dieselben nach den Regeln der Methodistenkirche wählbar seien. Ein Zurückgehen auf die Frage an sich oder gar auf die Schrift hat den Berichten zufolge nur in der Rede eines deutschen Delegaten stattgefunden. Im Uebrigen behandelte man die Sache durchaus nur vom Standpunkte der Legalität aus, deren Aenderung ja jederzeit möglich ist, und hat, da die Zulassung der Frauen nicht gesetzlich sein konnte, beschlossen, die Frage den jährlichen Konferenzen vorzulegen. Auch die Frage, ob Delegaten wählbar seien, die nicht in den Distrikten wohnen, von denen sie gewählt sind, wurde längere Zeit besprochen, ebenso die der Stellung des Missionsbischofs Taylor in Afrika.

Die Zahl der Glieder der bischöfl. Methodistenkirche ist seit der letzten Generalkonferenz von 1,769,534 auf 2,093,935 gestiegen; Bischof Simpson, Wiley und Harris sind innerhalb des genannten Zeitraums gestorben. Auch dem Delegaten der „Deutschland-Konferenz" wurde erlaubt, drei Minuten über die Frage eines Missionsbischofs in Europa zu reden. Bemerkenswerth ist, was er über diese Missionspraxis äußerte, die ja Deutschland in einer Reihe mit Indien, China u. s. w. aufführt. Er sagte:

„Herr Präsident! Ich bin der einzige Repräsentant von Deutschland in dieser Generalkonferenz und halte es für meine Pflicht, ein Wort über diesen wichtigen Antrag zu sagen. Zuerst über einen Missionsbischof in Europa. Von Anfang an war es dem deutschen Volke, auch den Freunden unseres Volkes aus der Landeskirche, höchst unangenehm, daß unsere Kirche „Missionare" nach Deutschland sandte. Man sagte uns:

„Sind wir denn Heiden? Haben wir nicht das Evangelium in Händen?" In der That, man muß einen Unterschied machen zwischen Europa und Indien. Wir haben dort eine unbekehrte Welt, wie in Amerika, aber wir haben keine Heiden im eigentlichen Sinne des Wortes. Ich denke nun, daß diese Generalkonferenz keinen größeren Mißgriff machen kann, als einen „Missionsbischof" nach Europa, bezw. Deutschland, zu senden, indem dadurch nur Gefühle des Widerwillens zum Schaden unseres Werkes geweckt werden würden."

Nach den letzten Nachrichten von der Generalkonferenz waren von den fünf neu zu wählenden Bischöfen bereits zwei erwählt. Die in den jährlichen Konferenzen schon vielbesprochene Verlängerung der Dienstzeit der Prediger hat ebenfalls stattgefunden, und zwar wurde das Maximum von drei auf fünf Jahre erhöht.

Merkwürdig ist eine Bemerkung über Sprachenfrage im Apologeten. Es wird da von einem Mitglied der Chicago Distriktsversammlung gesagt: „Er zeigte den Nutzen der Gemeindeschulen. Zeigte, wie ein englisch-deutscher Katechismus mit der deutschen Sprache nur schneller aufräumen würde."

In Wabasch, in Indiana haben die Tunker oder deutschen Baptisten ihre National-Conferenz abgehalten. Dieselbe war interessant wegen der vergeblichen Bemühungen der jüngeren Mitglieder, die Gemeinschaft zu Zugeständnissen an die Mode zu bewegen. Das Tragen von Schnurrbärten und Frisiren der Haare wurde nach wie vor für unstatthaft erklärt, desgleichen Tabakrauchen und -Kauen. Allen Mitgliedern wurde von Neuem ans Herz gelegt, keine Eide abzulegen, namentlich in Staaten, wo eine Bejahung an Stelle eines Eides gesetzlich zulässig ist. Auch wurden die Mitglieder, namentlich aus westlichen Staaten, davor gewarnt, allzu begeisterte Berichte über Ernteaussichten und ihre persönlichen Erfolge kund werden zu lassen.

Schulnachrichten.

Aus Ungarn. Durch einen Erlaß des Ministers Trefort, gerichtet an die einzelnen Gemeinden Ungarns, verlangt er, daß die Auszahlung des Gehalts der Lehrer seitens der Gemeinden pünktlich zu erfolgen habe, und daß zu diesem Zwecke die sichersten der zur Verfügung stehenden Geldquellen dazu verwendet werden sollen. Bedenkt man, wie aus Ungarn berichtet wird, daß das Gehaltsminimum eines ungarischen Lehrers nur 300 fl. beträgt, und es viele Gemeinden gibt, die nicht in der Lage sind, dasselbe überschreiten zu können, und der arme Lehrer sehnsüchtig die Tage und Stunden zählt bis zu dem Zeitpunkt, da ihm der karge Lohn ausbezahlt werden soll, und bedenkt man weiter, daß es dann noch sehr häufig vorkommt, daß ihm der Kassirer die leere Kasse zeigt und ihn auf spätere Zeiten vertröstet, so begreift man, wie die Lehrerschaft Ungarns durch genannten Erlaß hoch beglückt worden ist.

Aus Rußland. Nach einem ministeriellen Berichte wurden 1887 in Rußland von 15,000,000 Kindern im Alter von 7 — 14 Jahren 1,466,913 in den Volksschulen unterrichtet. Trotzdem, daß von den 90, 23 Proz., die ohne Volksunterricht bleiben, noch ein Theil der russischen Jugend in Schulen verschiedener Art untergebracht ist, wächst der größte Theil der russischen Jugend ohne jedwede Schulbildung auf. Unter diesen trostlosen Zuständen treibt man, wie in Armenien und in den Ostseeprovinzen, die Jugend mit Gewalt aus den Schulen.

Aus England. Nach einer Berechnung im „Schoolm" bedarf England bei einem Lehrkörper von 45,000 Personen jährlich 3448 neue Lehrkräfte, während die bestehenden Seminare jährlich nur 1678 junge Lehrer und Lehrerinnen abgeben. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß ein Drittel der Lehrer und die Hälfte der Lehrerinnen in England und Wales keine Lehrerbildungsanstalt durchgemacht haben. (A. D. Lehrerz.)

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVI. Juli 1888. Nro. 7.

Wie ist die kirchliche Lehre der Dreieinigkeit praktisch im Confirmandenunterricht und in der Predigt zu behandeln? *)

(Referat von Pastor C. Kißling.)

Der Apostel Paulus nennt in seinen Briefen an verschiedenen Stellen das Evangelium von Jesu Christo oder einzelne Momente desselben ein offenbares, geoffenbartes, kundgewordenes Geheimniß, *μυστήριον*, so Römer 16, 25; Col. 1, 26. Ein geoffenbartes Geheimniß — das scheint ein Widerspruch, eine controdictio in adjecto zu sein, denn was geheim ist ist nicht offenbar, und was offenbar ist ist nicht geheim. Aber das Evangelium ist und wird allezeit ein Geheimniß bleiben für den menschlichen Verstand aber nicht für das zerschlagene, heilsverlangende, ewigkeitsdürstende Herz. Es ist ein Geheimniß, weil die Möglichkeit und Wirklichkeitt seines Inhaltes dem Menschengeist, auch dem tiefsten Forscherblick stets unerreichbar, verborgen bleiben wird; aber es ist ein offenbares Geheimniß, denn jeder schlichte, einfache Christenmensch beweist durch seine bloße Existenz, durch den Frieden seiner Seele, durch die Geduld seines Leidens, durch die auf dem Grunde gewisser Hoffnung ruhende Freudigkeit seines Sterbens unwidersprechlich und unwiderleglich, dem von allen Gottesleugnern und Christusfeinden aller Zeiten widersprochen wird, nämlich die Wahrheit, Wirklichkeit, Unumstößlichkeit des Evangeliums!

*) Um dem Leser eine verdrießliche Enttäuschung zu ersparen, möchte ich ihn von vornherein bitten, keine außerordentlichen Aufschlüsse, keine mechanisch zu befolgenden Rathschläge zu erwarten, es könnte ihm sonst leicht gehen, wie es einem nicht selten geht, wenn man über irgend ein schwieriges Thema ein theologisches Werk zur Hand nimmt. Nachdem man es mit Begierde ergriffen, mit Mühe durchgelesen, legt man es mit dem Bewußtsein aus der Hand, daß man wieder 1000 Seiten gelesen hat, um zu erfahren, daß und aus welchen Gründen man den betreffenden Gegenstand nicht erklären kann und kommt zu dem socratisch-gerok'schen Schluß: „Unsrer Weisen höchstes Wissen ist stets zuletzt: Wir wissen nichts." Und der Leser würde ob solch wenig erbaulicher Erkenntniß einen Mißmuth auf den Verfasser werfen, der ihn, seiner Meinung nach, betrogen hat. Es ist nicht meine Absicht, á la Dr. Faust: mit saurem Schweiß zu sagen, was ich nicht weiß. Wenn die vorliegende Arbeit einem ängstlichen, gewissenhaften Amtsbruder, der vielleicht jedes Jahr mit Angst sich an den vorliegenden Gegenstand macht und im Unterricht meist das quälende Bewußtsein hat, nicht verstanden zu werden und mit Furcht denkt: „Ich seh, daß wir nichts wissen können, das will mir schier das Herz verbrennen," wenn ihm diese Bemerkungen nicht zur Hülfe, wohl aber zum Trost gereichen, so wäre des Verfassers Mühe reichlich belohnt.

Die ganze Natur um uns her ist voll von lauter offenbaren Geheimnissen: das Saatkorn, das im dunkeln Erdenschooß zur goldenen Frucht reift, das Sonnenlicht, das mit seiner zauberhaften Wirkung im Frühjahr, wenn es überall neues Leben hervorruft, alle Zauberer und Hexenmeister der ganzen Welt aus dem Feld schlägt, die Electricität, vor der selbst die größten Entfernungen der Erde in ein Nichts zusammenschrumpfen, die den nahezu unmittelbaren Verkehr der durch tausende von Meilen getrennten Menschen möglich macht — lauter offenbare Geheimnisse, Geheimnisse, weil die Kräfte, die in diesen Erscheinungen wirken, uns unbekannt sind, offenbar, weil wir sie vor Augen sehen und nicht leugnen können. Wie sollten wir es auf religiösem Gebiet anders erwarten? Wie bei den meisten großen Erfindungen der Neuzeit der Zufall dem forschenden Menschengeist zu Hülfe gekommen ist, ohne dessen Mithülfe er niemals von selbst darauf gekommen wäre, so kommt dem den Geheimnissen der Religion nachdenkenden Menschen die Offenbarung zu Hülfe. Die Rolle des Zufalls im natürlichen Leben übernimmt auf dem Felde der Religion die Offenbarung. Eins der tiefsten Geheimnisse unseres Glaubens ist es, an das wir mit unserem Thema herantreten. Und dabei ist mir noch die schwierige Aufgabe gestellt, die praktische, d. h. einfache, verständliche, einleuchtende Verwerthung desselben darzulegen, nämlich die Dreieinigkeit, deren praktische Behandlung im Confirmandenunterricht und in der Predigt hier dargethan werden soll.*)

Also zunächst: Wie ist die kirchliche Lehre der Dreieinigkeit im Confirmandenunterricht praktisch zu behandeln? Meine Antwort darauf lautet: Behandle die Lehre der Dreieinigkeit im Unterricht — und falls das die richtige Behandlungsweise sein sollte, selbstverständlich auch in der Predigt, wie sich noch zeigen wird — so, wie sie in der Bibel behandelt ist! Wie ist sie in der Bibel behandelt? Mit vollem Vorbedacht wurde in der Ueberschrift der Ausdruck: kirchliche Dreieinigkeitslehre gebraucht, denn eine biblische Dreieinigkeitslehre gibt es überhaupt nicht, wenn man nämlich darunter versteht, daß die Lehre von der Dreieinigkeit darin klar und deutlich ausgesprochen ist. Nur durch Schlüsse läßt sich die Dreieinigkeit mit der Schrift beweisen. Die einzelnen Momente, die diese Lehre constituiren, sind darin enthalten, aber es läßt sich keine Stelle auffinden, in welcher diese Lehre ausgesprochen wäre. Auch der Name Dreieinigkeit ist nicht biblisch! Denn daß die Stellen, die man hier herbeizieht, das נַעֲשֶׂה, Genesis 1, 26: lasset uns Menschen, der aaronitische Segen mit seinen drei Gliedern, das Trishagion aus Jes. 6: heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth ꝛc. an und

*) In der mündlich mitgetheilten Arbeit waren noch die Worte hinzugefügt: „Meine Arbeit soll nur einen Anstoß geben, von dem ich erwarte, daß er sich fortpflanzen und mir aus Ihrer Mitte reiche Zinsen zurückbringen wird.“ Ich füge diesen Wunsch und diese Erwartung hier in der Anmerkung bei und glaube, daß diese Arbeit nicht ganz vergeblich wäre, wenn sie diesen oder jenen erfahrenen Amtsbruder anregen würde, nicht etwa in kleinem Kreise über vorliegendes Referat vernichtende Kritik zu üben, sondern eine Gedanken, seine Erfahrungen, seine Rathschläge über den in Frage stehenden Gegenstand zum allgemeinen Besten hier mitzutheilen.

für sich nichts beweisen, bedarf keines weitern Nachweises.*) Es ist in den angezogenen Stellen weder von einer Dreiheit noch von einer Einheit in der Dreiheit die Rede, ebensowenig als aus dem Plural אֱלֹהִים auf eine Mehrheit von Gottheiten geschlossen werden darf. Selbst in der Hauptstelle, Matth. 28, 19, im Taufbefehl liegt nicht nothwendig die Einheit, das Ineinandersein von Vater, Sohn und Geist ausgesprochen, der einzige Anhaltspunkt liegt darin: Die heilige Schrift legt sowohl Gott dem Vater als auch dem Sohne und dem heiligen Geiste den Gottesnamen, göttliche Werke und Eigenschaften bei. Und daraus wird auf die Einheit der drei geschlossen, da eine Vielheit von Göttern uns auf eine Stufe mit dem Heidenthum stellen und auch sonstigen klaren Aussprüchen der Schrift widersprechen würde, wie z. B.: „Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Herr." Deuteronomium 6, 4. „Ich bin der Herr, und sonst keiner mehr, kein Gott ist ohne ich; Ich bin der Herr und keiner mehr, Jes. 45, 5a. u. 6b.; Vor mir ist kein Gott gemacht, so wird auch nach mir keiner sein, Jes. 43, 10, und ähnliche häufig in den Propheten. „Niemand ist gut, denn der einige Gott," spricht Christus zu dem reichen Jüngling, Matth. 19, 17. „Meister, du hast wahrlich recht geredet, denn es ist e i n Gott und kein anderer außer ihm," spricht der Schriftgelehrte, der den Herrn nach dem vornehmsten Gebot gefragt hatte, Marc. 12, 32. Daß aber der Sabellianismus dabei ausgeschlossen ist, der im Laufe der Zeiten ein dreifaches Hervortreten des einen Gottes lehrt, so daß Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist gleichsam die Rollen sind, die der in der Welt sich manifestirende Gott der Reihe nach übernimmt, so wie ein Schauspieler in verschiedenen Rollen auftritt und doch immer die gleiche Person ist, ich sage, daß dieser Sabellianismus ausgeschlossen ist, ist klar, denn der Sohn unterscheidet sich auf das Bestimmteste vom Vater, der Vater hat ihn gesandt, Joh. 3, 16; 8, 42; es ist seine Speise, des Vaters Willen zu thun, Joh. 4, 34; 5, 30; 7, 16. 17; 17, 4; er allein kennt den Vater, Matth. 11, 27; er betet zum Vater, cf. das hohepriesterliche Gebet und sonstige Stellen, besonders auch das Gebet in Gethsemane und die sieben Worte am Kreuz.†) Der

*) Diese und ähnliche Stellen sind nur Beweise a posteriori oder post hoc ergo propter hoc, d. h. nachdem einmal die Dreieinigkeit als wesentliche Forderung des christlichen Glaubens erkannt und festgestellt war, suchte und fand man die gewünschten biblischen Beweise, die an und für sich wenig oder nichts beweisen, oder um mit Calixt zu reden, das Lehrstück von der Trinität ist in der Schrift nicht explicite, sondern implicite gelehrt. Wollte man das aber als einen Mangel empfinden, so ist darauf zu erwidern: Die heilige Schrift ist keine Dogmatik, kein Lehrbuch der Religion, sondern — und darin hat man einen Vorzug der Schrift zu erkennen — eine G e s c h i c h t e d e r O f f e n b a r u n g. Unser Heil beruht nicht auf Spekulationen, und wären sie noch so fein und scharfsinnig und auch richtig, sondern auf geschichtlichen Thatsachen. Diese Thatsachen werden uns erzählt. Was zu des Menschen Errettung nicht nothwendig gehört, dessen Nichtwissen und Nichtverstehen unser Seligwerden weder beeinträchtigt noch hindert, läßt sie uns höchstens ahnen.

†) Bei diesen und den folgenden Citaten setze ich allerdings bei den Lesern die Anerkennung der gegenwärtig im Feuer der neutestamentlichen Kritik übel mitgenommenen Aechtheit des Evangeliums Johannis voraus. Aber auch schon die einzige, fast aus-

Vater redet mit ihm bei der Taufe und sonst. Ohne diese Voraussetzung der Verschiedenheit von Vater und Sohn, wenigstens während des Erdenwandels Christi, sind die meisten Reden bei Johannis geradezu unverständlich. Ebenso bestimmt wird der Geist von Vater und Sohn unterschieden. Er geht aus von Vater und Sohn, Joh. 15, 26; er verklärt Jesum, Joh. 16, 14; er erklärt sein Wort, Joh. 16, 13. 14. Also bleibt uns nur übrig, entweder mehrere Götter anzunehmen, oder die Einheit in der Dreiheit zu statuiren. Die Kirche hat — meines Erachtens mit Recht — sich für das Letztere entschieden. Es bleibt uns für den Unterricht kein anderer Weg, als den uns das Glaubensbekenntniß auf Grund der heiligen Schrift vorschlägt, nämlich das Werk, das die Schrift jeder der drei Personen im göttlichen Haushalt zuschreibt, durchzunehmen und dann die Dreieinigkeitslehre aus den Anhaltspunkten der Schrift zu folgern. Es wäre somit vielleicht richtiger, auch faßlicher, die Lehre von der Dreieinigkeit, die unser Katechismus an die Eigenschaften Gottes anreiht, hinter den dritten Artikel zu verweisen, und erst, nachdem man die Schöpfung, Erlösung, Heiligung abgehandelt hat, den Kindern zu sagen, daß dieses große, erhabene, ewigkeitenumspannende Werk nicht die That von drei Göttern, sondern eines und desselben Gottes ist, dessen Wesen einfach, dessen Persönlichkeit dreifach ist. *) Ja, aber wie erklärt man das den Kindern? Wie macht man ihnen das deutlich? Das wollen wir wissen. Darum handelt es sich. Nun: Unerklärbare Sachen lassen sich schlechterdings nicht erklären! Hier läßt sich absolut nichts deutlich machen. Was man andern deutlich machen will, muß einem vorher selber deutlich und hell sein. Und wer unter uns wollte behaupten, daß ihm die in Frage stehende Sache klar und faßlich sei? Die Dreieinigkeit ist kein Erkenntniß-, sondern ein Glaubensartikel. Sie will nicht verstanden, begriffen, sondern geglaubt sein. Die Erkenntniß müssen wir uns für die Ewigkeit aufsparen. „Es ist nicht nöthig," sagt Luthardt,†) etwas vollständig zu begreifen, um dessen ge-

---

nahmslos als ächt anerkannte Synoptikerstelle: Matth. 11, 25—27 würde hinreichen. Vater und Sohn als ich und du auseinander zu halten: quod erat demonstrandum! Strauß allerdings in seiner radikalen, von christlichen, offenbarungsfeindlichen Voraussetzungen beeinflußten Weise verwirft diese Stelle, während er merkwürdigerweise Matth. 16, 17 mit ähnlichen Gedanken als geschichtlich anerkennt, cf.: „Das Selbstbewußtsein Jesu" von Grau, pag. 18.

*) Oder wenigstens würde es sich empfehlen, am Schluß des dritten Artikels in obiger Weise noch einmal darauf zurück zu kommen.

†) Apologetische Vorträge über die Heilswahrheiten des Christenthums pag. 125 ff, Ich erlaube mir, noch einige Sätze von Luthardt beizufügen: „Ist er nicht ein unmöglicher Gedanke, dieser Gedanke der Dreieinigkeit? Allerdings, es geht diesem Wort gleichsam ein Gerücht von Schwierigkeiten voraus, die es drücken, und von inneren Widersprüchen, welche das Denken verbieten. Denn wie — sagt man — soll der Theil gleich sein dem Ganzen, und wie soll Eins gleich Drei sein? Und doch haben die bedeutendsten Geister daran geglaubt und darüber geforscht von Augustin an bis auf Leibnitz. Zwar hat der Rationalismus mit seiner oberflächlichen Verstandeskritik das Dogma als Unsinn verworfen. Aber es müßte doch seltsam mit dem Christenthum bestellt sein, wenn das Grund- und Hauptdogma desselben nichts als ein handgreiflicher Verstoß gegen die einfachsten Sätze der Mathemathik oder Logik enthielte und diesen seit mehr als

wiß zu sein. Und es ist nicht nöthig, alle Einwürfe widerlegen zu können, um in seinem Glauben nicht irre zu werden. Wissen wir nicht Alle, daß es viel leichter ist zu fragen als zu antworten? Es gibt noch eine andere Gewißheit als die des Verstandes. Es ist nicht nöthig, ein großer Theologe zu sein, um ein guter Christ zu sein, und man braucht nicht im Besitz hoher Wissenschaft zu sein, um im Besitz der Wahrheit zu sein. — — Die Lehre der Dreieinigkeit ist nicht ein Geheimniß der Gelehrten, sondern das Bekenntniß der Christen, nicht eine Weisheit der Eingeweihten, sondern der Grundartikel des christlichen Glaubens für Alle. „Ich glaube an Gott den Vater und den Sohn und den heiligen Geist," damit ist das ganze Christenthum gesagt. — Die Lehre von der Dreieinigkeit ist nicht ein philosophischer Lehrsatz. Es mag sein, daß sich Tiefen in ihr verbergen, deren Grund die tiefsinnigste Spekulation vergebens zu erreichen strebt. Aber sie muß zugleich die schlichte Wahrheit sein, die der einfachste Christ zu fassen vermag." So weit Luthardt. Wir können wohl Beispiele zur Erläuterung und annähernden Deutlichmachung der Dreieinigkeit anführen, als: das Wort e i n besteht aus drei Buchstaben und ist doch nur ein Wort; die Sonne enthält Licht, Strahl, Wärme und ist doch nur eine Sonne; die Rose: Blüthe, Farbe, Geruch und doch nur eine Blume. Der Mensch besteht aus Seele, Leib, Geist und ist doch nur eine Person. Das letztere Beispiel dürfte das treffendste und brauchbarste sein, denn „nachdem Gott uns nach seinem Bild und Gleichniß geschaffen, haben wir ein Recht, Gott nach unserm Bild und Gleichniß zu denken." *) Aber erklärt ist mit

---

tausend Jahren für die wichtigste religiöse Wahrheit hätte ausgeben können. Diesen Einwand hielt Hegel dem Rationalismus entgegen. Und so hat denn die neuere Philosophie gerade in dieser Lehre den Ausdruck ihrer tiefsten Gedanken gefunden. Und wenn man auch die Autorität der großen Geister noch so gering anschlägt, so viel wenigstens ist gewiß, daß diese Lehre nicht ohne Weiteres dem Gericht des Einmaleins verfällt. Natürlich ist eins nicht gleich Drei. Aber nur der Mißverstand kann das hier finden. Gehört das Wesen Gottes der Mathematik an, wie die Zahlen eines Rechenexempels? Steht nicht ein jedes Wesen unter seinen eigenen Gesetzen? Wenn wir von Gott sagen, daß er Einer ist, muß das die nackte, leere Einheit der bloßen Ziffer sein? Gibt es nicht auch eine Einheit, welche die Fülle in sich schließt? Würde das die entsprechende Erkenntniß vom Wesen der freien und vernünftigen Menschenseele sein, wenn man sie nach den Gesetzen der Mathematik erkennen wollte? Gott aber ist mehr als die Menschenseele und liegt jenseits der Maße unseres Geisteslebens. Wollen wir uns wundern, daß der Inhalt des göttlichen Wesens sich nicht in die Schranken unserer Gedanken fügt und über den Rand unserer Worte hinausgeht. Seit wann ist die Unbegreiflichkeit einer Sache ein Beweis gegen ihre Wirklichkeit? Dann müßten wir die Grenzen der Wirklichkeit sehr enge ziehen. Dann wäre Gott selbst nicht, denn er wird uns stets eine Unbegreiflichkeit bleiben. Gott wohnt in einem Lichte, da Niemand zukommen kann, wie der Apostel sagt (1 Tim. 6, 16). Ist aber Gott eine Unbegreiflichkeit, wie sollten es nicht jene Unterschiede in seinem Leben sein, die wir mit dem Namen der Dreieinigkeit bezeichnen?

*) Man hat viel Mühe und viel Scharfsinn darauf verwandt, nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Nothwendigkeit der Trinität darzuthun. Namentlich zwei solcher Argumente seien hier kurz erwähnt — allerdings nicht zur Verwerthung im Unterricht. Das Eine nimmt seinen Ausgang vom Selbstbewußtsein. Ein Wesen könne seiner selbst nur dadurch bewußt werden, daß es sich einem andern gegenüberstellt, von

allen diesen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, im Grunde genommen nichts. Ueberhaupt weiß ich wirklich nicht, ob so viel darauf ankommt, oder ob es überhaupt gerathen ist, sich im Unterricht so lange dabei aufzuhalten. Wohl ist es ein Fundamental-Artikel. Aber, wie eben bemerkt, man kann sicherlich ein guter Christ sein, ohne sich viel damit abzuquälen. Wenn Christen von Gott oder Christus reden, können sie nur den dreieinigen Gott meinen, ob sie sich das bewußt sind oder nicht. Wenn Paulus zum Kerkermeister von Philippi sagt: Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig, so kann er nur den dreieinigen Gott meinen, denn nur von der Erlösung aus, wie wiederum Luthardt mit Recht bemerkt, kann man die Dreieinigkeit — nicht verstehen — aber glauben. „An den dreieinigen Gott glauben, heißt an die Erlösung glauben.“ Ich würde rathen, bei den Confirmanden einfach bei der Antwort des Katechismus stehen zu bleiben. Geheimnisse erklären zu wollen, hat immer sein Mißliches. Wir sagen mit Augustin: „Ein Christ kann auf viele Fragen mit gutem Gewissen antworten: Ich weiß nicht. Das gilt aber auch zum Andern:

für die Behandlung der Dreieinigkeitslehre in der Predigt. Aber dennoch wird an dem dafür bestimmten Trinitatisfest unser Glaube an den dreieinigen Gott nicht nur zum Ausdruck kommen dürfen, sondern müssen. Ich glaube nicht, daß es wohlgethan ist, wie dieß wohl vorkommen mag, die Bedeutung dieses Festes ganz zu ignoriren. Wie aber das etwa zu geschehen hat, erlaube ich mir an den betreffenden Pericopen etwas eingehender nachzuweisen. Doch zuvor noch ein paar kurze Bemerkungen. Es handelt sich am Trinitatisfest nicht um die Enthüllung, Entfaltung und Klarlegung eines Geheimnisses, eines Mysteriums. Nicht das ist unsere Aufgabe, etwas zu ergründen und zu erforschen, was eigentlich gar nicht zu ergründen und zu erforschen ist. Wohl sagt Salomo: „Es ist Gottes Ehre, eine Sache zu verbergen, aber der Könige Ehre ist es, eine Sache zu erforschen.“ (Sprüche 25, 2). Aber eine Sache erforschen wollen, die Gott absichtlich verborgen hat und die dem Menschen der Natur seines endlichen, beschränkten

welchem es sich unterscheidet. So kann auch Gott seiner nur bewußt werden, indem er sich von einem zweiten neben ihm, vom Sohn, unterscheidet. Im heiligen Geist schließt sich Gott mit dem Sohn zur Einheit zusammen, was ebenfalls zur Identität des Selbstbewußtseins mit sich gehört. Das andere Argument geht von der Idee der Liebe aus. Der Vater hat das Bedürfniß zu lieben, weil er die Liebe ist. Um dasselbe zu befriedigen zeugt er den Sohn. Da nun Liebe Hingabe an das Geliebte ist, so würden Vater und Sohn in einander aufgehen, wenn nicht ein Drittes als das ruhige, besänftigende Maß der Liebe zwischen beide träte. Dies ist der Geist. So sagt Augustin: “nam tres sunt: amans, amatus et mutuus amor” und: “vides trinitatem, si caritatem vides.” Abgesehen von allem Anderen sind diese Spekulationen schon deßhalb bedenklich, weil dadurch die Vollkommenheit des göttlichen Wesens, seine Selbstgenügsamkeit beeinträchtigt wird. Die Nothwendigkeit der Dreieinigkeit wird hier aus einem Mangel des göttlichen Wesens abgeleitet. Namentlich das Raisonement der Liebe kommt im Grunde auf das Schiller'sche Wort hinaus: Freundlos war der große Weltenmeister, fühlte Mangel — darum schuf er Geister, selge Spiegel seiner Seligkeit! Cf. zu dieser Fußnote: Reiff: Dogmatik, erster Theil, pag. 104 und 105; und Zöckler im Handbuch der theologischen Wissenschaften, zweiter Band, pag. 675.

Geistes nach verborgen bleiben muß, so lange er von den Schranken der Endlichkeit gehalten ist, das ist keine Ehre für den Menschen, sondern das ist unerlaubter Vorwitz; im günstigsten Fall werthlose, unwürdige Spielerei. Das Trinitatisfest ist die Zusammenfassung aller übrigen Feste. Das Werk der Erlösung, das sich in den vorhergehenden Festen nach und nach vor uns entfaltet und in verschiedene göttliche Akte zerlegt hat, deren Anfang in der heiligen Weihnacht in die Erscheinung tritt und deren Vollendung mit der Sendung des Geistes gegeben ist, dieses Werk der Erlösung tritt am Fest der heiligen Dreieinigkeit vollständig vor unsere Seele, die verschiedenen göttlichen Akte werden da zu einem Gesammtbild vereinigt und bilden als die Thaten des einen dreieinigen Gottes den Gegenstand unserer Betrachtung und Anbetung. Nicht das, was der dreieinige Gott *ist*, sondern was der dreieinige Gott *gethan hat und fort und fort thut*, soll an diesem Tage gesagt, bekannt, gepriesen werden. Keine Spekulation über Gottes Wesen sollen wir anstellen, sondern wir sollen uns versenken in den Reichthum des göttlichen Erbarmens, das alles Denken übersteigt. Nicht Verständniß von etwas, was gar nicht verstanden werden kann, sondern liebende, hingebende Anbetung und anbetende Liebe und Hingabe an den dreieinigen Gott, der im Werke der Schöpfung, Erlösung und Heiligung den ganzen Reichthum seines Lebens und seiner Herrlichkeit über uns aufgethan und uns mitgetheilt hat, das ist das Ziel, zu dem die Trinitatispredigt hinführen soll. Wenn sie diesen Zweck, dieses Ziel erreicht hat, dann hat sie geleistet, was sie soll.

Das Trinitatis-Evangelium nun handelt bekanntlich von dem Nachtbesuch des Nikodemus bei Jesu. Wie kommt wohl gerade dieses Evangelium an diese Stelle? Auf den ersten Anblick scheint es nicht besonders glücklich gewählt zu sein. Es handelt fast ausschließlich von der Wiedergeburt, treibt also vornehmlich den dritten Artikel. Und doch — so wir anders dem Fest sein Recht anthun wollen — muß in der eben dargelegten Weise unser Bekenntniß an den dreieinigen Gott in bestimmter Weise zum Ausdruck kommen. Und das ist meines Erachtens auch sehr wohl möglich. Es ist nicht meine Aufgabe, Betrachtungen über den ursprünglichen Zusammenhang der Pericope mit der Idee des Festes anzustellen; mag auch das Nikodemusevangelium noch ein Nachhall von Pfingsten sein und dem unmittelbar voraufgehenden Feste hauptsächlich seinen Platz verdanken, jedenfalls bietet dieser Text reichen Spielraum, um die Trinitatisgedanken darin niederzulegen und dieselben in ungekünstelter, ungesuchter Weise der Gemeinde darzulegen. Nikodemus, der Meister in Israel, dem aber doch die Gewißheit seiner Meisterschaft nicht so unerschütterlich feststeht, der jedenfalls fern ist von der Selbstüberschätzung seiner Genossen, sonst käme er nicht als Schüler zum Lehrer, stattet dem Herrn Jesu nächtlicher Weile einen Besuch ab. Er führt sich gleichsam entschuldigend für die Kühnheit und Freiheit, die er sich genommen, mit den Worten ein: „Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer, von Gott gekommen, denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm." Hier spricht der Pharisäer-Oberste seinen Glauben an Gott aus. „Niemand kann die

Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm." Hier haben wir den ersten Artikel des christlichen Glaubens von Gott dem Vater. Nikodemus beschämt, selbst mit dieser ABC-Kenntniß, viele Christen heutzutage, die über den Glauben an einen persönlichen, lebendigen, im Leben der Natur wie der Völker und der einzelnen Menschen waltenden Gott längst hinaus sind. Unsere Zeit braucht's, daß ihr der erste Artikel wieder nachdrücklich eingeschärft und zum Bewußtsein gebracht wird. Wir sind sehr geneigt, ausschließlich den zweiten, vielleicht auch noch den dritten Artikel zu treiben und darüber den ersten Artikel zu vernachlässigen. Und hinter einer Predigt, die hauptsächlich von Gottes Vorsehung, Erhaltung, Regierung handelt, wittern wir leicht Rationalismus. Aber der Artikel von Gott dem Vater und von dem Werke der Schöpfung ist der Grund, auf dem allein das wahre Christenthum aufzubauen ist. Ohne diesen Grund hängt alles Andere in der Luft. Vergessen wir also nicht, diesen Grund zu legen. Was will unsere Zeit mit einem Heiland anfangen, die längst verlernt hat, nach einem persönlichen, liebenden, fürsorgenden Gott zu fragen? Im Verlauf der nächtlichen Unterredung spricht Christus zu seinem vornehmen Gast: „Wie Mose in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Hier haben wir den zweiten Artikel von Jesu Christo, dem Sohne Gottes, und dem Werke der Erlösung. Der Glaube an Gott, ohne den Glauben an Christum, ist für den Menschen kein Trost, sondern ein Schrecken. Denn der Gott, den wir Christen bekennen, den die Schrift uns lehrt, den die Erfahrung uns zeigt, ist nicht nur unser Vater — das ist er eben nur in Christo und durch Christum — sondern auch unser Richter. Oder vielmehr liegt die Sache so: Gott ist entweder unser Vater, den wir lieben, unter dessen Schutz wir uns geborgen wissen, oder er ist unser Richter, den wir fürchten, dessen Zorn wir fliehen müssen. Wenn er nicht unser Vater ist, so ist er unser Richter, dem alle Ungerechtigkeit, alle Sünde ein Greuel ist. Wer böse ist, bleibet nicht vor ihm. Die meisten Menschen verwerfen Gott, nicht weil es gegen die Vernunft wäre, einen Gott zu glauben — im Gegentheil nur die Thoren sprechen: es ist kein Gott. Ps. 14, 1 —, sondern weil ihr Gewissen sie verdammt und ihnen bezeugt, daß der heilige Gott ihre Werke der Finsterniß nicht ungestraft hingehen lassen kann. Durch Herbeiziehung der ehernen Schlange läßt sich auf Grund des Wortes Christi klar und deutlich die Nothwendigkeit, die That und die Frucht der Erlösung entwickeln. Die Nothwendigkeit — veranlaßt durch den Schlangenbiß der Sünde; die That: durch die Erhöhung Christi; die Frucht: das ewige Leben. Und wer diese alttestamentliche Geschichte nach neutestamentlicher Erklärung am eigenen Herzen und Leben erfahren hat, dem ist Jesus nicht bloß, wie dem Nikodemus, „ein Lehrer, von Gott gekommen," sondern wie dem Petrus, der Sohn des lebendigen Gottes; der bekennt nicht nur „Gott ist mit ihm," sondern „Gott war in ihm und versöhnte die Welt mit ihm selber." 2 Cor. 5, 19. Das ist der rechte, nothwendige Fortschritt vom ersten zum zweiten Artikel.

Und endlich: Auf die unausgesprochene, aber im Herzen des Nikodemus ruhende Frage nach dem Weg ins Reich Gottes, gibt ihm der Herr die tief bedeutsame Antwort, die nicht nur für den Nikodemus, sondern auch für uns ein heiliges Geheimniß birgt: „Es sei denn, daß Jemand von Neuem," oder wörtlich „von oben herab geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen." Hier sind wir beim dritten Artikel angekommen: vom heiligen Geist und vom Werke der Heiligung. Es kann Niemand Jesum einen Herrn heißen und Niemand zu ihm kommen ohne durch den heiligen Geist. Der heilige Geist muß uns durchs Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchten, im rechten Glauben heiligen und erhalten. Und je mehr sich uns bei diesem schwierigen Stück unseres Glaubensbekenntnisses die Nikodemusfrage aus dem Herzen auf die Lippen drängt: Wie mag solches zugehen?, desto mehr gilt es zu bitten um die Gabe des heiligen Geistes, daß er uns in alle Wahrheit leite. Denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit, 1 Cor. 2, 10b. Aber diese ganze, große That fließt aus der Liebe und dem Erbarmen des e i n e n Gottes, der auf dreifache Weise, als Vater, Sohn und Geist sich uns geoffenbaret hat zu unserem Heil. Denn nur insofern die Dreieinigkeit in Beziehung gesetzt wird zu unserem Heil und zu unserer Errettung, hat sie Werth für uns, andernfalls ist sie nur eine leere, unfruchtbare Spekulation. Auch von dem Begriff der Wiedergeburt aus läßt sich aus diesem Evangelium die Trinität behandeln. Im Werke unserer Erneuerung und Heiligung ist der dreieinige Gott thätig! Der Vater, der den Sohn gesandt und dadurch den Grund gelegt hat zu unserer Erneuerung; der Sohn, der sich hat senden lassen und durch seine Erhöhung ans Kreuz uns erlöst und dadurch die Möglichkeit unserer Erneuerung gegeben hat; der heilige Geist, den der Sohn sendet vom Vater, der die Möglichkeit unserer Erneuerung zur Wirklichkeit erhebt, indem er uns durch den Glauben die Gerechtigkeit Christi zurechnet. Das Evangelium bietet gewiß noch andere Wege zu fruchtbarer Behandlung dar, doch sei es an diesen Andeutungen genug. Nur noch ein kurzes Wort über die Epistel.

Die Epistel des Dreieinigkeitsfestes ist bekanntlich der anbetende, lobpreisende Schluß des 11. Kapitels des Römerbriefes, in welchem Paulus noch einmal sein ganzes Gefühl über Gottes Wege mit der Menschheit zusammenfaßt, namentlich über das geheimnißvolle Walten Gottes in der Erwählung, von der die drei Kapitel 9—11 handeln. Und darum eignet sich diese Epistel sehr gut an diesem Fest. Denn kann ein Christenmensch vor den unergründlichen Tiefen des dreieinigen Gottes anders stehen als mit dem Ausruf: „O welch' eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und und der Erkenntniß Gottes!?" Ich deute nur noch an, wie sich gerade in den Schlußvers der Epistel ungezwungen die Dreieinigkeit hineinlegen läßt: Von ihm, von Gott dem Vater, durch ihn, durch Gott den Sohn, zu ihm oder in ihm, zu oder in Gott dem heiligen Geist sind alle Dinge. Ja: Ihm sei Ehre in Ewigkeit! *)

*) Sehr treffend sind auch die württembergischen Pericopen. Die Angemessenheit des Evangeliums — Matth. 28, 18—20 — von der Taufe in den Namen des dreieini-

Nehmt mit diesen armen Worten vorlieb! Ich geb's, so gut ich's geben kann. „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin." 1 Cor. 12. Ich schließe mit den Worten, mit denen der bekannte Emil Quandt in Berlin eine Predigt über das Nikodemusevangelium geschlossen hat: *) „Vater, Sohn und heilige Geist, — diese drei muß man umfassen, wenn man will selig werden. Denn es gibt keine Seligkeit ohne in des Vaters Schooß; es gibt keine Seligkeit ohne Christi Blut und Gerechtigkeit; es gibt keine Seligkeit ohne des heiligen Geistes Berufung, Erleuchtung, Heiligung und Erhaltung. Vater, Sohn und heiliger Geist — es sind nicht drei Götter, da bewahre uns Gott vor, sondern es ist nur ein einiger, einziger Gott, aber in den drei persönlichen Wesensoffenbarungen der Schöpfung, Erlösung und Heiligung, nenne man das heilige Dreieinheit, oder nenne man das heilige Dreieinigkeit, das ist gleich. Namen thun's hierbei nicht, auch der Name Dreieinigkeit steht nicht in der Bibel — es kommt zur ewigen Seligkeit nicht auf dogmatische Formeln an, und ob sie noch so richtig seien, sondern es kommt allein auf den Glauben an, auf den einfachen, ehrlichen, im Leben sich bewährenden Glauben an die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, an die Liebe Gottes und an die Gemeinschaft des heiligen Geistes!

Ach, daß wir in diesem Glauben alle Tage Trinitatisfest feierten!

Drei und Ein, erbarm' dich mein!" Amen.

Die Bekehrung der Pastoren und deren Bedeutung für die Amtswirksamkeit.

Conferenzvortrag von General-Superintendent Braun.

(Eingesandt von P. W. Jungk.)

(Schluß.)

Wir sind damit schon zu der Anerkennung gekommen, wie wichtig der Seelenzustand des Redenden für die Art und Weise seiner Verkündigung ist.

Ich will dabei nicht auf Einzelheiten eingehen, ich will nur fragen: warum hat der Herr es so geordnet, daß der Glaube ἐξ ἀκοῆς aus dem Hören des Wortes entstehen soll? Warum läßt er nicht Bücher schreiben, sondern schickt lebendige Menschen? Weil er sein Wort nicht bloß als eine Belehrung, sondern als ein Zeugniß unter die Menschen bringen will, denn nur das

---

gen Gottes, in dem sich unser ganzes Heil zusammenfaßt, und der Antheilnahme der ganzen Menschheit an dem Reiche des dreieinigen Gottes, leuchtet sofort ein. Ebenso enthält die meisterhaft gewählte Epistel — Titus 3, 4—8 (bei uns, weniger passende Epistel am Sonntag nach Neujahr) — in kurzen Worten den ganzen Heilsplan. Wir werden selig durch die Erscheinung der Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes in unserm Heiland durch den heiligen Geist, der uns erneuert und wiedergebiert und dadurch zu Erben des ewigen Lebens macht!

*) „Pastoralblätter für Homiletik, Katechetik und Seelsorge" von G. Leonhardi und E. Zimmermann. Jahrgang 1885, pag. 260 und 261.

Zeugniß hat erzeugende Kraft. Der Correlatbegriff des Glaubens ist nicht die Lehre, sondern das Zeugniß. Nirgend sagt der Herr, daß der Glaube aus der bloßen Lehre komme. Wie die einzelnen Strahlen der Sonne etwas erwärmendes und erleuchtendes haben, zündend aber nur dann wirken, wenn sie in einem Brennpunkt gesammelt sind, so sind alle Gotteswahrheiten erleuchtend, zündend aber wirken sie nur, wenn sie in dem Gemüthe eines Zeugen ihren Brennpunkt gefunden haben, der sie in sein eigenes Lebenscentrum gesammelt hat. So war es bei den Aposteln des Herrn. Was sie geredet haben und was sie geschrieben haben, sind Zeugnisse von selbsterfahrenen Dingen. Was in der Bibel steht, sind schon Zeugnisse; und darum hat auch das gedruckte Bibelwort wohl die Kraft, Glauben zu erwecken, wenn es nur gelesen wird. Es kann auch Glauben wecken, wenn es nur in einer Predigt referirt wird. Aber der specifische Segen, welchen die Predigt vor dem Lesen der Schrift voraus haben soll, ist doch der, daß das Zeugniß der Apostel sich in einem gegenwärtigen Menschen lebendig erneuert. Und dieser specifische Segen wird der Gemeinde von demjenigen Geistlichen vorenthalten, der das Bibelwort bloß aus seinen natürlichen Kräften reproduzirt, ohne sein Gemüth zu einem Brennpunkt gemacht zu haben, in welchem sich die Schriftwahrheiten zu einer lebendigen Einheit, zu einer zündenden Flamme sammeln. Der die sieben Sterne in der Hand hat, läßt von den sieben Sternen aus die Leuchter bestrahlen, wenigstens setzt er in allen sieben Sendschreiben die Sterne mit dem Leuchter der Gemeinde in ein so solidarisches Verhältniß, daß wir uns erschrocken sagen müssen: wehe uns, wenn wir durch unsere Sünde dem Worte Gottes wehren, sich einen leuchtenden und zündenden Brennpunkt in unserer eigenen Seele zu schaffen. Was wir an unserer Seele versäumen, schadet den Tausenden, die durch uns lebendig gemacht werden sollen.

Paulus sagt 2 Cor. 2, 15: Gott offenbart durch uns den Geruch der Erkenntniß Christi an allen Orten. Und womit begründet er dies? Denn, sagt er, w i r s i n d Gott ein guter Geruch Christi, den einen ein Geruch des Todes zum Tode, den andern ein Geruch des Lebens zum Leben. Aus Lauterkeit, aus Gott, vor Gott, reden wir in Christo. Immer kommt er auf die persönliche Lauterkeit zurück, wodurch es allein möglich gemacht wird, daß sich die δόξα Christi in ihm spiegelt und durch ihn wieder Andern geoffenbart wird. Wenn er sich darauf beruft 2 Cor. 4, 2, daß er sich nicht an die natürlichen Wünsche und Neigungen der Menschen wendet, um Anerkennung zu finden, sondern an den Punkt, wo Gott mit ihnen redet, das Gewissen, wenn er sagt: wir legitimiren uns an aller Menschen Gewissen vor Gott, so fragen wir: worin kann diese Legitimation anders bestehen, als in dem Eindruck, der Lauterkeit seines Gewissens und der Wahrheit seines Zeugnisses? Die Lauterkeit seines Gemüths bei seiner Predigt vergleicht er mit der des Sonnenstrahls, d. h. sie muß durch die Gegenwart Gottes und seine Einstrahlung in das Innere zu stande kommen. Was derselben am meisten im Wege steht, das ist die Selbstbespiegelung und Eitelkeit des Predigers.

Ein Engländer sagt: wenn Jemand an der Gewohnheit litte, zuweilen

etwas wegzunehmen, zu stehlen, würde es wohl tiefen Eindruck machen, wenn er gegen den Diebstahl predigte, während er selbst seinen Raub geborgen hielte? Aber ist es ein geringerer Contrast, wenn wir die Zuhörer auffordern, Gott die Ehre zu geben, und in demselben Vortrag es nicht verbergen können, wie sehr wir vor Begierde brennen, unsere eigenen Fähigkeiten leuchten zu lassen, also Gott die Ehre zu entziehen? In dem Pastorale des heiligen Gregors des Großen steht nach meiner Meinung von den Tugenden der Geistlichen viel zu viel und von Christo viel zu wenig; aber ein Satz steht darin, den ich nie wieder habe vergessen können: „Wehe dem Brautwerber, der die Augen der Braut auf sich zu ziehen sucht, welche er dem Herrn Jesu Christo zuzuführen gelobt hat!" Das ist freilich ein Wehe, vor dem wir alle wohl Ursache haben, bei jeder Predigt zu zittern. Hier ist der geheime Grund, weßhalb die Predigten zur Bekehrung der Leute meist nicht wirken, denen man es anmerkt, daß die formelle Seite mit einer geheimen Selbstgefälligkeit, ja nur mit einem bemerkbaren Wohlgefallen behandelt ist. Ich möchte nicht mißverstanden werden. Gemein und verwerflich ist natürlich die Nachlässigkeit, Trägheit und Respectlosigkeit, mit welcher das Heilige den Leuten manchmal formlos vorgeschüttet wird, während aller Fleiß darauf verwendet werden sollte, der Würde des Gegenstandes und dem Verständniß der Gemeinde angemessen zu reden. Aber wer wirklich wie Jacob mit dem Engel gerungen hat, der wird das Hinken d. h. den Zusammenbruch seiner natürlichen Kraft nicht verdecken wollen, jedenfalls wird er nicht darauf ausgehen, auszustoßen jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit, wie dies bei einem weltlichen Kunstwerk geschehen muß, welches seinen Zweck in sich selbst trägt. Von der Predigt gilt dasselbe, was von dem ganzen Hause Gottes gilt: nicht Eleganz, sondern Heiligkeit ist die Zierde deines Hauses ewiglich!

Gott gebe uns, daß wir uns bei allem was wir bezeugen, und wie wir es bezeugen, fragen: ist es auch wahr? Unwillkürlich drängt sich dem Zuhörer zuweilen diese Frage auf, wenn mit sublimen, fast kecken Worten und sicherem Auftreten von dem Redner die großen schweren Aufgaben des Glaubens, die Freudigkeit, der Sieg über die Sünde, die Ausdauer und der Leidensmuth als etwas dem Redner ganz geläufiges dargestellt werden und das Ganze aus dem Tone geht, als verstünde sich das für ihn ganz von selbst, er brauchte nur noch andere dazu zu reizen. Ohne Zweifel werden solche Reden häufig in der Absicht gehalten, das Reich Gottes zu bauen.

Aber nicht ohne Grund haben wir es gelernt, ehe wir die Bitte aussprechen: Dein Reich komme, mit Ernst zu beten: Geheiliget werde dein Name! Es ist schlimm, wenn der Zuhörer den Gedanken hat: Die Worte sind dem Redner geläufig, ob er wirklich die Sache auch nur halb so gut kennt, als er davon spricht? Hier darf man gewiß das alte philosophische Oxymoron anwenden: weißt du nicht, daß die Hälfte besser ist als das Ganze? Ach die Hälfte mit Wahrheit wäre viel besser, als das Ganze mit Unwahrheit. Objective Wahrheit mit subjectiver Unwahrheit verbunden oder die Phrase ist doch ein scheußliches Gemisch von Licht und Finsterniß. Ich denke es wird unsern

Zuhörern nicht schaden, wenn sie merken, daß wir selbst nur mit zitternder Hand nach dem Heile greifen und dasselbe Anderen darbieten, selbst wenn in der zitternden Hand das Gefäß unserer rednerischen Darstellung einmal zerbricht und nicht so vollendet vor ihre Augen tritt, wie wir es gerne darbieten möchten. In unserer redseligen Zeit, in welcher die Phrase eine unerhörte Herrschaft hat, kann nach meiner Ueberzeugung die christliche Verkündigung nur dann etwas wirken, wenn sie in der schlichtesten Einfalt, Lauterkeit und Keuschheit auftritt. Schrecklich ist es, wenn selbst noch die Kanzel den Geschmack der Zuhörer vergiftet, ihr Wahrheitsgefühl abstumpft und angehende Christen zur Unwahrheit erzieht.

So viel über die Art der Verkündigung des Wortes. Wer nicht in der Bekehrung steht, der kann es nicht richtig erfassen, er kann es nicht aus eigener Erfahrung bezeugen, und was er vielleicht aus dem Munde der Apostel bezeugt, dessen Kraft schwächt und lähmt er durch den Eindruck, der eigenen Eitelkeit, Selbstgefälligkeit und Phrasenhaftigkeit.

Wer lehrt uns aber das Wort richtig theilen? Es ist eine schwer zu handhabende Waffe, das göttliche Wort. Wer diese Waffe nicht einmal richtig zu erfassen versteht, der wird sie schwerlich richtig handhaben und anwenden. Die Hand muß von dem heiligen Geiste geleitet sein, die das Wort Gottes auf die Seelenzustände der Menschen richtig anwenden soll. Der Teufel, sagt Luther, versteht das Wort auch zu theilen. Er gibt den Unbußfertigen das Evangelium und den Bußfertigen das Gesetz. Damit macht er die Unbußfertigen sicher und die Bußfertigen verzagt. Durch seinen Betrug machen es viele Prediger auch also. Die sogenannten Gläubigen, die doch nicht in der Buße stehen, trösten den Sünder in der Sicherheit seines Sündenschlafes. Und die früher inneres Leben hatten, aber nicht mehr haben, handeln nach Schablonen, oft ganz methodistisch. Frühere Erfahrungen reichen hier nicht aus.

Eigentlich gehört diese Erörterung aber schon in das Kapitel von der Seelsorge. Ich muß mich auf einige aphoristische Bemerkungen darüber beschränken.

Die wirkliche Sorge um die Seelen äußert sich am ersten im Kämmerlein. Die seelsorgerischen Worte am Menschen sind erheuchelt, denen nicht sorgenvolle Worte an Gott vorausgegangen sind. Ich weiß aber nicht, wie man rechte Fürbitte üben kann, wenn man nicht in der Buße steht. Was ist die rechte Fürbitte anders, als die Macht der Liebe, mit der man den Andern in seiner innersten Noth erfaßt, sich in sein Elend versetzt und ihn so ergreift, um ihn zu den Füßen des Heilandes nieder zu legen? Nur Christen, die in der Buße stehen, sind barmherzige Priester vor Gott für ihre Brüder; auch nur Pastoren, die in der Buße stehen. Und dadurch bildet sich der innere Rapport, welcher die Grundvoraussetzung einer gedeihlichen Seelsorge ist.

Es nützet nichts, sagt ein erleuchteter Mann, daß du auf der Kanzel laut rufest und schreiest; wenn du den rechten Hammer nicht hast, der an die Glocke schlägt, die in den Herzen erklingt, so bist du dennoch stumm für alle, die dich

hören. (Jacob Böhme.) Dasselbe gilt für die Seelsorge. Pfarrer Dann nahm, wie er sagte, immer ein ganzes Schlüsselbund mit, wenn er in die Gemeinde ging, um die verschiedenen Herzen aufzuschließen. Im Grunde aber benutzte er doch nur den großen Hauptschlüssel, den Christus uns Joh. 10 angibt, daß er sich nämlich innerlich wahrhaft dem Heiland überließ, sich von seinem Ernst und seiner Liebe ganz hinnehmen und so umrahmen ließ, wie Jemand von einer Thür eingerahmt wird, wenn er mit seiner ganzen Person in dieselbe hineintritt. Wer so mit seiner Person von Christi Liebe und Ernst umschlossen dasteht, der kommt durch die rechte Thür, ihm wird der Hauptschlüssel gereicht, der Thürhüter thut ihm auf, nämlich der heilige Geist, bei denjenigen Christen, die durch die vorbereitende Gnade zubereitet sind.

Was aber das Verhältniß des Geistlichen zu der Gemeinde im Ganzen und Großen betrifft, so weiß ich nicht was richtet mehr Schaden in unsern Gemeinden an, die Heftigkeit, Reizbarkeit und der Starrsinn, der empfindliche Hochmuth mit dem der Respekt vor dem Amte manchmal erzwungen werden soll, oder die berechnete Sanftmuth, die entweder eine affectirte Demuth oder reine Schwäche ist? Beides führt zu einer Verwüstung der Kirche. Streitigkeiten mit Gemeindegliedern, Amtsbrüdern und Patronen lassen ihre Urheber immer als Opfer eines Betruges dastehen, indem sie das Gegentheil von der Absicht erreichen, in der sie unternommen sind, Respekt vor dem Amte oder der Person zu erzwingen. Aber die nachgemachte Lammesfrommheit und Demuth ruft auch nur Verachtung hervor. Bekehrung allein ist eine Macht, der die Welt nicht gewachsen ist. Sie gibt eine unerbittliche Unbeugsamkeit, wo man es nicht erwartet hatte, und eine unerwartete Nachgiebigkeit, Ruhe und Gleichmüthigkeit gegen boshafte Angriffe oder schwere Widerwärtigkeiten. Das einzige was die Welt außer Fassung bringt, ist der Eindruck, daß wir von uns selbst erlöst sind. Diesen Eindruck müssen wir machen, oder wir sind geschlagene Leute, ehe wir überhaupt den Krieg beginnen. Diesen Eindruck können wir aber nur dann machen, wenn wir jeden Tag von Neuem damit anheben uns erlösen zu lassen von uns und von dem womit die Erde uns fesseln will.

„In allem was der Heiland sagt, in allem was Paulus schreibt, finden wir nirgends die geringste Spur einer Anhänglichkeit an etwas Vergängliches und Irdisches," aber einen heiligen Ehrgeiz, etwas Ewiges zu schaffen. Auf dieser Spur erhalte uns der Herr und gebe uns junge Leute, die nicht eilen ein Jeglicher auf sein eigenes Haus, sondern einer heiligen Begeisterung fähig sind. Ein Mensch, der in der Buße steht, ist geduldig und still ergeben auch in äußerlich knappen Verhältnissen, zufrieden wo Andere unzufrieden sind, nämlich mit der äußern Lage, und unzufrieden wo Andere zufrieden sind, nämlich über die inneren Zustände. Er allein kann d i e Liebe üben, die keine Schwachheit, sondern eine Macht ist Herzen zu überzeugen.

Und da komme ich denn am Schlusse von dem Gesichtspunkte der Seelsorge noch einmal auf das zurück, was ich im Anfang sagte: Vita clerici evangelium populi. Paulus konnte nicht in jeder Beziehung sagen, alle

Leute sollten sein wie er, denn er hatte einen besonderen Beruf. Aber in Bezug auf seine Bekehrung rief er: Folget mir ihr lieben Brüder! und das war die große Macht seiner Seelsorge.

Und nun die Summa, liebe Brüder. Ich glaube ich schreibe sie am besten in mein eigenes Tagebuch. Nach den vielen Worten, welche ich über die Bekehrung geredet habe, und die mich selber schwer verpflichten, kann die Summe von allem was ich gesagt habe nur sein, was die Summe der Selbstbesinnung jenes ehrwürdigen besseren Knechtes Gottes war: Ach Herr hilf in Gnaden, daß ich mich endlich ganz gründlich zu dir bekehre!

Die köstliche Perle.

Eingesandt von P. M. Otto.

Bei der Betrachtung des Gleichnisses von der köstlichen Perle ist es, wie bei jedem Gleichnisse nöthig, daß man Bild und Sache auseinander halte, sich frage: was das Eine sei, und was wir in der Anwendung darunter zu verstehen haben. In unserm Gleichnisse hätten wir also die beiden Fragen zu beantworten: Was ist eine Perle, und: was will der Herr uns unter diesem Bilde vorstellen?

1. Was ist eine Perle? — Eine Perle ist ein — bald größeres, bald kleineres, kugel- oder birnförmiges Ding, das aus dem Thierreiche stammt, aber kein Thier ist, auch nicht das Ei eines Thieres. Sie ist das Erzeugniß eines Thieres, über dessen Entstehung die Gelehrten aber noch nicht einig sind. Einen eigentlichen Nutzen für das Leben hat sie nicht, sondern dient nur eitlen, reichen Leuten zum Schmuck.

Daß unser Heiland dieses Ding zum Gegenstand eines Gleichnisses genommen hat, dazu möchte ihn der Umstand veranlaßt haben, daß die Perlen bei den Reichen dieser Welt so hoch im Werthe stehen. Und als Ursache ihres hohen Werthes wird angegeben, „weil die Kunst zu ihr (soll wohl heißen: zu ihrer Entstehung) nichts beitragen könne, da es noch nicht möglich gewesen, die natürlichen zu verschönern oder gleiche hervorzubringen."

In der Beschreibung der Entstehung, des Werthes, der Heimath und der Gewinnung derselben stimmen alle Berichte so ziemlich mit einander überein. — Die Perlen kommen von einer Muschel, Perlenmuschel genannt, in deren Schalen sie gefunden werden. Ihre Entstehung wird folgendermaßen beschrieben: „Die Perlen sollen die — frei im Innern (der Schale) liegenden Einhüllungen von unentwickelten Eiern (Perlsamen) oder hineingefallenen fremden Körpern sein, vom Thier hervorgebracht durch die Ergießung eines sich nach und nach verhärtenden Saftes, von dem auch die — Perlmutter genannte, innere Wand der Muschel (Schale) überkleidet ist."

„Die Muschel (das Thier) hat etwas der Auster ähnliches, und wächst auch auf Bänken. Diese liegen immer unter stillem und geschütztem Wasser, denn Strömung und Stürme vertreiben das Thier. Der Laich schwimmt auf dem Wasser, und erst wenn die Thierchen aus dem Ei gekommen und ein

wenig gewachsen sind, sinken sie durch ihre Schwere unter, und heften sich am Felsen an. Sie schwitzen einen besonderen Saft aus, der das Innere ihrer Schale in Regenbogenfarben schimmern macht. — Unter besonderen Umständen bildet derselbe Saft krankhafte Auswüchse, und das sind die Perlen. Um einen Kern her setzen sich concentrische Ringe zwiebelartig (wie die fleischigen Schichten an der Zwiebel) über einander gelegte Membrane von kohlensaurem Kalk."

Die Perle wird auch so beschrieben: „Sie ist ein durchsichtiger Edelstein, der sich aus dem Schweiße der schleimigten Auster verhärtet." „Außer der Perlmuttermuschel gibt es aber noch mehrere Muschelarten, in welchen zum Theil nicht minder edle und schöne Perlen wachsen. Im arabischen Meerbusen gibt es eine Prima, welche Perlen von röthlicher Farbe enthält. — Eine Miesmuschel in den Gebirgsbächen des Voigtlandes liefert die deutsche Perle."

„Der Gestalt und Größe nach sind die Perlen sehr verschieden; es gibt runde, birnförmige und eckige Perlen. — Die schönsten und kostbarsten müssen so weiß wie Milch, dabei sehr eben und hell und lebhaft von Schimmer sein. Die orientalischen spielen ins Fleischfarbene. Alle Perlen verlieren nach etwa 50 Jahren an Farbe und Gewicht, von da an aber halten sie. Sie erscheinen dann meist gelblich, doch wird behauptet, daß viele indische (Perlen) diese Farbe auch deshalb haben, weil sie die Fürsten und Reichen an Brust und Hals tragen, wo sie verschwitzen. Frisch müssen die schönsten alle milchweiß sein."

„In Moskau soll eine schöne Perle von einem Zoll Durchmesser gewesen sein; so kugelrund, daß sie auf einem Blatt Papier nicht ruhig liegen konnte. — Man habe sie auf 1½ Million Papierrubel geschätzt. Die größte Perle, von welcher man weiß, erhielt Philipp II. im Jahr 1579. Sie war birnförmig und von der Größe eines Taubeneies. Sie würde jetzt etwa eine Million werth sein."

„Die Perlen dienten in Verbindung mit den Edelsteinen hauptsächlich zum Körperschmuck, und waren schon im Alterthum sehr gesucht und geschätzt. Größe (bis zu der eines Taubeneies), Gewicht, Glätte, Glanz, Färbung (milchweise in Europa, — gelbliche im Orient geschätzter), Rundung (birnförmig, oval, kugelig, Letztere die kostbarsten), bedingten die Köstlichkeit der Perlen. — Jetzt pflegt man ihren Werth zu bestimmen, indem man die Quadratzahl der Grane ihres Gewichts mit einem Reichsthaler multiplicirt. Man findet einzelne sehr große Perlen. Die berühmteste ist die sogenannte peregrina in Sevilla, aus dem Schatze des Inkas von Peru dahingebracht, birnförmig, und 60 Gran schwer. Am schönsten und edelsten sind die mit den weißesten, hellsten und lebhaftesten Glanze; minder schön sind die matteren. Röthliche kommen in Japan und auf Borneo vor. Zuweilen werden in einer Muschel mehrere Perlen gefunden."

„Die eigentliche Heimath der Perlen sind die Perlenbänke des persischen Meerbusens, wo schon in alten Zeiten, besonders auf der Insel Tylos

(Bahrein) bedeutende Perlenfischereien waren. Auch die indischen Meere waren und sind noch, besonders Ceylon, Sumatra, Borneo, reich an Perlen. Weniger ergiebig ist das rothe Meer. Die Perlenmuscheln werden bekanntlich durch Taucher, oft 40 Fuß tief, heraufgeholt und an einem wohlbewachten Strande ausgebreitet, bis sie absterben und faulen. Die todten Muscheln verbreiten einen argen Geruch, und tragen wiederum zu Krankheit und Tod der dabei beschäftigten Personen bei. Man untersucht die Muscheln, die sich nach etwa zehn Tagen öffnen, und findet oft in vielen Nichts, dagegen auch in einer einzigen viele Perlen, einmal sogar 67. Läßt man jedoch die Muscheln zu lange faulen, so schuppen sich die Perlen gern ab." — So viel über die erste Frage, den Vergleichungspunkt.

Nun zur Beantwortung der 2. Frage: Was will der Herr unter dem Bilde der Perle darstellen; was hat das Bild zu bedeuten? — Im Gleichnisse heißt es: das Himmelreich ist gleich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte. Aber der Begriff „Himmelreich" ist weit und veranlaßt die weitere Frage: was meint das Wort „Himmelreich" an dieser Stelle? — Diese Frage soll nun beantwortet werden.

Einen Kaufmann, der köstliche Perlen suchte, stellt uns der Heiland vor das geistige Auge. Unter diesem Kaufmann haben wir uns nun einen Menschen zu denken, dem es ernstlich angelegen ist, das Himmelreich — das Heil seiner Seele — zu erlangen. Das wird wohl Niemand in Abrede stellen wollen. Aber diese Antwort ist immer noch sehr allgemein, und das Gleichniß, sowie auch ein Christenherz, verlangt eine genauere. Auch wird man sagen dürfen: es läßt sich mehr als eine Antwort geben. — Die kostbare Perle ist die Seligkeit in ihrem schon diesseitigem Vorschmack; — die Gewißheit der Gotteskindschaft; — das Gefühl der Nähe Gottes; — der Genuß des göttlichen Friedens. (Vergl. auch den Inhalt der Lieder: „Allgenugsam Wesen rc., Eins ist Noth rc., Eines wünsch' ich mir rc., Ach sagt mir Nichts von Gold und Schätzen rc.")

Der Umstand, daß der Herr Jesus in seinen letzten Erdentagen mehrfach seinen Jüngern seinen Frieden zugesprochen und gegeben hat; — Joh. 14, 27, „den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch;" — Joh. 20, 19, „Friede sei mit euch." — So auch V. 21; — berechtigt uns wohl dazu, unter dem Bilde der köstlichen Perle — den Frieden Gottes, unter dem Besitz der Perle — den Genuß des göttlichen Friedens im Herzen zu verstehen. Die köstliche Perle im Gleichniß bildet ab den Frieden Gottes, den die Jünger Jesu suchen und finden sollen. Der „Kaufmann" aber, der sich dieser Mühe unterziehen will, muß sich dessen, was er sucht, klar bewußt sein; er muß die Perlen kennen; die ächten von den falschen unterscheiden können; und auch von dem Dasein der — vor andern ausgezeichneten kostbaren Perle Kenntniß haben. Wäre diese Kenntniß nicht vorhanden, so würde ihm das Suchen nichts helfen; er könnte das Ersehnte niemals finden. Will also Jemand den Frieden Gottes suchen, so muß er

Kenntniß von seinem Dasein, und auch einigermaßen von seinem Wesen haben. Dieses setzt aber voraus, daß er von demselben schon etwas erfahren, ein Gefühl von demselben gehabt habe. Und diesen Genuß erfuhr er als das Köstlichste, was ihm auf dieser Erde schon zu Theil geworden war. Vielleicht war dieser Genuß nur kurz, unvollkommen und schnell vorübergehend, aber doch so süß und so mächtig wirkend, daß der Genießende erfuhr, es sei dies ein unschätzbares Gut, das höchste Glück, nach dessen bleibenden Besitz er nun trachten müsse. Diese Erfahrung veranlaßt ihn, die köstliche Perle ernstlich zu suchen.

Ein perlensuchender Kaufmann hat ein unstätes, mühevolles Leben. Von Markt zu Markt, von Land zu Land muß er reisen und durch viele Unruhe seinem Berufe nachgehen, auch in seiner Geduld sich nicht ermüden lassen. So auch derjenige, welcher den Frieden Gottes sucht. — Was man suchen muß, das ist, in Betreff des Ortes seiner Gegenwart, unbekannt, nicht gegenwärtig, warnehmbar. Es existirt zwar seinem Wesen nach irgend wo; aber für den Suchenden ist es fast eben so, als ob es gar nicht vorhanden wäre, weil er es nicht erreichen, nicht erlangen kann, indem ihm der Ort seines Aufenthaltes unbekannt ist. Deshalb muß er es suchen. Und dieses Suchen, dieses emsige Forschen erfordert Anstrengung, gleichsam ein gänzliches Vergessen und Hintenansetzen alles Andern, außer dem Gesuchten. (Der Hirte läßt die 99 Schafe in der Wüste und geht hin, das (eine) Verlorene zu holen.)

Zum Suchen gehört ferner Geduld und Ausdauer, weil man weder die Zeitdauer des Suchens, noch auch den Erfolg desselben zum Voraus wissen kann. Dasselbe ist auch mühsam und anstrengend, indem es zuweilen scheint, als ob es ganz vergeblich wäre. Aber einem redlichen Sucher auf diesem Gebiete gilt gewiß auch die Verheißung: „wer da suchet, der wird finden." Wer also im rechten Suchen anhält, der wird auch das Gesuchte *finden*.

Der Kaufmann hat die köstliche Perle *gefunden*, und seinem Beispiele folgend haben auch schon viele fleißige Sucher den Frieden Gottes gefunden. Es ist eine selige Erfahrung, *gefunden zu haben*! Aus der Ungewißheit in die Gewißheit; — aus dem Wünschen zum Haben; — aus der Erwartung zum Genuß gekommen zu sein! — Jener Mensch im Gleichniß vom Schatz im Acker, hat den Schatz *ungesucht* gefunden, und sich darüber sehr gefreut. — Die Eltern Jesu fanden den Knaben nach langem Suchen wieder im Tempel — zu großer Freude! — Jene galiläischen Fischer jubeln einander zu: „Wir haben den Messias gefunden!"

Der Perlensucher kommt in die Nähe des erwünschten Gegenstandes, er sieht, *erkennt* ihn, und ist nun am Ziel seines Hoffens und Erwartens. Die Perle ist nun gefunden, d. h., sie ist erreichbar für ihn geworden; er weiß nun, wo sie ist, und sein Suchen hat ein Ende. Aber noch ist sie nicht in seinem Besitz; er darf sie noch nicht sein eigen nennen, und es gilt jetzt noch, dieselbe zu erwerben, gewinnen. — Der Kaufmann ging, verkaufte Alles, was er hatte, und kaufte die „köstliche Perle." — Eine ächte, indische Perle

zu erwerben, ist für die meisten Menschen unmöglich, weil sie zu arm sind. Anders verhält es sich mit der Perle des Himmelreichs. Diese ist nicht blos für Einen, auch nicht nur für die Reichen erreichbar, sondern für Alle, welche ernstlich nach derselben suchen und trachten. Wo die rechte Erkenntniß, die rechte Werthschätzung derselben, das ernstliche Verlangen nach ihr vorhanden ist, da ist auch die Möglichkeit des Erlangens. Wer sie ernstlich sucht, der findet sie; wer sie gefunden hat, kann sich dieselbe aneignen und sich ihrer erfreuen. Wie aber jedes Gut in der Welt, so hat auch dieses seinen Werth hauptsächlich darin, daß man das Gefundene nun auch behalte.

In dieser Welt der Unbeständigkeit ist ja nichts Bleibendes; kein Genuß bleibt ungestört, auch der Genuß des göttlichen Friedens nicht. Ja, je köstlicher dieses Gut ist, und je werther sein Besitz und Genuß uns sein muß, desto sorgfältiger muß dafür gesorgt werden, daß er nicht verloren werde. — Zwar im ungestörten Genuß des Friedens zu bleiben, das kann keinem Menschen in dieser Welt zu Theil werden. Die Beschaffenheit unseres eigenen Herzens und der bösen Welt in unserer Umgebung läßt solches nicht zu. Auch würde es für uns eitle, hochmüthige Menschen gewiß nicht gut sein. Wir würden gar bald übermüthig werden und das Wachen und Beten vernachlässigen. Wenn aber auch unter den mancherlei Sorgen und Unruhen dieser Welt, das Gefühl dieses Friedens gestört wird, wie solches ja die tägliche Erfahrung der Christen ist; so ist damit nicht gesagt, daß mit dem Gefühl — der Friede selbst gewichen und verschwunden sei. — Ein anderes ist der Besitz; ein anderes das Gefühl des Besitzes. Das sehen wir an dem Apostel Paulus. Unter den Schlägen des Satansengels flehte er dreimal zum Herrn, daß jener von ihm weichen möchte. Aber der Herr sprach zu ihm: „Laß dir an meiner Gnade genügen, meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Hier war also das Gefühl der satanischen Plage neben dem Besitz der göttlichen Gnade, deren Gefühl bei dem Apostel gegen jenes Gefühl etwas zurückgetreten war. Diese Erfahrung, welche der Apostel machen mußte, wiederholt sich im Leben eines jeden wahren Christen, zu allen Zeiten. Wie in der äußern Natur Sonnenschein, Regen und Sturm mit einander abwechseln müssen, wenn ein gedeihliches Wachsthum der Pflanzen stattfinden soll; so müssen auch im Leben eines Christen Freude und Leid, gute und böse Tage mit einander abwechseln, damit sein Geistes- und Glaubensleben sich entfalten und erstarken könne. —

„Dem Gleichniß von der Perle ist eigenthümlich der Gegensatz der Einheit und Vielheit; die Relativität alles Andern, neben der Absolutheit des Einen stellt sich in demselben eigenthümlich heraus. Dieses Eine kann natürlich kein bloßer Lehrsatz, kein Dogma sein, sondern etwas Wesentliches, nämlich eben das Göttliche selbst im Menschlichen, wie es sich in der Person Christi darstellt. Das Finden Gottes in sich und seiner in Gott, das ist die Eine Perle, bei deren Kaufen man im eigentlichsten Sinne sein Alles um Alles zu geben hat. Die Einheit der Perle schließt aber nicht die Vielheit der Suchenden aus, denn eben weil sie das Göttliche selber ist, kann Jeder sie suchen und

finden, indem sie überall ist, weil in allen Herzen der göttliche Keim schlummert, der dann nur einer Belebung und Weckung von Oben bedarf." (Olshausen.)

„Der Erwerber des Himmelreichs ist hier nicht blos (aber auch das noch) glücklicher Finder; er ist zugleich unermüdlicher Sucher. Sein Werk ist bewußtes Streben nach edlen Perlen, edlen Geistesgütern. Der Schatz des Himmelreichs ist zur köstlichen Perle geworden. Concentrirt, einfach, einzig, zur höchsten Durchsichtigkeit verklärt, der persönliche Christus und das persönliche Leben in ihm Alles in Allem. Dafür wird der ganze bisherige Besitzstand aufgegeben, d. h. nicht alles geistig Edle, Erstrebte, wird nun weggeworfen, sondern es geht in diesem neuen Besitzstand, der kostbaren Perle auf. Ein dunkler Zug ist, daß die edle Perle in den Handel gekommen ist und wie ein Brilliant der Sage sich irgend wo findet auf dem fernen Weltmarkt. Der Sinn ist aber wohl dieser: das Christenthum findet sich jetzt in dem bewegtesten Geistesleben und Geistesverkehr wieder, und ohne Kaufmannschaft, d. h. den unermüdlichsten Geistesverkehr, ohne die Bedingung des edelsten Strebens kann man die köstliche Perle nicht finden. Gefunden aber wird sie zum persönlichsten Besitzthum und Schmuck, und der Kaufmann ist ein Fürst geworden. —

Wer hat die Perle gefunden? Wer den Herrn gefunden durch das Evangelium in sich. Sich gefunden in der Gnadenwahl des Herrn. Himmel und Erde gefunden durch die Erleuchtung in dem Einzig Einen, der Liebe Gottes." (Lange's Bibelw.)

Das Gleichniß führt uns einen Kaufmann vor, wie er gute Perlen sucht, und endlich Eine findet, die er, geübten Blickes, alsbald in ihrer unvergleichlichen Kostbarkeit erkennt. Dieser hat also nicht überhaupt gesucht, gearbeitet, gerungen, wie die Meisten in dieser Welt irgend etwas suchen, erarbeiten, erringen wollen; sondern das ist Einer, der da weiß, was er will, dem nicht gedient ist mit gemeinem Hausrath oder klingender Münze, sondern Perlen sucht er; der auch sehr wohl Aechtes und Unächtes unterscheiden kann und sich darum nicht falsche Perlen für gute anhängen läßt. So ist dieser Mann ein Bild jener edlen Seelen, die frühe schon wach geworden sind und mit Ernst die Wahrheit suchen, denen es aber nicht möglich ist, sie so unbefangen, so in nie gestörter Einfalt hinzunehmen und keinen Zweifel, keine Frage sich irgend anfechten zu lassen; denen vielmehr ihr eigener Prüfungs- und Forschungsgeist es zum Bedürfnisse, ja zur heiligen Pflicht macht, allen Lehren der Schrift und der Kirche auch auf den Grund zu sehen; sie unter sich zu vergleichen, ob Alles genau zusammenstimme, Buchstaben und Geist, Schrift und Gewissen, Weissagung und Geschichte erst sorgfältig zu vergleichen und nicht zu ruhen, bis auch ihr eigenes scharfes Denken sich vollkommen einigt mit ihrem Glauben. Solche Seelen haben es schwerer, als die andern; sie sind großen Versuchungen ausgesetzt, denen die Einfalt entgeht, die nichts weiter will, als glauben und lieben." (Palmer.)

„Das Gleichniß von einer Perle ist fast gleichen Inhalts, mit dem nächst

vorhergehenden, außer daß jenes vom Finden, dieses aber vom Suchen redet. Deswegen lehrt er (Jesus) vom zunehmenden Glauben, und deutet damit an, daß die Perle nicht unbekannt sei, sondern daß man davon gehört habe, daß sie köstlich sei. Deshalb wird sie gesucht als eine, die da ist erkannt worden, und da man sie zu erkennen angefangen hat, bemüht man sich, sie völlig zu besitzen. Denn dieser Kaufmann thut nichts Anders, als daß er die Perle sucht. Der Ackermann fand den Schatz im Acker, d. i. er empfing ihn ohne Verdienst. Hier steht der Käufer einzig darauf, daß er die erkannte Perle behalten möge. Denn also ist es mit dem christlichen Leben beschaffen, daß, wer es angefangen hat, sich dünken läßt, als ob er nichts habe, sondern er streckt sich darnach und geht immer weiter fort, auf daß er es ergreife. Denn es ist in der That einem Gläubigen nichts schädlicher, als wenn er sich einbildet, er habe es schon ergriffen und es sei nicht nöthig erst zu suchen. Denn daher kommt es, daß Viele zurückfallen, und vor Sicherheit und Faulheit verwelken und laß werden." (Luther.)

Solche Perlensucher, wie der im Gleichniß uns vorgestellte, sollten alle Christen sein, und ihr fleißig nachgehen. Die Möglichkeit sie zu finden, ist für Alle gegeben. Wir Alle sollten ihr Wesen und ihren Werth kennen, und es sollte uns Allen ernstlich angelegen sein, in ihren Besitz zu kommen. Dieselbe ist zwar nur Eine, aber es ist doch möglich, daß jeder Einzelne dieselbe erlangen kann. Wer ernstlich sucht, der wird sie finden, und wer die Gefundene sorgfältig bewahrt, der wird sie nimmer verlieren.

Psychologie.

Eingesandt von A. Breitenbach.

(Schluß.)

Der Umfang eines Begriffes besteht in der Summe der Gegenstände, die unter ihm enthalten sind. Den Umfang des Begriffs Raubthiere bilden alle Raubthiere, als Katzen, Hunde, Bären 2c. Je nach dem größern oder geringern Umfang eines Begriffs ist er entweder ein Gattungsbegriff, dem andere Begriffe untergeordnet sind, oder ein Artbegriff, der selbst einem andern Begriff untergeordnet ist. Der Artbegriff liegt im Umfang des Gattungsbegriffs, der Gattungsbegriff im Inhalte des Artbegriffs. Diese Gattung ist indeß nur etwas Relatives, indem man durch Abstraktion von Merkmalen zu immer höheren Begriffen gelangen kann, bis man endlich zu der Kategorie — dem höchsten, alles umfassenden Begriff des Seins überhaupt — gelangt. Umgekehrt kann man durch Determination von Merkmalen zu immer kleineren Begriffen gelangen, bis man durch Aufnahme sämmtlicher, auch der unwesentlichen Merkmale, zur Einzelvorstellung herabsteigt. Dies ist indeß kein Begriff mehr — es giebt nämlich keine Individualbegriffe — sondern eine Vorstellung. — Wollen wir uns den Umfang eines Begriffs klar machen, so kann das nicht geschehen durch Angabe sämmtlicher Gegenstände, deren Zahl oft unübersehbar ist (Säugethiere), sondern es müssen diese Gegenstände gruppirt,

d. h. eben eingetheilt, klassifizirt werden. Die Eintheilung besteht also in der vollständigen Angabe sämmtlicher Arten (und Unterarten) einer Gattung. Wichtig allein ist hierbei der Eintheilungsgrund.

Das Verhältniß zwischen Inhalt und Umfang ist stets ein ganz bestimmtes. Fügen wir zu den Merkmalen des Begriffs „Dreieck" noch das weitere Merkmal der „Gleichseitigkeit" hinzu, so wird der Inhalt des Begriffs größer, aber sein Umfang kleiner, denn alle gleichschenklichen und ungleichseitigen Dreiecke sind jetzt ausgeschlossen. Entfernen wir aus dem Begriffe „schiefwinkliges Parallelogramm" das Merkmal „schiefwinklig," so wird der Begriffsinhalt um ein Merkmal verkleinert, zugleich der Begriffsumfang aber vergrößert; denn es kommen die Begriffe Quadrat und Rechteck hinzu. Wird also der Inhalt des Begriffs kleiner, so wird sein Umfang größer. Inhalt und Umfang eines Begriffs stehen also im umgekehrten Verhältniß zu einander. — Liegt ein Begriff im Inhalte eines zweiten, so liegt dieser im Umfange des ersten; liegt ein Begriff im Umfange eines zweiten, so liegt dieser im Inhalte des ersten. „Planet" liegt im Inhalt „Erde." „Erde" im Umfang von „Planet." Je niedriger ein Begriff steht, desto größer ist sein Inhalt und desto kleiner sein Umfang. Je höher ein Begriff steht, desto kleiner ist sein Inhalt und desto größer sein Umfang.

Das Urtheil.

Ein Urtheil ist der logische Ausdruck für das Verhältniß zweier Begriffe zu einander. Setzt man die Begriffe „Mensch" und „sterblich" in gegenseitige Beziehung, so entsteht ein Urtheil: der Mensch ist sterblich. Beim Urtheile unterscheidet man also zwei Vorstellungen und eine Beziehung. Die Vorstellung, auf welche bezogen wird, heißt Subjekt, die Aussage Prädikat, die Beziehung Kopula. Der sprachliche Ausdruck des Urtheils ist der Satz.

Den psychischen Begriff erhält das Kind durch Anschauungen, ohne alles Urtheilen. Der logische Begriff setzt aber voraus, daß alle wesentlichen von den zufälligen Merkmalen unterschieden, jene dem Begriff zugesprochen, diese aber ihm abgesprochen werden. Ehe dies aber mit allen Merkmalen geschehen kann, muß es der Reihe nach mit jedem einzelnen derselben geschehen, und sobald ich ein Merkmal einer Vorstellung beilege oder aber abspreche, entsteht ein Urtheil. Der Begriff ist demnach das Resultat vorausgegangener Urtheile. Die Urtheilsbildung geht also der Begriffsbildung in der subjektiven Geistesentwickelung allezeit voran.

Bei dem Akte des Urtheilens lassen sich zwei Stadien unterscheiden, das Stadium der Ueberlegung und jenes der Entscheidung. (Vor aller Ueberlegung gefällte Urtheile heißen Vorurtheile). Es gibt Urtheile, welche aus psychischen und solche, die aus rein logischen Begriffen hervorgehen. Jene können, die müssen richtig sein; sie unterscheiden sich also von einander durch ihre geringere oder ihre großere Zuverlässigkeit.

Nach Kant unterscheidet man am Urtheile vier Hauptbeziehungen, nämlich Quantität, die von dem Subjekte, Qualität, die von dem Prädikate, Re-

lation, die von dem Verhältnisse beider zu einander, und Modalität, die von dem Verhältnisse des Urtheils zum urtheilenden Verstande abhängt. Aus der Eintheilung des Urtheils nach diesen vier Eintheilungsgründen ergibt sich die Kantsche Tafel der Urtheile:

1. Quantität: Universale, allgemeine: Alle Menschen sind sterblich.
   Partikuläre, besondere: Hund und Katze sind Hausthiere.
   Singuläre, einzelne: Die Aeneide ist ein Epos.
2. Qualität: Affirmative, beziehende: Der Löwe besitzt Kraft.
   Negative, verneinende: Der Mensch ist nicht allwissend.
3. Relation: Kategorische: Gott ist gerecht.
   Hypothetische: Wenn Gott gerecht ist, so bestraft er die Bösen.
   Disjunktive: Jeder Körper ist entweder fest, flüssig oder luftförmig.
4. Modalität: Problematische, mögliche: Der Mensch kann irren.
   Assertorische, wirkliche: Die Sonne leuchtet.
   Apodiktische, nothwendige: Jede Wirkung muß eine Ursache haben.

Am allerwichtigsten sind wohl die beiden Eintheilungen nach Quantität und Qualität. Kombinirt man diese mit einander und sieht hierbei von dem dritten Gliede der Kantschen Tafel ab, so bekommt man folgende Hauptarten der Urtheilsformen:

a. Das allgemeine bejahende Urtheil: Alle Menschen sind Erdenwesen.
b. Das allgemeine verneinende Urtheil: Kein Mensch ist allwissend.
c. Das besonders bejahende Urtheil: Einige Menschen sind gelehrt.
d. Das besonders verneinene Urtheil: Nicht alle Menschen sind gelehrt.

Eine andere wichtige Eintheilung der Urtheile ist jene in analytische und synthetische. „Das Dreieck hat drei Seiten" — ist ein analytisches, „ein schief geworfener Stein beschreibt eine Parabel" — ein synthetisches Urtheil. Analytische Urtheile gewähren bloße Verdeutlichung (deshalb nennt man sie auch erläuternde Urtheile), synthetische dagegen wirkliche Erweiterung des Denkens.

Es gibt auch zusammengesetzte Urtheile, welche aus der Zusammenfassung mehrerer einfacher Urtheile entstehen. Hierbei können die einfachen Urtheile die Selbstständigkeit ihrer Form entweder beibehalten, oder aber dieselbe verlieren. Im ersten Falle ist die Zusammensetzung bloße Verknüpfung, im letzteren dagegen eine Verschmelzung. Das Urtheil: „Romeo lebt und Tybala ist todt" ist eine mechanische — das Urtheil: „Wenn Catilina ein Verbrecher ist, so ist Cicero ein Retter des Vaterlandes" eine organische Verknüpfung zweier Urtheile und Wahrung ihrer formellen Selbstständigkeit. Das Urtheil: „Brutus und Cassius sind die Mörder Cäsars" ist eine mechanische — das Urtheil: „der eigentliche Urheber der Ermordung Cäsars ist entweder Brutus oder Cassius" ist eine organische Verschmelzung zweier Urtheile. — In den zusammengesetzten Urtheilsformen gelangt ein dreifaches Verhältniß von Urtheilen zum Ausdruck. Zwei Urtheile können zu einander stehen im Verhältniß

der Abfolge, oder in jenem der Einstimmigkeit, oder in dem des Gegensatzes. Abfolge ist das Verhältniß zweier Urtheile, die sich wie Grund und Folge zu einander verhalten, Einstimmigkeit des Verhältnisses zweier Urtheile, die beide wahr, aber auch beide falsch sein können, wo man also aus der Setzung oder Aufhebung des einen keinen Schluß ziehen kann auf die Setzung oder Aufhebung des andern; Gegensatz ist das Verhältniß zweier Urtheile, welche nicht beide zugleich wahr sein können, wo man also aus der Setzung des einen auf die Aufhebung des andern schließen kann. (Das Eisen ist hart, das Eisen ist weich).

Das Urtheil ist ein Akt der Apperzeption; die noch nicht ganz bestimmte Subjektsvorstellung wird hierbei als neu eintretende Vorstellung durch die ältere und stärkere Prädikatsvorstellung apperzipirt. Jedes Urtheil wird nur einmal gefällt; denn der Zweifel, der dadurch überwunden wurde, bleibt, wenn die Ueberlegung eine gründliche war, für alle Zukunft entschieden. So urtheilt der Jüngling dort, wo der Mann sein Urtheil bereits gebildet hat.

Anmerkung. Können denn Thiere auch urtheilen? Der Hund erkennt seinen Herrn: er versteht die Zeichen, die man ihm gibt; bei einem Graben angelangt, entscheidet er sich, ob er darüber setzen kann oder nicht u. s. f. Wenn es also auch in der Thierwelt ein gewisses Analoges der Urtheilsfällung hie und da zu geben scheint, so mangelt es hier doch an der eigentlichen prüfenden Ueberlegung und an der bewußten Auswahl zwischen mehreren sich darbietenden Prädikaten. Daß die Urtheile der Thiere nur auf Angewöhnung und Dressur beruhen, erhellt sogleich, wenn man das Thier in eine ganz ungewöhnliche Lage bringt, wo es von seinen früheren Erfahrungen im Stiche gelassen, aus eigener Ueberlegung urtheilen soll. Allein nicht nur das Thier, auch das Kind und der an mechanische Lebensauffassung gewohnte erwachsene Mensch verlieren den Kopf, wenn sie in ganz neue Lagen und Verhältnisse versetzt, auf ihren eigenen Verstand, d. h. auf die Bildung eines rein selbstständigen Urtheils angewiesen erscheinen.

Ein Rückblick

auf die am 23., 24. und 25. Mai 1888 in Chicago tagende Conferenz des deutschen evangelischen Lehrervereins von Nord-Amerika.

Bezüglich der diesjährigen Conferenz des deutschen evangelischen Lehrervereins von Nord-Amerika haben wir zunächst mit Freuden zu berichten, daß fast alle evangelischen Gemeinden innerhalb unserer Synode, deren Lehrer Glieder des Lehrervereins sind, den Lehrern gern und williglich erlaubt haben, in der Pfingstwoche die Schule auszusetzen, und an der in dieser Woche in Chicago tagenden Lehrerconferenz sich betheiligen zu können. Infolge dessen war die diesjährige Conferenz zahlreicher besucht, als einige der vorjährigen in den heißen Julitagen stattgehabten Conferenzen. Zehn neue Glieder wurden in den Verband des Vereins aufgenommen, so daß jetzt etwa drei

Fünftel der Lehrer, die innerhalb unserer Synode Gemeindeschulen bedienen, dem Lehrerverein gliedlich zugehören.

Indem wir hier in der Theologischen Zeitschrift nicht nur den Gemeinden, sondern auch den Pastoren, deren Befürwortung zu obiger Erlaubniß gewiß viel beigetragen hat, für die dadurch den Lehrern erwiesene Liebe herzlich danken, dürfen wir gewiß sein, daß die betreffenden Lehrer in herzlicher Gegenliebe mit noch größerer Treue und Freudigkeit ihr Schulamt verwalten werden.

Die Gastfreundschaft und Liebe, welche die theure evang. Bethlehems-Gemeinde in Lake View, Chicago, den Lehrern während der Tage ihrer Conferenz entgegen brachte, war eine derartige, daß die Brüder des Lehrervereins davon einen lieblichen und freundlichen Eindruck mit heim genommen haben. Und wenn wir in der Dankadresse beim Schluß des am Donnerstag stattfindenden Abendgottesdienstes freudig darauf hinwiesen, wie in der Kirche des Herrn überhaupt und auch in der evangelischen Kirche unserer Synode der Lebensbaum thätiger Liebe grünt und blüht und köstliche Früchte trägt, so durften wir zugleich dankerfüllt darauf hinweisen, wie auch die Gastfreundschaft unserer Gemeinden, die Pastoren und Lehrer in den Tagen ihrer Conferenz genießen, eine gar liebliche Frucht am Lebensbaume der thätigen Liebe ist.

Was nun die Conferenz selbst betrifft, die mit Gesang und Gebet, mit einer Ansprache auf Grund eines Schriftwortes (Luc. 12, 42—46) und mit einer herzlichen Begrüßung des Lehrervereins von Herrn Pastor Kircher im Namen seiner Bethlehems-Gemeinde eröffnet, und dann mittelst der Verlesung des Jahres- und des Kassenberichts, zwei gehaltenen Unterrichtsproben und Vortrags eines trefflichen Referats fortgesetzt wurde, so dürfen wir hoffen, daß dies alles in der Hand unseres Gottes Mittel gewesen sind, die Brüder im Lehrerverein zu erwecken, mit rechter Treue, Liebe und Ausdauer ihres Berufes zu warten, und dem Auftrage unseres Herrn und Heilandes: „Weide meine Lämmer" immer treuer nachzukommen.

Am Donnerstag Morgen nach Eröffnung der Sitzung gedachten die Brüder unseres Lehrervereins in dankbarer Erinnerung mit Gesang (502, 1, 2, 3) und Gebet des im vorigen Jahre selig heimgegangenen Pastors, Ph. Göbel, der stets ein warmes Interesse für die Lehrer und den Lehrerverein bethätigte.

In einer Berathung bezüglich der Mittel und Wege, wodurch der Lehrerverein noch inniger und fester mit der Synode verbunden werden kann, zeigte sich's, daß der wohlgemeinte Wunsch des ehrwürdigen Vertreters der Synode mit den Wünschen der Brüder des Lehrervereins nicht ganz übereinstimmte. In der dadurch veranlaßten Debatte geschah es, daß am Schluß derselben in der Donnerstagnachmittags Sitzung sich einige scharfe Widersprüche kund thaten, wodurch in der so wünschenswerthen Harmonie der Brüder ein Mißklang eintrat.

Doch in dem darauf folgenden Abendgottesdienste, dem nicht nur die Brüder des Lehrervereins, sondern auch eine ziemlich zahlreiche Versammlung

von Brüdern und Schwestern der Bethlehems Gemeinde beiwohnten, wurden — durch den Gemeindegesang, durch den trefflichen Gesang eines Kirchenchors, durch den kräftigen Gesang des Lehrervereins, durch den Altargottesdienst von Pastor Hattendorf, durch die Predigt von Pastor Göbel über Eph. 4, 10, 11, 12 und durch die Schlußansprache mit Einschluß der Dankadresse — die Herzen im demüthigen und gläubigen Aufblick zu dem Gott des Friedens und der Liebe mit dem Frieden und der Liebe erfüllt, die uns befähigen, zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens.

Die am Freitag Morgen wieder aufgenommene Debatte verlief in Einigkeit und Frieden. Nach der nun stattfindenden Bestimmung der Referate und Unterrichtsproben für die nächste Jahresversammlung, der Beamtenwahl und der Bestimmung des Ortes und der Zeit der nächsten Jahresversammlung, hielt Herr Pastor Kircher noch eine kurze, aber gewiß tief in die Herzen der Brüder dringende Ansprache und schloß dann mit Gebet und Segen. Hierauf sangen die Brüder zum Schluß mit dankerfülltem Herzen: „Nun danket alle Gott" u. s. w.

Mögen denn die Nachklänge unserer diesjährigen Lehrerconferenz in den Herzen der Brüder derart sein, daß wir dem Herrn unserm Gott allein die Ehre geben, in Ihm uns recht freuen und die Freude am Herrn unsere Stärke sei, Ihm in unserm Berufe zu leben und zu dienen und getreu zu sein bis an den Tod, damit wir empfangen die Krone des Lebens!

Kirchliche Rundschau.

Die Schriften des socialpolitischen Agitators Henry George, der bekanntlich eine Zeitlang mit dem Pater McGlynn eng verbunden war, wären beinahe auf den Index gekommen. Der Erzbischof von New York hatte die Sache sehr eifrig betrieben, wohl mehr des Pater McGlynn als der bedrohten amerikanischen Kirche oder Gesellschaft wegen. Zunächst hatte er sich an die Propaganda gewendet, um durch sie die Lehre Henry George's verdammen zu lassen. Kardinal Gibbons indeß nahm sich des Angegriffenen jedenfalls mehr im kirchenpolitischen als im persönlichen Interesse an, indem er an Kardinal Simeoni, den Präfekten der Propaganda, eine Denkschrift richtete, worin er die Nutzlosigkeit und Unklugheit einer solchen unzeitgemäßen öffentlichen Verdammung darlegte. Da Kardinal Gibbons Gehör fand, so wendete sich der Erzbischof mit der Angelegenheit direkt an die Indexcongregation. Aber auch hier trat ihm Kardinal Gibbons mit denselben Argumenten entgegen und blieb wiederum Sieger. Der gläubige Katholik, dem das Lesen der Bibel verboten ist, mag also Henry George's Schriften so lange lesen, ohne eine Sünde zu begehen, bis sie von Niemanden mehr gelesen werden, um dann vielleicht nachträglich noch auf den Index gesetzt zu werden.

Die Hauptsache dabei ist eben, ja kein unnöthiges und unnützes Aufsehen zu erregen. Darauf ging auch die Rede des Bischofs Spalding bei der Grundsteinlegung der katholischen Universität in Washington aus. Bei der Feierlichkeit waren der Präsident der Ver. Staaten, sowie eine Anzahl Congreßmitglieder gegenwärtig und so mußte man zeitgemäß reden. Das that denn der Bischof auch in folgenden Sätzen: „Die Tendenz unsers Zeitalters ist der Bigotterie feindlich und wir verlieren den Glauben an die Gerechtigkeit und Wirksamkeit der Verfolgung; wir begreifen immer klarer,

daß wahre Religion weder vertheidigt noch verbreitet werden kann durch Gewalt und Intoleranz oder durch sektirerische Verbitterung und Nationalhaß. Und Niemand erkennt dieses aufrichtiger oder empfindet es tiefer als gerade die Katholiken der Vereinigten Staaten. Und die besondere Bedeutung unserer amerikanisch-katholischen Geschichte liegt nicht in den Erscheinungen, welche die Aufmerksamkeit erregen und ein gewöhnliches Thema für Redeübungen sind, sondern in der Thatsache, daß unser Beispiel beweist, daß die Kirche gedeihen kann, wo sie weder beschützt noch verfolgt, sondern es ihr einfach überlassen wird, ihre Angelegenheiten zu besorgen und ihre Arbeit zu thun. Ein solches Experiment war noch nicht gemacht worden, als wir ein freies Volk wurden und der Erfolg desselben ist von Bedeutung für die ganze Welt, denn es ist die moderne Tendenz und diejenige Stellung der Kirche gegenüber, welche alle Nationen früher oder später annehmen werden, sowie sie schließlich gezwungen werden eine Volksregierung anzunehmen."

In Anbetracht der Zeitumstände oder wie es in Rom heißt temporum ratione habita, redet man hier in Amerika so, in Europa anders, und die Freiheit der Kirche besteht eben schließlich doch nur in der geistlichen und weltlichen Herrschaft des Papstthums oder genauer der Jesuiten. (Vergl. Th. Ztsch. 1888, Seite 158.)

Eine specifisch amerikanische Kirche soll in Berlin gebaut werden. Der Plan dazu ist von Rev. Stuckenberg von der luth. Generalsynode ausgegangen. Die große Frage, welcher **Denomination** die Kirche angehören solle, wird einfach dadurch gelöst, daß sie nicht denominationell, sondern einfach amerikanisch sein soll. D. h. wohl, daß eben irgend welche prominente amerikanische Kanzelredner — und einer oder der andere wird sich immer in Berlin auftreiben lassen — sich ohne Ansehen der Denomination hören lassen und gehört werden. Das wird jedenfalls interessant werden. Was aber für eine Art von Erbauung aus einem solchen Durcheinander berühmter Redner hervorgehen wird, kann man sich leicht denken.

Den gewöhnlichen Versammlungen der Berliner Festwoche fügte sich dieses Jahr die erste Generalversammlung des Evangelischen kirchlichen Hülfsvereins zur Bekämpfung der religiös-sittlichen Nothstände in den großen Städten, als etwas Neues an. Die Versammlung, welche am 28. Mai stattfand, trug sowohl nach der Stellung der Theilnehmer, als auch nach dem Versammlungsort, dem Sitzungssaal des Reichstags, einen durchaus aristokratischen Charakter. Nach seinen Statuten hat der Verein den Zweck, die bereits bestehenden Stadtmissionen zu unterstützen und, wo es nöthig ist, solche ins Leben zu rufen.

Ebenfalls etwas Neues war der am 29. Mai sich bildende Provinzial-Missionshülfsverein für die Berliner südafrikanische Mission. Den Anstoß dazu hatte die in Folge der Entdeckung neuer Goldfelder nöthig gewordene Ausdehnung der Arbeit der Berliner Missionsgesellschaft gegeben. Im vorigen Jahre sind durch 45 Missionare 1626 Farbige getauft, 3689 farbige Schulkinder unterrichtet; bei 9285 kommunionfähigen Gliedern finden sich zusammen 18,948 Seelen in der Pflege der Berliner Mission. Der jetzt von Sup. Merensky geleitete Kinder-Sammelverein hatte einen Ertrag von 32,000 Mk. gegen früher 16,000 Mk.; das zu Anfang des Jahres 1887 noch 80,000 Mk. betragende Deficit ist auf 40,000 Mk. herabgebracht; an dem im Winter stattgefundenen Missionskursus nahmen 25 Kandidaten und zwei Pastoren Theil.

Die Goßnersche Mission hielt am 30. Mai Nachmittags ihr Jahresfest in der Matthäikirche. Hier erstattete nach einer ergreifenden Ansprache des Gen.-Sup. Braun der aus Indien heimgekehrte Insp. Prof. Plath den Bericht. Im Dienste dieser Gesellschaft stehen jetzt 17 eingeborene Geistliche, 20 Missionare und 300 eingeborene Gehülfen. 1858 waren 700 Christen aus den Kolhs, 1868: 13,000, bezw. nach der Trennung von der englischen Kirche 10,000, 1878: 27,000, jetzt 34,000. Die massenhafte Auswanderung der Kolhs und die Konkurrenz der anglikanischen und jesuitischen Mission hindert das Wachsthum. Der Berichterstatter hatte am 24. Januar eine Generalkonferenz in Indien mit 144 Mitarbeitern abhalten und dabei feststellen können, daß die sociale Lage der Christen sich gehoben habe, der Gottesdienst gut besucht werde, das christ-

liche Leben geordnet sei. Sehr bewährt hatte sich das Asyl für Aussätzige, Fallsüchtige und Unheilbare. Ein zweites Asyl wird jetzt gebaut.

Wieder zum Abend des 30. Mai hatte auch die ostafrikanische Missionsgesellschaft eine Versammlung berufen. Die Gesellschaft, so wird berichtet, kämpft mit viel Schwierigkeiten, hat Mangel an Personen und Mitteln; ein Ueberfall hat die Missionsstation bedroht. Aber durch die Arbeit im Diakonissenhause von Sansibar habe man Hoffnung, ganz besonders auch die Seelen der Mohamedaner zu gewinnen; in Magdeburg sei ein Hülfsverein gebildet und bereits 5000 Mk. von dort gespendet; die südafrikanische Gesellschaft habe einen ihrer besten Zöglinge für Ostafrika bestimmt.

Auch die Judenmissionsgesellschaft, welche sich jetzt der Pflege der Proselyten und der Schriftverbreitung aufs neue angenommen, beging ihr Jahresfest und konnte wie die Preußische Hauptbibelgesellschaft in ihrer Generalversammlung das Wachsen ihres Werkes bezeugen. Gegen 14,742 Bibeln und 6114 N. Testamente sind im Jahre 1886, im Jahre 1887 85,825 Bibeln und 17,737 N. Testamente verausgabt; 177 Tochtergesellschaften bestehen; auch an die Soldaten, sowie an die von den jüngsten Ueberschwemmungen Betroffenen denkt die Gesellschaft. Auf Anfragen wurde festgestellt, daß die revidirte Ausgabe des N. T. durch die Britische Gesellschaft mit Beseitigung der Fromman'schen Sprachformen herausgegeben werde.

Das Vortragsthema des ersten Tages der Pastoralkonferenz lautete: Deutsches und englisches Kirchenideal und wurde von Prof. Schlosser aus Frankfurt a. M. ganz der Absicht des Konferenzvorstandes gemäß so behandelt, daß er den Gegensatz zwischen dem deutsch-evangelischen und dem methodistisch-englischen Leben aufstellte, so sehr er auch Wesley's Verdienste um die englische Kirche hervorhob. Anerkannt wurden auch der englische Sonntag, der Arbeitseifer der englischen Christen, die Darbietung der Bibel; aber fremd sei dem Deutschen das stürmische Wesen, die von deutschen Theologen in englischer Weise betriebene Evangelisation, die Weise der methodistischen Klassenversammlungen, das Drängen auf bald wieder vorübergegangene Bekehrungen, das Beichten auf der Gasse, das so wenig Recht habe wie im römischen Beichtstuhl; das Stellen eben erst Gewonnener in schwere Arbeit. Könne man für die Arbeit namentlich an den Kindern und Jünglingen auch viel von den Methodisten lernen, so wendeten sie sich doch zu oft gegen das geordnete Amt; doch gelte es die Arbeit nun besser zu machen. Der Evangelisationsarbeit nahmen sich Graf A. v. Bernstorff und Pfr. Ziemendorf aus Wiesbaden an; Pastor v. Ranke bestritt, daß das gezeichnete Ideal das wirklich englische sei. Die Staatskirche, nicht die Sekten, seien die Träger der kirchlichen Bewegung in England. Hofprediger Stöcker sprach Bedenken aus ebenso gegen die englische Staatskirche, welche an der apostolischen Nachfolge festhalte und mit Altkatholiken und Griechen liebäugele, als gegen den Methodismus, der eine schöne Sache, aber für uns nicht zu brauchen sei. Nicht durch methodistische, baptistische, irvingianische Ideale sei die deutsche Kirche zu beleben, nur durch das Bekenntniß der Reformation.

Festhalten an dem Bekenntniß der Reformation war das Ziel auch des Vortrags des zweiten Tages. Prediger Dr. Schmidt aus Kürtow gab ein äußerst sorgfältig gearbeitetes Referat über die Gefahren der Ritschl'schen Theologie. Eine Diskussion über den Vortrag kam nicht zu Stande, hauptsächlich wohl deßwegen, weil kein Vertheidiger der Ritschl'schen Theologie auftrat.

Auf der am 26. Mai abgehaltenen Bundeskonferenz des Oestlichen Jünglingsbundes wurde Mittheilung gemacht über die im Schoße des Vorstandes entstandenen Differenzen, welche den Austritt einiger Mitglieder aus dem Vorstande und das Ausscheiden des Christlichen Vereins junger Männer aus dem Ostbunde zur Folge gehabt haben. Die Richtung jenes Vereins hatte ja schon früher Bedenken erregt. Der im Laufe des vorigen Jahres angestellte Bundesagent Prediger Brinkmann hatte im Bundesboten Bedenken gegen die Aufnahme von Sektirern und von Katholiken in den Verein der jungen Männer ausgesprochen und durch die Betonung des evangelischen und landeskirchlichen Wesens der Jünglingsvereine jene Secession

veranlaßt, die so weit gegangen war, daß die Entlassung des thätigen Agenten gefordert wurde. Gegen die Meinung, als ob in Berlin der Gegensatz gegen Rom außer Augen gelassen werden könne, wurde energisch an den evangelischen Charakter des Bundes erinnert und vor der Uebertragung von Vorstandsämtern an Katholiken gewarnt, die doch eben nur in evangelischen Vereinen als Gäste gelten könnten. Dennoch erklärte sich die Versammlung damit einverstanden, daß der Christliche Verein junger Männer unter gewissen Voraussetzungen als selbständiger Verein an dem bisher aus sechs größeren Bünden bestehenden, im vorigen Jahre zu Dessau begründeten Centralbunde sich betheiligen könne. Die Kosten der Anstellung eines Bundesagenten sollen durch einen monatlichen Beitrag von 5 Pf. für das Bundesglied über 17 Jahren zunächst auf ein Jahr aufgebracht werden. Gegenwärtig besteht der Ostbund aus 84,000 Mitgliedern in 121 Vereinen, von denen 46 in Berlin vertreten waren.

Die Eisenacher Kirchenkonferenz, oder wie sie officiell genannt ist, die Konferenz der deutschen evangelischen Kirchenregierungen, ist am 31. Mai in Eisenach zusammengetreten. Die evangelischen Landeskirchen waren fast sämmtlich vertreten. Auch Mecklenburg-Schwerin und die Reichslande hatten ihre Bevollmächtigte geschickt. Gegenstände der Verhandlungen waren: 1. Die Taufe von solchen Kindern, die nicht mehr ganz unmündig, aber auch noch nicht konfirmationsfähig sind. Die vierstündige Berathung verlief ohne ein endgültiges Resultat. 2. Das Bedürfniß besonderer Jugendgottesdienste, und 3. Die Perikopenfrage.

Der evangelische Bund zählt gegenwärtig wie auf der Versammlung in Merseburg berichtet wurde, über 30,000 Mitglieder; dazu kommen die Neuanmeldungen des letzten Vierteljahres mit mehr als 3000. Auf Preußen kommen 18,000 Mitglieder. Am stärksten ist die Rheinprovinz vertreten, 10,000; am schwächsten Posen, 12. Der Vorstand will sein Wirken auch darauf ausdehnen, Bundesschwestern oder Gemeindepflegerinnen heranzubilden behufs Entsendung zur Armen- und Krankenpflege in der Diaspora oder in Gegenden mit gemischter Bevölkerung. Am 1. Mai sind im Diakonissenhause in Halle bereits die ersten drei Schwestern zur Vorbereitung eingetreten.

Die neunte Konferenz der deutschen evangelischen Pastoren Italiens hat Ende Mai in Florenz stattgefunden. Es wurde namentlich darauf hingewiesen, daß es nothwendig sei eine „deutsche evangelische Synode Italiens" ins Leben zu rufen. Als einleitender Schritt hierzu wurde die Gründung eines „Evangelischen Gemeindeblattes für Italien" empfohlen. Ebenso war das Verhältniß der deutschen evangelischen Gemeinden zu den Waldensergemeinden Gegenstand der Besprechungen. Während die Gesammtseelenzahl der deutschen evangelischen Gemeinden etwa doppelt so groß ist als die der Evangelisationskirche der Waldenser, so werden die letztern von Deutschland aus reichlich unterstützt, die ersteren dagegen nicht. Ebenso sind die Waldenser verhältnißmäßig reichlich mit Kirchen, Schulen und Geistlichen versehen (es gibt Gemeinden von 100—250 Glieder die zwei und drei Geistliche haben), während deutsche Gemeinden von 1000—1500 Gliedern nur einen Geistlichen haben, der selbst in Krankheitsfällen keine Vertretung finden kann. Außerdem schließen sich viele Deutsche und Schweizer den Waldensern an, weil sie anders keinen evangelischen Gottesdienst haben können und werden dann natürlich unter den Zuwachs der Waldenserkirche gerechnet, von dem auswärts sehr oft angenommen wird, daß er nur aus früheren Katholiken bestehe.

In Rom und Genua bestehen evangelische Frauenvereine; Rom hat auch einen Männerverein. In Florenz, Genua, Rom und Neapel befinden sich evangelische Krankenhäuser.

Das italienische Strafgesetzbuch, dessen Entwurf der Kammer vorliegt, beängstigt den Papst trotz seiner Weltregierung, und man setzt vom Vatican aus alles in Bewegung um Proteste dagegen herbeizuführen, die thatsächlich nichts anderes verlangen als Straflosigkeit des Hochverraths; natürlich nur sofern er von Bischöfen oder Priestern verübt wird. Deßwegen richten sich die Proteste namentlich gegen § 101 der Vorlage, der lautet:

„Wer eine Handlung begeht, welche bezweckt, den Staat oder einen Theil desselben unter fremde Herrschaft zu bringen, oder seine Einheit zu ändern wird mit Zuchthaus bestraft." Der Protest hingegen ist von 94 Erzbischöfen, Bischöfen, Coadjutoren und Aebten unterzeichnet, die in demselben ziemlich unverholen eingestehen, daß sie den Anspruch machen, ungestraft, ja unter dem Schutze des Königsreichs Italien für Wiederherstellung des Kirchenstaates agitiren zu wollen. Ebenso wollen sie unter dem Titel der Seelsorge Freiheit für alles mögliche haben. Daß dieselbe in Italien noch öfter in der Weise geübt wird, wie kürzlich ein Fall in der Rheinpfalz ans Tageslicht gekommen ist, ist mehr als sicher. Ueber diesen Fall berichtet die „D. Ev. Kirchenzeitung" folgendermaßen:

„Otterberg (Rheinpfalz). Eine Gerichtsverhandlung, welche die Intoleranz eines katholischen Geistlichen zum Gegenstand hatte, brachte unter anderem folgende beschworene Aussage an das Licht. Frau Höfli sagte: „Sie selbst sei Katholikin; sie lebe in gemischter Ehe mit einem Mennoniten. Die Knaben aus der Ehe wurden protestantisch getauft, die Mädchen katholisch. Damit nicht zufrieden, verlangte der damals erst kurze Zeit hier angestellte Pfarrer Holländer, die Frau Höfli möge dafür sorgen, daß ihr Knabe auch katholisch würde, zunächst also die katholische Schule besuche. Die Frau wollte jedoch um ihres Mannes willen davon nichts wissen. Nun verrieth ihr der katholische Geistliche folgendes Mittel, um ihren Mann zu seinem Vorschlag mürbe und willig zu machen: sie solle ihrem Mann das Leben so verleiden und ihn so aufreizen, bis dieser sie mißhandle. Darauf solle sie schreien, daß Leute als Zeugen dazu kämen; und wenn man alsdann ihrem Manne sage: „Entweder wirst du jetzt verklagt wegen Mißhandlung oder — du mußt deinen Knaben katholisch werden lassen," — dann würde derselbe in seiner Angst gewiß seiner Einwilligung zu letzterem geben." — Der Eindruck, welchen diese Aussage auf die im kleinen Saale dichtgedrängten Zuhörer machte, war ein gewaltiger. Nachdem festgestellt war, daß die beiden Hauptzeugen Sonk und Druwé sich total widersprachen, so beantragte der Anwalt Gros von Kaiserslautern, der Vertreter der Anklage, die weitere Verhandlung auf unbestimmte Zeit zu vertagen, damit inzwischen noch weiter recherchirt werde, wer den falschen Eid geschworen habe."

Das ist römische Seelsorge, die natürlich nach den Begriffen Roms vom Staate geschützt werden sollte. Welcher Art das kirchliche Leben ist, das unter Roms Pflege heranreift, darüber sagt ein Bericht aus Rom u. a.: „Rom enthält trotz seiner 400 Kirchen nur eine einzige größere Orgel, die den Ansprüchen, welche man etwa in Deutschland macht, genügen würde; unter den 30,000 Klerikalen Roms ist nur eine sehr kleine Anzahl wirklich fähiger Prediger und die meisten unter diesen sind für Verwendung im Dienste der äußeren Mission bestimmt. Nicht besser steht es mit der vielgerühmten römischen Kirchenmusik, die mit Ausnahme der Anima, der österreichischen Nationalkirche, sehr wenig mustergiltig, sondern vielmehr leierkastenartig und mit Opernmelodien durchsetzt ist. Der Kirchenbesuch ist ebenfalls, wenn nicht gerade Rompilger da sind, sehr gering; oft nicht mehr als 20—100 Personen, meist Frauen und Mädchen. Während sich der Papst in seinen Rundschreiben über Sonntagsheiligung in allen Ländern ergeht so findet eine solche in Rom so gut wie gar nicht statt. Mit Ausnahme des Frohnleichnams- und Allerseelentages geht Geschäfts- und Bauarbeit an Sonn- und Festtagen ihren gewohnten Gang. Seit dem 20. September 1870 ist auch in Rom das italienische Civilstandsgesetz eingeführt. Dieses Gesetz unterscheidet sich vom deutschen dadurch, daß, während hier der Geistliche erst nach vollzogenem standesamtlichen Akte amtiren darf, der italienische Priester es vor oder ohne standesamtlichen Akt ungestraft darf. Da nun in Italien, wie in allen katholischen Ländern, der weibliche Theil der Bevölkerung religiöser ist als der männliche, so nützt letzterer die gesetzlichen Vorschriften zum Schaden der Frauen aus. In Rom gibt es zahllose Ehen, die der geborene Römer spöttisch "matrimonio romano," römische Ehe nennt. Der Römer geht eine solche „Ehe auf Probe" ein, wenn ihm seine Lebensgefährtin keine genügenden moralischen und materiellen Garantien bietet. Der Priester traut in der Kirche, und der Frau genügt das; aber dem Richter gegenüber hat der Akt nicht die geringste Bedeutung. Mann und Frau leben 1—2 Jahre

zusammen. Ueberzeugt sich innerhalb dieser Zeit der Mann von der Treue, der Tüchtigkeit und dem Vermögensstand der Frau, so führt er sie aufs Capitol zum Sindaco, und dort erhält dann das bisher lockere Verhältniß den standesamtlichen, für immer verbindenden staatlichen Segen! Gewinnt der Mann die Ueberzeugung von der Brauchbarkeit seiner Frau nicht, dann schickt er dieselbe zu deren Eltern oder Angehörigen zurück.

Während der Papst die brasilianischen und afrikanischen Sklaven in seinen Encycliken sehr bedauert, hat er noch nie eine Hand gerührt, um etwas zur Besserung des Looses der Sommerarbeiter in der Campagna beigetragen, die ebenso übel dran sind als Sklaven. Wenn man nur nach Außen einen Schein verbreiten kann um damit zu prunken und zu prahlen, so ist man völlig befriedigt. Wenn es auch manchmal mißlingt, so gelingt es ein andermal wieder besser. Genau so ist es d m Laienpapst Windhorst ergangen. Er hat nämlich mit seiner großen Hamburger Rede bei Gelegenheit des Papstjubiläums, wonach Hamburg in absehbarer Zeit der Sitz eines Erzbischofs sein werde und in Hamburg eine große römisch-katholische Kirche, eine "Stella maris," erbaut werden müsse, der römisch-katholischen Gemeinde in Hamburg keinen großen Dienst gethan. Der Senat, welcher bereits früher einen Platz in St. Georg zugesichert, wenn wenigstens 120 000 Mk. Baugelder als vorhanden nachgewiesen würden, wurde durch die Rede Windhorsts etwas unangenehm berührt, und da die Baugelder nicht nachgewiesen werden konnten, obwohl die Sammlung sofort ins Werk gesetzt worden war und auch der Papst 10,000 Frs. übersandt hatte (die 16,000 Katholiken Hamburgs hatten kaum 40,000 Mk. aufgebracht), wurde die frühere Zusage zurückgezogen, und die katholische Gemeinde hat nun in der Neustädter Straße einen bescheidenen Platz erworben, wonach die Kirche auf einem Hinterhofe zu erbauen wäre. Die in den Vororten wohnenden Katholiken waren auch nicht mit dem ursprünglichen Plane einverstanden, weil sie meinen, daß, statt einer großen Kirche, die auf ca. 500,000 Mk. zu stehen kommt, zweckmäßiger mehrere kleine Kapellen in den entfernteren Vororten hätten eingerichtet werden sollen.

Uebrigens stören dergleichen kleine Fehlschläge weder den geistlichen noch den Laienpapst und seine Anhänger in ihrem Treiben, wie sich das ganz schön an der Ausstellung der Aachener Heiligthümer zeigt. Die Vorzeigung der Heiligthümer, welche alle sieben Jahre einmal erfolgt, wird am 9. Juli Nachmittags beginnen und am 24. Juli Nachmittags geschlossen werden. Die Heiligthümer sind folgende: das Kleid der Jungfrau Maria; die Windeln des Herrn; das Lendentuch des Herrn; das Tuch, worin der Leib des h. Täufers Johannes nach seiner Enthauptung gelegen. Vom 10.—24. Juli einschließlich werden täglich, jedoch blos zwischen 9 und 10 Uhr Morgens im Oktogon des Münsters „diejenigen Kranken mit den Heiligthümern berührt," welche am vorhergehenden Nachmittag eine schriftliche mit dem Pfarrsiegel versehene Empfehlung ihrer Seelsorger vorgelegt haben. Von 10—12 Uhr Morgens werden die Heiligthümer auf der Thurmgallerie und an den übrigen in der Nähe befindlichen Stellen öffentlich „zur frommen Verehrung" vorgezeigt. Von 1—8 Uhr Nachmittags sind die Heiligthümer im Chor „zur Anschauung und Verehrung der prozessionsweise durch den Münster ziehenden Gläubigen" ausgestellt." Alles nach dem bekannten lateinischen Recept: Mundus vult dicipi, ergo decipiatur.

Ein Hauptspektakelstück der Heilsarmee, das noch obendrein den Vorzug hatte, sich sehr gut zu bezahlen, war die Hochzeit der Tochter des General Booth. Derselbe nahm allein an Eintrittsgeld über $5000 ein. Der Hintergrund des Saales war theatralisch mit einer Kulisse geschmückt, auf welcher eine indische Landschaft mit Palmen, Tigern und Elephanten dargestellt war. Davor standen lebende Palmen in Kübeln. Ein Musikkorps der Heilsarmee mit blauen, weißen, gelben und rothen Turbanen war auf der Bühne aufgestellt, daneben die weiblichen Kadetten mit weißen Gürteln, auf denen das Wort Hallelujah in rothen Buchstaben prangte. Eine Schaar wirklicher Inder saß vorn, von denen einer mit pechschwarzem Haar kräftig ein Tamburin schlug und dabei Hallelujah brüllte. Die Familie Booth erschien dann unter donnerndem Hurrah der Zuschauer, bei Trompetengeschmetter und allgemeinem Taschentücherschwenken. Die Braut

trug über der blauen Uniform einen weißen Gürtel und eine gelbe Schärpe, auf welcher das Wort „Muktifang" zu lesen war, das soll auf indisch Heil bedeuten. Der Bräutigam, groß, blond, blauäugig, trug rothe Blouse, darüber ein langes, wallendes, hellgelbes Gewand und einen Turban von derselben Farbe. Seine Füße waren völlig nackt. Die Frau „Generalin" Booth hielt auch eine Rede, in welcher sie die Frechheit hatte, die Heilsarmee als die treueste Verkörperung der Religion Christi zu erklären. Wenn Jesus wieder käme, sagte sie, würde er sich sicher der Heilsarmee anschließen, und keine andere Kirche würde ihn, den Zimmermannssohn, auch aufnehmen. Der General seinerseits verlangte und erhielt als „Hochzeitsgeschenk" von seinen Freunden $25,000 zur Weiterführung seines Werkes in Indien, wohin die Neuvermählten als geistliche Eroberer gehen.

Auch sonst macht die Heilsarmee noch viel von sich reden und wo sie sich einmal festgesetzt hat, da zieht sie nicht so leicht wieder ab. In Neuenburg sind eine Anzahl Milizen derselben ausgetreten, weil sie durch die rücksichtslose Art, wie man über ihren Geldbeutel verfügte, beleidigt waren. Es scheint, daß man die Regeln, die in England gelten, auch in der Schweiz völlig in Anwendung bringen will. Auch aus Basel wird berichtet, daß Leute, die sonst stets auszukommen wußten, sich beständig in Geldverlegenheiten befinden, seit sie der Heilsarmee angehören.

Auch in Kiel hat die Heilsarmee sich festgesetzt. Am 4. Mai wurde durch Kapitain Treite die Bethalle derselben eingeweiht. Der bei dieser Gelegenheit anwesende Prediger der Kieler Methodistengemeinde hat der D. C. Kztg. übrigens folgende Erklärung zugehen lassen: „Meine Gegenwart bei der Einweihung der Halle hatte allein den Zweck, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, was ich über die Heilsarmee gelesen. Erst nachdem ich von „Kapitain" Treite ausdrücklich aufgefordert worden, einige Worte zu reden, that ich dies der Aufforderung zufolge, ohne jedoch die Heilsarmee willkommen zu heißen. Ich bemerkte sogar, daß ich die Methoden derselben nie billigen könnte, daß ich aber ihren Eifer, Seelen zu retten und das geistige Beten bei lauen Christen zu wecken, loben müsse. Nach meiner Ansicht passen die lärmenden und aufregenden Gottesdienste durchaus nicht für unser Vaterland — ich lasse es dahingestellt, ob sie für andere minder kultivirte Völker passen — da der Deutsche von Natur viel nüchterner in Bezug auf religiöse Dinge ist. Ich werde stets der Ansicht sein, daß die Welt durch Gottes Wort und durch dies allein für Gott gewonnen werden muß, nicht durch Ceremonien oder weltliche Reizmittel. Ich glaube nicht, daß die Heilsarmee in Deutschland jemals festen Boden gewinnen wird."

Vom 11.—13. Juni beging die Universität Bologna die Feier ihres 800jährigen Bestehens. Die Universität ist wohl die älteste der Welt. Sie soll aus der Rechtsschule des Kaisers Theodosius II. im Jahre 425 entstanden sein. Sie zählte oft mehrere tausend, bis zu 10,000 Studirende aus allen Ländern Europas, und alle solche Studirende hatten ihre eigenen Kollegien. Eine Eigenthümlichkeit der Universität war, daß sie selbst noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts weibliche Mitglieder und Professorinnen hatte. Von der Universität Bologna ist die Entwickelung der neueren Rechtswissenschaft, der civilistischen wie der kanonistischen, ausgegangen, und der Einfluß ihrer Rechtslehrer nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in socialpolitischer Beziehung ist namentlich für Deutschland von nicht geringem Werth gewesen. Jahrhunderte hindurch haben Tausende und Abertausende deutscher Jünglinge in Bologna ihre juristische Bildung erworben. Berühmt wie die Universität waren auch ihre Institute. Auch eine Bibliothek von mehr als 20,000 Büchern und 1000 Handschriften besitzt die Universität, und so sehr bildete sie den Stolz der Stadt, von der sie den Namen führt, daß diese deren Wahlspruch „Bononia docet" auf ihre Münzen setzte.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVI. August 1888. Nro. 8.

Einige Worte über Kirchenvisitation.

Eingesandt von P. J. C. Seybold.

Dies Wort hat seit etwa zwei Jahren viel Staub aufgewirbelt. Es wurde die Sache der Visitation in einzelnen Distriktskonferenzen besprochen, in einigen Distrikten den Pastoralkonferenzen zur Erwägung und Berichterstattung anheimgegeben und in diesen wieder wurde theils die Visitation an sich für eine gute, nothwendige, unter Umständen segensreiche Einrichtung erklärt; wenn sie im rechten Geist, im Geist der Liebe, der Demuth und Sanftmuth gehandhabt, theils wurde ihr auch von vornherein mit Kopfschütteln und Widerspruch begegnet. Vor allem wurden Zweifel darüber laut, ob wir die rechten Männer zur Ausrichtung dieser Sache gewinnen könnten. Da sind alte Brüder, die wollen sich nicht gerne von jungen visitiren und vielleicht noch etwas mehr gefallen lassen, wo sind aber die alten Brüder, die jedem brauchbar dünken? Der Vorschlag, daß die Grenzen eines Visitationskreises sich mit den Grenzen einer Pastoralkonferenz decken sollen und für jeden dieser Kreise einen Visitor ernannt oder gewählt werde, hat zuerst auf den Gedanken gebracht, daß der Vorsitzer einer Pastoralkonferenz dann auch Visitor seiner Pastoralkonferenz sein werde und dieser Gedanke ist Manchem von vornherein ein unliebsamer gewesen, denn der Eine oder Andere kann eben zu diesem (bekannten) Visitor kein Vertrauen fassen. Es wurde der Wunsch laut, auch bei einer Distriktskonferenz eingebracht, daß der Synodalpräses (ohne Gemeindeamt) der Visitor der ganzen Synode sein solle und soweit seine Kraft nicht ausreiche, in drei Jahren alle Gemeinden zu besuchen, solle er berechtigt sein, sich aus den Distriktspräsides Gehilfen zu nehmen. Ein anderer Vorschlag lautet: In jedem Distrikt soll ein — Visitor? nein, der Name ist verpönt, — Inspektor für Kirchenvisitation ernannt werden und dann werde es ein leichtes sein, in drei Jahren in allen Gemeinden seines Distrikts herumzukommen. Dieses Inspektorat soll oder braucht wenigstens nicht mit dem Präsidium des Distrikts zusammenzufallen; es soll eben ein Mann sein, der das Vertrauen aller genießt. Einzelne Gründe für die verschiedenen Vorschläge anzugeben, verzichte ich; ebenso ist kaum nöthig zu sagen, daß der Ausführung derselben schwer wiegende Gründe entgegenstehen.

Ein Distrikt hat sogar die Frage aufgestellt: ob die Errichtung einer Kirchenvisitation auch in der Schrift begründet sei? Diese Frage könnte als

die seltsamste und müßte als völlig unverständlich erscheinen, wenn nicht bekannt wäre, daß zuweilen ungeheuerliche Dinge mit der Visitation in Verbindung gebracht werden, und an Einrichtungen wie sie im Mittelalter bestanden oder an solche, die selbst in Reformationskirchen bis in unser Jahrhundert herein in Staatskirchen existirten, gedacht wird; denn daß ein Pastor, oder gar ein ganzer Distrikt der Ansicht sei, daß Kirchenvisitation in evang. Sinn nach Matth. 18, 15—20, oder auch im Sinn von § 154 des Entwurfs eines Kirchenrechts mit Gottes Wort im Widerspruch stehe, läßt sich nicht denken. Solcher Distrikt oder Pastor würde ja mit sich selbst im Widerspruch stehen. Steht doch ziemlich in jeder Gemeindeordnung, daß Gott sei ein Gott der Ordnung und aus diesem Grunde sehe sich die Gemeinde berechtigt, auch Ordnung in der Gemeinde einzuführen und zu halten, und wird solches auch von jedem Pastor anerkannt und dieselbe aufrecht zu halten gelobt. Und übt nicht die Synode jetzt schon Kirchenzucht, wenn Klagesachen an sie gebracht werden? Zur Begründung der Berechtigung dieser Institution in unserer Synode verweise ich nur auf e i n e Schriftstelle, welche die Hauptstelle, Quelle aller andern Stellen ist, welche etwa aus den apostolischen Schriften angeführt werden könnten und den Aposteln maßgebend waren, für Handhabung der Kirchenzucht in ihren Gemeinden auf die Stelle Matth. 18, 15—20. Jede natürliche und vernünftige Exegese wird genug des für unsern Zweck nöthigen darin finden.

Wenn nun in § 154 des Kirchenrechtsentwurfs gesagt ist, die Kirchenvisitation hat den Zweck, die religiös sittlichen Zustände der Gemeinde zu kontrolliren, so kann allerdings mit Hinweis auf Matth. 18, 15—20, gesagt werden, daß das nicht Sache der Synode, sondern jeder einzelnen Gemeinde sei, dazu habe ja jede Gemeinde ihre Ordnung und in derselben regelmäßig auch einen Artikel über Kirchenzucht. Wenn eine Gemeinde die nöthige Zucht nicht übt, wie die Gemeinde zu Korinth, 1. Kp., 5, dann kann man sagen, es sollte die Synode eingreifen, wie dort der Apostel. Wenn aber die Gemeinde, wenn der Vorstand der Gemeinde, obgleich er als christlich gelten will, doch so wenig christlichen Gehalt hat, daß er gegen den Ausschluß eines Gliedes ist, das durch Saufen und andere Sünden Aergerniß gegeben und der Gemeinde nur Schande bereitet hat, weil dasselbe noch 5 Dollars des Jahrs bezahlt, was ist da zu machen? Was kann die Synode machen? Einen Apostel Paulus haben wir ja nicht in unserer Mitte. Nun gerade daraus wird geschlossen, daß es unmöglich sei, in unsere Verhältnisse Kirchenzucht einzuführen. Und in der That, will die Synode in einer Gemeinde Zucht üben, so darf sie nicht die ganze Gemeinde gegen sich, sondern sie muß eine Macht in der Gemeinde für sich haben, das ist aber nur da zu erwarten, wo wirklich göttliches Leben ist, aber nicht, wo der Gemeinde aus Mangel an göttlichem Leben alle und jede christliche Lebensanschauung fehlt oder wo man solche nur so weit gelten läßt, als dieselbe den eigenen Interessen dienlich scheint.

Ferner wird im § 154 des Kirchenrechtsentwurfs gesagt: Zweck der Kirchenvisitation sei die Amtsführung der Pastoren zu kontrolliren. Sollte der

Synode dieses Recht bestritten werden können? Uebt sie nicht längst dasselbe z. B. wenn Klagen gegen ein Synodalglied einlaufen? Und verpflichtet sie nicht ihre Glieder, zum Theil schon bei der Ordination, alle aber bei Aufnahme in ihre Mitte, zu treuer, gewissenhafter Amtsverwaltung (wozu auch genaue Führung der Kirchenbücher gehört, daß z. B. nicht von 15 getauften Kindern in einem Jahre nur ein einziges ins Kirchenbuch eingetragen wird, und von Sterbefällen in 6 — 8 Jahren gar keiner), zu gottseligem Leben und daß dieser Verpflichtung nachgekommen werde — sollte sie darüber nicht zu wachen und auch nöthigenfalls zu mahnen ein Recht haben? Leugnen wir dies, so widersprechen wir einer 40jährigen Praxis.

Jedes Jahr rufen wir es einander zu: Brüder, seid wachsam! Leget die Hände keinem zu früh auf und wartet mit der Aufnahme in die Synode ein, auch zwei Jahre, bis sich die Applikanten bewährt haben, weil wir schon öfters schmerzlich getäuscht worden sind. Aus diesem Grunde hat die Synode dann auch für die Folgezeit Recht und Pflicht, über Leben und Amtsführung ihrer Glieder zu wachen und Zucht zu halten.

Es ist unbestreitbar: Schrift und Erfahrung fordern Zucht. So viel es irgendwo an der Selbstzucht fehlt, muß solche absolut von anderer Seite geübt werden. Aber wie soll sie geübt werden? Man sollte denken, die rechte Antwort auf diese Frage sollte allen Widerstand beseitigen. Es darf diese Zucht vor Allem nicht in alttestamentlicher, das ist gesetzlicher Weise geübt werden, noch weniger in mittelalterlicher, sondern allein in evangelischer Weise. Man sagt, unsere Zeit kann eine Zucht, wie sie hinsichtlich verschiedener Vergehen Jahrhunderte lang zum Theil an gewissen Orten fast bis in die Neuzeit herein in Staatskirchen geübt wurde, nicht mehr ertragen; wir sagen besser, sie war jederzeit verkehrt und gegen des HErrn Wort in Matth. 18. Evangelische Zuchtmittel gibt es eigentlich nur zwei: Gottes Wort und Gebet. Besitzen wir eine Geistesmacht, wie der Apostel 1 Kor. 5, mögen wir in angezeigten Fällen ebenso handeln, dann ist aber unser Wort auch Gottes Wort, besitzen wir diese nicht, dann mögen wir uns hüten, die fehlende Geistesmacht durch fleischliche zu ersetzen! Zweck der Kirchenzucht ist auch jederzeit nur Besserung, wie auch aus 1 Kor. 5 hervorgeht.

Es ist wohl zu glauben, daß der im Entwurf des Kirchenrechts vorgeschlagene Weg nicht anders als evangelisch gemeint war, aber — der ganze Apparat ist zu schwerfällig, das dort vorgeschlagene Verfahren ist zu büreaukratisch erschienen, das, wie die Erfahrung bereits gezeigt, ganz dazu angethan ist, Widerwillen gegen dies Institut zu erzeugen. Vereinfache man die Sache: lasse man den leicht mißzuverstehenden und darum gehässigen Namen fallen; man lasse auch die Gemeinden aus dem Spiel. Diese haben ihre Ordnung auch betreffs der Kirchen- oder Gemeindezucht, lasse sie dieselbe üben. Ist ein Eingreifen der Synode nöthig, so geschehe dies nur auf vorhergehendes Ansuchen. Auch die Pastoren betreffend rede man nicht von Visitation, man führe aber einen regelmäßigen b r ü d e r l i c h e n B e s u c h ein. Jeder Vorsitzer einer Pastoralkonferenz sei gehalten, die Brüder seines Kreises

jedes Jahr oder alle zwei Jahre einmal zu besuchen. Reicht seine Zeit und Kraft nicht, so sei ihm ein Gehilfe gestattet. Es komme der Bruder nicht zu visitiren, sondern im Sinn von Röm. 1, 11. 12. Er komme herzlich, brüderlich mitleidig, als Bruder und zugleich als Vertreter der Synode; frage, höre, sehe mit Theilnahme, wie es dem Bruder geht und wie er es treibt, belehre und ermahne, wenn nöthig, tröste und stärke und — bete mit ihm gemeinsam, auch Gemeindeängelegenheiten bringe er mit ihm gemeinsam vor Gott. Das ist die beste Kirchenvisitation, die ein Pastor und Mitbruder am andern üben kann und es wird dabei auch nicht an Gelegenheit fehlen, der Gemeinde oder einzelnen Gliedern nach Bedürfniß ein gutes Wort zu sagen. Solcher Besuch ist Bedürfniß, zumal für den Einzelstehenden. Hat doch der arme Pastor sonst Niemand, dem er sein Herz ausschütten und mit dem er seine Anliegen vor den HErrn bringen könnte. Solcher Besuch freut jeden Bruder, während vor einem Visitor Mancher bange ist; auch haben nur die Pastorenbrüder gleiche Interessen, Gemeindeglieder und Vorsteher verstehen ihren Pastor häufig gar nicht.

Vorstehendes unterbreitet ein Glied der früheren Kirchenrechtskommittee seinen Mitbrüdern zur geneigten Berücksichtigung mit der Bitte, verbesserte Vorschläge in dieser Richtung wo möglich in der Theologischen Zeitschrift zum Nachdenken Aller und behufs Antragstellung zunächst an die Distriktssynode und weiter von dieser an die nächste Generalsynode zu machen.

Das persönliche Verhältniß des Gläubigen zu Christo.

Worin besteht denn dieses Verhältniß?

I.

1. Verhält es sich damit so, daß die Person Jesu Christi für uns nur der historische Ausgangspunkt einer Phase des religiösen Lebens der Menschheit, wenn auch vielleicht der absoluten Religion ist, ist er für uns bloß der erste Träger und Verwirklicher der höchsten religiösen Idee, deren wir uns nun bemächtigen, und die wir in uns verwirklichen oder zu verwirklichen suchen, ohne ihn selber dabei weiters zu brauchen, wie z. B. Einer in die neue Welt nach Amerika reisen kann, ohne von Columbus etwas zu wissen, oder Hegel'sche Philosophie oder Biedermann'sche Dogmatik studiren kann, ohne um die persönlichen Urheber dieser Systeme sich zu kümmern? Können wir christlich glauben und leben ohne den Herrn Jesum dafür zu bedürfen, ja ohne auch nur von ihm gehört zu haben?

Oder ist es so, daß man zwar dafür hält, die historische Kunde von ihm sei kaum entbehrlich. Man müsse von ihm reden, weil das, was der Menschheit in ihm geschenkt worden, eben in ihm uns am konkretesten und deutlichsten vor die Augen trete, nach Anologie der Bedeutung, die überhaupt das biographische Element für die Pädagogik hat, aber weiter gingen die Beziehungen zu Christo nicht; er sei der erste Repräsentant des wahren Gotteslebens in menschlicher Existenz, aber im Uebrigen eine der Vergangenheit angehörige

Erscheinung. Oder aber, ist er der gegenwärtige und zukünftige Herr der Kirche, ja aller Menschen, der lebensmächtige und lebenspendende Heiland der Seinen, zu dem wir so gut wie ein Petrus und Johannes ein persönliches, wechselseitiges Verhältniß haben?

2. Man kann jenes Verhältniß zu Christo als einer bloß geschichtlichen Persönlichkeit auch ein Glaubensverhältniß nennen, und dieser Glaube braucht nicht nothwendig ein todter zu sein, er kann vielmehr ein recht lebendiger sein, und ist in solchem Falle ehrwürdig.

Man muß es ehren, wo und auf welche Weise immer ein Gemüth ergriffen ist von der religiösen und sittlichen Idee, die ihm in Jesus, in der Bibel überhaupt entgegentritt, und dieser Macht sich beugt und von ihr sich leiten läßt. Es ist zu wünschen, daß recht Viele, die geistlich schlafen, einmal wenigstens von diesen Lichtstrahlen getroffen werden möchten, und sich religiös und sittlich begeistern und in Zucht nehmen lassen, um irgendwie hineingezozogen zu werden in die mächtige, weltgeschichtliche Wirkung, die von Jesus ausging. Darin läge schon ein großer Segen. Für Viele ist's aber die Vorstufe zu Mehrerem, der Vorhof zum Eintritt in's Heiligthum eines lebendigen Glaubens an den lebendigen Heiland. Als jener Schriftgelehrte zu Jesus sprach: „Meister, du hast wahrlich recht geredet; denn es ist Ein Gott, und ist kein Anderer außer ihm, und ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe, von ganzer Seele und von allen Kräften und lieben seinen Nächsten als sich selbst, das ist mehr denn Brandopfer und alle Opfer," da freute sich Jesus, daß er verständig geantwortet habe, und sprach zu ihm: „Du bist nicht ferne vom Reiche Gottes." Ist dieser Schriftgelehrte nicht das Urbild manches rechtschaffenen, gottesfürchtigen, gewissenhaften, nach religiöser Vertiefung und sittlicher Vervollkommnung ringenden Rationalisten ältern und neuern Schlages? Und haben wir nicht Beispiele genug aus der ältern und neuern Generation unter uns, wie solche, durch Gott geführt, vom Jesus der Geschichte zum Christus des Glaubens kamen? Um von vielen Eins zu nennen, erinnere ich an den ehrwürdigen Zeller von Beuggen, dessen innere Entwicklung und gesegneten Lebensgang Thiersch uns so schön beschrieben hat.

Also es soll mir nicht einfallen, einen lebendigen Glauben an Jesus und an das Christenthum als bloß geschichtliche Macht zu verachten. Er ist subjektiv, persönlich schätzenswerth, während eine todte Orthodoxie keinen Werth hat.

3. Dennoch müssen wir ebenso sehr behaupten, daß er durchaus nicht genügt, nicht auf die Dauer haltbar ist. Denn erstlich muß doch zugegeben werden, daß es nur ein einseitiges Verhältniß ist, nämlich des Menschen zu Christus, aber daß Christus auch ein lebendiges Verhältniß zu uns habe, leugnet man. Er hat zwar deßwegen doch Eines; er ist doch unser Herr und arbeitet in Erbarmen und Weisheit an uns; aber wenn man das nicht erkennt und anerkennen will, so ist's eben doch noch nicht das Rechte, ist noch ein Mißverhältniß, ein gehemmtes Verhältniß, nicht ein lebendig religiöses, d. h. ein Wechselverhältniß, wie solches nur möglich ist zur gegenwärtigen, lebendigen Gottheit. Dieß wird dann etwa so formulirt, daß man sich ver-

wahrt, und sagt, nicht um den Glauben an Jesus sei's zu thun, sondern um den Glauben Jesu, d. h. darum, daß man so glaube wie Jesus glaubte. Und diese Unterbundenheit, möchte ich sagen, des Verhältnisses zu Jesu bringt es denn auch mit sich, daß Viele selbst in der Predigt das Wort „christlich" ängstlich meiden und sich lieber mit dem von des Gedankens Blässe angekränkelten Ausdruck „religiös-sittlich" behelfen und ganze Predigten halten, ohne daß Jesus einmal darin vorkäme. Er steht eben im Lararium oder Pantheon, das man sich erbaut hat, neben andern Genien, wie in dem des Kaisers Alexander Severus. Aber diese bloße Pietätsstellung zu Jesu ist eben einfach nicht mehr christliche Religion.

Es bleibt indeß nicht einmal bei einer reinen Pietätsstellung. So bald man Jesus nur als geschichtlich vorübergegangene Erscheinung betrachtet, so verfällt er wie jede andere der Kritik. Man steht auf seinen Schultern, man geht die Bahn, die er geöffnet, und ist dankbar dafür; aber man sieht eben deßwegen nun auch weiter, wie man meint, und kommt weiter, wirkt weiter und zwar aus eigenen Mitteln. „Ihr werdet größere Dinge thun denn ich," sagte Jesus zu den Seinen. Freilich setzte er hinzu: „denn ich gehe zum Vater, und sende euch den Tröster, den heil. Geist, und bin selber bei euch alle Tage." Also seine Meinung war: „Als der Erhöhete kann ich euch so ausrüsten, daß ihr Größeres ausrichtet, als ich in meinen Erdentagen. Durch mich und in mir werdet ihr es thun." Aber das wird ja einfach auf jenem Standpunkt eines bloß geschichtlichen Verhältnisses zu Jesu ignorirt und gestrichen. So kommt man dazu, sich in dem und jenem Gebiet der Erkenntniß und Wirksamkeit ihm überlegen zu fühlen. Man hat das bekanntlich in die Formel gefaßt, es seien Jesus doch ganz große Seiten des menschlichen Lebens fremd und verschlossen gewesen, so daß er nichts darin geleistet, weder in Staat; noch in Kunst, noch in Wissenschaft, nicht einmal als Hausvater, oder in der Kunst Brod zu verdienen und Vermögen zu machen. O armer Jesus, wie bist du, der du so reich bist, so arm geworden, um uns reich zu machen! Aber man dankt dir es nicht, man ist reich und groß und weise ohne dich. In der Tübingerschule war gar der rechte Ansatz dazu, Paulus als die eigentliche schöpferische Persönlichkeit des Christenthums auf das Postament zu stellen. Nicht der im Dunkeln stehenden Person Jesu, von der man nicht einmal etwas ganz Gewisses wisse, sondern dem Apostel Paulus habe die Welt dankbar zu sein für das befreiende Evangelium, dessen realen lebendigen Kern, eben den gekreuzigten und auferstandenen Heiland, dem Paulus Alles verdankte, man aber dann im gleichen Athemzuge wieder zu eliminiren bemüht war, um das Abstraktum eines seligmachenden, subjektiven Glaubens, ohne ein festes, göttlich gegebenes und beseligendes Objekt des Glaubens, herauszubringen.

Denn eben die Annahme, daß Jesus bloß auf eine geschichtliche Bedeutung, wenn auch der höchsten Art, Anspruch zu machen habe, hat seine Gestalt in Nebel gehüllt, und zum Streitobjekt der Parteien gemacht. Es wird um den Herrn der Kirche gekämpft, wie zwischen Griechen und Trojanern um die Leiche des Patroklus. Man hat die Zeugen Jesu nach Verstand und Beob-

achtungsfähigkeit, wie nach Treue und Redlichkeit verdächtigt, ihre Schriften zu Tendenzmachwerken, zu willkürlichen und unwillkürlichen Dichtungen gestempelt, sie möglichst weit in der Zeit herabgedrückt, nur um sagen zu können, der Jesus der Geschichte sei ein anderer, als der Christus des Glaubens.

Allein die Zeugnisse sind zu mächtig, als daß ihre Stimme nicht immer wieder deutlich durchdränge, daß man nicht genöthigt wäre zuzugeben: „Das und das hat Jesus von sich gesagt, und für sich in Anspruch genommen, was über irdisches und weltliches Maß hinausgeht." Die Stellung, die Paulus in seinen unverdächtigt gebliebenen Briefen, die der Apokalyptiker, dem Herrn zuweist, stimmt mit dem unzweifelhaften Selbstzeugniß Christi, wonach er der bleibende, lebendige Herr der Gemeinde ist, ohne alle Schranken der Zeit und des Raumes, und der Richter der Welt. Und hält man nun hartnäckig daran fest, ihn nicht dafür gelten zu lassen, so geräth man mit der Person Christi in den allerfurchtbarsten Konflikt, die Pietät schlägt vollends um in die schneidendste Kritik, in Worte so furchtbar, wie ich sie mit eigenen Ohren einmal hörte: „Was kann ich dafür, daß Jesus ein Schwärmer war? Er hat seinen Messiastraum am Kreuze gebüßt." Wie weit ist da noch der Weg, bis zu dem: „Er hat gelästert; er ist des Todes schuldig!"?

Es ist sehr liebenswürdig, daß Viele diese Konsequenz nicht zu ziehen vermögen. Die wunderbar heilige Macht des Eindruckes der Person Jesu, die einzigartigen Segnungen, die von derselben ausflossen, und noch ausfließen, hindern sie daran. Aber zu wünschen wäre, daß sie zur Konsequenz nach der entgegengesetzten Seite, zum vollen Glauben an Jesus, wie er sich selbst gibt, sich drängen ließen. Denn es ist doch seltsam, Jesum zu seinem sittlichen und religiösen Führer zu wählen, und doch gerade, wo er von sich selber redet, und zwar nicht beiläufig, sondern mit dem größten Nachdruck, ihm nicht zu trauen, oder nur durch eine mühevolle Verflüchtigungskunst in der Auslegung der Schrift sich ein pietätsvolles Verhältniß zu ihm zu ermöglichen. Auf die Dauer kann diese Stellung doch nicht haltbar sein.

Man wendet wohl ein: Das Beste, das ihr habt, haben wir auch, Gott den Vater, die Kindschaft zu ihm, das Unser-Vater, die Liebe Gottes und des Nächsten. Aber man muß recht zusehen, ob man es wirklich habe nach der Schrift, und recht zusehen, daß man's nicht verliere, wenn man den Christum der Schrift verliert, und recht zusehen, ob man einen andern Grund legen könne, ohne diesen von Gott gelegten. Petrus sagt: „Ihr glaubet durch Christum, den Auferstandenen, an Gott." Und Jesus bezeugt: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich, und wer den Sohn nicht hat, hat den Vater nicht."

Es ist ja wohl wahr, ein Jahrtausend alte christliche Einflüsse und Wirkungen des Geistes und Wortes Gottes sind in einem Volke nicht so schnell aufgezehrt. Man kann, zumal der Herr noch immer seinen Leuchter unter uns brennend hat, längere Zeit in blasphemischer Absage von Gott fortwirthschaften, ohne daß das sittliche Volksgefüge gänzlich aus Rand und Band geht. Aber es kracht doch bedenklich, die Zeichen der Korruption sind

schrecklich genug; wenn die Krisis nicht überwunden wird — und sie kann nur überwunden werden durch gründliche persönliche Einkehr und Umkehr zu Christo — dann wehe uns!

Man kann nicht einwenden, reiner Gottesglaube und fromme Sitte sei auch in Israel im Alten Bunde möglich gewesen ohne Christus, da ja Christus vielmehr das Centrum des Alten Testamentes ist, und Alles in dem Glauben ruht an die Verheißungen, in dem Glauben, der sich nach der Vollendung im Missiasreich ausstreckt.

Man sieht, was aus den Juden ward, seit sie ihren Messias gekreuzigt. Entweder warten sie noch auf ihn, aber verkümmern, weil sie vergeblich auf einen andern warten, und nicht erkennen wollen oder können, in wen sie gestochen haben; oder sie verlieren mit der preisgegebenen Messiashoffnung den Kern und die Seele ihrer Religion, und rekrutiren das Heer der Atheisten und Lästerer, wie die Christen, die von Christo abfallen.

Wir kommen eben auf alle Weise zu dem Schlusse: Man dürfe und könne unmöglich bei einem Glauben an einen geschichtlich vorübergegangenen Christus stehen bleiben.

II.

Es muß zu einem, und zwar allerdings nicht todten, sondern lebendigen Glauben an den lebendigen Christus, an den Jesus der Geschichte, der eins ist mit dem Jesus des alten Christenglaubens, mit dem Christus der Schrift, kommen.

Welche Fülle von Selbstzeugnissen Christi und Zeugnissen seiner Apostel von ihm! Und so mannigfaltig sie sind, welche wunderbare Zusammenstimmung! es ist Eine gewaltige Symphonie, deren leitendes Thema Jesu Zeugniß von sich selber ist.

Wir glauben darnach an Jesum Christum unsern Herrn, aber nicht einen todten, sondern lebendigen, unser Haupt, aber nicht ein gewesenes, sondern gegenwärtiges, an Jesum, nicht nur Anfänger, sondern ewigen Herrscher und Vollender seines Reiches, nicht nur principium, sondern princeps. Unser Herz und unser Fleisch jauchzt in dem lebendigen Heiland.

Was Jesus uns sein will, und was er den Seinen ist, hat Paulus unter Anderem in das schöne Wort gefaßt: Jesus Christus ist uns gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, auf daß, wie geschrieben steht, wer sich rühmen will, der rühme sich im Herrn. 1.Cor. 2, 30. 31.

1. Jesus Christus ist uns gemacht zur W e i s h e i t. Und zwar sagt Christus selber: Einer ist Euer Lehrer, Euer Meister: Christus (Matth. 23, 8. 10), den Vater erkennt Niemand als der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren (Matth. 11, 27), Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen (Matth. 24, 35). Das stimmt zu Joh. 18, 37: Ich bin ein König; ich bin dazu geboren und in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.

Es ist äußerst lieblich und lehrreich in den Evangelien zu sehen, wie die

Jünger an seine Worte gefesselt wurden durch ihre innere Gottesgewalt, wie sie, theils in ehrfürchtigem Schweigen wartend, wo sie noch nicht gleich verstehen konnten (Joh. 4, 27), theils unter versuchtem Widerspruch, aber nur, um dabei tief beschämt zu werden (Matth. 16, 22), im tiefen Gefühl bei keinem Andern solche Worte des Lebens zu finden (Joh. 6, 68) und ohne seine Gemeinschaft nicht bestehen zu können (Joh. 13, 8. 9) allmälig in das Verständniß des Geheimnisses seiner Person und seines Werkes hineinwuchsen, um nach Ostern und Pfingsten als die geistesmächtigen, fröhlichen Zeugen dazustehen und in überströmender Fülle der Welt verkündigen zu können: Was von Anfang an war, was wir mit unsern Augen gesehen, was wir geschaut, und unsere Hände berührt haben von dem Worte des Lebens; und das Leben ist geoffenbaret worden, und wir haben es gesehen und bezeugen und verkündigen euch das ewige Leben, welches bei dem Vater war und uns geoffenbaret worden ist; was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir euch, damit auch ihr Gemeinschaft habet mit uns; unsere Gemeinschaft aber ist mit dem Vater und mit seinem Sohne Jesu Christo (Joh. 1, 1—3).

Durch dieser treuen Zeugen Mund sind wir zu Christo gekommen. Daß wir sein Wort lauter und ungefälscht bekamen, dafür sorgte der Herr Jesus Christus selber, so wahr er will, daß wir durch Erkenntniß der Wahrheit selig werden. Darum sagt er von seinen Jüngern: Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf.

Wie aber der Glaube aus dem Hören kommt, so nährt er sich durch's Hören. Es ist nicht umsonst betont von der ersten Gemeinde: sie verharreten in der Lehre der Apostel (Akt. 2); und schreibt Paulus an Timotheus (2. Tim. 3): Bleibe in dem, was du gelernt hast, und sagt Jesus (Joh. 8): Wenn ihr in meinem Worte bleibet, so seid ihr wahrhaft meine Jünger.

Wir wissen, als das Lesen und Hören der Schrift in Abgang kam, ging es mit der Kirche bergab, sie verlor den lebendigen Pulsschlag Christi. Als die Bibel wieder zur Speise des christlichen Volkes gemacht wurde, kam neues Leben.

Wenn wir in unserer Zeit Abnahme des Glaubens beklagen, so kommt es zum großen Theil daher, daß die Leute nicht mehr an der Bibel sich nähren. Darum muß die ernste Beschäftigung mit Gottes Wort so betont werden. Es ist nicht der absolute Gradmesser des Glaubens, aber ein sehr wichtiger.

Ein persönliches Verhältniß zu Christo wird, wie gepflanzt, so gepflegt durch das gläubige Lesen und Hören des Wortes. Wer an Jesum glaubt, liebt sein Wort. Und wer sein Wort liebt, nimmt zu im Glauben.

Besonders uns Theologen und Dienern der Kirche thut das fleißige Studium der Schrift, ernste meditatio, noth, soll unser Verhältniß zu Christo lebendig sein; freilich meditatio verbunden mit oratio und tentatio; denn Anfechtung, Kämpfen des guten Kampfes lehrt auf's Wort merken, und Gebet macht es uns verständlich.

Man kann sich nicht zu oft an das bekannte Geständniß Zwingli's erinnern, um sein Beispiel nachzuahmen:

„Ich habe in meinen jungen Jahren in menschlicher Lehre ebenso sehr zugenommen, als etliche meines Alters, so daß, als ich vor sieben oder acht Jahren anhub, mich ganz an die Schrift zu halten, mir die Philosophie und Theologie der Schulzänker immerdar Einwürfe machen wollte. Da kam ich zuletzt dahin, daß ich gedachte (jedoch geleitet von der Schrift und dem Gotteswort): Du mußt das Alles liegen lassen und die Meinung Gottes lauter aus seinem eigenen einfältigen Worte lernen. Da betete ich zu Gott um sein Licht, und die Schrift fing mir an, viel verständlicher zu werden, wiewohl ich sie allein ohne viele Kommentare und Ausleger las. Sehet, das ist ein gewisses Zeichen, daß Gott hilft, denn nach der Kleine meines Verstandes hätte ich nie dahin kommen mögen." (Predigt von der Klarheit und Gewißheit des Wortes Gottes.)

So mahnt uns Jakobus: So Jemand Mangel hat an Weisheit, der bitte sie von Gott, der gerne gibt und Niemanden abweist, und sie wird ihm gegeben werden.

Wir treten Alle in ein Schülerverhältniß zu Christo. Da gibt es denn Stufen des Verständnisses. Sein Licht erhellt uns zuerst die obersten Spitzen, allmälig dringt es auch in die tiefen Thäler der Schrift, und manche Schlucht derselben mag uns dunkel bleiben, so lange wir leben. Aber die Pietät mnß uns nicht verlassen gegenüber der Bibel, die so gewaltig ist. Sie widersteht den Hoffärtigen, erschließt sich aber dem demüthigen Sinn, und wird zum immer tiefer werdenden Lebensstrome, wie ihn Ezechiel unter der Tempelschwelle hervorbrechen sah. Vollends, wo es sich um's Evangelium, um's Zentrum der Schrift, um Jesu Wort und Zeugniß handelt, da verlangt Jüngersinn ehrerbietiges Schweigen und Lernen.

Es gibt eine Art, wie gelehrte und noch häufiger ungelehrte Kritik anatomisirend und wortklaubend gerade an den Evangelien herumhantirt, die etwas im höchsten Grade Abstoßendes hat und gewiß nicht zu Christo hin, sondern von Christo abführt. Wir haben geoffenbarte Geheimnisse zu verwalten, und sollen damit nicht schalten, wie die Schweizer bei Grandson mit den gefundenen Diamanten, die sie als werthlos wegwarfen.

Man muß aber eben zuerst Vieles v e r lernen, bevor man bei Jesus l e r n e n kann. Darum hat Jesus Fischer und Zöllner eher brauchen können als Schriftgelehrte. Die waren zu sehr in ihre vorgefaßten Meinungen und Systeme eingesponnen, als daß sie Jesum verstehen konnten. Wie Vieles war nöthig, bis Paulus zu Schanden ward an seiner eignen Weiheit, und die Thorheit des Evangeliums ihm das Liebste wurde. Dagegen die Fischer und Zöllner waren verhältnißmäßig wie eine unbeschriebene Tafel für die Hand des Herrn. Wenn auch der ungelehrte Widerspruch ihres natürlichen Herzens Jesu genug zu schaffen gab, so stund wenigstens kein gelehrter Eigensinn seiner Wahrheit entgegen.

Das ist nun auch immer die liebe Noth in der Christenheit gewesen, daß man mit Gedanken, Begriffen, Systemen an Christum herantrat, die nicht aus ihm stammen, sondern aus natürlicher Weisheit. Wie hat Plato bei

den Alexandrinern, Gnostikern und Mystikern, Aristoteles bei den Scholastikern, wie der Pantheismus oder die moderne Weltanschauung in unserer Zeit die Schriftwahrheit alterirt. Immer erweisen sich diese von außen hergebrachten, sogenannten wissenschaftlichen Voraussetzungen als das Prokrustes-Bett, in welchem Jesus und sein Evangelium bald jämmerlich auseinandergestreckt, bald verkürzt und auf alle Weise gepreßt wird. Es ist dann immerhin noch ein Unterschied, ob man die Schrift doch als Autorität gelten lasse. Dann läßt es sich die ewige Wahrheit gefallen, auch in ein unadäquates Gefäß einen reichen Gehalt aus ihrem Schooße zu legen. Wenn aber ein menschliches System zum Meister über die Schrift gemacht wird, wie wenig kann sie dann spenden!

Zu dem alten Menschen, der sterben muß, um einer neuen Schöpfung Platz zu machen, gehört darum viel gelehrte und ungelehrte natürliche Weisheit. Baur und Strauß traten mit dem Stichwort einer voraussetzungslosen Betrachtung der Evangelien auf. Hätten sie nur damit Ernst gemacht! Voraussetzungslos wäre es doch wohl gewesen, wenn sie mit der Kirche gesagt hätten: „Herr, rede! Dein Knecht hört. Ihr Apostel redet, wir sind Alle vor Gott zugegen, um zu hören, was Euch von Gott aufgetragen ist.“

Mit andern Worten: Wir sollen die Offenbarung nicht meistern, sondern von ihr uns meistern lassen.

Wir geben dabei unsern Intellekt gewiß nicht auf. Wir gewinnen ihn vielmehr erst recht, denn die Weisheit Gottes, so sie auch der Welt Thorheit scheint, ist doch Weisheit. 1. Cor. 2, 6. Und Paulus betont, daß er durch die Offenbarung der Wahrheit sich jedem Gewissen vor Gott empfehle. 2. Cor. 4, 2. Man kommt also durch das apostolische Evangelium nicht in die Enge, man gewinnt dabei nur einen festen Grund unter die Füße, eben den von Gott gelegten Grund. Man läßt sich nicht mehr von jedem Tageswind menschlicher Meinungen herumtreiben, läßt sich nicht mehr imponiren von Allem, was sich Wissenschaft nennt und doch ein so höchst ephemeres Leben führte. Als Referent studirte, war es z. B. ausgemachte Wissenschaft, daß die verschiedenen Menschenrassen nicht von einem Paar abstammen könnten. Wer mit der Bibel anders glaubte, war ein bornirter Mensch. Heute ist das extremste Gegentheil wahr. Nicht nur alle Menschen, sondern noch zudem alle Thiere und Pflanzen, Krethi und Plethi, stammen aus einer Urzelle. Wer nicht dazu eine Verbeugung macht, kann nicht Anspruch machen, auf der Höhe der Zeit zu stehen.

Wahrlich, wer meint, er müsse alle solche Sprünge sofort im Namen der Wissenschaft mitmachen, und die Theologie habe wöchentlich nach dem wissenschaftlichen Wetterzettel, d. h. nach allen Hypothesen zu fragen und sich darnach zu richten, der scheint eher Anlagen zu einem Seiltänzer zu haben, als zu einem christlichen Theologen? Der Christ ist kein Seiltänzer, er hat den Grund gefunden. Jesus ist sein Licht, und das erhellt ihm die Schrift und das Herz und die Welt.

Denn von diesem Grund aus und in diesem Lichte sieht er allerdings

lernbegierig in die Welt hinein und gewinnt die wahre Weite. Basilius schrieb eine Anleitung für christliche Jünglinge, wie sie mit Nutzen die heidnischen Klassiker lesen könnten, und ermunterte sehr dazu. Anthusa schickte ihren Sohn Chrysostomus, den sie freilich voraus in Gebet und Bibel heimisch machte, arglos zu dem heidnischen Philosophen Libanius in die Schule. Wir wissen, wie unsere Reformatoren die Alten liebten. Mit ihrem Bibelglauben im Herzen und ohne darin irgendwie gestört zu werden, thaten ein Copernikus, ein Newton, ein Kepler, ein Haller, ein Mayer ihre tiefen Blicke in die Geheimnisse der Natur. Sind wir nur Christi, ist nur er unser Licht, so ist Alles unser, nicht nur Paulus, Kephas, die Bibel, sondern auch die Welt, auch die Dichter und Denker, selbst ein Darwin, ein Schopenhauer, ein Hartmann, soweit sie wirkliche Beobachtungen machen, der ganze wirkliche Ertrag der Weisheit der Welt; aber eben wir messen Alles an dem untrüglichen Licht des göttlichen Heils in Christo, an der in Christo uns erschlossenen Schrift, auch die kirchlichen Glaubenssysteme und Symbole, die ja selber nur Anspruch auf Geltung machen unter dem Vorbehalt der Schriftmäßigkeit.

Aber was ist es mit dieser? Nennt nicht Paulus selbst sein Erkennen Stückwerk, das werde abgethan werden? Ist damit nicht gesagt, daß auch er auf keine Autorität Anspruch mache? Daß er wolle beurtheilt sein, wie alle andere menschliche Erkenntniß? Und wenn er, warum denn nicht auch Petrus? Johannes? Kommt es da nicht doch darauf hinaus, daß wir überhaupt keine feste ausgemachte Wahrheit hätten; so nach der Weise Lessing's?

Da würde Paulus nun doch gewaltig protestiren. Paulus redet 2. Tim. 3. 6, 7 von Weibern, welche, mit Sünden beladen, von mancherlei Lüsten getrieben werden, immerdar lernen und niemals zur Erkenntniß der Wahrheit kommen können. Ein Ausleger macht dazu die Bemerkung: „Ohne Aufhören streben, forschen, lernen, ohne jemals zum Ziel der Wahrheit zu gelangen, welches als Ziel gar nicht interessirt, ist an sich etwas Weibisches, indem es der sündhaften Natur des Weibes näher liegt, aus bloßer Neugierde zu fragen, zu forschen, ohne eigentlich definitive Befriedigung seiner Neugierde zu verlangen. Es ist dieses Zeichen des Abfalls aber nicht etwa nur solchen weiblichen Kreisen eigen, sondern allen weibischen Zeiten. Längst ist die widerchristliche Formel dafür auf's Bestimmteste ausgesprochen.“ Und dann nennt er die bekannte Lessingische. Jenen weibischen Stempel also trüge diese.

Es ist aber wohl noch allgemeiner zutreffend, zu bemerken, daß überhaupt ohne gründliche Buße zu Gott weder das Herz fest wird, noch eine feste, göttliche Erkenntniß gewonnen werden kann. Und gerade je geist- und gedankenreicher die Leute sind, desto weniger kann ihnen der schmale Weg, der uns ordinären Leuten vorgeschrieben ist, erlassen werden, wenn sie nicht in noch viel höherem Maße als wir dem Zweifel anheim fallen sollen. Es bleibt eben auch für die großen Geister bei der Ordnung, die Jesus Joh. 7, 16. 17 aufstellt und bei dem Worte Psalm 25, 14: „Die Geheimnisse des Herrn gehören denen, die ihn fürchten und seinen Bund läßt er sie wissen.“

So weiß Paulus, daß sein Glauben, Hoffen, Lieben bleibt — 1. Cor.

13, 13, und das hat seinen ganz bestimmten, auch erkannten Inhalt. Nur weiß er, dieser Inhalt wird noch vollständiger werden und hervortreten. „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel, in Räthseln; dann aber von Angesicht zu Angesicht." 1. Cor. 13, 12. Ist es selbst mit dem intuitiven Erkennen, den Offenbarungsblicken eines Apostels so, wie vollends mit unserem meist mühsam reflektirten diskursiven Denken. Da kann man wohl sagen: Wir haben richtige, aber stückweise Erkenntniß. Es ist wie in der Schule, man lernt Wahres in derselben; dennoch legt man später die Schulhefte weg, denn man hat nun zentral und ganz, was man ehedem nur stückweise faßte. In diesem Sinne sagt Paulus, daß auch sein irdisches Erkennen abgethan werde. Aber das weiß er, und weiß der Gläubige mit ihm: „Christus ist die Wahrheit, und führt uns durch seinen Geist immer tiefer in's heilige Schauen und Erleben, bis wir, völlig erkannt, auch völlig erkennen werden." 1. Cor. 13, 12.

„Bis wir, völlig erkannt, auch völlig erkennen werden." Weil Gott ein solcher Gott ist, der uns erkennt, darum erkennen wir ihn. Gottes Erkennen ist aber Eins mit seinem schöpferischen und rettenden, erlösenden Wesen und Walten, mit seiner Liebe. Unser Erkennen ist darum ein Erfahren, wie er unser gedenkt und sich unser annimmt.

Christus ist unser formales Heilsprinzip, unsere absolute Lehrautorität, weil er auch unser materiales, — unser Heiland ist. Hier kommen wir auf das eigentliche Herz unseres Verhältnisses zu Christo.

Daran liegt zuletzt Alles, ob wir ein Heil wissen ohne ihn, und außer ihm, oder ob er uns sei Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung.

2. Er ist uns gemacht zur Gerechtigkeit, sagt Paulus.

Die Weisheit, welche die Jünger bei Jesu suchten, war voraus Gerechtigkeit vor Gott. Der Täufer hatte sie schon zur Buße geweckt. Sie ahnten den Trost Israels in Jesu, sie erkannten ihn als solchen. Seine Person, je länger sie mit ihm zusammen waren, wurde ihnen zu immer gründlicherem Selbstgericht („Herr, gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch!"), und doch gerade sein heiliges Wesen richtete sie wieder auf, tröstete sie, wie sonst Nichts. Er vergab Sünde, und so, daß sie wirklich vergeben war. Er gab Friede, und es war Friede, wie die Welt ihn nicht gibt. Sie spürten in all' seinem Thun und Reden: „Fürwahr er ist der, der unsere Krankheiten trägt, und unsere Schmerzen auf sich nimmt." Matth. 8, 17.

Daß der, der des „Menschen Sohn" war im Danielischen Sinne, daß der „Christus, der Sohn des lebendigen Gottes" (Matth. 16) sein Leben zum Lösegeld geben, durch Leiden und Sterben zur Herrlichkeit eingehen, sein Blut als Blut des Neuen Testamentes zur Verzeihung der Sünde vergossen werden müsse (Matth. 26, 28), konnten sie zuerst noch nicht fassen. Aber als er auferstanden war und ihnen den Lebens- und Friedensgruß aus dem Grabe gebracht hatte, da wurde ihnen sein Kreuz zum höchsten und unerschöpflichen Hort der Versöhnung. Nun waren die Armen reich, aber in ihm, hatten Gerechtigkeit, aber nur in ihm, als Geschenk der Gnade Gottes dem Glauben

dargereicht. Nun trieb es sie, alles Fleisch an Christi Statt zu bitten: „Lasset euch versöhnen mit Gott." Da liegt nun der Nerv des Verhältnisses zu Christo.

Den Juden ist das Wort vom Kreuze ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit, 1. Cor. 1. Bis auf den heutigen Tag wird es von Vielen entleert, bald auf diese bald auf jene Weise. Ein kirchengeschichtlicher Exkurs darüber ist unnöthig. Wichtiger ist die Frage: Was ist uns das Kreuz des Herrn Jesu? Und wie verkündigen wir es?

Jener alte, böse Jugendbärger, der gespenstisch auftauchen und raunen will: „Er hat seinen Messiastraum am Kreuze gebüßt," nicht wahr, dieser Spuk darf sich doch nicht hervorwagen, zurückgeschreckt und zum Verstummen gebracht durch das heilige, hoheits- und erbarmungsvolle Antlitz und Wort des Dulders auf Golgatha?

Dagegen hat die Weisheit dieser Welt noch immer ihre lauten Einwendungen gegen die Thorheit des Evangeliums vom Kreuze: „Fremde Gerechtigkeit könne uns nicht zugerechnet werden; Jesu Tod habe nichts Stellvertretendes, sei nicht Sühntod, Erlösertod, sondern einfach erhabener Märtyrertod, seine Selbstvollendung u. s. f." Dabei hat sich diese Weisheit mit einem Element des Ebionitismus versetzt, indem sie Jesum zum bloßen Menschen macht. Unter dieser letzten Voraussetzung versteht es sich dann freilich von selbst: „Kein Bruder kann den andern erlösen" (Ps. 49, 8), zumal wenn man noch annimmt, dieser Bruder ist selbst vom Tode festgehalten worden.

Aber erstlich, wie will man über die granitenen, majestätisch klaren Zeugnisse Jesu hinauskommen, darin er sein dahingegebenes Leben als das Lösegeld der Verlornen bezeichnet, wie vollends über das heilige Abendmahl? Daran zerstäubt jede das Kreuz entleerende Weisheit wie eine Welle am Felsen.

Und sodann, wohin wollen wir mit unsrer Sünde?

Das ist eine Hauptfrage. Aus dem großen, schweren, zermalmenden Räthsel der Sünde gibt es doch keine wahre, volle Rettung als die That Gottes für uns, die Selbsthingabe des Sohnes Gottes für die Sünderwelt und den Zusammenschluß mit ihm im Glauben. Da wird die Sünde bedeckt, gebrochen und getilgt. Das ist einfach Sache seliger Erfahrung.

Es handelt sich dabei nicht um eine Theorie, wie die Menschen erlöst werden können. Gott hat eine That gethan, hat die Erlösung als That hingestellt mitten in die sündige, verlorne Menschheit, hat den Quell der Vergebung aufgethan. — Was zieht doch immer wieder jedes ernstere, Gott und seinen Frieden suchende Gemüth zum Kreuze Jesu? Was anders als die Versöhnungsgewalt, die Friedensfülle, die von dort ausgeht? Da suchen sich Gott und Mensch, — nein, da finden sie sich, da in den ausgebreiteten Armen des gekreuzigten Heilandes kommt der verlorne Sohn, der in sich gekehrt ist und zur Heimath sich aufmacht, an's Vaterherz.

Vor einigen Jahren hat in unsrer Pastoralgesellschaft ein verehrter Kollege von der Bedeutung des Todes Jesu geredet. Er erörterte die verschiedenen im Laufe der Zeit darüber aufgestellten Theorien, suchte das Mangelhafte, das

Ungenügende daran aufzuweisen, aber das Endresultat war: „Mögen die Theorien ungenügend sein, wie die Versöhnung durch Jesu Tod zu denken sei, davon komme man doch nicht los, das sei gewiß, daß in diesem Tode unsre Versöhnung liege." Ich muß sagen, mir und Andern hat dabei das Herz im Leibe vor Freude gelacht.

Wenn wir dazu kommen, zu erkennen, daß es mit unserer Gerechtigkeit nichts ist vor Gott, wird das Gesetz unser strenger Zuchtmeister, und unsere Kraft zu Schanden im Leben, verzagen wir an uns, dann können wir durch Gottes Gnade — es ist seine Gabe — es erkennen und annehmen und selig uns freuen, daß Jesus Gerechtigkeit für uns erworben hat, und uns schenkt. Da heißt es: Sola gratia, Sola fide — Alles ist Gnade, kein Heil außer dem Glauben an das Lamm Gottes, das unsern Fluch trug und überwand.

Es braucht nicht grobe Sünden, um dazu zu kommen. Wir wissen, wie Staupitz über Luther's Puppensünden scherzte. Es braucht nur ein waches Gewissen. Am Grabe des General Dufour's wurde über ihn gesagt: „Er war ein Ehrenmann, aber je mehr er es war, desto mehr dürstete sein zartes Gewissen nach dem Frieden des Gekreuzigten auf Golgatha."

Es ist wohl recht, wenn ein ordentlicher, moralischer Stand in unsern Gemeinden ist; aber die Gewissen können doch schlafen und Friede ist nicht darin. Selbstgerechtigkeit, Pelagianismus ist kein gutes Christenthum. Damit der Gekreuzigte zu seiner Ehre komme, und die Leute mit uns und wir mit ihnen wahre Gerechtigkeit gewinnen in ihm, müssen wir darum nicht nur gegen Materialismus, Pantheismus und dergleichen, nicht nur gegen grobe Laster und Korruption, sondern voraus auch gegen den Pelagianismus kämpfen, gegen den Pelagianismus mit seinen drei nicht nur intellektuellen, sondern ethischen Irrthümern, seiner Verkennung des Zusammenhangs erstlich zwischen Sünde und Tod, Gerechtigkeit und Leben, zweitens zwischen Adams Sünde und Tod und unserer Sünde und Tod, und drittens zwischen Christi Gerechtigkeit und Leben und unserer Gerechtigkeit und Leben welche drei Irrthümer alle, genau betrachtet, ihre Wurzel in einem Deismus haben, der, Gott in kalte Ferne rückend, dem Menschen so zu sagen ein absolut selbstständiges Leben zuspricht.

Diese Religion, da man Gott Gott sein läßt, aber für sich, ihm seine Existenz und Titel zugesteht, aber er soll sie nicht zu sehr geltend machen gegen uns; diese Religion, die Gott in die Ferne gerückt hat, um sich nähere, selbstgemachte Götter grober und feiner Art zu erwählen und ihnen zu dienen; diese Religion, aus der, wie Paulus Röm. 1 so tiefsinnig darthut, das Heidenthum entstanden ist und immer wieder entsteht, ist im Grunde der ärgste Feind, den wir zu bekämpfen haben bei uns und Andern.

Wir müssen wissen und lehren: Der Tod ist der Sünde Sold. Die Störung des Verhältnisses zu dem allein wahres Leben in sich habenden und spendenden Gott gibt den Menschen in seinem geistleiblichen Bestande dem Unfrieden der Auflösung und der Verwesung anheim, so langsam der Prozeß vor sich gehen mag.

Wir müssen wissen und lehren: Diesen Todeskeim finden wir nun Alle in uns. Denn die Menschen sind nicht wie die Engel unabhängig von einander, sie sind noch weniger wie ein unorganischer Sandhaufen, wo kein Körnlein das andere angeht, sie sind E i n Geschlecht, ein organischer Leib, solidarisch verhaftet. Darum haben wir nicht nur unzählige menschliche Einzelgeschichten, so wahr nach einer Seite ist, daß jeder Mensch für sich eine kleine Welt, ein Mikrokosmus ist, und ein spezielles Plätzchen im Herzen Gottes hat. Er ist ein Mikrokosmus doch nur, wie die einzelnen Himmelskörper als Glied eines Makrokosmus; ja so viel inniger ist der Zusammenhang in der Menschheit als der Sterne unter einander, als es eben durch Abstammung nnd Geschichte ein geistleiblicher und organischer ist. Es ist daher eine Verkennung des Wesens der Sünde, ein Zuleichtnehmen derselben, wenn man sich einbildet, obwohl von Sündern geboren, hätten wir doch die Integrität des Wesens, um rein zu leben, und unsere gesetzliche Gerechtigkeit genüge. Wir sind E i n Leib des Todes. Gott hat aber Alles unter die Sünde beschlossen, damit er sich Aller erbarme. (Röm. 11, 32.)

Denn wir müssen weiter wissen und lehren, — versteht sich, Alles dieß nicht in trocken dogmatischer Weise, sondern in lebendiger Fülle, geschöpft aus Schrift und Erfahrung —: Gott hat das ganze Menschengeschlecht aus Einem Blute gemacht zu Einem Zweck, ihn zu suchen und in ihm zu leben, daß Gott seine Hütte, seinen Tempel in dieser Menschheit habe, daß in der Menschheit als dem Mittelpunkt des Kosmos die Natur- und Geisterwelten sich zusammenschließen, und dieses Mittelpunktes Mittelpunkt Er sei, durch seinen eingeborenen Sohn, das ewige Ebenbild seines Wesens, den Mittler der Schöpfung, das Wort, in welchem der ganze Kosmos wie in einem Idealbild liegt.

Dieser Gnadenrathschluß Gottes ist durch den Fall der Menschen nicht aufgehoben, sondern, da die Sünde mächtig geworden, erwies sich die Gnade noch viel mächtiger (Röm. 5, 20). Das Wort nahm trotz der Sünde Wohnung unter uns, ward Fleisch in der Fülle der Zeit, trat in die Gemeinschaft unseres Todeslebens; damit es in der Aehnlichkeit unsers Fleisches nicht nur die Sünde für sich überwinde, sondern auch unsere Last trage und der Sünde und des Todes Gewalt für uns breche in heiligem priesterlichem Erbarmen bis in den Tod, der doch kein Recht an ihn hatte. (Fortsetzung folgt.)

Das Orgelspiel beim evangelischen Gottesdienst.

Nach Fr. Zimmers „Handbuch für Kantor und Organist.“

(Eingesandt von J. F. R i e m e i e r.)

Die Orgel ist dasjenige Instrument, welches hauptsächlich kirchlichen Zwecken dient. Das ruhige Ebenmaß des Tones verleiht demselben den Charakter majestätischer Würde und Erhabenheit und macht ihn zum kirchlichen Gebrauch vorzüglich geeignet.

Diese Eigenart des Orgeltones erfordert aber auch eine dementsprechende

Behandlung des Instrumentes; alles Gewaltsame, Abgerissene und Leidenschaftliche muß beim Orgelspiel vermieden werden, vielmehr müssen die einzelnen Stimmen in kunstgerechter Verschlingung gebunden und ruhig dahinfließen. Die Aufgabe der Orgel ist eine doppelte: a. Selbstständige Orgelsätze zum Vortrag zu bringen und b. den Gesang zu begleiten.

Diese Doppelaufgabe ist von den verschiedenen Organisten stets sehr verschieden gelöst worden; denn das kirchliche Orgelspiel erfordert eben außer musikalischer Tüchtigkeit auch einen kirchlich frommen Sinn, der die Verwendung der Orgel zu gottesdienstlichen Zwecken mit feinem Takt allezeit die rechte, würdevolle Weise trifft. Beides aber fand und findet sich nicht immer beisammen. Folgende Verschen sind jedem Organisten zur sorgfältigen Beobachtung zu empfehlen:

a. Du spielst hier nicht für dich, Du spielst für die Gemeine;
Dein Spiel erfreu' ihr Herz, Sei einfach schlicht und reine.
b. Stets muß der Orgelton zum Liedesinhalt passen,
Drum lies das Lied erst durch, um seinen Geist zu fassen.

A. Das einleitende Orgelspiel.

Das Vorspiel hat sich mit Gesang, Gebet und Predigt zu einer einheitlichen gottesdienstlichen Feier zu verbinden, darf sich also nicht darstellen wollen als eine selbstständige Kunstproduktion, welche die besondere Aufmerksamkeit der Gemeinde beansprucht und zur Bewunderung oder zur Kritik auffordert, wie solches etwa bei einem Kirchenkonzerte zulässig sein würde. Steht dasselbe nicht in direkter Verbindung mit dem Gesang — folgt also darauf der sog. Introitus von Seiten des Pastors — so hat es den Zweck, die Kirchengemeinde allmählich zur inneren Ruhe, Sammlung und Andacht zu führen. Es muß etwa den Effekt haben, wie wenn der Geistliche in feierlichem Tone spricht: „Der Herr ist in seinem heiligen Tempel, es sei vor ihm stille alle Welt."

Um diesen Zweck nicht zu über füllen, darf das Vorspiel ja nicht zu lang sein, sonst zerstreut es mehr als es sammelt und veranlaßt zur Beschäftigung mit Nebendingen. Für gewöhnlich genügt ein Vorspiel von 2 Minuten Zeitdauer; (etwas mehr oder weniger) an besondern Festtagen darf's wohl 3 Minuten dauern. Ein langes Vorspiel hat etwa denselben Effekt, wie eine lange Predigt. Die aktive Person mag sich noch so sehr daran erbauen, die Zuhörer denken meistens bald: „Wenn er doch nur aufhörte." Hier ist besonders zu beachten: „Du spielst hier nicht für dich, du spielst für die Gemeine" und, ich möchte hinzufügen, auch für den Pastor. Das Vorspiel hat nicht den Zweck, wie es manchmal fast scheinen möchte, den Pastor aus der Sakristei zu locken, das aufhört, sobald derselbe sein Erscheinen macht, oft ohne den Satz ordentlich zu schließen, als ob der Organist nun Reißaus nehmen müßte. Hat das Vorspiel überhaupt eine Berechtigung, so hat es auch die, ganz gespielt und vollständig abgeschlossen zu werden. Der Geistliche wird gern noch ein wenig mit zuhören und sich an den Klängen würdiger Kirchenmusik erbauen. Ja, das Vorspiel soll und wird auch auf die Seelenstimmung des Geistlichen einen guten Einfluß ausüben, wenn es anders zweckentsprechend ist. Durch würdige

und ansprechende Musik wird der Geist des Predigers gehoben und freudig gestimmt und macht ihn in ihrem Theile geschickt zum freudigen Aufthun seines Mundes. Wir lesen 2. Könige 3, daß der Prophet Elisa, als er weissagen sollte, sich einen Spielmann bringen ließ, und es heißt da im 15. Verse: „Und als der Spielmann auf den Saiten spielte kam die Hand des Herrn auf ihn." Um diesem Zweck zu dienen, muß das Vorspiel vor allem kirchlich würdig sein und darf durch nichts an die Haus- oder Salonmusik erinnern, sonst bewirkt es das Gegentheil.

Steht nun andererseits das Vorspiel in direkter Verbindung mit dem darauf folgenden Gesang, ist es also Choralvorspiel, so hat es noch die besondere Aufgabe, den Gesang einzuleiten und muß in seiner ganzen Art dem Inhalte des darauf folgenden Gesanges entsprechend sein.

Chr. F. D. Schuberth behauptet in seinen „Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst": „Die Natur der Vorspiele ist kürzlich diese: sie müssen dem Stoffe des Liedes aufs Genaueste angepaßt sein. Z. B. das Vorspiel zu dem Liede ‚O Ewigkeit, du Donnerwort' muß Schrecken und Entsetzen erregen, so wie das Vorspiel zu dem Lied ‚O Jerusalem, du Schöne' Sehnsucht und Verlangen nach dem Himmel erwecken muß. Noch weiter versteigt sich ein jüngerer Organist, der behauptet: „Was der Prediger auf der Kanzel oder am Altare, das muß der Organist auf seiner Orgel aussprechen". Als ob der Organist schon im Voraus wüßte, was der Prediger sagen wird. Dagegen sagt Dr. E. Hanslik in seinem Werke „Vom Musikalisch-Schönen" sehr treffend: „Der Inhalt der Musik sind tönend bewegte Formen. Die Musik besteht aus Tonreihen, Tonformen, und dieselben haben keinen Inhalt als sich selbst. Die Musik drückt nichts aus als musikalische Ideen. Alles andere, was man in ihr zu finden meint „bestimmte" oder „unbestimmte" Gefühle, oder wohl gar abstrakte Begriffe, das trägt man erst in sie hinein."

Mendelsohn sagt: „Wenn ich den Stoff zu meinen Kompositionen von auswärts — etwa aus dem Inhalt eines Liedes — holen sollte, dann würde ich aufhören zu komponiren." Es soll also nicht gesagt sein, daß das Choralvorspiel den Inhalt des Liedes musikalisch interpretiren und die Gemeinde somit schon im Voraus in denselben einführen solle, aus dem einfachen Grunde, weil das nicht möglich ist, da auch das Vollkommene in dieser Beziehung von der Gemeinde nicht verstanden würde. Dagegen soll die im Liede zum Ausdruck gebrachte Seelenstimmung, Schmerz oder Freude wohl berücksichtigt werden. Das Vorspiel muß also der Zeit des Kirchenjahrs entsprechend sein. Passionsgesänge erfordern eben ein anderes Vorspiel als Weihnachtslieder, wenn sie auch nach derselben Melodie gehen, wie z. B. in unserm Gesangbuch das Weihnachtslied No. 65 „Gottes und Marien Sohn", und das Passionslied No. 90 „Seele geh' nach Golgatha", beide nach der Melodie „Jesus meine Zuversicht." Ebenso erfordert das Passionslied No. 103 „Dem König, welcher Blut und Leben", nach der Mel. „O daß ich tausend Zungen hätte" ein anderes Vorspiel, als wenn das Lied „O daß ich tausend Zungen hätte" selbst gesungen wird. Wenn nun auch die erste Melodie zu einem Weihnachtsliede

und die letzte zu einem Passionsliede ganz ungeeignet sind, so sind sie doch da und werden auch gesungen. Ein zartfühlender Organist wird sich deshalb bemühen, schon durch das Vorspiel, sowie durch Registrirung der Orgel solche Mißverhältnisse zwischen Text und Melodie in etwas auszugleichen. Um hierin das Bestmöglichste zu erreichen, ist es nothwendig, daß der Organist mit einer reichlichen Auswahl von Vorspielen bekannt sei und dieselben fleißig studire, um zur rechten Zeit auch das Rechte wählen zu können. Wahrlich ein weites Feld, auf dem noch viel Arbeit ist.

Zu warnen ist hier noch vor den freien Vorspielen. Ich meine damit das Phantasiren. Solches ist nur Meistern erlaubt, und diese waren stets sehr sparsam damit. Mendelsohn sagt in dieser Beziehung: „Ich habe mich in meiner Ansicht bestärkt, daß es Unsinn sei, öffentlich zu phantasiren."

Thesen zu A.: 1. Das Vorspiel muß kirchlich würdig sein, erbaulich für Prediger und Gemeinde.

2. Das Vorspiel soll ganz gespielt und vollständig abgeschlossen werden, darf aber nicht zu lang sein.

3. Das Vorspiel muß der Zeit des Kirchenjahres entsprechend sein, also mehr dem Inhalte des Liedes als dem Charakter der Melodie entsprechen.

B. Die Begleitung des Gesanges.

Seit zwei Jahrhunderten ist der Gemeindegesang von der Orgel geleitet und begleitet worden. Diese Verbindung ist auch die zweckmäßigste, nur muß dabei die Orgel die rechte Verwendung finden. Der Organist hat bei Begleitung des Gemeindegesanges vor allem zu achten auf die Tonhöhe des vorgeschriebenen Chorals und auf die Tonhöhe der Orgel, um nöthigenfalls eine Transposition vorzunehmen. Die Kirchengemeinde setzt sich aus allen Stimmgattungen zusammen, tiefe Bassisten, wie hohe Sopranisten. Diesem Umstande muß bei der Tonhöhe der Melodie nach Möglichkeit Rechnung getragen werden, wenn eine allgemeine Betheiligung der Gemeinde am Gesange erwartet werden soll. Der unter gegebenen Umständen geeignete Tonumfang liegt zwischen dem kleinen b oder h und dem zweigestrichenen $\bar{\bar{e}}$ oder $\bar{\bar{f}}$; dabei aber dürfen die höchsten und niedrigsten Töne nur vereinzelt vorkommen.

Wir merken dies an den Chorälen „Marter Christe", und „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen." Wird der erstere in C-Dur gespielt, wie er in unserem Gesangbuche und auch in Niewöhner's Choralbuche steht, und muß man ins $\bar{\bar{g}}$ hinauf, so kommt fast Niemand mehr mit. In B-Dur geht's schon besser und in A oder As noch besser. Andere Melodien, welche bis zur Quinte oder Sexte aufsteigen, wie z. B. „Aus meines Herzens Grunde" oder „Lobe den Herren den mächtigen König der Ehren", sind darum besser in F- als in G-Dur zu nehmen.

Ferner ist auch auf die Registrirung der Orgel etwas zu achten. Dieselbe soll sich richten, in etwa wenigstens, nach der Zeit des Kirchenjahres, nach der Größe der vorhandenen Kirchengemeinde und deren Sangesfreudigkeit.

Regel muß sein: Die Orgel darf den Gesang nicht übertönen, sonst ertödtet sie ihn. Der Gesang der Gemeinde darf durch die Orgel nicht unterdrückt, sondern muß durch dieselbe gehoben werden. Nur an Tagen freudig gehobener Stimmung verträgt es die Gemeinde, von der Orgel überholt zu werden; sollte dieses jedoch Regel werden, dann singt sie einfach nicht.

Die Begleitung sei einfach harmonisch, nicht thematisch figurirt. Diese Art, welche den figurirten Choral zu einem Kunstwerk gestaltet, ist durchaus unstatthaft; denn die melodischen Begleitungsfiguren verdunkeln die Melodie und machen dadurch den Gesang unsicher. Ebenso alle Triller und Schnörkel sind zu vermeiden.

Die Registrirung und das Tempo sollen bei der Choralbegleitung möglichst gleichmäßig bleiben und nur nach besonderen Charaktereigenthümlichkeiten in der Melodie leise Veränderungen erleiden, aber nicht nach dem Inhalte des Liedes, um dadurch etwa den Worten des Textes besonderen Nachdruck zu verleihen. Solche Veränderungen wirken nur störend, weil sie von der Gemeinde nicht verstanden werden. Auch liegt hier die Gefahr nahe, des Gutgemeinten zuviel zu thun und dadurch nicht nur zu stören, sondern sich geradezu lächerlich zu machen. Folgende Beispiele mögen darthun, was in dieser Beziehung geleistet worden ist: Der Musikdirektor und Dr. der Musik, D. G. Türk in Halle (1756—1813), klagt in seiner Schrift „Von den wichtigsten Pflichten eines Organisten" folgendermaßen: „Dem Organisten ist dringend anzurathen, ernsthaft, erbaulich und dem Orte gemäß zu spielen und sich dabei ja der unschicklichen, durchaus fehlerhaften, die Andacht störenden und oft lächerlichen Wort- und Sachmalerei auf das Sorgfältigste zu enthalten." Aus eigener Anschauung waren ihm dergleichen unsinnige Vortragsweisen bekannt. Er erzählt: „Ein Organist las die Worte ‚Furcht und Schrecken'; sogleich zog er vor allen Dingen den Tremolant, alsdann legte er sich mit beiden Armen auf das gekoppelte Hauptwerk und setzte beide Füße quer auf das Pedal." Von der Wirkung dieses Kunstgriffes erzählt der ehrwürdige Direktor leider nichts. „Ein anderer pausirte bei den Worten ‚Wenn dort die Wissenschaft einmal wird ganz aufhören', und fiel bei der folgenden Zeile ‚So wird die Liebe doch sich fort und fort vermehren' auf dem Nebenmanuale anfangs nur mit einer Stimme, nach und nach mit mehreren wieder ein." „Wieder ein anderer zog bei den Worten ‚Ach hätt ich hunderttausend Zungen' das volle Werk mit sichtlichem Bedauern, daß dasselbe nicht größer und stärker war, und gleich darauf bei den Worten ‚Doch du willst nicht viel Zungen haben, nur Eins ist's, was dein Herz kann laben' beruhigte sich der Organist wieder und stieß alle Register hinein bis auf eins."

Die Orgel hat ferner den Zweck, den Gesang zu heben, zu tragen und etwas zu treiben. Man findet in der Regel, daß sich der Gemeindegesang ohne Orgelbegleitung zu einem langsamen, schleppenden Vortrage gestaltet. davor soll die Orgel bewahren und muß daher immer frisch und munter durchklingen. Schon durch die Art und Weise, wie der Choral vorgespielt wird, läßt sich die Gemeinde zu einem munteren Gesang bewegen oder umgekehrt.

Es ist nichts peinlicher, als wenn die Choralmelodie, welche die Leute ja meistens schon kennen uud im Geiste mitsingen, stümperhaft und mit Unterbrechungen und Verbesserungen vorgespielt wird.

Von uns Lehrern ist hier noch zu beachten, daß wir an der Orgel gleichsam im „show case“ sitzen, wo man uns von allen Seiten beobachtet, und daß man von unseren Leistungen an der Orgel auch auf unsere Leistungen in der Schule schließt, so ungerecht dies oft auch sein mag. Es ist schon mancher sonst tüchtige Schulmeister wegen seines kümmerlichen Orgelspiels total verkannt worden.

Es ist durchaus nicht nothwendig, künstliche und schwierige Orgelstücke zu spielen; aber was gespielt wird, das soll ordentlich und nett gespielt werden, und sei es noch so einfach, es lautet besser, als ein komplizirtes Stück stümperhaft vorgetragen. Choräle sollte jeder selbstverständlich ordentlich und ohne Anstoß vorspielen.

Thesen zu **B.**: 1. Die Orgel darf den Gesang nicht übertönen, sonst ertödtet sie ihn.

2. Die Begleitung sei einfach harmonisch.

3. Die Registrirung und das Tempo sollen möglichst gleichmäßig bleiben und nur nach Eigenthümlichkeiten der Melodie, nicht aber nach dem Inhalte des Liedes verändert werden.

C. Das Nachspiel.

Den Abschluß des Gottesdienstes bildet ein ausgedehnterer und mehr selbstständiger, d. h. in keinem direkten Zusammenhange mit dem Gesange stehender Orgelvortrag. Es ist wohl gebräuchlich, daß das Nachspiel nicht unmittelbar auf das Amen des Segens einfalle, sondern daß dazwischen eine kurze Pause verbleibe zu einem stillen Gebet. Nach dieser wohlberechtigten Pause beginne das Nachspiel mit Angabe des Grundtones des gewählten Tonsatzes, worauf dann der mehrstimmige Satz eintritt.

Im Nachspiel ist dem Organisten mehr Freiheit gestattet und Gelegenheit geboten, seine musikalische Tüchtigkeit zu entfalten und immer mehr zu fördern. Hier kann er auch die herrlichen Kunstschätze der Orgelliteratur verwerthen. Als Stoff für das Nachspiel können Orgelstücke der verschiedensten Art angewendet werden, Choralfigurationen, Phantasien, Fugen, Orgelsonaten u. s. w.; nur müssen sie der gottesdienstlichen Feier entsprechen. Es ist immer ein beklagenswerthes Zeichen von Geschmacklosigkeit oder Mangel an religiösem Gefühl, wenn Organisten Tonstücke von weltlichem Charakter oder gar Tanzweisen auf der Orgel vortragen. Sie mögen damit den leicht und heiter gesinnten Kirchgängern gefallen, werden aber den ernstgesinnten ein um so größeres Aergerniß geben. In beiden Fällen aber die voraufgegangene kirchliche Feier benachtheiligen und die etwaigen guten Eindrücke des eben vollendeten Gottesdienstes vollends zerstören. Solches sollte aber ja vermieden werden.

In der Liebe zu den Schülern allein liegt die Würde, die Freude und das Göttliche der Lehrerwirksamkeit.

Referat von J. F. Riemeier. Chicago, Ills.

Veranlaßt zur Wahl dieses Themas wurde ich durch die Stellung, welche man von außen dem deutsch-evangelischen Lehrerstand und unseren Schulen im Allgemeinen gegenüber einnimmt und auch durch die Stellung, welche manche Lehrer selbst zu ihrem Amt einnehmen.

Die Stellung, welche man von außen unserem deutschen Lehrerstande, resp. unseren Gemeindeschulen gegenüber einnimmt, ist zwar an verschiedenen Orten auch verschieden, aber im Allgemeinen eine ziemlich gleichgültige, und wo es besser steht, wo eben die evangelische Gemeindeschule in Ansehen und Achtung steht und als ein Bedürfniß betrachtet wird, da haben sich diese Schulen eben durch ihre Vertreter zu solcher Stellung und Hochachtung empor gearbeitet, oft durch viel Mühe und große Opfer. Hieraus geht hervor, daß das Bedürfniß und das Verlangen nach evangelischen Gemeindeschulen erst durch gute Schulen geweckt und gestärkt werden muß. Wo nie eine gute Gemeindeschule bestanden hat, wird auch kaum ein allgemeines Bedürfniß nach einer solchen vorhanden sein. Denn was man nicht kennt, das liebt man auch nicht und hat auch kein Verlangen darnach. Wo war wohl früher ein Bedürfniß nach Erntemaschinen, als noch keine da waren? Heutzutage kann kein Farmer mehr ohne eine solche fertig werden. Oder wo hätte eine Hausfrau nach einer Nähmaschine verlangt? Heute ist sie, die Nähmaschine nämlich, ein unentbehrliches Hausgeräth. Derartige Beispiele könnte man zu Dutzenden anführen, aber diese beiden mögen genügen, um zu zeigen, daß das Bedürfniß nach einer Sache erst dann recht wach und nachher immer stärker wird, wenn dieselbe ihr Erscheinen gemacht und ihre gute Wirkung und Nützlichkeit gezeigt und bewährt hat. Aber bewähren muß sich die Sache, um populär zu werden. Bewährt sie sich nicht durchweg, so wird man gleich Mißtrauen gegen dieselbe hegen. Als Beispiel hierfür diene die schon vielfach versuchte Luftschifffahrt. Dieselbe hat sich leider immer noch nicht recht bewährt und man verhält sich derselben gegenüber entweder gleichgiltig und mißtrauisch, oder betrachtet sie gar als etwas Unmögliches, ja Unsinniges und — man wird auch ganz gut ohne sie fertig. — Warte man aber, bis dieselbe etwa durch neue Erfindungen und Verbesserungen soweit eingerichtet ist, daß sie mit derselben Sicherheit und Geschwindigkeit betrieben werden kann, wie die Schifffahrt zu Wasser, oder wie die Eisenbahnfahrt, so wird sie bald allgemeines Bedürfniß werden und man wird sich wundern, wie die Menschheit vorher ohne dieselbe fertig wurde.

So auch mit der Gemeindeschule. Dieselbe muß erst ihre gute Wirkung zeigen und sich bewähren — und zwar jede einzelne Schule an ihrem betreffenden Orte — ehe sie zu einem allgemeinen Bedürfniß wird. Soll sie aber dies bewirken, so müssen an ihr würdige und fähige Männer stehen, die durch ihre Wirksamkeit und Thatkraft die Schule zu einer solchen Stellung

erheben, in welcher man ihre Nützlichkeit und vortheilhafte Wirksamkeit von allen Seiten anerkennen muß. Es genügt hierzu nicht, daß wir das Christliche der Schule hauptsächlich betonen, auch nicht das Deutsche, sondern wir müssen unsere Schulen vorerst zu guten Volksschulen machen und zwar dadurch, daß wir ebenso viel leisten, wie die Freischulen, wenn auch nicht so vielerlei. Das Deutsche wird erst in zweiter Linie betont, und das Christliche in dritter. Nicht als wollte ich hiermit das Christliche geringer schätzen. Nein, die Religion steht auch auf meinem Stundenplan oben an, aber ich verwende nicht die meiste Zeit darauf. Das höchste Ziel ist auch bei mir, die Kinder ihrer ewigen Bestimmung entgegenzuführen und sie auf dieselbe vorzubereiten. Wie aber soll man die Kinder ihrer ewigen Bestimmung zuführen, wenn man sie nicht in der Schule hat? Halten wir blos christliche Schulen, so haben wir bald gar keine mehr; halten wir blos deutsche Schulen, so stehen wir bald auf demselben Punkte.

Bedürfniß ist hierzulande erst: gute Volksschulen. Sind diese dann englisch-deutsch, so haben sie schon einen bedeutenden Vorzug. Sind sie noch christlich dazu, so sind sie für christliche Eltern von unschätzbarem Werthe und selbst unchristliche, oder gar dem Christenthum feindlich gesinnte Eltern können der Schule ihre Achtung nicht versagen, nehmen vielfach die Religion mit in den Kauf und — schicken ihre Kinder in diese Schulen.

Eine solche Wirksamkeit und Thätigkeit aber, die eine Schule zu einer solchen Höhe emporhebt, entspringt nur aus Liebe zu den Schülern. Damit ist nicht gesagt, daß jeder, der Liebe zu den Schülern hat, nun auch eine solche Wirksamkeit entfalten könne, sondern nur, daß wer solche Wirksamkeit entfalten will, unbedingt Liebe zu den Schülern haben muß. Und hiermit komme ich eigentlich erst auf mein Thema: „In der Liebe zu den Schülern allein liegt die Würde, die Freude und das Göttliche der Lehrerwirksamkeit."

Wir fragen daher: Worin besteht A die Würde, B die Freude und C das göttliche der Lehrerwirksamkeit? und dann D noch: In wiefern wird die Würde, die Freude und das Göttliche der Lehrerwirksamkeit durch die Liebe zu den Schülern erzeugt?

A. Unter Würde der Lehrerwirksamkeit verstehen wir alles Dasjenige, was derselben Werth und Ansehen verleiht und sie nicht nur zu einer Achtung fordernden, sondern geradezu zu einer Achtung gewinnenden macht. Es ist etwas Eigenthümliches um die rechte Würde in der Lehrerwirksamkeit. Mancher Gelehrte bekundet viel weniger Würde, als manch' schlichter Arbeiter. Sie ist also nicht Jedermann's Ding und liegt nicht innerhalb des Rahmens des Gewöhnlichen, allen Menschen Gemeinsamen, darum „unterwinde sich nicht Jedermann, Lehrer zu sein". Allen Menschen gemeinsam ist mehr oder weniger der natürliche Eigenwille, der Egoismus. So lange der Lehrer sich aber in seiner Amtsführung von eigennütziger Gesinnung leiten läßt; so lange er nur darnach trachtet, sich möglichst wenig Mühe zu machen und seine Arbeit an den Kindern handwerksmäßig treibt; so lange er die Pflichten seines

Amtes nur so weit erfüllt, als äußerer Zwang ihn treibt: so lange kann von einer Würde seiner Wirksamkeit nicht die Rede sein. Wenn er aber den natürlichen Eigenwillen in sich überwunden hat; wenn er aus Liebe zur Sache und aus freier Selbstbestimmung seine ganze Persönlichkeit einsetzt zur Lösung seiner unterrichtlichen und erziehlichen Aufgabe: dann ist seine Wirksamkeit mit Würde bekleidet; dann wird dieselbe auch als etwas Höheres anerkannt und beurtheilt — vorausgesetzt, daß solcher Thätigkeit auch die nöthige Befähigung zu Grunde liegt, denn ohne diese ist ja aller Fleiß und alle Mühe vergeblich.

Doch nicht nur in seiner besonderen Thätigkeit offenbart sich die Würde des Lehrers, sondern auch in seinem persönlichen Verhalten — dasselbe soll möglichst gleichmäßig und ruhig sein, nicht wechseln wie Ebbe und Fluth. Es ist wohl nichts, außer groben Lastern, was den Lehrer so sehr entwürdigt, als ein leicht aufbrausender Zorn. Es giebt ja leider gerade in der Schule so leicht und oft Veranlassung dazu, doch soll sich der Lehrer da beherrschen können, und es unter seiner Würde halten, sich vom Zorn hinreißen zu lassen. Man bezeichnet das Zornigwerden auch wohl mit „Wildwerden." Wo aber bleibt da die Würde des Lehrers, wenn er „wild" wird?

Ebenso entwürdigend ist es, wenn sich der Lehrer in heiterer Laune zu allerlei Späßchen und witzigen Bemerkungen hinreißen läßt. Veranlassungen hierzu giebt es wieder genug und oft sind dieselben so lockender Art, daß es eine ordentliche Selbstverleugnung kostet, sie unbenützt vorübergehen zu lassen. Aber reicht man da den Kindern den kleinen Finger, so nehmen sie Einem bald die ganze Hand. Gewöhnlich sind es hier die sonst aufmerksamsten Schüler, denen keine solche Gelegenheit zum Lachen entgeht. Ueberhaupt rede der Lehrer außer Dem, was gerade zum Unterricht gehört, so wenig als möglich, gewöhne sich ein stilles, aber freundliches Wesen an. Mit vielem Reden belastet der Lehrer seine Würde und sie sinkt in dem Maße, als er sie damit belastet. Alle Nebenbemerkungen lenken die Aufmerksamkeit der Schüler ab und werden oft Veranlassung zu größeren und ernstlichen Störungen. Vor Allem hüte sich der Lehrer, schwache oder träge Kinder zu verspotten oder ihnen Beinamen zu geben. Was er da säet, das wird er ernten; denn hierin sind die Kinder in Erfindung von Gegenmaßregeln nicht ganz ohne. Ist der Schüler schwach, so helfe ihm der Lehrer mit Geduld; ist er träge und nachlässig, so kann da ebenfalls nachgeholfen werden auf ernsthafte und würdige Weise, nur nicht durch Spott. Der Lehrer würde manches am Ende in der Schule nicht sagen, wenn er bedächte, daß gerade seine außerordentlichen Bemerkungen in so und soviel Exemplaren daheim von den Kindern verbreitet werden und dort in Gegenwart der Kinder mit Randglossen versehen werden, die wenig dazu angethan sind, die Achtung des Lehrers zu heben. Auch auf seine Kleidung soll der Lehrer achten. Dieselbe braucht ja nicht kostbar sein, aber reinlich und ganz. Auch in seinen Reden außerhalb der Schule sei der Lehrer vorsichtig. Mancher meint sich durch Erzählen von allerlei Anekdoten und Witzen recht

beliebt zu machen. Er irrt sich aber. Seine Zuhörer mögen tüchtig lachen, aber achten werden sie ihn deswegen nicht.

B. Die Freude der Lehrerwirksamkeit beruht in dem Gefühle der Lust und Zufriedenheit, das Jeder im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und im Hinblick auf die glücklich vollbrachte Arbeit empfindet. Ferner in den vielen, sich täglich offenbarenden Erfolgen seiner Arbeit; in den Fortschritten, welche die Schüler machen; in dem freudigen, dankbaren Blick, der aus dem Auge des Schülers leuchtet, wenn er etwas Neues gelernt oder ihm schwer erscheinendes verstanden hat; in der Anhänglichkeit und Zutraulichkeit der Schüler. Welchem Lehrer lachte nicht das Herz, wenn ihm seine Schüler des Morgens mit freudestrahlendem Gesicht die Hand zum Gruß darbieten oder Abends beim Heimweg dieselbe Anhänglichkeit bekunden? Ich fragte einmal einen alten Collegen, wie es denn gehe und ob er die tägliche Anstrengung noch aushalten könne. Er antwortete: „Ach ja, ich meine auch zuweilen, es gehe nicht mehr, aber wenn ich in die Schule komme, und meine Kinder kommen mir so fröhlich entgegen, dann fühle ich, wie neubelebt, dann spüre ich kein Alter und keine Gebrechlichkeit mehr." So muß es auch sein. Beim Eintritt des Lehrers in die Schule muß die Sonne aufgehen und ihren wohlthätigen Einfluß ausüben auf ihre ganze Umgebung, daß sich alle freuen und fröhlich sind.

Zuletzt beruht sie auch noch im Vertrauen und in der Dankbarkeit der Eltern, wenn der Lehrer von diesen letzteren auch weniger Beweise erhält. Eine nicht gering zu schätzende Anerkennung ist es doch schon, daß Eltern ihre Kinder freiwillig — oft an anderen Schulen vorbei — zu ihm in die Schule schicken und manche während der ganzen Schulzeit ihrer Kinder dieselben in dieser Schule belassen, also den ganzen Unterricht und die Erziehung ihrer Kinder dem Lehrer anvertrauen. Solches Zutrauen ist mehr werth als aller Dank und alle Anerkennung in Worten ausgesprochen.

C. Das Göttliche der Lehrerwirksamkeit. Das Amt des evangelischen Lehrers ist eine Stiftung des Herrn der Kirche; denn es ruht im Apostelamt. Das läßt sich leicht erweisen. Der Herr hat in seiner Kirche anfänglich nur e i n Amt gestiftet, das Apostelamt. Alle kirchlichen Aemter sind aus diesem hervorgegangen.

Der Apostel Paulus schreibt 1 Cor. 12, 28: „Und Gott hat gesetzt in der Gemeine auf's erste die Apostel, aufs ander die Propheten, auf's dritte die Lehrer." Sodann Eph. 4, 11: „Und er hat etliche zu Apostel gesetzt, Etliche aber zu Propheten, Etliche zu Evangelisten, Etliche zu Hirten und Lehrern." Damit wird ausdrücklich bezeugt, daß alle diese Aemter von dem einen Herrn gestiftet wurden. Ferner findet ja auch die Wirksamkeit des Lehrers im Diesseits nicht ihre Schranken noch Abschluß, sondern sie erhebt sich über das Irdische hinaus und strebt einem ewigen Ziele zu und bereitet darauf vor. Denn nicht den Leib als solchen pflegt und entwickelt er, sondern den unsterblichen Geist nnd jenen nur in sofern, als er das Gefäß des unsterblichen Geistes ist. Diesen sucht er zur Lösung seiner ewig-sittlichen Aufgabe und zu seiner himmlischen Berufung zu befähigen .... Dadurch erhebt sich die Lehrerwirk-

samkeit über alle Berufsarten, die es nur mit dem Irdischen zu thun haben, und darin liegt das Göttliche derselben.

Ferner sei hier noch hingewiesen auf die köstlichen Verheißungen, welche diesbezüglich in der heiligen Schrift enthalten sind. Im Propheten Daniel 12, 3 heißt es: „Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Und Psalm 84, 7 u. 8 lesen wir: „Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt, sie erhalten einen Sieg nach dem andern, daß man sehen muß, der rechte Gott sei in Zion.“

Solcher Verheißungen dürfen wir uns wohl getrösten, wenn Muthlosigkeit über uns kommen will und wir gar am Erfolg unserer Arbeit zweifeln möchten.

Aber auch der Verantwortung wollen wir nicht vergessen. Es sind dieselben, welche Eltern bei der Taufe ihrer Kinder übernehmen. Wir hören da: „Wer aber ärgert dieser Geringsten Einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget würde und ersäufet würde im Meere, da es am tiefsten ist.“ Sodann: „Was einem Kinde verloren geht, durch die Schuld derer, denen der Herr seine Erziehung anvertrauet hat, das will er von ihren Seelen fordern.“ Gewiß ein verantwortungsvolles Amt, zumal wenn man bedenkt, daß in der Schule so viele Kinder zu versorgen sind!

D. Inwiefern wird die Würde, die Freude und das Göttliche der Lehrerwirksamkeit durch die Liebe erzeugt?

Aber das Mittel, wodurch sich die Lehrerwirksamkeit zu der in den drei ersten Punkten beschriebenen Höhe erhebt, bezeichnen wir die Liebe zu den Schülern; denn dieselbe treibt den Lehrer zu treuer Pflichterfüllung. Diese Pflichterfüllung aber, zu welcher die Liebe treibt, ist nicht blos eine Erfüllung der Pflichten, wie sie die Schulordnung vorschreibt, sondern sie erstreckt sich darüber hinaus.

Die Liebe fragt nicht: Was muß ich thun, sondern vielmehr: Was kann ich thun? — Sie läßt es sich nicht verdrießen, kleine Handreichungen nebenbei zu thun. Durch solche Thätigkeit aber erzielt der Lehrer immer mehr Fortschritte seiner Schüler und somit auch mehr Freude an seiner Wirksamkeit. Ebenso wie die Liebe zu eifriger Thätigkeit antreibt, so bewahrt sie andererseits vor manchen Fehltritten. Es stehet geschrieben: „Die Liebe ist langmüthig und freundlich“ — diese beiden Eigenschaften sollten keinem Lehrer fehlen, sie bewahren vor Uebereilung und unnöthiger Strenge. — „Die Liebe eifert nicht,“ d. h. sie behütet vor Zorn — „die Liebe treibt nicht Muthwillen,“ — sie hält den Lehrer ab, Spott und Spaß zu machen über die Schüler — „sie blähet sich nicht,“ sie behütet vor Einbildung und daraus entspringender Geringschätzung und rücksichtsloser Behandlung der Geringeren. Ferner treibt die Liebe zu den Schülern den Lehrer an, immer bessere Methoden zu ersinnen und zu erfragen. Ich sage hier absichtlich *erfragen* und meine damit den

Umgang mit Amtsgenossen, resp. den Besuch der Conferenzen. Ein Lehrer, der kein Bedürfniß oder keine Lust hat, mit Amtsbrüdern zu verkehren und sich nicht dafür interessirt, wie diese den Unterricht betreiben, der sich also in sich selbst vollkommen genug ist, bei dem fehlt es jedenfalls an der rechten Liebe zu seinen Schülern.

Ein Miethling, deß die Schafe nicht eigen sind, der also auch keine rechte Liebe zu denselben hat, begnügt sich wohl damit, wenn er nur Waide für sie hat, die seiner Meinung nach gut genug ist; ein Hirte aber, deß die Schafe eigen sind, der sie also lieb hat, der sucht die allerbeste Waide, und scheut keine Mühe und Anstrengung, bis er dieselbe gefunden und seinen Schafen zugänglich gemacht hat. Also auch der Lehrer, der seine Schüler lieb hat, sucht sie durch die beste Methode und auf dem kürzesten Wege dahin zu bringen. Wie langsam aber gelangt man zu einer guten Methode, wenn man sie selbst erfinden und allein verbessern will! Doch viel schneller und sicherer, wenn man sich die Erfahrungen und Beispiele Anderer zu Nutze macht. Manches kann man da in einer Stunde oder an einem Beispiele lernen, was man selbst in einem Jahre, ja vielleicht in seinem Leben nicht ausfinden würde.

Wie viel hier noch fehlt, das zeigt in etwa der Besuch unserer Conferenzen und das Interesse, welches bei denselben sich bekundet. Ich weise hier nur darauf hin, daß von den in unserer Synode thätigen Lehrern noch nicht zwei Drittel unsere Conferenzen besuchen, und daß man auf unseren monatlichen Lokalkonferenzen immer im Geiste etliche Collegen sieht, die nicht da sind. Es sollte nicht so sein. Zwar sind die Conferenzen auch nicht, was sie sein sollten und könnten, aber durch Abwesenheit und Theilnahmlosigkeit verbessert man sie gewiß nicht. Etwas Gutes ist immer dort zu finden. Der Goldgräber findet auch nicht das lautere Gold in der Erde, sondern vielmehr Schlacken, trotzdem läßt er sich nicht abhalten, immer weiter zu graben und zu suchen.

Zuletzt aber gewinnt der Lehrer durch seine Liebe zu den Schülern auch noch die Liebe, die Achtung und das Vertrauen der Eltern, die ihn dann um so lieber in seiner Arbeit unterstützen und ihm dieselbe erleichtern.

Von welcher Bedeutung und Wichtigkeit dies aber ist, läßt sich ungefähr aus der Antwort jenes Lehrers ersehen, der gefragt wurde, wie er denn mit 100 Kindern fertig werde. Er gab zur Antwort: „Mit den 100 Kindern werde ich schon fertig, aber mit den 200 Alten nicht.“ Ja, die Eltern können durch ihr Wohlwollen dem Lehrer die Arbeit an den Kindern ungemein erleichtern, dagegen aber unter Umständen auch sehr erschweren und es ist wohl der Mühe werth, sich des Wohlwollens der Eltern zu sichern. *Oft genügt hierzu schon eine persönliche Bekanntschaft oder gelegentlicher Hausbesuch.* Bei etwa vorkommenden Schwierigkeiten setze sich der Lehrer sofort in Verbindung mit den Eltern und verständige sich mit ihnen über das einzuschlagende Verfahren, damit von beiden Seiten gemeinschaftlich und im gegenseitigen Einverständniß gehandelt werden kann. — Vereint wird also dann leicht erwirkt, was einzeln keinem möglich war, am wenigsten aber, wenn sie gegen einander wirken.

Kirchliche Rundschau.

Der lutherische Hausfreund hat in seiner Nr. vom 1. Juli auf den Artikel in der Juninummer der Theol. Zeitschrift eine ganz eigenthümliche Entgegnung geliefert. Unter der Ueberschrift: „Literarische Notizen" bringt er an 4. und letzter Stelle folgendes:

„4. Theologische Zeitschrift für Juni. Redigirt von Prof. Becker, Eden College, St. Louis, Mo. Wie es manche politische Blätter machen, daß sie einen besonderen Fighting Editor im Hinterstübchen sitzen haben, der alle Differenzen zum Austrag bringen muß, so halten die Unirten sich im Friedensboten sehr friedlich, ihre Monatsschrift dagegen muß tüchtig fighten, um einigermaßen ihre Plünderungs- und Raubzüge zuzudecken. Die letzte Nummer sucht die Unirten gegen die Beschuldigung der Verweltlichung einerseits und der Zweideutigkeiten andererseits zu vertheidigen und daß es ihr nicht besser gelungen ist, wird wohl aus der Schwierigkeit der Sachlage zu erklären sein."

Besser kann mans wohl schwerlich machen, denn 1. steht dem Luth. Hausfreund für die Thatsache, daß er und nicht die Theol. Ztschr. den Streit angefangen hat, ein wahres Franzosengedächtniß zu Gebote (die Franzosen wußten vier Wochen nach Beginn des Krieges von 1870 schon gar nichts mehr davon, daß sie selbst angefangen hatten); 2. stellt er sich, als ob er nur die eine Nummer der Theol. Ztschr. kenne, damit er 3. anstatt sachlich zu entgegnen, auf den Redakteur der Theol. Ztschr. schimpfen kann und endlich 4. verkriecht er sich in die allerhinterste Ecke seines Literaturwinkels, um von da aus in die Welt hinauszuposaunen, wie schwierig es sei, dem Luth. Hausfreund entgegen zu treten. Mehr kann man gewiß nicht verlangen.

Die Pilgerfahrten nach Rom waren in früheren Jahren, als der Papst sich noch im Besitz seiner weltlichen Herrschaft befand, etwas ganz anderes als gegenwärtig. Der eine Theil der Pilger wurde durch eine religiöse Sehnsucht, das sichtbare Haupt und die irdische Hauptstadt der Kirche zu sehen, nach Rom getrieben, der andere Theil von einer Vergnügungssucht, die auch einmal in dieser Weise ihre Befriedigung suchte. Heutzutage sind die Pilgerfahrten nach Rom ebensowohl organisirt wie der Eisenbahnverkehr, werden aber weder im Interesse des Glaubens der einen, noch zum Vergnügen der andern Pilger geleitet, sondern für die päpstlichen Finanzen und die Politik der Kurie verwerthet. Es sind Millionen und aber Millionen, die dadurch in die päpstliche Kasse fließen. Ebenso entwickeln auch die Redner der verschiedenen Pilgerzüge jedesmal ihr politisches Programm (natürlich unter vorheriger Genehmigung der Kurie), das dann vom Papste in so kluger Weise gutgeheißen wird, daß keine Regierung Anlaß zu einer Beschwerde finden kann. — Die Organisation der Wallfahrten betreffend, so ist dieselbe eine geradezu mustergültige, stets von einem Punkte ausgehend und im andern endend. Der eine Punkt ist die Heimath, der andere Rom: In der Heimath sind es Jahr aus, Jahr ein dieselben bewährten, mit Rom in permanentem Verkehr stehenden Persönlichkeiten, welche die Pilger-Komitees bilden, und in Rom ist es wiederum das sich aus dort ansässigen Priestern und Laien bildende Empfangs-Komitee. Jede Kirchenprovinz hat in Rom ihr Kollegium, in welchem die heimathlichen Priester einen mehrjährigen Vorbereitungskursus für die spätere Propaganda durchmachen. So finden wir in Rom ein polnisches Kolleg, ein spanisches, ein französisches; für Oesterreich, mit Ausnahme Galiziens, die Anima, für Deutschland das Germanicum und das Hospiz beim Campo santo bei St. Peter. In diesen Kollegien ist der geistige Mittelpunkt für das Arrangement und das Reüssiren der heimathlichen Pilgerzüge; von hier aus geschieht die Anregung, und alle Fäden laufen in der Person des Rektors zusammen, welcher einem Komitee präsidirt, das theils aus Priestern, theils aus in Rom ansässigen Laien besteht.

In der Heimath wird der Pilgerzug in sehr vorsichtiger Weise arrangirt, damit sich kein räudiges Schaf nach Rom verirrt! Jeder Theilnehmer muß sich durch seinen speziellen Seelsorger über seine Kirchlichkeit und den regelmäßigen Empfang der Sakramente ausweisen, ehe er in die Liste eingetragen wird. Aermere Theilnehmer werden materiell unterstützt, damit die Wallfahrt so umfangreich wie möglich erscheint. An der Spitze des Pilgerzuges stehen fast immer dieselben Personen, in Deutschland zumeist

Fürst Löwenstein, Major a. D. v. Rochow — ein Konvertit —, Dr. Porsch, Dr. Lieber u. a. Die Seele für den Empfang und die Führung der deutschen Pilger in Rom ist Rektor de Waal vom Campo-Santo bei St. Peter, ein ebenso befähigter wie energischer und keinen Widerspruch duldender Priester. Für die deutschen Pilgerzüge bildet München den Anfangspunkt, Assissi und Loretto Zwischenpunkte. Letzterer Ort, der ein wahres Spitzbubennest ist, wo die Pilger in den letzten Jahren oft Schaden am Beutel litten und unmoralischen Belästigungen seitens der weiblichen Bevölkerung ausgesetzt waren, dürfte mit der Zeit vom Pilgerprogramm verschwinden. So wurde einem wallenden preußischen Rittergutsbesitzer anno 1885 in Loretto sein gesammtes Reisegeld gestohlen.

Bei der Ankunft in Rom werden die deutschen Pilger am Bahnhof vom Empfangs-Komitee sofort nach einem unter strenger Klausur befindlichen Raum geleitet, begrüßt und dann in die einzelnen Logis und Hotels vertheilt. Monsignore de Waal hält unter den Pilgern auf strenge Zucht und duldet, wie schon erwähnt, keinen Widerspruch, auch von kompetentester Seite, dafür sorgt er vorzüglich für das leibliche und geistliche Wohl der ihm Empfohlenen und speziell dafür, daß sie Rom nur durch die vatikanische Brille sehen. Der meistens auf zehn Tage bemessene Aufenthalt der Wallfahrer wird mit dem Abhalten von Gottesdiensten und dem Besuche der kirchlichen Sehenswürdigkeiten Roms ausgefüllt, wobei de Waal und seine Schüler die sachkundigen Führer abgeben. Abends finden sich die Pilger zu zwanglosem Beisammensein im Vereinslokal (meistens im palazzo Doria Pamfili auf der piazza navona) zusammen. Hier läßt man der Rede freien Lauf, und manches Wort, welches im deutschen Vaterlande den überwachenden Polizei-Lieutenant zur Auflösung der Versammlung veranlassen würde, entgleitet hier den Lippen der „Centrumsherren" oder den für immer vom Vaterlande losgelösten, zahlreichen, verbitterten Deutschen, die in Rom ihren dauernden Wohnsitz haben. Den Glanzpunkt der Romfahrt bildet stets die Audienz bei Leo XIII., bei welcher Gelegenheit seitens des päpstlichen Hofes aller erdenkliche Pomp entfaltet wird. Auch hier figuriren die Pilger als Statisten, die „geborenen Führer" als Akteure. Letztere haben dann auch stets den alleinigen Vortheil, denn als Dank für den mehr oder weniger großen Peterspfennig, welchen die Pilger dem Papste zu Füßen legen, werden die Führer von diesem mit Orden und Ehren bedacht. Kein deutscher Pilgerzug verläßt auch Rom, ohne Herrn de Waal ein kostbares Andenken zu hinterlassen.

Eine Probe dessen, was diese Rompilger für ihr Geld zu sehen bekommen, gibt der Bericht über die letzte Audienz der deutschen Pilger, welche zusehen durften, wie der Papst die Bänder der katholischen Studentenverbindungen segnete. „Dann legte er," so berichtet die „Germania," „segnend seine Hand auf die farbigen Brustbänder und sagte er ertheile von Herzen allen Mitgliedern der Verbindungen seinen Segen."

Eine Reihe von Texten zu ultramontanen Fuchspredigten für nichtrömische Enten gibt eine Zusammenstellung im Kirchenblatt der Iowasynode. Sie lauten:

1. Den Laien die Bibel geben, heißt die Perlen vor die Säue werfen.
 Kardinal Hasius.
2. Es gibt keine andere Abhülfe gegen das Uebel, als die Ketzer zu tödten.
 Bellarmin.
3. Laßt das öffentliche Schulsystem hingehen, wo es herkommt, zum Teufel.
 Freemans Journal.
4. Wir hassen den Protestantismus, wir verachten denselben von ganzem Herzen und mit ganzer Seele. Cath. Visitor.
5. Es ist durchaus unrecht, die heilige Schrift in der Landessprache zu verbreiten.
 Kardinal Himenes.
6. Wir sind keine Vertheidiger der Religionsfreiheit; wir wiederholen, wir sind es nicht. Shepherd of the Valley.
7. Religiöse Freiheit wird einfach geduldet, bis das Gegentheil in Kraft gesetzt werden kann. Bischof O'Connor.
8. Das Gericht Gottes und das Gericht des Papstes ist dasselbe, alle andern Mächte sind seine Unterthanen. Muscovius.

9. Es wird, ehe lange Zeit vergeht, in diesem Lande eine Staatsreligion sein, und diese ist die Römisch-Katholische. Priester Hecker.

10. Wir werden dieses Land einnehmen, und unsere Institutionen über dem Grabe des Protestantismus aufbauen. Priester Hecker.

11. Es kann keine Religion sein ohne die Inquisition, welche weislich zur Beförderung des wahren Glaubens bestimmt ist. Boston Pilot.

12. Ich würde das Sakrament eben so lieb einem Hund reichen, als einem Katholiken, der seine Kinder in die öffentliche Schule schickt. Priester Walker.

13. Der Papst hat den Priesterstand vom Gehorsam der Fürsten befreit, deshalb sind die Könige nicht mehr Vorgesetzte der Priester. Bellarmin.

14. Wir halten, daß der Volksunterricht Sache der Kirche, und nicht des Staats ist, und erkennen deshalb den Staat nicht als unsere Unterrichtsbehörde an. New York Tablet.

15. Wir erklären, behaupten und bestimmen, daß es für jeden Menschen zu seiner Seligkeit nöthig ist, dem römischen Pontifex Gehorsam zu leisten. Cardinal Manning.

16. Verflucht seien die verschlagenen und betrügerischen Gesellschaften, genannt „Bibelgesellschaften," welche die Bibel der unerfahrenen Jugend in die Hände geben. Pius IX.

17. Der Papst hat das Recht, das Absetzungsdekret gegen irgend einen Herrscher auszusprechen, wenn dasselbe im Interesse der Geistlichkeit geschieht. Brownson's Review.

18. Alle solche, welche von der Kirche Roms und von den Nachfolgern Petri eins der Schwerter nehmen und ihnen nur das geistliche lassen, sind als Ketzer zu brandmarken. Baronius.

19. Wann die Katholiken jemals — welches seiner Zeit gewiß geschehen wird — eine bedeutende numerische Ueberlegenheit gewinnen, so ist es mit der religiösen Freiheit zu Ende. Erzbischof von St. Louis.

20. Ketzer, Schismatiker, und Rebellen gegen den besagten Herrn Papst oder seine Nachfolger, will ich aus allen meinen Kräften verfolgen und bekämpfen. Eid für Bischöfe.

21. Ich verleugne und entsage allem Gehorsam gegen irgend einen König, Fürsten oder Staat, der protestantisch heißt oder dem Gehorsam gegen irgend einen ihrer untergebenen Richter oder Beamten. Eid für Jesuiten.

22. Keine Bibel soll gehalten oder gelesen werden, ausgenommen von Priestern, keine Bibel darf ohne Lizens verkauft werden, ohne daß sich der Verkäufer der Sünde theilhaftig macht, die nicht vergeben werden kann, weder in dieser noch in jener Welt. Concilium zu Trient.

23. Wir bestätigen und erneuern die eben erwähnten Dekrete, die in früherer Zeit durch Apostolische Autorität ausgingen gegen die Publikation, Verbreitung, das Lesen und den Besitz der heil. Schrift in der Landessprache. Gregor XVI.

Wie man die gedrückten Gewissen guter Katholiken entlasten kann, darüber gibt nicht etwa ein protestantistes, sondern das katholische „Pastoralblatt für die Diöcese Rottenburg" Auskunft in Nr. 8 vom 15. April d. J., indem es folgende Frage und Antwort enthält: „Casus. Ein Pönitent klagt sich über Steuerdefraudation an und erklärt sich bereit zu restituiren, fragt aber, ob ihm nicht folgender Weg der Restitution gestattet werden könne: Er möchte eine Reise, die er sonst nicht gemacht hätte, innerhalb Landes machen und zudem noch einen oder zwei Freunden als Reisebegleitern die Reise entschädigen, um auf diese Weise in Form von Reisegeld dem Staat das ungerechte Gut zurückzuerstatten." Kann diese Art von Restitution gestattet werden oder nicht? Antwort: „Ja, wenn der Reinertrag an Fahrgeld für den Staat wenigstens schätzungsweise der Restitutionssumme gleichkommt." Hätte also der Mann seine Steuern ehrlich bezahlt, so wäre er jedenfalls um seine Vergnügungsreise gekommen. So aber hat er von seiner Betrügerei zwar keinen Gewinn, aber doch Vergnügen und gar keine Gewissensbisse mehr. Es ist doch manchmal gut, katholisch zu sein.

In der anglikanischen Kirche zeigt sich sowohl von seiten der Low Church party wie von seiten der Ritualisten eine so hochgradige Empfindlichkeit, daß dieselbe

nur als Symptom eines innerlich krankhaften Zustandes zu begreifen ist. Ein Beispiel solcher Empfindlichkeit auf hochkirchlicher Seite gibt das in der Mainummer Seite 159 Berichtete. Der Low Church party ergeht es unter Umständen aber ganz ähnlich. Ein Bericht darüber sagt u. a.: „Die St. Pauls-Kathedrale in London ist unlängst durch einen Altaraufsatz oder Altarschrein von hohem architektonischen Werth und großer Schönheit bereichert worden. In dem Mittelbild dieses Aufsatzes ist die Kreuzigung unseres Herrn in lebensgroßen Marmorstatuen dargestellt; darüber ist eine Figur der gebenedeiten Jungfrau, und in den Seitenflügeln befinden sich Statuen der Apostel Petrus und Paulus. Gegen diesen Aufsatz hat nun der protestantische Theil der englischen Staatskirche, repräsentirt durch die s. g. Church Association einen Sturm ins Werk gesetzt, weil er zum Götzendienst verführe. Ein Anzahl Geistlicher und Laien wandten sich, dem englischen Gesetz gemäß, zunächst mit einem Memorandum an den Diöcesan von London, Bischof Temple, mit der Bitte, er möge seine Zustimmung ertheilen zu einem Prozeß gegen Dekan und Kapitel von St. Paul, um die Entfernung des anstößigen Kunstwerkes zu erzwingen. Der Bischof, welcher übrigens keineswegs extrem-hochkirchlich gesinnt ist, hat dieses Gesuch abschlägig beschieden. Er betont in seinem Antwortschreiben zunächst seine treue Anhänglichkeit an die Grundsätze der Reformation, welche er als Gottes größten Segen für die Kirche von England seit ihrer Stiftung preist, ja er gesteht zu, daß der Wunsch, alle Skulpturdarstellung des Herrn aus den Kirchen, wenigstens von so allgemein sichtbarem Platze wie der Altarrückwand auszuschließen, ihm durchaus verständlich sei. Allein die Frage sei bereits vor Jahren auf gesetzmäßigem Wege entschieden, da ein Altarschrein in der Kathedrale von Exeter mit einer Darstellung der Himmelfahrt für gesetzlich zulässig erklärt sei. Wenn aber eine Darstellung der Himmelfahrt nicht zum Götzendienst verleite, so könne es eine solche der Kreuzigung auch nicht thun. Derartige spitzfindige Unterscheidungen seien dem Geiste der Reformation gänzlich fremd.

Die Church Association hat sich aber hierbei nicht beruhigt. Sie hat sich an einen weltlichen Gerichtshof gewendet, um von demselben einen Befehl (Mandamus) an den Bischof von London zu erlangen, die Genehmigung zum Prozeß zu ertheilen. Sie begründet ihr Gesuch damit, daß die Gründe, welche Bischof Temple für seine Weigerung anführe, ungenügend und unvernünftig seien; denn eine Darstellung der Himmelfahrt lade nicht in demselben Grade zum Götzendienst ein, als die der Kreuzigung; der Statue der Jungfrau aber habe der Bischof gar nicht gedacht."

Die ganze Sache erscheint allerdings nngemein kleinlich, ja lächerlich, aber gerade die Ritualisten legen eben den kleinlichen Dingen, wie Bilder, Processionen, Fahnen, Priestergewändern, ceremonialen Formen eine große religiöse Bedeutung bei; und so hat denn auch wohl die Church Association eben um des ritualistischen Gebrauches oder Mißbrauches dieser Dinge willen Klage erhoben, während man da, wo ein solcher Gegensatz nicht besteht, keinen Anlaß zu einer Klage gesehen hätte.

Ein anderer Schritt der Church Association erscheint verständlicher und ist auch schon um deßwillen interessant, weil zum ersten Male ein Bischof wegen ritualistischer Gebräuche angeklagt wird.

„Die Church Association hat nämlich gegen den Bischof von Lincoln einen Prozeß bei dem erzbischöflichen Gerichtshof von Canterbury angestrengt wegen ungesetzlicher Neuerung in rituellen Gebräuchen. Und zwar wird Klage geführt über folgende Punkte: 1. der Gebrauch angezündeter Kerzen, wo sie nicht nöthig sind, um Licht zu geben; 2. die östliche Stellung (Orientirung) während des Gottesdienstes vor der Kommunion (die gebräuchliche Stellung in der Low-Church ist am Nordende des Altars); 3. die Vermischung von Wasser mit dem Kommunionwein und Spendung dieses gemischten Kelches an die Kommunikanten; 4. die Stellung während des Konsekrationsgebets, sodaß die Bewegung der Hände der Gemeinde nicht sichtbar ist; 5. das Singen des Agnus Dei gleich nach der Konsekration; 6. das Bekreuzen des Volkes; 7. die Reinigung der Patene und des Kelches nach der Kommunion und das Trinken des dazu gebrauchten Wassers.

Da es sich um diejenigen Fragen handelt, welche in der ritualistischen Bewegung am meisten hervorgetreten sind, so daß es zur Charakteristik einer Kirche genügt zu wissen, ob dort die "six points" in Gebrauch sind, so darf man auf den Ausgang gespannt sein. Indeß wird der Prozeß vermeintlich auf irgend eine Weise niedergeschlagen oder verhindert werden. Auch ist zu bemerken, daß die meisten der von den Klägern angezogenen Gebräuche schon vor Jahren, bei dem No-Popery-Sturm, von dem neu geschaffenen kirchlichen Gerichtshof, sowie von dem als zweite und letzte Instanz fungirenden „Geheimen Rath" (Privy Council) für ungesetzlich erklärt sind. Die hochkirchliche Partei erklärt freilich diese beiden Gerichtshöfe selbst für ungesetzlich, weil sie einseitig durch das Parlament ohne Zuziehung der (damals sistirten) Konvokation geschaffen seien, und behauptet zudem, daß ihre Entscheidung auf absichtlichen und böswilligen Verdrehungen des Gesetzes und falscher Auslegung der Rubriken des Common Prayer book beruhe."

Seit einiger Zeit macht in England ein neuer Prophet, Namens Baxter, viel von sich reden. Er ist ein Geistlicher der englischen Staatskirche, gibt ein Blatt, den "Christian Herold" heraus, welches wöchentlich in 250,000 Exempl. verkauft wird, und ist Leiter einer besonderen Mission, die etwa 100 Evangelisten ausgesandt hat. Er gibt vor, nach jahrelangem Forschen auf Grund gewisser Stellen im Buche Daniel und in der Offenbarung Johannes das Datum des Weltendes 2c. genau ausgerechnet zu haben. Auch in Paris hielt er kürzlich Versammlungen. Von 1888—91 werden, das ist der Wahn dieses Propheten, schreckliche Kriege und Revolutionen stattfinden. Die 23 Staaten Europas werden auf zehn reduzirt; Frankreich wird bis zum Rhein vergrößert, erhält die Schweiz, Elsaß-Lothringen und Belgien, England verliert Irland. Am 21. April 1894 wird der Antichrist Napoleon König von Syrien, und schließt ein siebenjähriges Bündniß mit den Juden. Am 8. November 1894 werden die jüdischen Opfer wieder hergestellt. Zwischen dem 14. August 1894 und dem 27. Januar 1901 werden Millionen von Christen ermordet werden, und Erdbeben, Hungersnoth nnd Pestilenz herrschen. Am 5. März 1896 findet die Auferstehung der Heiligen und die Entrückung der 140,000 wachsamen Christen statt, ohne daß sie den Tod schmecken; am 6. April 1901 die Entrückung der anderen Christen. Am 11. April 1901 ist die Ankunft Jesu Christi auf Erden zur Schlacht bei Harmageddon und zum Beginn des tausendjährigen Reiches. Uebrigens ist Baxter auch geneigt zu glauben, daß General Boulanger der Antichrist sein könne, da der Zahlenwerth seines Namens in griechischen Buchstaben 666 ergebe.

Da wäre also wieder eine neue Lösung des alten apokalyptischen Räthsels. Es wird wohl die letzte noch nicht sein. Merkwürdig ist es übrigens, wie ein Mann, in dessen geistigen Gesichtskreis die Ereignisse der letzten Jahrzehnte noch gar nicht eingetreten sind, sich zum Propheten die nächsten Jahrzehnte aufwirft.

Auch Spurgeon ist zwar nicht unter die Propheten, aber unter die Weissager gegangen. Er bringt nämlich in "Sword and Trowel" eine Weissagung, die er freilich nicht selbst verfaßt hat, sondern aus einer amerikanischen Zeitung entnimmt, die er aber offenbar als seine eigene annimmt. Sie lautet folgendermaßen: „Der letzte Entscheidungskampf muß zwischen dem Atheismus in seinen zahllosen Gestalten und dem Calvinismus ausgefochten werden. Alle anderen Systeme werden zerdrückt werden wie morsches Eis zwischen zwei großen Eisbergen." Angesichts der Thatsache, daß Spurgeon unlängst bei dem Down-Grade-Streit mit Kummer behaupten mußte, er sei beinahe der letzte Calvinist in England, und die calvinistischen Sekten seien auf abschüssiger Bahn zu Socinianismus, Arminianismus und Universalismus, scheint dies ziemlich wunderlich. Außerhalb Englands aber möchte man echten Calvinismus wohl mit der Laterne suchen müssen. Vollends in Amerika ist er meist ebenso echt, als das amerikanische Lutherthum, das in allen möglichen Farben und Schattirungen erscheint, von denen jede natürlich die echte ist.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVI. September 1888. Nro. 9.

Das persönliche Verhältniß des Gläubigen zu Christo.

Referat von P. K. Wetli.

(Eingesandt von P. J. Schwarz.)

(Schluß.)

Das war die besondere Versuchung, die der Herr Jesus Christus durchmachen, die besondere Gerechtigkeit, die er erfüllen mußte, daß er, dem vom Vater gegeben war und ist, das Leben in sich selber zu haben, doch nicht allein bleiben und für sich allein Herrlichkeit haben wollte, sondern seine Hingebung für uns am Kreuze vollendete, damit er viel Frucht bringe.

Nenne man Jesu Tod immerhin einen Märtyrertod, seine Selbstvollendung; schief ist nur, daß man dies der priesterlich sühnenden Kraft desselben entgegenstellt. Eben darin, daß Jesus als der treue Zeuge stirbt, wie ihn auch der Seher der Apokalypse nennt (Apok. 1, 5), und eben in seiner Selbstvollendung liegt unsere Versöhnung. — Hätte Jesus, um sein Leben nicht hingeben zu müssen, mit seinem Zeugniß geschwiegen, so wäre es nichts Anderes gewesen, als daß er uns Sünder fahren lasse. Das wollte und konnte er nicht. So ist er als der treue Zeuge für uns gestorben und hat den Kampf mit der Macht der Finsterniß innerlich und äußerlich aufgenommen, durchgekämpft und zum Siege hinausgeführt, so daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist. — Und seine Selbstvollendung ist nichts Anderes, als daß er den Rathschluß des Vaters vollbringend, von der Menschwerdung bis zu seinem Tode sich Eins gemacht hat mit uns armen, sündigen Menschen, und menschliches Wesen Eins gemacht hat mit Gott, seinem Vater.

Nun haben wir an ihm den Gerechten, der ganz uns Sündern gehört. Wer will sagen: seine Gerechtigkeit ist mir fremd? Da er sich selber uns zu eigen gegeben hat, gehört Alles unser, was sein ist. Im Glauben ist seine Gerechtigkeit meine Gerechtigkeit, und der Fluch von mir genommen und eine ewige Erlösung gefunden. „Die Erlösung ist", wie Blumhardt in kühnem Ausdrucke sagt, „die Rache Jesu an all' seinen Feinden. Alle Bosheit, auch die der unsichtbaren Welt, hat sich über ihn, den menschgewordenen Gottessohn, ausgegossen und an ihm verschuldet. Er hat ein Racherecht auf Alle, und seine Rache ist: Vergebung, Erlösung." Und die Macht dieser Erlösung Jesu reicht bis an die Grenzen der Erde, reicht durch alle Zeiten, reicht auch hinein in's Todtenreich. 1. Petr. 3 und 4. Phil. 2 2c.

Unser menschlich-irdisches Denken mag ja wohl zu kurz kommen bei der

Auflösung des Geheimnisses der gottmenschlichen Persönlichkeit Jesu. Wer will aber das zur Instanz machen gegen die Realität derselben?

Verstehen wir unser eigenes Wesen? Ist's dichotomisch? Ist's trichotomisch? Welches ist das Verhältniß von Leib und Seele? Wo ist der Sitz der Seele? u. s. w. u. s. w. O wie tastet die Psychologie seit Jahrtausenden! Wenn man so über das menschliche Wesen grübelt, kommt man sich selbst fast wie eine Mythe vor, — wie eine müßige Speculation. Und doch existiren wir, sind keine Mythe, leben und fühlen uns in aller Mannigfaltigkeit der Beziehungen als eine Einheit. Ist nicht alles Leben Geheimniß? Thatsachen haben wir, aber wie sie werden, das ist Gottes Sache. Und wir wundern uns, daß die Person Christi unergründliche Tiefen für uns hat? Speculiren wir über sie, fassen wir sie in Formeln, ach wie dürr! ach wie schwach! — aber sehen wir in die Schrift, lauschen wir da den aus den Tiefen Gottes geschöpften Worten, betrachten wir Jesum in seinem Thun und Leiden, in seiner Niedrigkeit und Herrlichkeit, welche wundersame, unzerbrochene, Himmel und Erde, Gott und Mensch in physisch gesetzter Weise und doch in intellektueller Antithese und wahrhaft freier, ethischer Synthese innerlichst verbindende Persönlichkeit ist das!

Die Thatsache dieser Persönlichkeit und die in ihr geschehene Versöhnung bei Seite schieben, weil die Gnosis Stückwerk ist, das heißt wahrlich nicht essen wollen, weil man die Chemie der Nahrungsmittel noch nicht versteht.

Ja, ein Geheimniß ist's: Gott geoffenbaret im Fleische, aber ein gottseliges. Darum wollen wir Jesum nicht herunterschneiden zu unserem kleinen, sündigen Maße. Wir haben genug Unsersgleichen, genug Mitsünder. Wir wollen uns freuen, den Gerechten bei und für uns zu haben, durch welchen uns der Zugang zum Vater offen steht und wir in gereinigtem Gewissen zu Kindern Gottes angenommen sind.

3. Dieser Christus *für* uns, in dem wir als Sünder Gerechtigkeit haben vor Gott, will nun auch der Christus *in* uns sein, will durch den Glauben unsere Herzen und unser Leben reinigen und heiligen und eine Gestalt gewinnen in uns. Er ist uns gemacht zur *Heiligung*.

Das ist nun die Seite des Evangeliums, die auch der Welt, bevor sie selber glaubt, einigermaßen zum Bewußtsein kommt. Denn so innerlich die Heiligung gerade ihrer evangelischen Art nach ist, so dringt sie doch auch nach außen in die Breite des Lebens, der Glaube soll sich in Werken, die bemerkt und controlirt werden, erweisen. „Daran wird *Jedermann* erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe habt untereinander," sagt Jesus.

Das Christenthum ist ein neues *Leben*, ist ein „*Weg*", wie es in der Apostelgeschichte oft so bedeutsam heißt, ein Weg, der gegangen wird. Es hat der Welt eine neue Ethik gebracht, eine Ethik, deren Princip zwar schon im Alten Testament enthalten ist, das Princip der Liebe: „Liebe Gott über Alles und den Nächsten wie dich selbst." Aber dieses Princip ist in seiner wahren Tiefe der Welt erst aufgegangen durch den, der es auch voll und ganz erfüllte. Ja, was sage ich? Er ist der Herr des Princips, er ist Eins mit demselben,

so daß es in Christo uns nicht mehr als Gesetz in Buchstaben, sondern in Geist und Leben, als alle Welt umfassende, erlösende und beseligende That zu eigen geworden ist.

Ich sage mit Bedacht: Es ist uns zu eigen geworden in Christo. Er will uns nicht nur gegenüberstehen, wie ein Gesetz. Der Herr Jesus Christus ist nicht nur wieder Gesetzgeber durch sein Wort und Beispiel.

So trivial die Bemerkung ist, so noth thut uns doch, uns immer wieder daran zu erinnern. Stehen nicht tausend und tausend Christen nur auf diesem gesetzlichen Standpunkte? Hat nicht gerade dieses die Reformation des 16. Jahrhunderts nothwendig gemacht? Und wie schnell und oft sinkt man wieder vom Glauben und Geist in die gesetzliche Weise seit der Zeit der Galater zurück, auch wir Pastoren!

Wo Christus nur als Gesetz gepredigt wird, da legen wir den Leuten eine Last auf, die sie nicht tragen können, und sie haben dabei das Gefühl, wir tragen diese Last selber nicht. Da heißt's dann: „Ja, der Pfarrer hat gut reden; das ist wohl schön; aber wer kann's halten?" Keine Ethik, auch die christliche nicht, hat die Kraft, lebendig zu machen. Lebendig macht nur der Geist der Gnade, der Tröster, den uns der Herr Christus erworben hat und vom Vater sendet, und in und mit welchem der Herr selber mitten unter uns und in uns sein und bleiben will bis an's Ende der Welt.

So hat er's verheißen, so thut er's. Und im Glauben erfahren wir es. Womit hat Paulus unter den Heiden, womit die Reformatoren in ihrem Jahrhundert ein neues, geheiligtes Leben entzündet? Durch die Predigt des Gesetzes, oder durch die Predigt des Glaubens an den, der Gottlose gerecht macht aus Gnaden?

Ich bin ganz einverstanden, daß es ein leeres, schwächliches Schwatzen von Gnade geben kann, wo bald dem, der redet, bald dem Hörer, bald Beiden zusammen erst nöthig wäre, daß ihnen Kopf und Herz und Nieren gründlich gewaschen würden. Denn auch unser Gott ist ein verzehrendes Feuer (Heb. 12, 29). Nicht Jeder, der Herr Herr sagt u. s. w. Wir wissen, daß auch Solchen, die viele Thaten in Jesu Namen gethan haben, der Herr frei bekennen wird: „Ich habe euch nie gekannt, weichet von mir, die ihr die Ungerechtigkeit übet." Matth. 7, 21—23. So müssen die Gewissen sehr geschärft werden, aber eben so geschärft, daß ihnen zuletzt kein Ausweg bleibt, als die Zuflucht zur Gnade Gottes in Jesu Christo, um in ihm Gerechtigkeit und Frieden zu gewinnen, nun aber auch in ihm zu bleiben und sich an ihm zu halten, als den, der stark sein will in den Schwachen (2. Cor. 12, 9. 10), zu dem wir gehören wie Schosse zum Weinstocke, ohne den wir nichts thun können. (Joh. 15.)

Nur so kommt's zu einer wirklich evangelischen, christlichen Heiligung.

Sorgen, beten, predigen wir, daß die Seelen nicht schlafen; aber auch, daß sie nicht seufzen in der Mühsal des Gewissens und irregehn wie Schafe, die keinen Hirten haben, sondern bei Jesus gute Weide finden und frisches Wasser und fröhlich und munter und ernst und treu werden im Wandel, durch den

Reichthum seiner Gnade und in der heiligen Zucht seines Geistes. Und vergessen insonderheit auch wir es nicht, Acht zu haben auf uns selbst und im Namen Jesu betend uns geben zu lassen, was unserm Amt und Leben die rechte Seele gibt.

Was den Charakter der christlichen Heiligung betrifft, so können wir sagen, sie habe gleichsam zwei Pole, oder etwas Centripetales und etwas nicht zwar Centrifugales, aber vom Centrum aus die Peripherie Gewinnendes und Beherrschendes. Oder besteht sie nicht gleichmäßig in Weltflucht und Weltüberwindung? Flucht aus der Welt zu Christo, und Sieg über die Welt mit ihm? Wir haben unser Leben zu führen verborgen mit Christo in Gott (Col. 3, 3), und wiederum heißt uns Christus in alle Welt gehen (Matth. 28), und bittet nicht, daß der Vater uns aus der Welt nehme, sondern in der Welt vor dem Bösen bewahre, uns heiligend in der Wahrheit (Joh. 17). Da wo Jesus die Seinen aussendet (Matth. 10, 16), braucht er das Wort: seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben. Wenn die Schlange ein Geräusch hört, merkt, daß sich ihr Jemand nähert, so schlüpft sie in ihre Höhle; das ist ihre Klugheit. Die Taube aber fliegt und hüpft arglos in den belebtesten Straßen der Stadt, das ist ihre Einfalt. Beides soll dem Christen eigen sein. Immer in unserem gegenwärtigen und mit uns gehenden Felsen Christus zu sein, Herz und Sinne wachend und betend zu bewahren in ihm, das ist unsere Klugheit. In der Liebe und Wahrhaftigkeit Jesu unter den Menschen zu verkehren und guten Samen zu säen, furchtlos und demüthig im Glauben, aber auch in aller Einfachheit, das ist unsere Einfalt. Wahre Heiligung hat daher etwas in sich Gesammeltes, aber ist dabei doch ohne allen haut-gout, ohne einen besonderen Anstrich. Man muß sich zweimal bekehren, hat Jemand gesagt, das eine Mal von der verderbten Natur zu Christo, dann, nicht von Christo w e g, aber m i t Christo zu geheiligt natürlichem Wesen.

Das Ziel aber der Heiligung des Sünders durch Christum ist nicht seine Einzelvollendung, sondern seine Eingliederung in den heiligen Leib Christi, in seine Gemeinde, daran er das Haupt ist. Das persönliche Verhältniß des Gläubigen zu Christo hat etwas gar Inniges, Vertrauliches, aber es zielt dabei ebenso stark auf das Reichsmäßige. Wie wir Menschen durch Adam in der Gemeinschaft der Sünde und des Todes standen, so sollen wir untereinander durch Christum in der Gemeinschaft der Gerechtigkeit und des Lebens stehen. Dafür bittet Jesus in seinem hohenpriesterlichen Gebete, daß wir Alle Eins seien, und wiederholt es mehrfach (Joh. 17). Er ist der Bräutigam, nicht der einzelnen Seele, sondern der Gemeinschaft der Heiligen. Es ist der Wille des Vaters, Alles zusammenzufassen in Christo, was im Himmel und auf Erden ist (Eph. 1, 10). Das wahre persönliche Verhältniß zu Christo isolirt also den Menschen nicht, führt ihn nicht in ein enges Wesen, das, der eigenen Seligkeit froh, um die übrige Welt sich nicht kümmert, sondern gibt ein weites Herz für, und einen weiten Blick auf das Ganze der Menschheit, ja alle seufzende Kreatur. Man denke an einen Paulus, einen

Augustin, einen Bernhard v. Clairvaux, die Reformatoren, einen Zinzendorf, Lavater, Stilling, einen Blumhardt. Gerade diese für den lebendigen Christus brennenden Leute haben auch den brennendsten Trieb gehabt, in's Weite zu wirken, das Reich des Herrn zu bauen. Aus dieser Jesusliebe ist die äußere und innere Mission geboren. Ist es nicht wahr, wo ein lebendig gläubiger Christ auch äußerlich auf einen engen Berufskreis angewiesen ist in seinem Herzen ist doch Reichssinn, er nimmt Theil am Wohl und Wehe, an den Kämpfen und Siegen der Brüder, an der Rettung des Verlornen, und betet um das Kommen des Reiches? Ich hatte in meiner Studienzeit einen Freund, Forstmann seines Berufes, einen Waadtländer, der ärgerte sich ordentlich in seinem feurigen Liebessinn an den Worten des sonst ja so schönen Liedes: „Lasse still die Andern breite, lichte, volle Straßen wandern." Der Gläubige kennt keine rechte volle Erlösungsfreude ohne den Jubel der Miterlösten.

Und es ist das eben nicht nur subjektiv so, sondern objektiv. Wir sind in der That nur Glieder am Leibe Christi. Wir können die Herrlichkeit Jesu, die Fülle des Lebens, der Weisheit, der Liebe und Schönheit, die in ihm ist, nicht als Einzelpersönlichkeit, ohne Zusammenhang mit der Gemeinde des Herrn erleben. So wenig die Hand für sich erlebt, was das Auge, oder der Fuß für sich, was das Ohr; aber an einem gesunden Leibe, der von seinem Haupte regiert wird, die Glieder einander dienen, so daß jedem zu gute kommt, was das andere hat und thut, die Hand wirklich sehend wird durch das Auge, das Auge wahrhaft wirksam durch die Hand u. s. w., so nehmen wir Theil an der Fülle Christi durch die gliedliche Gemeinschaft mit der Kirche. Darum sagt Paulus Eph. 4, 16: Aus ihm ist der ganze Leib zusammengefügt und verbunden durch alle Gelenke, die einander kräftige Hülfe leisten, nach dem Maße eines jeden Gliedes, und wirket sein Wachsthum zu seiner Erbauung in Liebe. Vgl. Eph. 3, 19. 22.

Es ist denn auch klar, daß das persönliche Verhältniß zu Christo den eminentesten Bezug auf die soziale Frage zu jeder Zeit und allerwärts hat. Christus ist in der That der größte Sozialist, aber sein Sozialstaat ist das Reich Gottes. In dem Maße, als es gelingt, Arme und Reiche, Leute aus allen Ständen in das rechte Verhältniß zu Christo zu bringen, in dem Maße kommt der Geist über die zerstreuten Gebeine und einigt sie. Wenn der Herr das Haupt der „Gesellschaft" wird, diese zum Reiche Gottes sich gestaltet, dann bahnt sich die Heilung aller Schäden und Gebrechen an.

Aber eben nur Anbahnung ist es in dieser Zeit. In diesem Aeon der Sünde und des Todes ist Heiligung und Heilung nur im kampfvollen Werden. Nicht, daß ich es schon ergriffen habe, ich jage ihm nach (Phil. 3). Wir seufzen in unserem Leibe und sehnen uns nach der Ueberkleidung aus dem Himmel (2. Cor. 5). Und wer könnte selig sein, wo so Viele weinen und irregehen? Wir sind erst in Hoffnung selig (Röm. 8). Haben wir nur in diesem Leben auf Christum gehofft, so sind wir die elendesten Menschen. (1. Cor. 15).

Der Christ kann sich aber auch nicht mit dem bloßen persönlichen Heimgehen beruhigen, so selig er sich dessen getröstet, und sich freut, damit der Sünde und des Leids völlig los zu werden, er kennt keinen Privathimmel für sich und die Seinigen, er kennt eine Offenbarung der ganzen Herrlichkeit Christi nur in der Gesammtvollendung seines Reiches, bei seiner Wiederkunft; nur dies entspricht der Majestät des Heilandes und der Fülle seines Erlösungswerkes.

4. Das faßt Paulus kurz in das Wort: Er ist uns gemacht zur Erlösung.

Dem Herrn, der ankündigt: „Siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir," antworten der Geist und die Braut; die Kirche und der heilige Geist in ihr sprechen: „Komm!" Und wer es hört, der spreche: „Komm!" „Ja komm Herr Jesu" bittet der Seher (Apoc. 22). So oft wir das Abendmahl feiern, sollen wir den Tod des Herrn verkündigen, bis daß er kommt (1. Cor. 11).

Man weiß nicht wo anfangen und wo aufhören mit ähnlichen Citaten aus allen Büchern des Neuen Testaments. Wer könnte die Verheißung des Herrn und die Erwartung der Seinen, daß er komme, aus der Bibel wegbringen als einen unwesentlichen Theil des Evangeliums, da es ja vielmehr die Krone, der Schlußstein, das Ziel ist? Nehmt die Zukunft weg, und das Evangelium ist eine Ruine. Der Herr, der da kam, der Herr, der bei uns ist, der ist's, der kommen wird, sein Reich in heiliger Herrlichkeit zu vollenden ohne Hülle und Schranke.

Der grundlegende Anfang dieser neuen Schöpfung ist Christus, der Gottmensch selbst, der seine eigene Leiblichkeit von innen heraus dem himmlischen Stande, den er durch die Auferstehung gewann, entgegenführte. Man kann mit Rocholl in seinem Buche über die Realpräsenz Christi sagen: die immanente Herrlichkeit Jesu Christi führte zur transparenten, den Leib vergeistigenden, zur heiligen Schönheit, d. h. zum Einklang von Natur und Geist erhebenden, und zwar, weil in Herrlichkeit gebunden, unauflöslichen Herrlichkeit.

Dabei bleibt aber der Herr nicht stehen. Seine Herrlichkeit will und wird zur transscendenten werden, das heißt, sie soll auf die Seinigen übergehen. Jesus zieht die Seinen in dieselbe hinein. Er macht seine Gemeinde, die er sich kraft seines erworbenen Rechtes aus den Lebenden und Todten, aus allen Nationen und Zungen sammelt, wie heilig, so auch herrlich in der Auferstehung an seinem Tage.

Er, der das gute Werk angefangen hat, der wird es vollenden.

Ja davon aus wird endlich der ganze Kosmos zur Verklärung kommen.

Denn wie Christus der Mittelpunkt des Menschengeschlechtes ist, so dieses der Mittelpunkt des Kosmos, und so wartet die seufzende Kreatur auf die Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes, um auch selbst vom Banne der Vergänglichkeit befreit zu werden, wie Paulus, Röm. 8, so tiefsinnig skizzirt. Da tritt die Palingenesie ein, von der Jesus, Matth. 19, die Wieder-

herstellung aller Dinge, von der Petrus, Ap. 3, redet. Da wird der neue Himmel und die neue Erde sein, wie der Seher in erhabenen Zügen sie schildert. Apoc. 21 und 22.

Da ist die wunderbar reiche, tröstliche Aussicht, die das Evangelium von der Auferstehung des für uns gekreuzigten Jesus in Gang und Ziel dieser Todeswelt eröffnet.

Wer will es denn außer der Ordnung finden, daß Jesus schon in seiner irdischen Gegenwart leibliche Heils- und Segenswunder that, in Beweisung seiner Erbarmung und Macht? Auch von diesen ist die Schrift so voll, so durchzogen in ihrem feinsten Geäder, daß man sie zermartern muß, wenn man die Wunder exstirpiren will, und auch dann noch wird sie zeugen von dem, was der Herr an Kranken und Todten that.

Man betrachtet diese Wunder nur zu häufig vereinzelt, abgetrennt von dem ganzen in die Zukunft und Ewigkeit reichenden Erlösungswerk Jesu, das die Ueberwindung des Todes, die Verklärung der Gesammtschöpfung im Auge hat, da doch von da aus erst das er- und verklärende Licht darauf fällt.

Man übersieht auch, daß diese Heilwunder durch die ganze Kirche fortgehen bis auf den heutigen Tag. Paulus nennt unter den Gnadengaben ausdrücklich die Gabe der Gesundmachung und der Wunderwirkungen. 1. Cor. 12, 9. 10. Die Behauptung, diese sei mit der apostolischen Zeit erloschen, läßt sich gewiß nicht aufrecht halten.

Uns Protestanten ist in dieser Beziehung das Auge nicht wenig getrübt worden durch den leider nothwendigen Bruch mit der alten Kirche im 16. Jahrhundert. Man hatte einen solchen Wust von Aberglauben und Kreaturvergötterung auszufegen und bekam einen solchen horror, müßige Legenden in den Kram nehmen zu müssen, daß man die Unbefangenheit, Thatsächliches auszusondern, vielerseits verlor, das Kind mit dem Bade ausschüttete und dann zur eigenen Beruhigung den Kanon aufstellte: Die Wundergabe sei nur für die Gründungszeit der Kirche nöthig und berechnet gewesen. Aber der Herr kehrt sich nicht an diesen menschlichen Kanon, er durchbricht ihn auch in der protestantischen Kirche durch Beweisung des Geistes und der Kraft, nicht nur nach der innern Seite, die ja allerdings die größte, wichtigste und fundamentalste ist und bleibt, sondern auch nach der leiblichen Seite. Ich weise nur beispielsweise auf den sel. Blumhardt.

Allerdings hält Gott hierin eine weise Oekonomie. Es sind solchen Gaben und Heilungen ethische und pädagogische Schranken gesetzt in diesem Aeon, wo Sünde herrscht, nach Heilung gerungen, Geduld geübt und der Glaube auch in Trübsal bewährt werden muß. Darum lüftet Gott nur zuweilen zu unserer Stärkung den Schleier und läßt seine Hand merken, die von allen Gebrechen heilen und vom Tode erretten kann. Aber im Großen und Ganzen gilt's hier glauben und tragen.

Gregor der Große machte schon für die apostolische Zeit die sinnige Anmerkung, wie der Apostel Paulus, der so viele Kranke heilte, für den kranken Magen seines lieben Timotheus keinen andern Rath hatte, als, er solle etwas

Wein trinken. 1. Tim. 5, 23. Und da jener Pfahl im Fleische ihn quälte, mußte er sich an Gottes Gnade genügen. Paulus sagt: „Das sei so, daß er sich nicht überhebe." 2. Cor. 12. Etwas Aehnliches erzählt Zündel von Blumhardt, wie er einmal längere Zeit mit sehr heftigen Schmerzen in einem Arm geplagt war, während Andere wunderbare Heilung bei ihm fanden.

Die Grundregel für dieses ganze Erdenleben ist eben: Zuerst Heiligung unter und im Kreuze, dann Herrlichkeit, wann der Herr kommt.

Ich möchte aber doch, daß Keiner jenes Buch über Blumhardt ungelesen ließe. Man braucht nicht gerade alle und jede theologischen Anschauungen Blumhardt's zu acceptiren. Aber Jeden muß es doch anwehen wie Odem Jesu aus den Aposteltagen. Vielleicht würde Mancher auf's Neue daran erinnert werden, daß es in der That Dinge gibt zwischen Himmel und Erde, von denen sich die Schulweisheit Nichts träumen läßt, nicht nur schreckliche, sondern vor Allem auch gar selige Dinge, daß der Herr uns sehr nahe ist, und daß er ganz so ist und wirkt, wie die Apostel von ihm zeugen als dem Auferstandenen, der Macht hat im Himmel und auf Erden.

Und — da gäbe es ein glückliches Loch in die „moderne Weltanschauung"!

Was ist's denn mit dieser modernen Weltanschauung? Von Straußens Moloch-Universum, zwischen dessen Zähnen die besser Situirten sich mit Konzerten und Theatern die Angst vertreiben, will doch kaum Jemand etwas wissen. Ebensowenig von der Schöpfung des so „klugen" und doch wieder so „dummen" „unbewußten Willens" Hartmann's, auf deren Vernichtung die bewußten Wesen bedacht sein müssen, um dem Elend ein Ende zu machen. Das pantheistische All befriedigt auch kaum Jemanden, der von der frischen Luft des Christenthums längere Zeit eingeathmet hat. Bei all diesen Weltanschauungen verzichtet man ja auf jeden vernünftigen Weltzweck, weil man auch den seiner selbst mächtigen Schöpfer der Welt leugnet.

Bei den Meisten scheint sich die „moderne Weltanschauung" auf den als Axiom behandelten, bekannten Satz zu beschränken: „Wunder sind unmöglich," mit der Begründung: „Sie durchbrechen die Naturordnung."

Man hat schon oft und meines Erachtens triftig genug darauf geantwortet, erstlich, daß dies dem Wesen nach nur in dem Maße geschieht, als wir Menschen alle Tage durch unser geistiges Handeln, kraft des höhern Gesetzes des Geistes, bewirken, daß Manches geschieht und in den Naturlauf sich einfügt, was ohne das, nur nach mechanischen und chemischen Gesetzen, nicht geschähe, und Manches nicht geschieht, was sonst geschähe; zweitens, daß die Wunder nicht das Leben der Natur durchbrechen, vielmehr erstarrtes Leben entbinden, gehemmte Natur befreien, das Verworrene ordnen. Die Natur wartet auf Erlösung.

Es wollen ja auch ihrer Viele bei ihrem modernen Verzicht auf's Wunder dennoch das ewige Leben als Unauflöslichkeit des Personlebens festhalten, in Form der Unsterblichkeit der Seele. Sie streben gar ernstlich aus dem Diesseits in's Jenseits, aus dem irdischen Stand in den himmlischen hin. Warum

sträuben sie sich denn so seltsam, sich dabei auf die göttlichen Bürgschaften, auf die Lebensoffenbarung in der Auferstehung Christi zu stützen, damit ihr Glaube und ihre Hoffnung fröhlich auf Gott stehe? 1. Petr. 1, 21. Es ist und bleibt doch die Unsterblichkeitslehre, rein spiritualistisch gefaßt, eine verschwommene Ansicht, eine totale Verkennung der Bedeutung und Würde des Leiblichen, das wahrlich nicht ein Kerker, sondern nichts Anderes, als das Aeußere der Seele ist, ihre Lebensäußerung, ihr Organ und Raum. Der alte Oetinger hat gewiß Recht, wenn er mit Bezug auf den ganzen Kosmus sagt: „Die Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes," so gut wie eines irdischen Künstlers, das heißt, die Herstellung einer seine Herrlichkeit voll und ganz spiegelnden Kreaturenwelt, deren innerste Mitte Er ist. Das ist eben das, was wir oben transscendente Herrlichkeit nannten, weil sie von Gott auf die Geschöpfe übergeht und diese durchwohnt.

Die spiritualistische Denkweise vieler moderner Theologen ist bekanntlich platonisch-gnostisch-manichäisch, nicht biblisch-christlich. Da muß man mit Tertullian ausrufen: „Was hat doch Christus mit Plato, die Kirche mit der Akademie zu thun?" Plato trifft kein Vorwurf. Er war ohne Christus. Daß man aber Christum hat und doch seine Weltanschauung nicht formiren will nach den Gottesthaten und -Gedanken, die in ihm geoffenbart sind, das verdient Tadel.

In Plato ist eine edle, aber einseitige Sehnsucht nach Erlösung aus der Materialität, wie auch der Christ sie kennt. Aber der Christ kennt zugleich den, der auch die reale sinnliche Welt überwindet und verklärt, und ist von dem Irrthume geheilt, als ob die Sünde im Körperlichen als Solchem stecke, während sie in der Verkehrung des Willens ihre Wurzel hat; so daß in der Wiedergeburt des Willens auch der Keim der Wiedergeburt der sündlich und verworren gewordenen Körperlichkeit liegt.

O sagen wir doch Gott Dank, daß wir in der Auferstehung Christi, und den von ihm ausgehenden auch leiblichen Machtwirkungen einen festen Grund unter die Füße bekommen haben für den Bau unserer Lebenshoffnung. Man muß Gott nicht vor- sondern nachdenken wollen.

Am Allerwenigsten sollte man mit der veränderten Anschauung vom Weltgebäude, der Verdrängung des ptolemäischen Systems durch das copernikanische, wie das doch häufig geschieht, den christlichen Himmel und die Vollendungshoffnung aus dem Felde zu schlagen wähnen. Der Himmel der Schrift ist doch anders, tiefer, umfassender, nicht in der Weise lokal begrenzt, wie man ihn allerdings anschaulich genug im ptolemäischen System über den verschiedenen kosmischen, von der Erde als Mittelpunkt aus konzentrischen Sphären zu oberst placirte.

Der Himmel ist uns fern und nah zugleich. Das Himmelreich ist nahe, ist mitten unter euch, in euch, sagt Jesus, und doch wieder etwas erst zu Erreichendes. Christus ist in mir, sagt Paulus, und doch wieder: So lange wir im Leibe wandeln, sind wir ferne vom Herrn auf der Wanderung. Er ist bei uns bis an's Ende, und doch warten wir auf sein Kommen. Unser

Wandel i st im Himmel, von wannen wir den Heiland erwarten, der unsern niedrigen Leib umgestalten wird, daß er ähnlich werde seinem herrlichen Leibe, nach der Macht, mit der er alle Dinge sich unterthan machen kann (Phil. 3.). Wir können vielleicht am Bezeichnendsten sagen: Der Herr ist bei uns, aber wir sind noch nicht bei ihm, weil wir geistig und leiblich noch nicht sind, wie er. So ist's nicht eine nach Meilen zu berechnende Reise, die wir in den Himmel zu machen haben. Wir müssen durch Heiligung der Seele und Auferstehung des Leibes in denselben hineinwachsen. So, wenn der Herr kommt, wird er nicht aus räumlicher Weite kommen, so und so viele Sternenweiten her, sondern es ist ein Hervortreten aus der Unsichtbarkeit, oder ein Geöffnetwerden unserer Augen für ihn, daß sein Erscheinen sein wird, wie er selber sagt, wie der Blitz ausfährt vom Aufgange und scheint bis zum Niedergange. Matth. 24, 27. Wie die dunkle Wolke plötzlich durchzuckt und erhellt wird vom Wetterleuchten, das in ihr verborgen wohnt, so wird die Zukunft des Menschensohnes sein. Da wird die Ordnung der Lebenshemmung und des Todes der neuen Ordnung des vollendeten Lebens Raum machen.

Ich meine, wenn man auch die Fortschritte der Naturbewältigungen von Seiten des Menschen bedenkt, z. B. um Eins zu nennen, wie heut zu Tage die räumliche Schranke für die menschliche Stimme so zu sagen aus der Welt geschafft ist —, wenn man weiter die verborgenen Tiefen und Kräfte des menschlichen Wesens, wie sie die sogenannte Nachtseite desselben zeigt, das aller ordinär mechanischen und bewußten Vermittlung baare Hellsehen, Fernsehen, Fernwirken und so fort erwiegt, Thatsachen, die kein Unbefangener und Kundiger wegleugnen kann, — so sollte auch von der Seite die moderne Weltanschauung verdächtigt werden, sofern sie meint, für die großen Thaten des Herrn und seine fortgehende Realpräsenz und -Wirkung in Mitten der Gemeinde keinen Raum zu haben.

Man sollte bedenken: Ist so Erstaunliches dem dürren Holze, dem sündigen Menschen, gegeben, was denn erst dem grünen, dem Herrn Jesus Christus und der durch ihn erlösten Menschheit?

Die moderne Weltanschauung ist ja in der That sehr modern, nahezu aus der Zeit, wo man die Bäume in der Fülle ihres Wuchses nicht schön fand, sondern sie mit der Scheere hübsch steif und grad schnitt, wo man die Farbenpracht gemalter Fenster verschmähend sie gegen hübsch langweilig weiße austauschte und auch geweißte Wände, weiße Oefen, gerade Linien an allen Geräthen allem Andern vorzog. Man kehrt allmälig in diesen Dingen zur besseren Erkenntniß zurück. Wäre es nicht auch gerathen, die Buchsscheere von den Bäumen der göttlichen Gnaden- und Machtoffenbarung abzuthun und das Schulmeisterlineal nicht mehr an die Geräthe im Heiligthum anzulegen?

Gewiß, der offenen, diskutirbaren Fragen bleiben in diesem Gebiete der zukünftigen Dinge immer noch viele. Da gilt ja insonderheit das Wort Pauli: Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann

aber von Angesicht zu Angesicht. 1. Cor. 13. Aber das können wir vom christlichen Standpunkte aus nie und nimmer zugeben, daß unsere Zukunft im Sinne einer vollen Lebens- und Herrlichkeitsoffenbarung eine offene sei. Diese Frage ist uns in Christus, dem Auferstandenen, endgültig gelöst.

Freuen wir uns doch, unsern Gemeinden ihn, den Fürsten des Lebens und Herzog unserer Seligkeit, verkündigen zu dürfen. Jeder kann und soll ja freilich vom Herrn nur nach dem Maße seiner persönlichen Erfahrung zeugen. Der Herr fordert nicht mehr als Treue. Aber der Vorwurf des Herrn gegen die Sadducäer: „Ihr kennet weder die Schriften noch die Kraft Gottes" (Matth. 22, 20), sollte uns doch nicht treffen müssen. Hüten wir uns, durch voreilige Verwerfung des noch Unverstandenen und Unerfahrenen tieferer, wachsender Erkenntniß und Erfahrung des Evangeliums den Weg zu verbauen sowohl bei uns als bei Andern, besonders bei der lieben Jugend, diesem Augapfel Jesu. Fürchten wir, was Jesus von den unnützen Worten sagt und vom Aergern der Kleinen, die an ihn glauben. Wir Alle haben doch mehr an Christus, als wir jetzt fassen und begreifen. An seiner Größe müssen wir mit unsern Gemeinden und Kindern, auf welche letztere ich wieder den Ton lege, anbetend emporwachsen. Aus der Seele sind mir, und gewiß uns Allen, die goldenen Worte gesprochen, die Jeremias Gotthelf einem weisen, alten Vater gegenüber seiner Sohnsfrau in den Mund legt; die Sohnsfrau meinte, die Kinder verstünden ja noch nichts in der Kirche, da erwiderte er ihr: „Es kann der Mensch nicht wissen, wie es einem Kinde ist im Hause Gottes, und was das für einen Eindruck gibt, und die Worte, die hie und da in's Herz fallen und Gedanken wecken, zählt auch nur unser Herrgott, und wie lange sie brauchen, aufzugehen, weiß auch nur Er, denn Samenkörner müssen oft lange im Boden sein, bis sie verweset sind und aufgehen. Glaub mir das, liebes Kind, je wunderbarer die Worte sind, desto tiefer greifen sie, desto besser aber ist auch ihre Frucht. Laß dich nicht irren das Geschrei, daß die Kinder Alles begreifen müßten, sonst sei es gefehlt. Das ist läppisch und macht die Kinder dumm. Darum werden die Kinder so dumm jetzt in den Schulen, weil man ihnen Alles begreiflich machen will, und was man nicht begreiflich machen kann, dummer Weise verachtet. O Kind, wenn die Menschen wüßten, wie niedrig ein Mensch bleibt, der nichts im Kopf hat als Begreifliches! Ihn erreichen die Offenbarungen Gottes nicht, ja ihm bleibt Gott ein fremdes Wesen und an ihm hat er keinen Theil!" Dessen laßt uns eingedenk sein in all unserm Verkünden und Lehren.

Der Widerstreit der Pflichten.

(Eingesandt von P. G. Niebuhr.)

In dem „Leben Jesu" von Dr. Laino wird Theil I pag. 22, zu beweisen gesucht, daß die Ursache der Versuchungen Jesu der Widerstreit der Pflichten gewesen sei. Einen ähnlichen Weg geht Prof. A. Wach in einem Vortrag über das oben genannten Thema, welcher seinerzeit im Leipziger Vereinshause für innere

Mission gehalten wurde. Beide nehmen einen wirklichen Widerstreit der Pflichten an und kommen zu einer so eigenthümlichen Lösung der Frage, daß es sich wohl verlohnt, dieselbe einmal etwas näher zu betrachten.

Prof. A. Wach kommt in seinen Untersuchungen zu dem Resultat, daß die Collision (der Widerstreit) der Pflichten thatsächlich bestehe. Er führt seinen Beweis jedoch mit einer solcher Nichtachtung des biblischen Zeugnisses, daß wir nicht umhin können, den Versuch zu machen, seine Beweisführung an dem Maßstabe der Schrift zu prüfen und womöglich zu berichtigen.

Seite 11 sagt er: „Die absolute Vollkommenheit kommt dem ewigen Gotte, nicht uns zu und ist nicht unser Ziel. Uns ist gleichzeitiges gutes Handeln in allen Sphären des Guten versagt. Wir sind in die engen Banden dieses Raumes, in die Schranken dieses Lebens gebannt. Nur *eine* wirkliche Handlung gestattet uns der Augenblick." Es entsteht nun die Frage: Welche von den vorhandenen, gleichzeitig an mich herantretenden, möglicherweise sich widersprechenden Pflichten ist diejenige, welche ich zu erfüllen habe. Er antwortet: „Die Frage der Collision der Pflichten löst sich auf in die Frage der Erkenntniß der jedesmaligen einzigen Pflicht. Was wir Widerstreit der Pflichten nennen, wird zur Unsicherheit unseres sittlichen Erkenntnißvermögens und zur Unklarheit der Vorstellungen über das, was uns Pflicht sei. Diese Unklarheit lastet wie ein beengender Nebel auf unserer Seele. Zerreißt der Nebelschleier, so zeigt sich uns die eine und alleinige Pflicht. *Die Instanz aber, welche die Lösung des Widerspruchs zu vollziehen hat, die sind wir selbst.* Je sorgfältiger die Selbstzucht, je gereinigter das sittliche Bewußtsein, desto sicherer wird der sittliche Takt den richtigen Weg zeigen." „Desto sicherer," aber nicht durchaus sicher. Das Gewissen fühlt sich hiernach nicht wirklich befriedigt, denn es bezweifelt mit Recht die Richtigkeit seiner Entscheidung. Wir glauben hier den Fehler entdeckt zu haben, welcher die Beweisführung Wachs schwach, wenn nicht haltlos erscheinen läßt.

Dr. Laino läßt den Heiland siegreich aus dem Widerstreit der Pflichten hervorgehen, nicht so den Christen. Die Gründe, welcher er für das letztere angibt, genügen uns nicht. Wir behaupten: Wie es für Christum keine Collision der Pflichten gab, so ist auch keine Nothwendigkeit vorhanden. eine solche für den Christen, den Wiedergeborenen anzunehmen. Eine Collision der Pflichten kann nur scheinbar eintreten, und zwar da, wo man sich zweier oder mehrerer Pflichten bewußt ist, die sich zu widersprechen scheinen oder doch bei scheinbarer Berechtigung zur gleichzeitigen Erfüllung, wegen der dem Menschen anhaftenden Beschränktheit nicht zu gleicher Zeit erfüllt werden können. Der Christ kann nun in Wirklichkeit keine Collision der Pflichten zugestehen weil dieselbe eine scheinbare ist. Als Kind Gottes ist er aus der Wahrheit und muß durch den Glauben über den Schein erhaben sein. Dies schließt freilich seine Sündigkeit nicht aus, in welcher er leider oft den Glauben verleugnet und sich vom Schein überrumpeln läßt. Die Wahrheit des Evangelii schließt jedoch den Schein aus. Das Evangelium gibt in der That die

Mittel an die Hand, im Collisionsfall die eine alleinige Pflicht, welche die irdische Beschränktheit erlaubt, zu finden und zu erfüllen, ohne andere zu versäumen oder zu verletzen. Dies wäre nun zu beweisen.

Pflicht im höchsten Sinne des Wortes ist nicht das vom menschlichen Gewissen an und für sich verlangte, sondern das von der Liebe im höchsten Sinne des Wortes, d. h. von der göttlichen Liebe durch die Offenbarung des hl. Geistes verlangte. „Die Instanz, welche die Lösung des Widerspruchs zu vollziehen hat, die sind wir selbst," behauptet Wach. Dies ist jedoch nicht der Fall. Jesus ward vom Geist in die Wüste geführt, d. h. der hl. Geist gab dort wie überall die Entscheidung. Die Entscheidung des Gewissens ist der Entscheidung des hl. Geistes unterworfen, welcher letztere dem gläubigen Beter das von Gott gewollte, also die eine wahre Pflicht offenbart. Die fleischliche Trägheit, die bewußte oder unbewußte Unlauterkeit des Willens verhindert selbst den Christen in den meisten Fällen, eine ernste Untersuchung anzustellen und die göttliche Entscheidung auf dem geordneten Wege einzuholen. Thut er dies jedoch, so ist der Irrthum und die Collision ausgeschlossen. Der Christ hat angesichts der göttlichen Verheißung nicht nur das Recht, sondern die unabweisliche Pflicht, im gegebenen Falle nicht zu irren. „Irret nicht, lieben Brüder, alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab von dem Vater des Lichts." Jac. 1, 16. 17. „So aber Jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott,......so wird sie ihm gegeben werden." Jac. 1, 5. „Und ihr habt die Salbung von dem, der heilig ist, und wisset alles." 1 Joh. 2, 20. Freilich wird denen, welche die Salbung haben, der Kampf der Versuchung eben so wenig erspart bleiben, wie unserem Vorkämpfer Jesu Christo.

Zu behaupten, daß es eine wirkliche Collision der Pflichten gebe, ist dasselbe, als wie zu behaupten, daß Gott, der nicht bloß alle Dinge weiß, sondern auch lenkt, mit sich selbst in Conflikt komme, indem er Pflichtcollisionen zulasse oder gar schaffe. Wenn das gläubige Gotteskind im heiligen Entschluß, nicht sündigen, sondern den Willen Gottes erfüllen zu wollen, in einem bestimmten Collisionsfall um die höchste Entscheidung einkäme, so müßte nach der Logik der Vertheidiger der Pflichtencollision die göttliche Antwort etwa so lauten: „Ja, mein lieber Freund, du und deine Mitmenschen, ihr habt mir den Karren so verfahren, daß ich selber nicht weiß, was in diesem Falle geschehen soll."

„Ein jedes Ding ist nur sich selbst gleich." Keine Pflicht kann der andern an Wichtigkeit gleich kommen. Bei der wissenschaftlichen Erklärung der Wunder gilt der Satz, daß das höhere Gesetz das niedere aufhebe. Sollte dieser Satz nicht auch auf die Pflichten anwendbar sein? Und welches ist danach die höhere Pflicht? Dies läßt sich nicht immer nach Ort und Zeit oder nach andern rein menschlichen Maßstäben bestimmen, sondern „hier muß geistlich gerichtet sein." Denn da Gott erfahrungsgemäß das Wirken seiner Kinder in seinen Heilsplan einreiht, die Einzelheiten dieses Planes und die Art der Ausführbarkeit allein ihm absolut bekannt sind, so ist es dem Menschen

unmöglich, kraft seines „sittlichen Taktes" die ihm zukommende Aufgabe zu finden. Oertlich und zeitlich, d. h. also einfach menschlich gerechnet, war es Pauli nächste Pflicht in den kleinasiatischen Landschaften das Evangelium zu verkünden, aber der hl. Geist wehrte es ihm, führte ihn durch inneren Zug und durch ein Traumbild nach Philippi. Act. 16. Das Sittengesetz ist nicht eine starre Norm, welche, in so und so viel Einzeltugenden und Einzelpflichten zerfallend, die Entscheidung über die jedesmalige Berechtigung der letzteren lediglich dem menschlichen Gewissen, dem „sittlichen Takte" anheimgibt, sondern das Sittengesetz ist der in sich selbst harmonische Wille Gottes welcher mit Freiheit die Welt regiert, keinen durch menschliche Schuld und finstere Mächte verursachten Collisionsfall unlösbar findet und die von ihm gefundene Lösung dem im Nothstand der scheinbaren Pflichtencollision befindlichen kundthun kann und will.

Wir wenden jetzt unsere Aufmerksamkeit auf einige von Wach angeführte Beispiele von „Pflichtencollisionen." „Der Dienstbote, welcher sich gleichzeitig an zwei Herren vermiethet, kann die eine Rechtspflicht nur erfüllen, indem er die andere verletzt." Zunächst kann er unmöglich beide Verpflichtungen im gleichen Moment eingegangen haben. Das soziale Rechtsgesetz wird den Fall nach dem Gesetz der Priorität entscheiden, welchem der Schuldige sich zu fügen hat: „Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des H e r r n w i l l e n." Dies entscheidet jedoch den Collisionsfall nicht. In Wirklichkeit verdammt das göttliche Sittengesetz nicht nur die einzelne Handlung, sondern die ganze vorhergehende Stellungnahme des Dienstboten und verlangt von ihm die Selbstverdammniß in der Buße als erste einheitliche Pflicht. Geht er darauf ein, so lautet sein Urtheil über seine sündige Vergangenheit: „An dir allein (Gott) habe ich gesündigt." Die Pflichtverletzung ist im vollendeten Sinne des Wortes nur eine solche gegen Gott. Christi Darbringung vollendeter Pflichterfüllung, als das wahre Mittel der Versöhnung Gottes, ist der Beweis dafür, daß der Mensch seine Pflicht im eigentlichen Sinne des Wortes nur gegen Gott verletzt hat, daß daher die Pflicht gegen den Nächsten nur ein Ausfluß der Pflicht gegen Gott ist. Hat Gott daher dem aufrichtigen Sünder das Verdienst Jesu Christi zugerechnet und seine Schuld (im vorliegenden Falle die mit Unlauterkeit eingegangene Doppelverpflichtung) vergeben, so ist sie gänzlich vergeben, getilgt, auch in Bezug auf die Einbuße leidenden Dienstherren, d. h. die letzteren sind von Gott verpflichtet, die durch göttlichen Gnadenakt gewährte Schuldtilgung gut zu heißen. „Das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden." Die früher eingegangenen Verpflichtungen sind nicht blos vom sozialen Rechtsgesetz, sondern auch von Gott auf das Maß des Möglichen reduzirt. Im Stande der Kindschaft wird die treue Hand seines Gottes ihm die Wege ebnen und mit seiner Entschiedenheit für Gott correspondirt die göttliche Treue, die ihm keine Verpflichtung auflegt, welche über sein Vermögen geht. In der Umkehr und durch den göttlichen Gnadenakt ist die Einheit der Pflicht wieder hergestellt, d. h. es wird fortan die eine Pflicht erfüllt, ohne die andere zu verletzen.

Ein anderer von Wach angeführter Fall ist dieser: „Bei einem Schiffbruch retten sich zwei Menschen auf eine Planke. Nur einen kann sie tragen, einer von beiden muß sie loslassen, wenn nicht beide untergehen sollen. Was gebietet die Pflicht?" Wir erlauben uns hier die bescheidene Frage: Ist die Hand der göttlichen Vorsehung in einem solchen Ereigniß oder nicht? Ist es möglich, daß die Vorsehung die Nothleidenden „vexirt"? Würden die beiden Schiffbrüchigen in dem Wunsche, dem allerhöchsten Willen gemäß zu handeln, um die Kundgebung des göttlichen Willens bitten, so würden sie ebenso wenig wie Paulus bei seinem Schiffbruche, darauf warten. Der Gott, der die Herzen der Menschen lenkt wie die Wasserbäche, kann sowohl die Herzen zu verschiedenen Entschlüssen lenken, als auch durch die Meereswogen und andere unzählige, uns unbekannte Faktoren den Collisionsfall schlichten. In diesen erdichteten Collisionsfällen hat man denn doch wohl die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Derselbe Gewährsmann erzählt uns folgenden geschichtlichen Nothstandsfall: „Virginius, ein edler Römer, tödtet seine jungfräuliche Tochter, um sie der unmittelbar drohenden Schande zu entziehen. Der Dezemvir Appius Claudius hat sich ihrer bereits wider Recht und Gesetz für seine niedrigen Begierden bemächtigt, sie einer seiner Kreaturen zur Sklavin zugesprochen. Nur noch wenige Augenblicke darf der Vater mit ihr verweilen. Da durchsticht er die Tochter. Die That erregt Entsetzen, wie die Lage, welche sie hervorrief. Wir können sie nicht rechtfertigen. Wir können sie nicht verdammen. Schwere Schuld und zugleich sittlich erhaben — Mord und zugleich das höchste Opfer der väterlichen sittlichen Liebe — stellt sich die That als ethisches Räthsel vor uns. Sie ist die Frucht der Pflichtencollision, welche die Schuld des Dezemvir dem Virginius geschaffen hat." Ist dieses wirklich ein Fall von Pflichtencollision? Der Heide Virginius ist zu entschuldigen, ja, nach Maßgabe seiner Erkenntniß zu bewundern. Der nicht wiedergeborene Sünder kann sich, weil er die, vom Dienste des Scheins freimachende Wahrheit des Gotteswortes nicht kennt, in der That nicht über den Collisionsfall erheben. Denn der Fluch der Gottentfremdung ist, sündigen, irren zu müssen. Würde aber der Christ, der da weiß, daß der Glaube unter dem Beistande des heil. Geistes die Welt, den Schein oder das „nicht sein sollende" überwindet; der die Verheißung kennt: „Ich will dich unterweisen und dir den Weg zeigen, den du wandeln sollst, ich will dich mit meinen Augen leiten" (Ps. 32, 8), würde dieser Christ gehandelt haben wie jener Heide? Wissend, daß Gott Niemand versucht über sein Vermögen, würde er die allmächtige himmlische Liebe um Hülfe und Rath angefleht haben. Er würde bedacht haben, daß zwischen Wollen und Vollbringen des Appius Claudius die Allmacht des himmlischen Vaters stehe, der dem Herodes auf dem Gipfel seines Triumphes und weltlichen Wohlergehens, als derselbe Gott nicht die Ehre gab, mit einer alsbald tödtenden Krankheit schlug? Es muß uns mit Wehmuth berühren, wenn auch heute noch Vertreter biblischer Theologie mit der zweifelnden Frage des Nikodemus erscheinen: „Wie mag solches zugehen?" Den Beweis, daß

in der Geschichte des Virginius kein Widerstreit der Pflichten vorliegt, liefern wir aus einem andern und zwar biblischen Beispiele. Es ist die 1. Moses 12, 10—20 erzählte Geschichte von Abraham.

Abraham, von Menschenfurcht bewogen, gab sein mit hervorragender Schönheit ausgestattetes Weib vor dem Könige Pharao für seine Schwester aus. Obwohl Sarah seine Halbschwester war, so war seine Aussage dennoch eine beabsichtigte Täuschung, indem er mit derselben indirekt bekannte, Sarah sei nicht sein Weib. Der König Pharao *) nahm sie zu sich, wurde aber durch eine schreckliche Plage an sich und seinem Hause auf den wahren Sachverhalt aufmerksam gemacht und an seinem Vorhaben, sie in seinem Harem aufzunehmen, verhindert. In Wirklichkeit hatte Abraham sowohl wie Sarah für die begangene „Jesuiterei" (Nothlüge") Strafe verdient. Doch Jehovah verzieh seinem allzeit bußfertigen, gläubigen Knechte und bewahrte ihn auf wunderbare Weise vor der Schande, die bei gewöhnlichem Lauf der Dinge aus seiner Lüge hätte resultiren müssen; er verdammte in mittelbarer Weise die „Nothlüge" und gab den Erweis, daß nicht die unlautere Selbsthülfe, sondern die göttliche Treue von Tod und Schande errette. Wer nun den echten Geist des Glaubens hat, wird auch dieselbige göttliche Treue in der Stunde der Noth erfahren. Jehovah, der ewige Vater spricht: „Ich bin, der ich sein werde." „Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit."

Der großartigste Fall scheinbarer Pflichtencollision ist Abrahams Verhalten gegenüber der von Gott geforderten Opferung seines Sohnes. Wir haben uns die Entstehung des Falles wohl folgendermaßen vorzustellen. Abraham kannte selbstverständlich die Verheißung von dem Weibessamen, der der Schlange den Kopf zertreten und von dieser in die Ferse gestochen werden solle. Ihm, dem Träger und Repräsentanten der derzeitigen Offenbarung konnte der Sinn dieser Verheißung nicht unbekannt sein. Die auf göttliche Stiftung zurückzuführende Sitte blutiger Opfer zum Zweck der Versöhnung war auch ihm nur der Schatten des Zukünftigen. Das eigentliche Versöhnopfer mußte der Weibessame sein. Seine einzigartige Berufung, die Verheißung, daß in seinem Samen alle Geschlechter gesegnet sein sollten, die wunderbare Geburt Isaaks lassen in ihm die Ahnung aufsteigen, daß Isaak der Weibessame sei. Sollte sich diese Ahnung bewahrheiten, so mußte Isaak in der einen oder der andern Form geopfert werden. Schon mit dieser aufsteigenden Ahnung entstand Gewissenskampf: die Liebe des Vaters zum Kinde stritt mit der Liebe des Gotteskindes zu seinem himmlischen Vater, die eine Liebe schien das Leben, die andere den Tod des Isaak zu fordern. Wie verhält sich nun Jehovah hierzu? Derselbe hätte Abraham durch einfache Kundgebung seines Erlösungsrathschlusses von dem Gewissensconflikt befreien können. Anstatt dessen kommt aber der längst gefürchtete Befehl: „Nimm Isaak, deinen Sohn, den du lieb hast, und gehe in das Land Morija und opfere ihn daselbst zum Brandopfer." Abraham gehorchte, jedoch nicht mit stumpfer Ergebenheit in ein unabänderliches Fatum, sondern mit der leben-

*) Anm. Dieselbe Geschichte wiederholt sich später bei Abimelech (1. Mose 20).

digen Glaubenszuversicht, daß Gott noch einen beide Theile befriedigenden Ausweg wisse. Diese Hoffnung liegt selbst in den, jedenfalls nicht auf Täuschung berechneten Worten an Isaak: „Mein Sohn, Gott wird ihm ersehen ein Schaf zum Brandopfer." In seinem Gewissen existirte zur Zeit noch der Widerstreit der Pflichten, da dasselbe aus eigener Kraft über die Zulässigkeit der einen oder der andern Pflicht nicht entscheiden konnte. Die Tödtung eines Menschen, als die Zerstörung des göttlichen Ebenbildes, kannte er als ein Verbrechen gegen seinen Gott, und derselbe Gott gebot ihm jetzt die Ausrichtung dieses Verbrechens! Im Gehorsam des Glaubens geht er auf den unleugbaren, aber grausigen Befehl ein und überläßt die Schlichtung des Widerstreits der Pflichten vertrauensvoll dem, welcher ihm dieselben auferlegte. Er hat sich nicht getäuscht. Das Messer ist schon zum tödtlichen Streiche gezückt, als die göttliche Entscheidung eintritt: „Abraham, Abraham, lege deine Hand nicht an den Knaben." Der scheinbare Widerstreit der Pflichten war geschlichtet, d. h. die eine wahre Pflicht war erwiesen, und die andern sinken in das Gebiet des Scheins zurück. Abrahams Glaube war der Sieg, der die Welt (das „nicht sein sollende") überwand. Zu gleicher Zeit war der Zweck dieser Versuchung, einen Repräsentanten der Menschheit das äußerst mögliche menschlichen Gehorsams erfüllen zu lassen und dann, in der Zurückweisung des dargebrachten Opfers als einer Sühne, für alle Zeiten den Beweis zu liefern, daß Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht können ererben, d. h. die von der Gerechtigkeit Gottes geforderte Sühne nicht darbringen können, oder, wie der wahre Versöhner Jesus Christus sagt, daß „Niemand gen Himmel fährt, denn des Menschen Sohn, der vom Himmel ist." Darum ward auch dem Abraham nicht der äußerliche Akt des Gehorsams, sondern sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet. Aus derselben Geschichte ersehen wir, daß die Unvollkommenheit des von Abraham dargebrachten Werkes durchaus nicht die Collision der Pflichten forderte. Der mit Freiheit und nicht nach einer starren Norm die Welt regierende Gott fordert von einem Menschen, auch dem Wiedergeborenen, nur die Erfüllung solcher Pflichten, als die vorhandenen menschlichen Verhältnisse erlauben und dispensirt in der Versuchung von andern, sich vor unserm Gewissen als Pflichten geltend machenden Forderungen.

„Wir begegnen nun den Nothstandsfällen, in welchen eigenes oder anderer Leben nur durch Eigenthumsverbrechen (Diebstahl) erhalten werden können." (Wach.) Ist dieses wahr? Jedenfalls kann diese Moral keine göttliche sein. Eine Moral außer Gott ist keine Moral. Wenn Gott dem Gläubigen nicht die Hand bieten will, das Sittengesetz makellos zu erhalten, so kann von dem letzteren gar nicht die Rede sein. Wer ernstlich bestrebt ist, den heiligen Gotteswillen zu erfüllen, dem wird der treue Gott die nothwendigen Bedingungen dazu, die Stärkung des Leibes und der Seele, nicht versagen. Hat dagegen die Gnade erst einmal den ganzen Menschen durchdrungen, so kann man selbst Bekenntnisse hören wie diese: „Ob mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du dennoch, Gott, mein Trost und mein Theil." Der große Fehler, welchen gewisse Ethiker begehen, besteht darin, daß derartige

Versuchungen nicht als unter göttlicher Vorsehung geschehend gedacht werden, als welche sie den alleinigen Zweck haben, den Glauben an die Vaterliebe Gottes, der jeder Versuchung das gebührende Maß setzt und unserer sündigen Selbsthülfe zu unserer Versorgung nicht bedarf, zu läutern und als die eine einheitliche Pflicht zu manifestiren. Man sieht diese Versuchungen irriger Weise als zufällige Erscheinungen des Nothstandes an, in welcher der Betroffene ohne Weiteres in die Nothwendigkeit versetzt wird, entweder zu stehlen oder zu verhungern.

„Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten.“ Diese Wahrheit lernt man nicht bei Cicero, aber aus dem Worte Gottes. Eine gewisse Art von Wissenschaft mag dies in das Gebiet der Fabel verweisen, aber die christliche Erfahrung straft diese Wissenschaft Lügen. Die Wissenschaft, wie z. B. die Naturwissenschaft, stützt sich auf Erfahrungsbeweise, sie gewinnt die Erkenntniß der Gesetze, der Naturgesetze, aus der Beobachtung analoger Erscheinungen und Vorgänge auf dem Gebiete der betreffenden Wissenschaft. Dasselbe Recht verlangt die christliche Ethik. Die analogen Vorgänge, durch welche die christliche Ethik festgestellt werden müssen, finden wir auf ihrem Gebiet, d. i. in der Offenbarung und im Leben des Wiedergeborenen und nicht etwa zunächst in der Natur und im Leben des von Gott entfremdeten Sünders.

Wir sollten hier schließen, möchten aber zuvor noch einen allgemeinen Ueberblick auf den Stand derjenigen Wissenschaft werfen, welche in der Weise von Professor Wach die Pflichtencollision als nothwendiges Ergebniß ihrer Untersuchungen hinstellt. Sie begeht den großen Fehler, daß sie nicht alle Begebenheiten in der Natur und in der Geschichte in Beziehung zu Gott bringt. Sie faßt das Sittengesetz zu sehr als starre Norm auf und vergißt, daß Pflichten gegen den Nächsten nur erfüllt werden können, wenn die erste Pflicht der vertrauensvollen Hingabe an Gott auf dem geordneten Heilswege erfüllt ist. Sie mag die Thatsache der Wiedergeburt der Theorie nach wohl stehen lassen, übersieht und leugnet jedoch den wirklichen Inhalt und die praktischen Folgen derselben, die Salbung mit dem heil. Geist und den persönlichen Herzensverkehr des Wiedergeborenen mit Gott und dem Herrn Jesu Christo. Sie übersieht die von der Offenbarung dargereichte Lösung der Conflikte und erhebt sich in Folge dessen nicht über den heidnischen Standpunkt des verzweifelnden Virginius, der mit Selbsthülfe eine gewaltsame Lösung des Gewissensconfliktes erstrebt und damit der Frieden und Gerechtigkeit schaffenden Vorsehung vorgreift. Sie scheint der Meinung zu sein, daß Wahrheit und Dichtung, göttliches Walten und menschliche Combination sich decken. Sie will die Pflichtencollision als eine wirklich vorhandene durch erdichtete Fälle beweisen, während es bei wirklichen Collisionsfällen unzählige unbekannte Faktoren geben mag, von denen ein einziger einen unerwarteten Ausschlag geben kann.

Bei Dr. Laino sowohl wie Professor Wach scheint dem Gewissen die Leitung des göttlichen Geistes in der Praxis mehr oder weniger versagt zu sein, so daß dasselbe fast ausschließlich auf das heiligende Vorbild Christi ange-

wiesen ist. Man fühlt nun wohl, daß das Gewissen an diesem allein nicht hinreichend erstarken kann, um aus dem Widerstreit der Pflichten siegreich hervorzugehen. Mit andern Worten, die Mündig-Erklärung des Gewissens auf Kosten der Autorität des himmlischen Vaters, welcher durch den Zug seines Geistes bestimmend auf die Handlungen seiner Kinder einwirken will, bringt jene Wissenschaft in das bezeichnete Dilemma.

Da ist keine wirkliche Wiedergeburt, keine alles erneuernde Gnade, keine wahre Ruhe und Festigkeit. Es ist aber ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches nicht durch Menschenwerk geschieht, sondern durch Gnade.

Der deutsche Lehrertag.

Vom 21. bis 24. Mai tagte in Deutschland zu Frankfurt a. M. der siebente deutsche Lehrertag. Ueber 40,000 deutsche Lehrer waren durch 110 Delegirte vertreten.

Nach Eröffnung der ersten Hauptversammlung durch den Vorsitzer, Lehrer Tiersch, Berlin, wies derselbe darauf hin, wie Se. Majestät Kaiser Friedrich III. in seinem ersten Erlaß auch vor allem der Volksbildung, der Pflege der Kunst und Wissenschaft gedacht habe, und es wurde dann zufolge der Aufforderung des Vorsitzers von der Versammlung ein dreifaches Hoch auf den Kaiser ausgebracht mit dem Rufe: „Se. Majestät, unser Allergnädigster Kaiser, Friedrich III., Er lebe hoch!"

Die Versammlung eröffnete der Vorsitzer alsdann mit dem Rufe: „Mit Gott für Kaiser und Vaterland!"

Drei Themata kamen in dieser ersten Hauptversammlung zur Verhandlung:

1. Der deutsche Lehrertag in seiner Bedeutung für die Einigkeit aller deutschen Lehrer.
2. Die allgemeine Volksschule.
3. Nothwendigkeit einer entschiedenen und allgemein gültigen Vereinfachung unserer Rechtschreibung.

In der Behandlung des ersten Themas wies der Referent darauf hin, wie die Einrichtung des Deutschen Lehrervereins und besonders die damit verbundene Einrichtung des Deutschen Lehrertages ungeachtet so mancher Hindernisse und Widerwärtigkeiten sich dennoch bisher als lebensfähig bewiesen habe; wie die Errichtung des Deutschen Lehrertages und die in den deutschen Lehrerkreisen so beliebt gewordene Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung seine volle Berechtigung habe; und wie der Lehrertag bei seiner jetzigen und vielleicht noch zu erstrebenden verbesserten Einrichtung zur Hebung des Volksschulwesens nnd zur Einigung und Verbrüderung der Lehrer aller deutschen Länder und Gauen wesentlich beitragen könne.

Dies Referat wurde mit lebhaftem Beifall und ohne Debatte entgegen genommen.

In der Behandlung des zweiten Themas bezieht der Referent den Begriff „allgemeine Volksschule" nicht nur auf die Unterrichtsanstalten, die wir

gewöhnlich mit dem Namen Volksschule bezeichnen, sondern will den Begriff „allgemeine Volksschule" auch auf die höheren Schulen, Gymnasien und Universitäten ausgedehnt wissen, und stellt folgende zwei Thesen:

1. Jedes Kind hat ein Recht auf den seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechenden Bildungsgrad.

2. Die allgemeine Volksschule, eine einheitliche Gliederung aller öffentlichen Unterrichtsanstalten, ist allein im Stande, dieses Recht zu verwirklichen.

Der Referent spricht sich ferner dahin aus, daß so wie der Staat die moralische Pflicht hat, jedem Staatsbürger in seiner Jugend Gelegenheit zu geben, sich die Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen, die ihn befähigen, den Platz, auf den ihn Neigung und Anlage ziehen, auszufüllen, so hat der Staat die Pflicht, zur Verwirklichung solches Ideals die nöthigen Geldmittel zu beschaffen.

In der an diesen Gegenstand sich knüpfenden Debatte waren die meisten Redner der Ansicht, daß es nicht zeitgemäß und nicht ausführbar sei, den Begriff „allgemeine Volksschule" auf die höheren Schulen, Gymnasien und Universitäten auszudehnen. Ein Lehrer aus Würzburg (Bayern) stellt dar, wie im Königreich Bayern seit Jahren die allgemeine Volksschule, jedoch im beschränkten Sinne, eingeführt worden und wie sie sich als solche bewährt habe; wie daselbst neben dem einfachen Volksschüler der adeliche Sohn des Ministers, des Regierungspräsidenten, überhaupt die Söhne der hohen Beamten und Offiziere auf derselben Schulbank sitzen, und wie die höheren Stände den Werth solcher Volksschulen zu schätzen wissen. Ein anderer Redner spricht sich über den Zweck der allgemeinen Volksschule also aus: „Das ganze Volk muß eine gründliche Bildung in den Elementen haben. Für die Elemente der Bildung muß der Staat als solcher eintreten; er muß jedem die Möglichkeit geben, daß die Kinder des Volkes so entwickelt werden, daß sie sich später im Leben forthelfen."

Zum Schluß der Debatte wurde statt der zwei Thesen des Referenten, folgender Antrag zum Beschlusse erhoben: Der siebente Deutsche Lehrertag erhebt von Neuem die Forderung der allgemeinen Volksschule, und erachtet als die ersten Schritte zur Herbeiführung derselben für nothwendig: 1. Die Aufhebung des an vielen Orten bestehenden Unterschiedes zwischen einer sogenannten Volksschule oder Bürgerschule und der gewöhnlichen Volksschule; 2. Die Aufhebung der Vorschulklassen mittlerer und höherer Lehranstalten, Einrichtung einer allgemeinen Elementarschule für das gesammte Schulwesen, und 3. Aufhebung des Schulgeldes, zunächst an allen Volksschulen.

Bezüglich des dritten Themas sagt der Referent: „Wir haben in der That, trotz mancher Besserung auf dem Gebiete der Orthographie, keine Ursache, mit derselben zufrieden zu sein, und namentlich die Lehrer können ein Lied von der Schwierigkeit singen, welche unsere Rechtschreibung noch immer bietet." Dann darstellend, wie die deutsche Sprache und Rechtschreibung nichts von der Einheit Deutschlands ahnen ließe, welche die deutschen Gemüther beherrsche, sagt er: „Wir haben es noch immer nicht gelernt, als Deutsche zu

schreiben, wir schreiben als Preußen, Bayern, Württemberger, Sachsen und Mecklenburger und halten einen Zustand aufrecht, welcher in Frankreich und England undenkbar wäre."

In der Debatte über diesen Gegenstand gingen die Ansichten der einzelnen Redner — über die Grundsätze, die bei der allgemein gültigen Vereinfachung der Orthographie zu befolgen sind, ob die historische Abstammung unter allen Umständen zu wahren sei, oder ob die Reform nach dem streng phonetischen Prinzip geschehen müsse u. s. w.; sowie über die Mittel und Wege, wie eine solche Orthographie verwirklicht werden kann — oft weit auseinander. Endlich kamen folgende zwei Thesen zur Abstimmung:

1. Die deutsche Rechtschreibung bedarf im nationalen Interesse einer einheitlichen Regelung für ganz Deutschland und im pädagogischen einer durchgreifenden Vereinfachung.

2. Der kurze Inhalt der zweiten These ist: Zu diesem Zwecke ist eine dauernde Reichsbehörde einzusetzen.

Nur die erste These wurde angenommen; die zweite wurde abgelehnt und statt derselben eine Resolution gefaßt, wonach die Lehrervereine sich eingehend mit dieser Frage zu beschäftigen haben, und soll dann der nächste Lehrertag über diesen so wichtigen Gegenstand abermals berathen und beschließen.

In der zweiten Hauptversammlung wurden folgende zwei Themata behandelt:

1. Die ärztliche Beaufsichtigung der Schulen.

2. Der Unterricht in der Gesetzeskunde und Volkswirthschaft in der Schule.

Bezüglich des ersten Themas hebt der Referent hervor: „Ist es richtig, daß nur in einem gesunden Körper eine gesunde Seele wohnt, und ist thatsächlich die Gesundheit unserer Schuljugend in der Weise bedroht, wie behauptet wird, so ist es Pflicht des Staates, welcher die Schulpflicht eingeführt hat, auch dafür zu sorgen, daß das größte Naturrecht des Menschen, das Recht auf Erhaltung der Gesundheit, gewahrt werde."

Aus dem, wodurch dann im Fortgange des Referats die Nothwendigkeit einer hygienischen Ueberwachung der Schuljugend begründet wird, geht hervor, daß an vielen Orten in Deutschland, namentlich in manchen größeren Städten sich — betreffs der Auswahl für die Schulgebäude, der Einrichtung der Gebäude selbst; betreffs der Heizung, Lüftung und Reinigung der Schulzimmer; betreffs der Subsellien in den Schulzimmern; betreffs des Zustandes der Schulhöfe bei Schmutz und Regenwetter; betreffs der Ueberfüllung der Schulklassen — eine derartige Misère vorfindet, daß allerdings die Gesundheit der Schuljugend dadurch gefährdet ist. Als z. B. bei Inspizirung der Schulen in einem Theile Preußens zur Winterzeit der Herr Geheimrath mit dem Schulinspektor in die Schule eines großen Ortes kommt, wo der große Kachelofen seine Thätigkeit in allzuausreichendem Maße übte, bat der Geheimrath, doch erst ein Fenster zu öffnen, so könne er nicht inspiziren. Die anwesenden Herren Schulvorsteher machten lange Gesichter, und als der Herr

Geheimrath selbst zufassen wollte, fand er, daß die Fenster vernagelt waren. In ganz Berlin, so sagt der Referent, befindet sich meines Wissens nicht eine einzige Schulklasse, in welcher Bänke von verschiedener Höhe stehen.

Im Hinblick auf die genannten Uebelstände in den Schulen Deutschlands dürfen wir mit einem gewissen Stolze berichten, wie die ganze Einrichtung der öffentlichen Schulen (Staatsschulen) in den Ver. Staaten von Nord Amerika, namentlich in den größeren Städten, derart ist, daß dieselbe zum Vorbilde dienen kann, so daß auch unsere Gemeinden bei der Einrichtung ihrer Schullokale sich diesem Vorbilde immer mehr zu nähern suchen.

Der Referent weist dann weiter darauf hin, wie vom Staate Schulärzte, und zwar solche, welche die Schulhygiene zu ihrem besonderen Studium gemacht, anzustellen seien, denen unter Mitwirkung der Lehrer und Schulbehörden die hygienische Ueberwachung der Schuljugend zu übertragen sei, wie solches z. B. in Ungarn und Frankreich, in Antwerpen und Brüssel geschehen, woselbst man dem Schulorganismus einen Schularzt eingefügt habe.

Zum Schluß der Debatte über diesen Gegenstand wurden die sieben Thesen des Referenten en bloc angenommen.

Der über das zweite Thema referirende Redner stellt dar, wie der Staat der Neuzeit aufgebaut ist auf die vollständig gesetzmäßige Gleichberechtigung der Bürger desselben; wie derjenige Staat der beste ist, welcher die intelligentesten Bürger hat, deren Willen sich in vollständiger Uebereinstimmung befindet mit dem Willen des Staates; wie die große Entwickelung der Neuzeit uns das allgemeine Stimmrecht und die strengste Durchführung des Grundsatzes der Selbstverwaltung gebracht hat; wie das gesetzliche Leben einen großen Umfang angenommen hat und wie der zwar alte aber noch vollständig berechtigte Grundsatz gilt: „Unkenntniß des Gesetzes schützt nicht"; und wie in einer solchen Zeit das Volk nur dann vor großen Schaden bewahrt werden kann, wenn eine gründliche Kenntniß der gesetzlichen Bestimmungen und des staatlichen Organismus in den Köpfen und Herzen der Bürger verbreitet wird.

Nachdem der Referent also den Unterricht in der Gesetzeskunde begründet, begründet er den Unterricht in der Volkswirthschaftslehre wie folgt. Er sagt: „Es hat das staatliche Gesetz dahin gewirkt, daß die wirthschaftliche Kraft vollständig entfesselt ist von allen Schranken früherer Jahrhunderte, so daß ein jeglicher Bürger des Staates seine Kräfte im arbeitenden Sinne verwenden kann, wie es ihm gut dünkt, wie er es für am besten hält im Interesse seiner eigenen Entwickelung, der Entwickelung seiner Familie und der der Nation. Aber es ist auch zu berücksichtigen, daß die Entwickelung der wirthschaftlichen Zustände unserer Neuzeit mit Hülfe der Dampfkraft, mit Hülfe der Verkehrseinrichtungen des 19. Jahrhunderts und namentlich mit Hülfe der Durchführung des Grundsatzes der Arbeitstheilung eine so vielgestaltige geworden daß es nicht mehr möglich ist, daß der arbeitende Mann nur die Produktion des einen Gutes, bei der er beschäftigt ist, zu überschauen vermag. Es ist eine Zeit, in welcher der Mensch zur Maschine herabgewürdigt wird, wenn er keine andere Arbeit versteht und zu beurtheilen vermag und keinen andern Einblick

hat, als in das kleine Arbeitsgebiet, das zu beherrschen ihm aufgegeben ist. Darum müssen wir mittelst des Unterrichts in der Volkswirthschaftslehre dafür sorgen, daß der Mensch einen allgemein genügenden Ueberblick über das ganze Arbeitsgebiet der Menschheit besitzt. Die Volkswirthschaftslehre soll dem Menschen zeigen, daß die Arbeit des einen für das Gelingen des Ganzen ebenso wichtig und nothwendig ist als die Arbeit des andern, und soll in Folge dessen die Freude an der Berufsarbeit, die ideale Begeisterung für dieselbe bewirkt werden, so daß der Mensch die Arbeit nicht mehr betrachtet als eine Last, sondern als einen Beruf mit sittlicher Bedeutung für das ganze Arbeitsgebiet."

Sodann weist der Referent darauf hin, wie zwar noch immer in vorwiegender Bedeutung das religiöse Moment den Mittelpunkt des Volksschulwesens bilde, wie aber n e b e n dem religiösen Grundgedanken auch der praktisch-nationale Gedanke zur Geltung kommen müsse. Der Referent beansprucht aber zum Zwecke des Letzteren keine besonderen Unterrichtsstunden in der Volksschule, sondern es sollen die Schüler mit der Gesetzeskunde und Volkswirthschaftslehre im Anschluß an die übrigen Unterrichtsfächer, als Religion, Geschichte, Geographie, Rechnen und Naturwissenschaft, begleitet und illustrirt mit Beispielen aus dem Leben, bekannt gemacht werden.

---

1 Timoth. 3, 1 ff.
in seiner Anwendung auf den Lehrer.

(Von Konferenzdirektor Stadtpfarrer J e h l e in E b i n g e n.)

(Aus dem Lehrer-Boten.)

Wendet sich die obige Stelle zunächst an die Träger des geistlichen Amts, so erleidet sie auch reichliche Anwendung auf die Träger des Lehramts, wie denn auch Luther beide neben einander stellt in den bekannten Worten: „Und ich, wenn ich vom Predigtamt und andern Sachen ablassen könnte oder müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dies Werk nächst dem Predigtamt das allernützlichste, größeste und beste ist, und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist. Denn es ist schwer, alte Hunde bändig und alte Schälke fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet und viel umsonst arbeiten muß. Aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, obgleich auch etliche drüber zerbrechen." Da wird das Lehramt hoch gepriesen und wir können wohl, was Paulus vom Bischofsamt sagt, auch auf dasselbe beziehen. Doch stellt er nicht das Amt über die Personen, sondern hält uns einen Spiegel persönlicher Eigenschaften vor, welche ein rechter Bischof haben muß, um ein würdiger T r ä g e r seines Amts zu sein. Gerade auch das deutsche Wort „Amt," das manchen mit ungemessenem Selbstbewußtsein erfüllt, kann einen zur Bescheidenheit verweisen, wenn man auf seine Abstammung achtet. Es kommt von dem gothischen persönlichen andbhats, welches ursprünglich den im Rücken, hinter einem Stehenden bezeichnet, also soviel als Dienstmann; vergl. in der 1. deutschen Bibel 2 Mose 24: "Moyses vnd Josue sein

ambechter (=Diener) die stunden auf,'' und Marcus 14: ''die ambechter schlugen in mit backenschlegen.''

Vers 1. „Das Lehramt ein köstlich Werk."

Warum köstlich? — Nicht, weil es etwas Angenehmes ist, ein behagliches Leben verspricht, besondere Ehre oder äußere Vortheile bietet. Wir wollen nicht verkennen, was für den Lehrerstand schon geschehen ist, wollen auch den Bestrebungen auf fernere Besserstellung desselben alle Theilnahme widmen, wollen auch nicht übersehen, was jeder Festbesoldete in Betreff eines sicheren, wenn auch bescheidenen Auskommens vor anderen Berufsarten voraus hat. Aber wäre auch die ökonomische Stellung eines Volksschullehrers selbst die glänzendste, so könnte ein wirklicher Lehrer die Köstlichkeit seines Amtes doch nicht darin suchen. Der Apostel leitet seinen Ruhm des Lehramtes ein mit den Worten: „Das ist je gewißlich wahr." Die Köstlichkeit des Lehramtes ist also nicht etwas, das unmittelbar auf der Hand und vor Augen liegt. Da kann vielmehr das gerade Gegentheil sich zeigen, so daß es einer ausdrücklichen Versicherung bedarf: trotz des gegentheiligen Augenscheins ist es doch wahr: „das Lehramt ist ein köstlich Werk." Kein Ruheposten, sondern ein Werk, ein Werk, das viel Mühe, viel Sorgen, viel Schmerz mit sich bringt. Und doch — ein köstlich Werk, wenn man auf den inneren Werth sieht, wenn man seinen Beruf im Lichte des Reiches Gottes betrachtet, für welches man an Kinderseelen arbeiten darf, deren jede einzelne mehr werth ist, als die ganze Welt; ein köstlich Werk, wenn man erfüllt ist von dem Verlangen, anderen wahrhaft förderlich und nützlich zu sein; ein köstlich Werk, wenn man erkennt und bedenkt, daß man durch Lehren selbst am meisten lernt, nicht mit dem Kopf bloß und für den Kopf, sondern für die Ausbildung seiner eigenen Persönlichkeit. In dem Kampf mit den entgegenstehenden Hindernissen wird einem sein eigener Charakter erst recht klar. Hat man doch täglich Veranlassung und Gelegenheit, sich selbst in Zucht und Arbeit zu nehmen, und lernt man, an der eigenen Kraft verzagend, aufschauen zu dem Gott, von welchem Hilfe kommt. Ein köstlich Amt, wenn man hinausblickt auf die Verheißung, die immer wieder den sinkenden Muth im Pilgerthal erfrischen kann: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz." Ja, das ist gewißlich war: Wer ein Bischofsamt begehrt, der begehrt ein köstlich Werk.

Man darf es also begehren und soll und muß es begehren. Nur müssen die Beweggründe lautere sein. Wie unglücklich der Lehrer, welchem sein Amt nur als eine drückende Last und fast unerträgliche Bürde erscheint! Aber auch, wer zufrieden ist, darf sich wohl immer wieder fragen, was ihm sein Amt so köstlich macht, und hat dem gegenüber, was aus dem unheiligen Grund des natürlichen Herzens sich so gern an alles hängt und in alles mengt, mit allem Ernst darüber zu halten, daß er die rechte Anschauung von seinem Amt immer reiner gewinne und immer treuer festhalte; denn der Segen desselben ist hievon abhängig.

Für die „Begehrenden" sei noch das Wort des alten Schulmeisters Kolb angefügt, das sehr bitter, aber auch gesund ist; es lautet: „Der Christ braucht

nur Nahrung und Kleidung, Arbeit, — Kreuz; hat er diese drei Dinge, so soll er zufrieden sein. Hast du kein Kreuz, so suche einen anderen Platz, wo du Kreuz findest."

Vers 2. „Es soll aber ein Bischof unsträflich sein."

Die Unsträflichkeit ist das Umfassendste, sie schließt alle die nachher aufgezählten Eigenschaften in sich. Ein Lehrer soll unsträflich sein. Es soll Niemand ihm mit Recht etwas Böses nachsagen können; er soll auch allen Verdacht einer Schlechtigkeit ängstlich meiden; denn seine Stellung in der Gemeinde beruht wesentlich auf dem Vertrauen, das man in ihn setzt, und vor allem ist seine Wirksamkeit in der Schule bedingt durch das Vertrauen, das seine Kinder ihm entgegenbringen. Auch wenn Kinder von dem Vorleben und Jetztleben ihres Lehrers keine Kenntniß haben und in keiner Weise gegen ihn eingenommen sind, fühlen sie doch, ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können, welche Atmosphäre ihn umgibt. Sorgen wir Lehrer dafür, daß es eine gute Atmosphäre sei. Wer sich schon etwas hat zu Schulden kommen lassen, ist in seinem Gewissen gebunden, und auch wenn kein Mensch darum weiß, kann er sich trotz aller Bestimmtheit im Auftreten die Freudigkeit nicht geben, welche bei der zarten Beziehung geistiger Einwirkung wie der Duft auf der Blume unfaßbar und doch deutlich wahrnehmbar ist. Mancher ist durch einen jugendlichen Streich zeitlebens in seiner Wirksamkeit gelähmt worden; und wenn er auch jetzt das strengste Leben führt: die Unsträflichkeit ist verloren. Und wer schon im Amte steht und thut einen Fall, wie furchtbar schwer legt sich auf ihn das Wehe, das der Herr über den ausgesprochen hat, der Aergerniß gibt! Wer in etwas derartiges hineingekommen ist, kann gottlob durch aufrichtige Buße, zu der in gewissen Fällen auch das Bekenntniß vor Menschen gehört, und durch gläubiges Annehmen des Verdienstes Christi in Jesu Blut völlig und auch in seinem eigenen Gewissen gereinigt werden, soll aber dann durch doppelten Ernst der Heiligung denen draußen wie denen drinnen den Eindruck geben, daß er ein Knecht der Sünde gewesen ist, aber nun gehorsam worden von Herzen dem Vorbilde der Lehre (Röm. 6, 17). Vergl. das Beispiel des Kirchenvaters Augustinus und beherzige Micha 7, 9.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Baseler Festwoche hat vom 1. bis 6. Juli eine ganze Reihe von Festen gebracht. Im Mittelpunkt steht als das bekannteste das Fest des Missionshauses in Basel. Die Begrüßung der Festgäste fand am Abend des 1. Juli im Saale des Kaufmanns Hans Sarasin statt. Außer dem Missionsinspektor Oehler redeten auch noch einige heimgekehrte Missionare, unter diesen auch ein Bremer Missionar von der Sklavenküste in Westafrika, einem der schwersten Arbeitsfelder der Mission, wo bereits an 60 Gräber von Missionaren sich befinden. Am Montag wurde Morgens 8 Uhr eine Spezialconferenz der Missionsgesellschaft, für die Abgeordneten der Hilfsgesellschaften gehalten. Nachdem verschiedene Abgeordnete sich ihrer Aufgaben entledigt, machte Inspektor Oehler Mittheilungen über den Stand und über die Mißstände auf

den Baseler Missionsgebieten. Zu den letzteren gehört nach den betr. Mittheilungen, das Eindringen eines widerspenstigen, oppositionellen Geistes in manchen Gemeinden Ostindiens, sowie die Hinneigung der Jugend zu allerlei Ausschweifungen. In Kamerun fehlt es ganz und gar an Zucht und Ordnung. Die Baptisten-Mission, welche bisher dort arbeitete, hat von Anfang an diese Gemeinden zu selbstständig gestellt; namentlich richten Unzucht und der Brantweinhandel unter diesen Gemeinden außerordentlichen Schaden an. Ferner bedarf das Schulwesen in Indien und China dringend der Regelung. Zu diesem Zweck soll der Inspektor im September dieses Jahres nach den Stationen der beiden Länder eine Reise unternehmen. Die Einnahmen des verflossenen Jahres betrugen 1,077,962 Franken (ungefähr $200,000); über die Hälfte dieses Betrages (511,000 Frk.) kam aus Deutschland. Dennoch ergibt sich eine Mehrausgabe von 13,598 Franken.

Nachmittags fand das Jahresfest des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in der St. Leonhardskirche statt. Anschließend an 1. Kor. 16, 3: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und stark," wies der Präsident des Vereins, Pfarrer Salis, auf das allerwärts stattfindende Vorgehen des Katholicismus hin, das ganz dem Ausspruch des Prof Buß in Freiburg entspreche, der sagte: „Mit einem Netze des Katholicismus wollen wir die Protestanten umschlingen und erdrücken."

Andererseits konnte doch auch über die Ausbreitung der evangelischen Kirche berichtet werden. Durch die vom Verein gesammelten Mittel soll eine evangelische Kirche in Marseille errichtet werden, ebenso kirchliche Gebäude an verschiedenen Orten der Schweiz.

Pfarrer Grin berichtete über die nach Chile ausgewanderten evangelischen Deutschen und Schweizer, die in keiner Weise kirchlich versorgt sind, und nun in Gefahr stehen dem dort herrschenden Katholicismus in die Hände zu fallen; es fehlt ebensowohl an Schulen wie an Männern, welche das Schulwesen zu leiten im Stande wären. Eine Frau hatte — so berichtete er — unter Thränen zu ihm gesagt: „Muß man denn ein Neger sein, um das Interesse der Missionsfreunde auf sich zu lenken?"

Der dritte Redner, Pastor Frisius aus Paris, berichtete über die kirchliche Lage der evangelischen Deutschen und Schweizer in dieser Weltstadt. Dieselbe ist in der That traurig genug, soviel auch schon versucht worden ist, dieselbe zu bessern. Besonders schlimm ist die Lage der deutschen Dienstmädchen, die entweder der Kirche gänzlich ferngehalten, oder durch Versprechungen zur katholischen Kirche herübergezogen werden. Vor Kurzem ist ein christliches Heim für alleinstehende deutsche Dienstmädchen gegründet worden, in welchem seit zwei Jahren schon über 600 Aufnahme gefunden haben.

Besonders verderblich wirken die religionslosen Pariser Staatsschulen. Sonntags früh führt man die Kinder in Schaaren in die Theater, um den Einübungen zu den Schauspielen beizuwohnen, damit sie so von Kirche und Sonntagsschule ferngehalten werden. Bis jetzt sind in Paris vier kleine deutsche Gemeinden gegründet worden, welche sich treu zur Kirche halten, ebenso werden die wenigen deutschen Schulen von den Kindern fleißig besucht.

Dienstag den 3. Juli, Vormittags, fand die Jahresfeier der Gesellschaft der Freunde Israels statt. Die Festrede wies an der Hand von Eph. 2, 14 namentlich den Gedanken an die Gründung einer neuen judenchristlichen Kirche zurück. Die Gesellschaft hat vornehmlich Proselytenpflege zu ihrem Zweck und hat für die im Taufunterricht stehenden Juden ein Proselytenhaus gebaut. Die Einnahmen des Vereins betrugen etwa 11,000 Frk., die Ausgaben etwa 14,000.

Außerdem wurde über die Mission unter den Juden Abessyniens berichtet, woselbst unter viel Mühen und Verfolgung etwa 900 Judenchristen gesammelt worden waren. Auch in neuerer Zeit haben in Folge davon, daß ein ehemaliger russischer Officier den König gegen die deutschen von der Crischona ausgesandten Missionare aufhetzte, wieder Verfolgungen stattgefunden.

Nachmittags wurde in der Leonhardskirche das 73. öffentliche Bibelfest gefeiert. Vor 80 Jahren hat die Baseler Bibelgesellschaft ihre ersten Bibeln drucken lassen; gegen-

wärtig ist die 59. Ausgabe derselben erschienen. Auch in andern Sprachen hat die Gesellschaft die Bibel herausgegeben. So wurde eine hebräische und eine abessynische Bibelausgabe veranstaltet; eine Ausgabe in der Ga-Sprache wird von dem sprachkundigen Missionar Christaller gegenwärtig vorbereitet. Die Bibelkasse hat einen Ueberschuß von 1000 Frk. zu berichten.

Mittwoch und Donnerstag waren die eigentlichen Festtage des Missionshauses. In den Frühstunden wurden Berichte erstattet über weibliche Erziehung in den Heidenländern, sowie über die beiden Baseler Kinderhäuser, in welchen die Kinder der Missionare erzogen und unterichtet werden. Von 9—11 Uhr fand eine öffentliche Prüfung der Missionszöglinge in den untern Sälen des Missionshauses statt. In den Nachmittagsstunden wurde in der Leonhardskirche der Jahresbericht von Inspektor Oehler erstattet. Von den zehn Zöglingen, deren Ausbildung zum Missionsdienst beendet ist, geht einer nach Nordamerika, einer nach Südrußland, die übrigen theils nach Westafrika, theils nach Ostindien, theils nach China.

Die Baseler Mission hat auf diesen drei Missionsgebieten 46 Stationen, 123 Missionare, 80 Missionsfrauen und fünf unverheirathete Arbeiterinnen. Im vergangenen Jahre fanden 865 Heidentaufen statt, etwa 20,000 Heidenchristen leben auf den Stationen, 8513 Schüler werden in den Missionsschulen unterrichtet.

Donnerstag den 5. Juli fand die Generalkonferenz der Missionsgesellschaft in der St. Martinskirche statt, bei welcher zwanzig Redner kurze Ansprachen hielten. Nachmittags wurde die Einsegnung der abgehenden Missionszöglinge im Baseler Münster vollzogen. Am Abende fand im Garten des Missionshauses die Abschiedsfeier der Festgäste statt. Ebenso hatten an den beiden vorhergehenden Abenden in den Gärten der Kaufleute Burckhardt und Sarasin Festversammlungen stattgefunden.

Als Nachfeier der Baseler Feste ward Tags darauf das Jahresfest in dem unweit gelegenen Beuggen gefeiert. Ein Extrazug mit etwa 1500 Festgästen fuhr am frühen Morgen des Freitags von Basel nach Beuggen. Letzteres ist gar köstlich am bewaldeten Ufer des Rheinstromes gelegen und war in früheren Zeiten eine feste Burg des deutschen Ritterordens. An einem der Thürme steht die Jahreszahl 1403 eingegraben. Im Jahre 1815 wurden in den großen Räumen des Schlosses an 8000 typuskranke, zum theil schwer verwundete Soldaten aus den Befreiungskriegen untergebracht, welche sämmtlich darin gestorben sind. Seitdem war das Schloß ein Schrecken der Gegend. Der glaubensstarke Vater Zeller aber miethete das Schloß von der Baseler Regierung zur Einrichtung eines Waisenhauses und zur Gründung eines Schullehrer-Seminars. Seit einigen Jahren ist es Eigenthum des Beuggen-Vereins geworden. Schullehrer-Zöglinge befanden sich im letzten Jahre nur 18 in dieser Anstalt, von denen im Frühjahr vier ihr Staatsexamen in Karlsruhe gemacht haben. Der Kursus ist vierjährig. Bei der Festfeier bliesen sie sehr wohltönend die Posaunen. 73 Waisenkinder werden gegenwärtig in dieser gesegneten Anstalt verpflegt, unterrichtet und erzogen. Der Sohn des Stifters Zeller, leider gelähmt, leitet diese aus 115 Seelen bestehende Anstalt mit vielem und großem Geschick.

Die Konferenz deutscher evangelischer Pastoren Großbritanniens wurde dieses Jahr in Sydenham, einem Vororte Londons, abgehalten. London selbst hat sieben Gemeinden, deren Pastoren aber noch nicht alle dieser Konferenz beigetreten sind. Neben mehr theoretischen und historischen Gegenständen wurden auch die beiden Themata behandelt: „Die geistliche Fürsorge für die Konfirmirten" und „das beste Gesangbuch unserer" (d. h. die in England befindlichen deutschen) „Gemeinden." Obwohl bei den meisten deutschen Gemeinden in England das württembergische Gesangbuch in Gebrauch ist, so wurde von dem Referenten Pastor Horst das kürzlich für die Provinz Brandenburg erschienene Gesangbuch empfohlen, da es einerseits eine gute Sammlung der besten Kirchenlieder enthalte, andererseits die demselben mitgegebenen Beilagen (Anhang von christlichen Volksliedern, Luthers Katechismus u. s. w.) es auch sonst noch recht brauchbar machen würden.

Die Bildung einer „Deutschen Evangelischen Synode von Großbritannien“ wurde in Anregung gebracht, konnte aber noch nicht ausgeführt werden. Ueber die Gründe und Zweck der Bildung einer Synode sprach sich der betreffende Bericht folgendermaßen aus:

„Es könnte, deß sind wir gewiß, aus solchem Zusammenschluß der Einzelgemeinden manche segensreiche Anregung gegeben werden zu Nutz und Frommen der vielen Tausend kirchlich unversorgten und darum meist christlich gleichgültigen deutschen Protestanten in diesem Lande. Dann könnte man auch unberufenen Leuten, die hier und da sich als deutsche Geistliche aufspielen und sich, von gutmüthigen Engländern und Schotten unterstützt, einige Wochen halten, das Handwerk legen. Wie in Glasgow, so ist auch in Middlesborough eine derartige Gemeindebildung seit zwei Jahren in Angriff genommen, beide ohne Aussicht auf irgendwelchen dauernden Erfolg. Es mangelt uns aber an dem nöthigen Organ, um mit deutschen und evangelischen Kirchenkörpern und Vereinen u. dgl. zu verhandeln und solchem Unwesen zu steuern.“

Die Jahresversammlung des Generalkomites für Seemannsmission schloß sich an die Konferenz an. Sämmtliche Konferenzglieder nahmen an dieser Versammlung als Abgeordnete oder als Gäste theil.

Belgien hat alle Aussicht, der neueste Kirchenstaat zu werden, da bei den letzten Wahlen die Liberalen den Ultramontanen vollständig unterlegen sind. Die letztern verfügen in der Kammer über 102 und im Senat über 53 Stimmen, denen in der Kammer nur 38 und im Senat nur 16 Liberale gegenüberstehen. Da somit den Ultramontanen in beiden Häusern eine Zweidrittelmehrheit zu Gebote steht, so werden wohl in Belgien demnächst solche Zustände eintreten, wie sie Leo XIII. in seiner Encyclika über den christlichen Staat wünscht und man wird an Belgien eine Probe ultramontaner Völkerbeglückung erleben. Bis jetzt haben freilich unter dem gemäßigt klerikalen Ministerium Beernaert die belgischen Zustände nur als abschreckendes Beispiel dienen können und wenn es in ultramontanem Sinne besser wird, dann werden sie zu diesem Zweck wohl noch brauchbarer sein.

Dagegen hat der Ultramontanismus zu Hause, d. h. in der Stadt Rom selbst eine Niederlage erlitten, die um so empfindlicher ist, als man alles aufgeboten hatte, um bei den städtischen Wahlen sich die Mehrheit zu sichern. Man hatte Priester vom Messelesen entbunden, alle nominell in Rom ansässigen Priester und Mönche hergebracht um zu stimmen, selbst die Beamten des Vaticans waren nicht vornehm genug um sich von der Wahlurne fern zu halten. So unverholen haben noch niemals die kirchlichen Würdenträger, die Bischöfe, Pfarrer und Mönche, die klerikalen Institute und Vereine an den Gemeindewahlen theilgenommen. In hellen Haufen überschwemmte die Bewohnerschaft des Vaticans schon am frühen Morgen die Wahllokale des Borgo, um sich die Wahlvorstandschaft im päpstlichen Stadttheil nicht entgehen zu lassen. Der Kardinal Giacobini erschien in demselben Wahllokal wie der Ministerpräsident. Die Jesuiten, welche eine große Erziehungsanstalt an einem der herrlichsten Punkte des Albanergebirges besitzen, langten in corpore mit dem ersten Eisenbahnzuge an, um ihre Stimme abzugeben. Die Mitglieder der religiösen Kongregationen, die ihre Kapitalien in Omnibus-, Gas-Aktien und türkischer Rente angelegt haben und deßhalb keinen Pfennig Gemeindesteuer zahlen folgten bis auf den letzten Mann dem Befehle, ihre Stimmen für den klerikalen Kandidaten abzugeben. Kapuziner, Dominikaner, Minoriten und andere Klosterbrüder in Kutten und Pantoffeln waren zahlreich in Bewegung und übten ihr Wahlrecht aus, ohne daß sie irgend einem Hindernisse begegneten. Um so größer war das Erstaunen und der Aerger darüber, erfahren zu müssen, daß der kostspielig und mühselig hergestellte päpstliche Einfluß in Rom sich als unhaltbar erwiesen hat. In den letzten drei Jahren hatte eine vom Vatikan abhängige und mit Geld unterstützte „Unione Romana“ bei den städtischen Wahlen mit großem Eifer und entsprechendem Erfolg operirt, sodaß stets eine klerikale Mehrheit aus der Urne hervorging. Das machte die Leute übermüthig. Sie meinten nachgerade Herren von Rom geworden zu

sein, und benutzten das Ergebniß der städtischen Wahlen zu dem politischen Trugschluß, es sei klar, daß Rom seiner Mehrheit nach noch päpstlich gesinnt sei und nur mit Widerwillen das italienische Joch trage. Es soll auch Diplomaten gegeben haben, welche diese Anschauungen theilten und dem entsprechend ihre Berichte abfaßten. Nun geschah das Unglaubliche, daß bei den letzten Wahlen die Liberalen mit doppelter Mehrheit über die Klerikalen siegten, die auch nicht einen einzigen Sitz erhielten. Die Lektion war verdient, und man konnte wohl sagen, die Klerikalen hatten alles gethan, um selbst diese Katastrophe für die von ihnen verfochtenen Interessen herbeizuführen. Jetzt, da die Schlacht verloren ist, wird gegen die Sieger als gegen räuberische Gewalthaber protestirt, und die päpstlichen Nuntien haben bei den Regierungen, bei denen sie beglaubigt sind, eine Note des Kardinal-Staatssekretärs Rampolla überreicht, in welcher erklärt wird, daß die Lage des Papstes der italienischen Regierung gegenüber nach den letzten öffentlichen Kundgebungen gänzlich unhaltbar geworden sei. Wenn jetzt das vatikanische Hofjournal, der „Osservatore Romano," sich damit zu trösten sucht, daß die Wahlen nur mittels „unverschämtesten Hochdrucks" von seiten der Regierung so vernichtend für den Vatikan und seine Anhänger ausfielen, wie sie ausgefallen sind, so vergißt er, daß seine Leute mit demselben „unverschämten Hochdruck" arbeiteten. Er wird niemals sagen, wie viel Geld der „Unione Romana" der letzte Wahlfeldzug gekostet hat, wie viel der päpstliche Finanzminister dazu beisteuerte; ob es recht ist, Peterspfennige für Wahlschlachten zu opfern und Priester für den Wahltag vom Messelesen zu entbinden? Das kann man doch einer Regierung nicht verdenken, daß sie einem gefährlichen, rücksichtslosen Gegner, dem für seine politischen Zwecke alle Mittel recht sind, auf die Finger sieht und gelegentlich auch einmal darauf klopft.

Der „Osservatore Romano" klagt, daß „Italien sich bedenkt, in die weitgeöffneten Arme des Stellvertreters Jesu Christi zu sinken." Ja, Italien weiß eben besser als andere Staaten, obwohl laut Verfassung die Landesreligion die römisch-päpstliche ist, daß es in diesen Armen seinen Untergang finden würde. Man jammert über die Gesetze, welche „Mißbräuche" des Klerus und Uebergriffe auf das politische Gebiet von seiten desselben bestrafen sollen. Ja, warum muß denn der Klerus dem Vatikan in politischen Dingen gehorchen, und ist es nicht schlimm genug, daß der Staat und nicht der Papst solchen „Mißbräuchen" zu steuern sucht? Es läßt doch tief blicken, wenn der „Osservatore Romano" Lärm schlägt, daß bei den jüngsten Abiturientenarbeiten das Thema für das Italienische gelautet habe: „Auf welchem Wege wurde Italien, früher jahrhundertelang getheilt, eine geeinte Nation, und welche Gefühle und Vorsätze ruft die glorreiche Erneuerung des Vaterlandes in dem Jüngling wach?" Das Leibblatt päpstlicher Hofinteressen wittert in diesem Thema eine Beleidigung für den „armen Gefangenen im Vatikan" und einen Hinterhalt und mörderische Schlingen für alle Abiturienten der von Priestern geleiteten Schulen. Es ist offenbar, wie der „Osservatore Romano" die Sache ansieht, daß ein derartiges Thema von Abiturienten der Priesterschulen nicht so gut bearbeitet werden kann als von denen der staatlichen Schulen 2c. Damit verräth aber das vatikanische Blatt doch zu stark, wo der Kern der Sache eigentlich liegt. Soll vielleicht das italienische Unterrichtsministerium seine Themata für das Italienische von dem „Gefangenen im Vatikan" erbitten? Das kann es schon nicht wegen seiner letzten Encyklika betreffs der „Freiheit," wonach alle Lebewesen mit Fug und Recht Sklaven des vatikanischen Herrschers und seines absoluten Selbstwillens sind. Was hilft Joh. 8, 32 für den Tiaraträger, welchem „der Sohn Gottes alle seine Befugnisse für die Regierung seiner Kirche mittheilt." Es ist verbürgte Thatsache, daß der Vatikan die Stirn hatte, dem Kaiser von Brasilien als gehorsamem Sohne geradezu zu verbieten, den König v Italien zu besuchen.

Eine Generalversammlung der elf protestantischen Denominationen, welche in Mexiko arbeiten, hat u. a. beschlossen, daß in Städten, welche nicht über 15,000 Einwohner haben, nur eine Kirchengemeinschaft missioniren solle, um der Schädigung vorzubeugen, welche daraus hervorgeht, daß die verschiedenen Denominationen nicht blos

neben einander, sondern oft auch gegen einander arbeiten. Ferner soll kein Gemeindeglied, Evangelist oder Prediger in eine andere Kirchengemeinschaft aufgenommen werden ohne ein glaubwürdiges Zeugniß seiner vorherigen Kirchenbehörde. Ebenso wurde beschlossen, gemeinsam ein großes evangelisches Erziehungshaus zu gründen. Im ganzen zählen diese elf verschiedenen Denominationen 83 ordinirte Geistliche und 65 Evangelisten, welche in 177 Gemeinden mit 12,600 Mitgliedern und 96 Schulen mit 2492 Schülern arbeitern.

Die anglikanische Kirche scheint ebenso wie mit den Altkatholiken (vgl. Th. Ztschr. 1888, Seite 31) so auch mit den Resten der Jansenisten in nähere Beziehung treten zu wollen. Es sind nämlich auf Veranlassung des Erzbischofs von Canterbury die Bischöfe von Salisbury und Newcastle nach Holland gereist, um bei den dort befindlichen drei jansenistischen Bischöfen sich über die Stellung und die Verhältnisse der jansenistischen Kirchengemeinschaft näher zu unterrichten und zunächst einen regeren geistigen Verkehr mit dieser Kirchengemeinschaft anzubahnen.

Die Verwandtschaft wie der Unterschied des ritualistischen und römisch-katholischen Mariendienstes wird durch folgenden Briefwechsel deutlich illustrirt. Ein Geistlicher der anglikanischen Kirche schreibt nämlich an seinen Bischof: „Halifax, 27. April 1888. An den Lord-Bischof von Nova Scotia. My Lord! Bei der Exekution des William Millmann im Gefängniß von Charlottetown am 10. d. M. sprach ich folgendes Votum: „Das gesegnete Kreuz und Leiden unseres Herrn Jesu Christi und die mächtigen Fürbitten der Mutter Gottes und aller Heiligen stehe zwischen dir und deinen geistlichen Feinden zur Stunde deiner Hinfahrt u. s. w. Infolge davon bin ich beschuldigt worden, die Jungfrau Maria angerufen und Gebete an sie gerichtet zu haben, wodurch ich meine Verpflichtung gegen die Kirche von England verletzt haben soll. Ich erlaube mir daher, Ew. Lordschaft die Sache zu unterbreiten mit der Bitte, diesen Brief und Ihre Erwiderung veröffentlichen zu dürfen. Ich verbleibe 2c. James Simpson." Die Antwort des Bischofs Dr. Courtney hatte folgenden Wortlaut: „Halifax, 30. April 1888. Mein lieber Herr! Die Worte, welche Sie in Ihrem Schreiben vom 27. d. M. citiren, sind keine Anrufung der gebenedeieten Jungfrau Maria, und durch den Gebrauch derselben haben Sie nicht, wie Ihnen vorgeworfen ist, pflichtwidrig gegen die Kirche gehandelt. Die Kirche hat, soviel mir bekannt, niemals behauptet und gelehrt, daß die Kinder Gottes in der unsichtbaren Welt aufhören für ihre Genossen auf Erden zu beten, oder daß solche Gebete weniger wirksam sind als unsere gegenseitigen Fürbitten. Daher ist auch der fromme Wunsch, die Gesammtheit solcher Gebete als Hilfe für einen Verbrecher im Augenblick des Todes in Anspruch zu nehmen, nicht mehr als recht und angemessen." Der Bischof gesteht dann allerdings zu, daß der Ausdruck „Fürbitte der Mutter Gottes" möglicherweise zu „Mißverständnissen" Anlaß geben könne, und räth deshalb den Gebrauch desselben zu vermeiden.

Die römische Art der Marienverehrung freilich klingt noch aus anderer Tonart. Man lese nur ein Gebet aus dem Gebetbuch des Oratoriums von St. Philippus Neri: „O allerheiligste......Jungfrau, Hüterin der Gnadenschätze und Zuflucht der elenden Sünder, wir fliehen zu deiner......Liebe mit lebendigem Glauben und bitten dich um die Gnade, immer Gottes Willen und den deinigen zu erfüllen; wir geben unsere Herzen in deine heiligsten Hände und erflehen von dir die Errettung unserer Seelen und Leiber" 2c. Oder ein Gebet, welches sich im Manuale der „Bruderschaft unserer Frau von der immerwährenden Hülfe und des heil. Alfonso Maria Liguori" findet und von Kardinal Manning gutgeheißen ist. Die Mitglieder der Bruderschaft werden darin angewiesen, sich an „Unsere Frau von der immerwährenden Hülfe" zu wenden in allen „geistlichen Nöthen und zeitlichen Bedürfnissen," und ein Ablaß von 100 Tagen wird jedem verheißen, der folgendes Gebet spricht: „O Mutter von der immerwährenden Hülfe, ich lege meine ewige Errettung in deine Hände; dir übergebe ich meine Seele. Zähle mich zu deinen besonderen Dienern; nimm mich unter deinen Schutz, und ich bin zufrieden; ja denn du hilfst mir, ich fürchte nichts; weder meine Sünden, da du Verzeihung für

mich erlangen wirst; noch die Teufel; denn du bist mächtiger als die ganze Hölle; noch selbst Jesus, der Richter ist; denn durch ein Gebet von dir wird er besänftigt werden."

Im Vergleich mit solchen Ergüssen sind die Auslassungen jenes anglikanischen Geistlichen freilich noch ziemlich zahm; doch zeigen sie jedenfalls deutlich genug die Richtung an, in welcher der hochkirchliche Strom fließt. Das beginnen auch die vernünftigeren unter den Ritualisten allmählich selbst zu fühlen; klagte doch neulich die „Church Times" über gewisse Anhänger, welche von der Idee gänzlich erfüllt seien: Was römisch ist, ist nicht nur gut, sondern das Beste, was man sich denken kann.

In München hat sich vor einiger Zeit eine neue Vereinigung, eine „Brüderschaft der Kinder Gottes" gebildet, welche die ganze Erde mit dem Bande der Nächstenliebe umfassen will. Ihr Zweck ist: sittlich aufbauend und versöhnend die bestehenden Unterschiede zwischen arm und reich zu mildern. Obwohl röm.-kath. Anschauung entsprossen, kann der Brüderschaft doch auch jeder Bekenner irgend eines anderen Glaubens angehören. Das Verständigungsmittel zwischen solchen Angehörigen der Brüderschaft, die sich mittelst ihrer Muttersprache nicht verstehen, ist die von Pfr. Schleyer erdachte neue Weltsprache Volapük. Das Symbol der Brüderschaft ist die Zahl 333. Als äußeres Zeichen kann von den Brüdern ein Bändchen in drei Farben: Gold, Grün und Violett, getragen werden. Jedes „Kind Gottes" enthält sich des Tabakrauchens, spirituöser Getränke und des absichtlichen Tödtens unschädlicher Thiere und nährt sich grundsätzlich niemals von dem Fleisch, Blut und Fett weder warm- noch kaltblütiger Thiere. Die tägliche Nahrung besteht aus Brot, und zwar vorzugsweise ungesäuertem Weizenschrotbrot, ohne Salz, mit der Kleie, mit Feigen und anderem Obst vermischt gebacken. Die Getränke sind: Wasser, Milch, Kakao, Obstwein; doch ist mäßiger Genuß von Traubenwein und Bier, Kaffee und Thee bisweilen gestattet. Die „Kinder Gottes" enthalten sich ferner jeder Feindschaft, aller Prozesse und gerichtlichen Klagen, alles Streites und Zankes, aller Eitelkeit in der Kleidung und jedes äußeren Schmuckes; sie enthalten sich auch des Müssigganges und der Prachtliebe und des Trachtens nach irdischem Besitz. „Die Reichen unter ihnen sehen die ihnen von der Vorsehung anvertrauten irdischen Güter nur als Dünger zur Hervorbringung guter Thaten an, und die Armen unter ihnen hegen keinen Groll und Neid gegen die Reichen, die ihnen bereitwillig mittheilen und sie keinen Mangel leiden lassen. Alle Kinder Gottes sind ein priesterliches Geschlecht, Gott, ihrem himmlischen Vater ähnlich und in wenig Bedürfen den Himmlischen gleich. Friede und Glück, Gesundheit und Freude verschönern ihr irdisches Dasein. Armuth und Noth, Kummer und Elend gibt es nicht unter ihnen."

Schulnachrichten.

Gegen Ende dieses Jahres soll in Deutschland eine täglich (mit Ausnahme des Sonntags) erscheinende Zeitung unter dem Titel „Deutsche Lehrerzeitung" in's Leben treten. Sie soll einen politischen und einen pädagogischen Theil haben und täglich die neuesten Nachrichten aus der weiten Welt mittheilen. Auch für allgemein bildenden und unterhaltenden Stoff soll gesorgt werden.

Zwar haben die preußischen Lehrer längst eine solche Zeitung, die „Preußische Lehrerzeitung," die von etwa 30,000 Lehrern gelesen wird. Aber der politische, sowie auch der pädagogische Theil dieser Zeitung soll der Art sein, daß dadurch direkt und indirekt an der Verweltlichung des Lehrerstandes nicht nur, sondern auch an dessen Gewinnung für die radikalen Parteien gearbeitet wird. Weil nun diesem Nothstand gegenüber nicht anders Hülfe geschafft werden kann, als durch ein gleiches Mittel, so hat der Verein zur Erhaltung der evangelischen Volksschule in Deutschland es unternommen, die oben genannte Deutsche Lehrerzeitung

zu gründen, deren politischer, pädagogischer und sonstiger Inhalt im evangelisch-christlichen Geist gehalten und gegeben werden soll. Der bisherige Generalagent des eben genannten Vereins, Pastor Zillessen in Berlin übernimmt die Leitung und Redaktion derselben.

Die fortschrittliche Lehrerpresse thut ihr möglichstes, um das Unternehmen zu hindern. Man bietet alles auf, um die Lehrer vor dem neuen Blatt oder einer Unterstützung desselben zu warnen. So schreibt die Allg. Deutsche Lehrerzeitung: „Hoffentlich werden sich die Lehrer nicht durch das viele Wortemachen bezüglich der „Christlichkeit“ des Unternehmens kirren lassen!“

Das preußische Schullastengesetz ist jetzt zu einem Abschluß gekommen, da sich beide Kammern darüber geeinigt haben. Es soll jede Gemeinde für den ersten Lehrer an einer Volksschule 400 Mark, für den zweiten Lehrer 200 Mark und für eine Lehrerin 100 Mark aus der Staatskasse erhalten, dagegen soll das Schulgeld an solchen Schulen aufgehoben sein. Eine Gehaltsaufbesserung für die Lehrer bringt das Gesetz nicht.

Kurzsichtigkeit. (Aus dem Lehrerboten.) In einer Schrift über die Entstehung der Kurzsichtigkeit (Wiesbaden 1887) sagt Stilling, zunächst im Blick auf höhere Schulen: „Es ist meine aufrichtige Meinung, daß man der Schule in Bezug auf Entstehung der Kurzsichtigkeit eine Schuld vielfach aufbürdet, die sie gar nicht hat......, daß es an der Zeit ist, jener kontinuirlichen Aufregung ein Ende zu machen, in der man die Schulmänner hält, deren Aufgabe ohnehin schwer genug ist.“ Es soll hiermit der Schule ihre hohe Verantwortlichkeit nicht abgenommen sein; aber eine Pflicht der Billigkeit ist es, darauf hinzuweisen, daß oft weniger die Schule, als die neben der Schule hergehenden Einflüsse unserer Zeit schuld an diesem Uebel sind, und daß die ganze Erscheinung gewissermaßen unzertrennlich ist von einem höheren Grad der Geisteskultur.

Anm. Zu dieser der A. Z. entnommenen ganz richtigen Notiz dürfte wohl hinzugefügt werden, daß unter Umständen je und je — natürlich nicht überall — die Kurzsichtigkeit ganz andere Ursachen haben möchte, als das Studium, wir meinen Ursachen, die auf das moralische Gebiet überleiten, und wesentlich moralische Heilung verlangen. Der erfahrene Erzieher wird uns verstehen. (Ev. Schulbl.)

Lehrer G. H. Bang, Glied des Lehrervereins, der seit zwei Jahren die Gemeindeschule der evang. Bethelsgemeinde in Concordia, Mo., mit Erfolg bediente, hat wegen andauernden Krankheitszustandes daselbst sein Schulamt niedergelegt, und hat die Gemeinde Lehrer Gust. Friedemann, Glied des Lehrervereins, zu seinem Nachfolger berufen. — Lehrer H. Schmidt, Glied des Lehrervereins, der seit einem Jahre die Gemeindeschule an der evang. Salemsgemeinde in St. Louis, Mo., bediente, hat daselbst resignirt und einen Ruf als Lehrer an die Schule der evang. Matthäusgemeinde in St. Louis, Mo., angenommen. Die Salemsgemeinde hat dann Lehrer B. Malkemus, Glied des Lehrervereins, zum Lehrer an ihre Schule berufen, und hat derselbe diesen Ruf angenommen. — Die evang. Paulsgemeinde in Nashville, Ill., sowie die evang. Petrigemeinde in Okawville, Ill., haben aus pekuniären Rücksichten das bisher von einem Lehrer bediente Schulamt mit dem Predigtamt verbunden. — Lehrer E. Berg, Glied des Lehrervereins, seit drei Jahren Lehrer an der evang. Paulsgemeinde in La Porte, Ind., hat einen Ruf als Lehrer an die II. Klasse der evang. Johannis-Gemeindeschule in Michigan City, Ind., angenommen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord=Amerika.

Jahrgang XVI. October 1888. Nro. 10.

„Gedanken über Inspiration der Predigt.“

Aus der „ev. Kirchenz.,“ mitgetheilt v. M. Otto.

„Wir sind gewohnt, den Begriff der Inspiration nach 2 Tim. 3, 16 auf die Eingebung der h. Schrift zu beschränken. In diesem engeren Sinn kann natürlich von einer Inspiration unserer Predigten gar keine Rede sein. Die Bibel selbst aber verwendet den Begriff in weiterem Sinn. Schon die Stelle 2 Pet. 1, 21, welche regelmäßig zur Erklärung des θεόπνευστος herangezogen wird, erweitert den Begriff auf die Eingebung von Reden. In bestimmtesten Worten aber verheißt Christus seinen Jüngern eine Eingebung ihrer Reden durch den h. Geist. Diese Inspiration soll ihnen das τί (was) ihrer Rede geben, und soll ihnen in dem Maße zu Theil werden, daß nicht sie es sind, sondern der heilige Geist, der durch sie redet. Nicht ist sie etwa nur den Verfassern der heiligen Schriften, sondern seinen Jüngern, die um ihrer Jüngerschaft angeklagt werden, verheißen. (Matth. 10, 19. 20.) Ist ihnen aber diese Verheißung schon gegeben für den Fall, daß sie als Angeklagte Zeugniß ablegen sollen, so doch wohl auch für den Fall, daß sie als freie Botschafter Christi ihres Zeugenamtes walten sollen! Oder sollte nicht die Beihilfe des heiligen Geistes für das Bauen des Reiches Christi, für die Predigt seines Wortes an Gläubige und Ungläubige eben so nöthig sein, als für die Vertheidigungsreden vor dem Richter? Paulus sagt von sich, daß Christus in ihm rede (2 Cor. 13, 3) und verlangt ausdrücklich, daß sein Wort als Gottes Wort aufgenommen werde (1 Thess. 2, 13). Daß nicht bloß der Apostel solches von sich sagen und verlangen darf, geht hervor aus Luc. 10, 16, wo Christus nicht den Aposteln, sondern den 70 Jüngern, die er aussendet, zuruft: ὁ ἀκούων ὑμῶν ἐμοῦ ἀκούει. Um aber so predigen zu können, wie es uns hier verheißen ist, bedürfen wir einer Inspiration. Gewiß wird dieselbe nicht in demselben Maße bei uns vorhanden sein, als bei den Aposteln; aber in irgend einem Maße muß sie vorhanden sein, wenn wir Gottes Wort predigen sollen. Das Wort λαλοῦμεν οὐκ ἐν διδακτοῖς ἀνθρωπίνης σοφίας λόγοις ἀλλ' ἐν διδακτοῖς πνεύματος 1 Cor. 2, 13. soll auch von unsern Predigten gelten. Ohne Inspiration könnten wir auch nicht Christi Zeugen sein. Der heilige Geist, den er vom Vater senden wird, wird von ihm zeugen. (Joh. 15, 26). Erst nachdem wir dieses Zeugniß des heiligen Geistes in uns empfangen haben, sind wir fähig geworden, selbst Zeugniß

abzulegen. Erst durch den heiligen Geist können wir mit Christo vereinigt werden. (Joh. 13, 19. 20), und erst durch diese Vereinigung erhalten wir die für einen Zeugen Christi erforderliche Qualification.

Ohne Inspiration könnte unsere Predigt auch nur erfolglos sein. Nicht wir, sondern nur der Geist Gottes durch uns kann das wirken, was durch unsere Predigt gewirkt werden soll. Unser Heiland sagt, daß durch die Predigt seiner Jünger andere gläubig werden sollen. Joh. 17, 20, (vgl. Röm. 10, 17). Nach Gal. 3, 2 wird der heilige Geist durch die Predigt empfangen. Nach 3 Tim. 3, 16 ist es ein Kennzeichen der inspirirten Schrift, daß sie erbaut, zur Ausbildung des Gottesmenschen beiträgt. Soll also unsere Predigt den Ansprüchen genügen, die an sie gestellt werden, soll sie Glauben wirken, den Geist mittheilen, erbauen, so kann sie der Inspiration nicht entbehren.

Man sucht ja eifrig nach Gründen für die Erfolglosigkeit unserer Predigt. Man findet sie in der Regel in der Form unserer Predigtweise. Demgemäß werden mannigfaltige Rathschläge ertheilt, sie zu verbessern. Gewiß sind viele derselben höchst annehmbar, doch machen wir die Erfahrung, daß manche Predigten, die jenen Rathschlägen recht wenig entsprechend gearbeitet sind, mit großem, uns vielleicht unverständlichem Erfolg gekrönt sind, während andere, die unter sorgfältigster Beachtung jener Rathschläge gearbeitet sind, von recht geringem Erfolg begleitet sind. Gewiß hängt der Erfolg nicht allein von der Predigt, sondern auch von den Hörern ab. Ueberhaupt liegt der Erfolg nicht in eines Menschen, sondern in des heiligen Geistes Hand. Wird die Predigt nicht dem Prediger und dann durch ihn den Hörern eingegeben durch den heiligen Geist, so muß sie erfolglos bleiben. Daher ist es unsere Sache, um Inspiration unserer Predigten zu flehen, sonst fehlt ihnen die Kraft zur Erbauung. Je mehr wir uns von der Irrmeinung losmachen, als könnten wir mit unserem armen Wort die Menschen zur Seligkeit führen, umsomehr werden wir einerseits uns um die Eingebung des heiligen Geistes für unsere Predigten bemühen, andererseits aber auch darnach trachten, die würdigste Form für die unter Eingebung des heiligen Geistes gewirkten Predigten zu finden.

Demnach können wir uns nicht damit begnügen, daß unsere Predigten dem in der inspirirten Schrift niedergelegten Offenbarungsinhalt entsprechen, daß sie orthodox, biblisch, textgemäß seien, sondern wir müssen verlangen, daß sie uns durch denselben heil. Geist, der die Schrift eingegeben hat, eingegeben werden. Freilich würden wir in Irrthum fallen, wenn wir meinten, der heil. Geist würde uns ohne Vermittlung der heiligen Schrift unsere Predigten eingeben. Christus sagt vom heiligen Geist: *ὁ πέμψει ὁ πατὴρ ἐν τῷ ὀνόματί μου*, bezeichnet also seinen Namen als die Sphäre, innerhalb welcher der heilige Geist wirken wird, Joh. 14, 26. Auch beschränkt er die Offenbarungen, welche der heilige Geist seinen Jüngern zu Theil werden läßt, auf sein Wort Joh. 16, 13. 14, wozu Luther bemerkt: „Also setzte er dem heiligen Geist selbst ein Ziel und Maß seiner Predigt, daß er nichts Neues noch Anderes soll predigen, denn was Christus und sein Wort ist, auf daß wir ein

gewisses Wahrzeichen und Prüfstein haben, die falschen Geister zu urtheilen." Dasselbe sagt er auch in der vorerwähnten Stelle Joh. 14, 26 aus, wo er dem heiligen Geist das Lehren und Erinnern an Alles, was er ihnen gesagt hat, zuweist. Daraus geht hervor, daß die Inspiration, die wir für unsere Predigten erwarten dürfen, keine productive, sondern (wie Philippi in seiner Glaubenslehre sagt) eine reproduktive sein wird. Wir sind also an den Text, an das Bibelwort gebunden. Aber nicht nur gemäß demselben, sondern erfüllt, eingegeben, inspirirt von demselben sollen unsere Predigten sein! Also nicht wir sollen über den Text sprechen, sondern der Text soll durch uns sprechen. Nicht außerhalb der Textes soll der Gegenstand unserer Predigt liegen, sondern innerhalb. Nicht als Meister des Textes sollen wir uns geberden, sondern als seine Diener. Freilich werden wir uns, besonders bei Casual- und Gelegenheitsreden, nicht immer durch den ganzen Text inspiriren lassen können. Aber auch ein Satz desselben kann genügen. Nehmen wir ihn nur in uns auf, öffnen wir ihm unsere Seelen, lassen wir ihn ungestört auf uns einwirken, so wird er uns schon inspiriren. Die rechte Reception des Textes wirkt die rechte Reception der Predigt. Erst wenn der Text unser Eigen geworden ist, können wir ihn der Gemeinde zu Eigen geben. Erst, wenn er uns gepredigt hat, können wir ihn predigen. Nur dann finden wir keine Thür in den Text, wenn er keine in uns gefunden hat. Damit ist uns dann auch die Thür in die Gemeinde verschlossen. Denn nur, was der Text uns gepredigt hat, nur das können wir der Gemeinde predigen.

Unser Heiland sagt: *τὸ πνεῦμα τῆς ἀληθείας ὁδηγήσει ὑμᾶς εἰς πᾶσαν τὴτ ἀλήθειαν*. Lassen wir uns nur durch ihn führen, dann finden wir das *πῶς* und das *τί* unserer Predigt! Kommentare werden freilich nicht viel dazu nützen. Gewiß sind sie dazu behülflich, den Text an sich zu verstehen. Aber um die Predigt, welche der Text uns hält, zu verstehen, dazu genügt ihre Beihilfe nicht. Doch wäre es natürlich ebenso thöricht, auf dieselbe zu verzichten, als sich mit derselben zu begnügen. Auch praktische Auslegungen, oder wohl gar denselben Text behandelnde Predigten helfen wenig dazu. Sie zeigen uns im günstigsten Fall nur, wie andere durch den Text inspirirt worden sind manchmal auch wohl, wie sie nicht dadurch inspirirt worden sind. Der heilige Geist führt aber nicht stets durch dieselbe Thür in den Text; dem einen öffnet er diese, dem anderen jene. Hüten wir uns, daß wir nicht die uns bestimmte verfehlen, indem wir durch die einem andern geöffnete gehen wollen. Auf keinem Gebiet straft sich das Imitiren empfindlicher, als auf dem der Predigt. Die Nachahmerei sinkt bald hinab zur Nachäfferei. Tonfall, Redewendungen, Gesten des Vorbildes bleiben, aber der Geist bleibt nicht. Nur der heilige Geist ist würdig, die Thür zum Text zu öffnen, nur der heilige Geist kann uns *ὁδηγεῖν εἰς πᾶσαν τὴν ἀλήθειαν*.

Auch die Homiletik vermag uns nicht zu lehren, wie und was wir über einen Text predigen sollen. Freilich sind ihre Regeln und Anweisungen wohl nicht so ganz von der Hand zu weisen, wie das hier und dort Mode zu werden scheint. Eine leichtherzige Ueberspringung ihrer Schranken, eine ungenirte

Abweisung ihrer Rathschläge dürfte, wenn sie allgemein würde, sich bitter rächen. Kraftgenies, die das Vorrecht zu haben meinen, sich an keine überkommenen (?) Formen binden zu brauchen, haben auf den Talar noch weniger ein Recht, als auf den Künstlerrock. Aber andererseits wird man dadurch noch kein Prediger, daß man sich willig in die „Schnürbrust" der Homiletik sperren läßt. Der Geist, und zwar der heil. Geist allein, kann uns predigen lehren. Nur seine Salbung gibt unseren Predigten das eigenthümliche Etwas, das den Zeugnissen derer eignet, durch welche Christus spricht.

Wir verwenden viele Zeit auf die Conception der Predigt; auch genug auf die Reception? Durch die Exegese dringen wir in den Text; ist er damit auch schon in uns eingedrungen? Es gibt ja auch Predigtkünstler, welche sich Thema und Partition noch zu dem Text hinzugeben lassen, und dann darüber predigen. Auch solche gibt es, die sich einen Text nur anzusehen brauchen, und sofort wissen, wie sie ihn zu behandeln haben. Im Allgemeinen dürfte es aber doch wohl rathsam sein, die Geburt nicht allzuschnell der Empfängniß folgen zu lassen. Auch von dem Worte Gottes in der Predigt muß es heißen: „Empfangen vom heiligen Geiste." Solche Empfängniß bezieht sich unter Gebet, andächtigem Stillehalten, heiliger Versenkung in den Text.

Das *φερόμενοι* 2 Pet. 1, 21 gilt auch heute noch von den Predigern des Gottesworts. Fehlt der Antrieb des heiligen Geistes, so sind wir unfähig, erbaulich zu predigen. Veranlaßt uns nur unsere Amtspflicht, die Kanzel zu besteigen, so wäre es wohl ebenso gut, wir bestiegen sie gar nicht. Lohndiener sind auf der Kanzel nicht zu gebrauchen. Ebensowenig macht uns eine, mit der Zeit liebgewordene Gewohnheit, uns Sonntag für Sonntag öffentlich sprechen zu hören, noch weniger ein Bedürfniß nach Befriedigung unserer lieben Eitelkeit in der mehr oder minder großen Bewunderung unserer Zuhörer, oder wohl gar das Verlangen, diesem oder jenem unter denselben etwas Angenehmes oder auch Unangenehmes zu sagen, fähig zum Predigtdienst. Wir haben kein Recht, frei nach unserem Belieben mit dem Worte Gottes zu schalten, den Text zu mißhandeln, einem andern oder uns selbst zu Gefallen oder Mißfallen. Der heilige Geist allein, je nachdem er uns demnach auch unserer Gemeinde durch den Text gepredigt, darf uns den Antrieb zu der Predigt geben.

Wir sind nicht unsere eigenen oder irgend eines andern Sachverwalter, sondern Botschafter, die Christi Sache verwalten. Nicht aus eigener, auch nicht aus der Gemeinde, auch nicht aus der kirchlichen Behörde Machtvollkommenheit, sondern aus Christi Machtvollkommenheit stehen wir auf der Kanzel. Gewiß sind wir den vom Herrn der Kirche uns gesetzten Behörden für die Verwaltung unseres Amtes verantwortlich, gewiß haben wir an der Gemeinde zu arbeiten, aber gesandt sind wir von Christo (Joh. 20, 21. 22). Nur indem wir dieses unseres Gesandtenamtes stets eingedenk sind, erlangen und erhalten wir die Receptionsfähigkeit, welche für die Inspiration erforderlich ist. Darin liegt auch zugleich die Pflicht gegen uns ausgesprochen, daß wir die empfangene Botschaft nicht als eine fremde, sondern als unsere eigene

an die Gemeinde weitergeben, daß wir für dieselbe mit Leib und Leben, mit unserm Gewissen, mit unserer Seligkeit einstehen. Vertrauensselige Annahme, verstandesmäßige Ueberzeugung von der Richtigkeit des Wortes, das wir zu verkünden haben, genügt nicht zum Botschafterdienst. Die ganze Person muß davon ergriffen sein, denn die ganze Person muß dafür eintreten. Dann freilich werden unsere Perdigten nicht bloß nach bestimmtem Schema gearbeitete, mit Angabe von Thema und Disposition regelrecht versehene, eines kunstmäßigen Eingangs und Schlusses nicht ermangelnde Aufsätze, auch nicht bloß Vorträge, welche für das Katheder oder das Rednerpult sich eignen, erst recht nicht Causerien (Plaudereien), die im Feuilletontheil irgend eines Tageblattes ihren Platz haben, sondern geistesmächtige, von oben stammende Verkündigungen der Königsboten an das Königsvolk sein."

Paulus sagt 2 Cor. 5, 20: *ὑπὲρ Χριστοῦ οὖν πρεςβεύομεν.* Nicht unsere Ehre, nicht unsern Vortheil, nicht unser Glück sollen wir suchen im Predigtamt zu fördern, sondern Christi Sache allein. Nicht uns sollen unsere Gaben, unsere Kräfte, unsere Worte dienen im Predigtamt, sondern Christo allein. Nicht unsere Person sollen wir hinstellen vor die Gemeinde, nicht unser Bild ihr aufdrücken, nicht unsere Priesterschaft ihr antragen, sondern Christi allein. Niemand, auch nicht der Seelsorger darf sich zwischen Christus und die Seele zu stellen wagen! Wer es thut, handelt nicht für Christum, sondern wider Christum. Gewiß fällt damit eine schwere Verantwortung auf unser Predigtamt, eine so schwere, daß wir unter keinen Umständen sie auf uns nehmen möchten, daß wir davor fliehen und uns entsetzen müßten, daß wir darunter zusammenbrechen und verzweifeln müßten, wenn wir nicht die Verheißung einer Inspiration für unsere Predigten hätten. Gerade je inniger wir mit unserer Gemeinde verbunden sind, je treuer sie sich um uns schaart, je mehr Erfolg wir in ihr mit unserm Predigtamt haben, um so mehr hängt sie auch an unserm Wort, an unserer Person. Gäbe es also keine Inspiration der Predigt, spräche nicht Christus durch uns zu der Gemeinde, hörte sie also nicht Gottes Wort in unserm Wort, dann Wehe! allen Predigern, und dreimal Wehe! allen Denen, welche Erfolg in ihrem Amte haben! Ohne Inspiration wäre das Predigtamt ein schreckliches, seelenmörderisches Amt! Gelobt sei unser Heiland, der uns seinen heiligen Geist gegeben hat auch für das Predigen"!

Referat über Kirchenvisitation.

Von P. J. G. Ade.

Die Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist, ganz abgesehen von ihrem zerklüfteten Zustand, eine Erscheinungsform des Reiches Gottes. Das Reich Gottes ist nicht etwa, weil es zuerst inwendig im Menschen gegründet sein muß, eine bloß innere, oder wie es Manche fassen, ideelle und abstrakte Sache, sondern es ist die concreteste Sache von der Welt, weil es bestimmt ist, von innen heraus in alle Lebensverhältnisse einzudringen und sie göttlich umzugestalten,

nicht bloß die religiösen und kirchlichen, sondern auch die materiellen und weltlichen Verhältnisse; mit anderen Worten: das Reich Gottes besteht in der sich immer völliger entwickelnden thatsächlichen Regierung Jesu Christi auf Erden.

Ist die Kirche in ihrem dermaligen Zustand auch nur eine Erscheinungsform des Reiches Gottes, so hat sie doch, eben weil sie dies ist, die Aufgabe, an der Verwirklichnng der Herrschaft Christi auf Erden zu arbeiten. Das Mittel dazu ist die Handhabung des Wortes als des geoffenbarten Willens Gottes gemäß dem Befehl Christi: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe." In dem Maße, wie die Kirche diese Aufgabe erkennt und ihr treu bleibt, ist ihr die Unterstützung ihres Herrn und Hauptes durch seinen Geist zugesichert.

In diese Aufgabe der Kirche ist das Recht und die Pflicht, die ihr Angehörigen und ihrer Pflege Befohlenen zu beaufsichtigen nicht bloß eingeschlossen, sondern es gehört eigentlich zum Wesen der Kirche, daß sie sei wie einerseits eine Pflegerin, Behüterin und Bewahrerin der ihr anvertrauten Gnadenmittel, so andrerseits durch dieselben eine Erzieherin fürs Reich Gottes. Ihr Beruf ist, den Gehorsam des Glaubens aufzurichten in aller Welt. Ohne Gehorsam ist keine Erziehung möglich und das Beispiel der katholischen Kirche zeigt, daß die Kirche die stärkste ist, die den stärksten Nachdruck auf den Gehorsam legt. Auf dem Grund und Boden der lautern Lehre des Evangeliums, worauf keine Hierarchie zu gedeihen und eine Aftergestalt des Reiches Gottes auszugebären vermöchte, müßte die Kirche ihren Beruf, Erzieherin für das Reich Gottes zu sein, mit dem gesegnetsten Erfolg ausrichten können, wenn sie mehr mit der evangelischen Forderung des Gehorsams ihren Angehörigen gegenüberzutreten den Muth hätte.

Daß es der Kirche an der Möglichkeit fehlt, über die ihrer Pflege Anvertrauten die unumgänglich nothwendige Controlle auszuüben, ist ein schon lange tief beklagter Schaden der Kirche, der sich in unsrer Zeit je länger je fühlbarer macht. Jede einzelne Denomination sinnt auf Mittel und Wege, wie dem Schaden zu wehren und die Gemeinde zu Zucht und Ordnung gemäß den Schranken des Evangeliums zu erziehen wären. Man fühlt immer deutlicher, daß der Predigt des Worts und der Spendung der Sakramente auch eine das kirchliche und äußerliche Leben beaufsichtigende und leitende Arbeit zur Seite gehen müsse. Um diesem Bedürfniß gerecht zu werden, ist in der evangelischen Kirche schon frühe, d. h. schon in der Reformationszeit, eine Visitation eingeführt und sind dafür gewisse Ordnungen festgestellt worden, wie es das Bedürfniß jener Zeit besonders zur Pflege und Wahrung der evangelischen Erkenntniß mit sich brachte. In der evangelischen Kirche Deutschlands besteht bekanntlich eine Einrichtung, der man den Namen Kirchenvisitation gibt, noch bis heute, wie denn auch in unsrer Zeit in den verschiedenen Theilen der evangelischen Kirche Deutschlands daran gearbeitet wird, diese Einrichtung weiter auszugestalten. Jedoch ist von der Kirchenvisitation in Deutschland nur zu wohl bekannt, wie wenig im Ganzen die Gemeinde

und das Gemeindeleben davon berührt wird und da weiter die Thatsache, daß die evangelische Kirche in Deutschland im Großen und Ganzen tief verweltlicht ist, nicht wegzustreiten ist und von den kirchlichen Organen Deutschlands selbst eingeräumt wird, so könnte nur die platteste Oberflächlichkeit auf die Visitationseinrichtung in Deutschland als auf eine sonderliche Segensquelle und etwa auf ein Muster hinweisen, das nachzuahmen wäre, um die gleichen gesegneten Früchte davon zu ernten. Es ist hier nicht der Ort, noch ist es unsere Aufgabe, die Mängel der deutschen Visitationseinrichtungen, die bekanntlich in den verschiedenen deutschen Ländern verschiedener Art sind, aufzusuchen. Die Thatsache genügt, daß die Kirche trotz aller Kirchenvisitation keine Controlle über das verweltlichte Volk auszuüben vermag und daß sie wenigstens in diesem sehr wesentlichen Stücke weit hinter der katholischen Kirche zurücksteht. Nachdem es aber in der Wirklichkeit so ist, daß den Visitationseinrichtungen in Deutschland im Allgemeinen ein verweltlichtes Volk gegenübersteht, so helfen auch alle Versuche des weiteren Ausbaues dieser Einrichtungen erfahrungsgemäß nichts, sondern dienen nur dazu, das verweltlichte Volk der Kirche noch weiter zu entfremden.

Der Schluß aus dieser offenkundigen Thatsache ergibt sich ganz von selbst und besteht darin, daß eine jede von einem Kirchenkörper ins Leben gerufene Visitationseinrichtung einen g e i s t i g e n B o d e n i m V o l k e v o r a u s s e t z t, also eine von der Furcht Gottes getragene, vom Gehorsam des Glaubens noch regierte Gemeinde. Ohne diese das Wesen des Reiches Gottes bildende Voraussetzung, müßte jede Visitationseinrichtung im Allgemeinen nicht nur unfruchtbar bleiben — ein hölzernes Schüreisen — sondern sie würde auch im Einzelnen zu einer Masse von Unzuträglichkeiten führen, die die beklagten Nothstände der Kirche noch vermehren, und den Bestand der an so vielen Schäden leidenden Einzelgemeinde noch tiefer schädigen müßten. Denn das Aufsichtsamt der Kirche, das in der Visitation zum Ausdruck kommen soll, muß doch dem Zweck dienen, die Gemeinde immer mehr in die Schranken einer heilsamen kirchlichen Ordnung und Zucht einzuführen, damit das evangelische Predigtamt mit Erfolg an ihr ausgeübt werden könne. Immer mehr müßte dem selbstmächtigen Wesen in so vielen Einzelgemeinden, wo wahrhaft kirchliche Ordnung und Unterwerfung unter die klarsten Vorschriften des göttlichen Wortes noch sehr unbekannte Dinge sind, die Forderung unter Alles das entgegengesetzt werden, was eine evangelische Gemeinde zu einer wahrhaft e v a n g e l i s c h e n, dem Evangelium gehorchenden Gemeinde macht. Und dazu kann es nur in Gemeinden kommen, die im Allgemeinen von einem Geiste der Gottesfurcht beseelt sind, so mangelhaft auch die Erkenntniß bezüglich kirchlicher Ordnung und christlicher Wahrheit noch sein mag.

Weist man zur b i b l i s c h e n Begründung einer Visitationseinrichtung auf das Vorbild der ersten Gemeinde hin, d. h. auf die Visitationsreisen eines Petrus, Barnabas und Paulus, als ob dieses Vorbild nur nachgemacht werden dürfte, um auch des Nutzens und Segens desselben gewiß zu sein, so wäre, falls wir es wirklich hiebei mit einer geordneten Einrichtung zu thun

hätten, was aber ja nicht der Fall ist, doch wohl vor allem zu bedenken, ob sich denn Ordnungen und Einrichtungen der ersten Gemeinde dem kranken Baum der heutigen Kirche als ein denselben angeblich gesundmachendes Reis nur so ohne Weiteres einpropfen lassen. Wohl mag ein gesunder lebenskräftiger Baum ein gesundes Reis zum Wachsen und Fruchttragen bringen, aber nicht umgekehrt ein gesundes Reis einen kranken Baum. Der Irvingianismus in England und andere verwandten Bestrebungen sollten es übrigens längst zur Genüge dargethan haben, daß sich Ordnungen, Aemter und Einrichtungen von der ersten Gemeinde nicht kurzer Hand nachmachen lassen. Wo immer dies in der angegebenen Weise geschehen ist, sind die vom Geiste Gottes geschaffenen Institutionen zur kindischen Spielerei herabgewürdigt worden und haben statt Segen nur unsäglichen Schaden gestiftet. Es kann nicht genug davor gewarnt werden, in den reichen, gesegneten Garten der ersten Gemeinde nur so hineinzugreifen, um da eine Pflanze, dort eine Blume aus dem gesunden, lebenskräftigen Boden des Urchristenthums herauszureißen und dieselbe dem glaubensdürren Boden der heutigen Kirche hineinzupflanzen. Solche Pflanzen mögen eine kurze Zeit vegetiren, aber gedeihen werden sie nicht. In kurzer Zeit sterben sie ab, oder arten aus, wie das Beispiel der römischen Kirche zeigt. Mit der biblischen Begründung ist also für die vorliegende Frage noch nicht viel gewonnen. Wenn wir aus keinem andern Grunde die Visitation einführen, als weil auch einige Apostel Visitationsreisen gemacht haben, so wäre doch die Frage, ob unsere Visitation wirklich das wäre, was sie in der ersten Gemeinde war und wenn nicht, mit welchem Recht dürfte man sich dann auf den biblischen Vorgang berufen?

Da es sich aber in dieser Sache, wie oben gezeigt, um ein richtiges Prinzip des Reiches Gottes handelt und da, wie ebenfalls berührt ist, die Visitationsbestrebungen dem Gefühl eines tiefen Mangels entsprungen sind, an dem allerdings auch unsere evangelische Synode leidet, der es an einer geordneten Aufsicht über die Gemeinden und ihre Hirten und Lehrer noch fehlt, so stehen wir unstreitig vor einem wirklichen Bedürfniß, bei denen es sich nur darum handelt, daß ihm in der richtigen Weise, im rechten evanglischen Geiste abgeholfen wird. Weder der biblische Vorgang noch der Umstand, daß Kirchenvisitation geschichtlich begründet ist kann bei der Errichtung eines solchen Instituts an sich maßgebend sein, sondern lediglich das Bedürfniß. Was sich als wirkliches Bedürfniß erweist, das ist allemal auch biblisch begründet, gleichviel ob wir auf einzelne Schriftstellen oder Vorgänge in der Schrift hinweisen können oder nicht. Denn alles, was dazu erforderlich ist, daß der Leib Christi erbaut und der Herrschaft Jesu, des Gesalbten, Raum geschafft werden, das ist biblisch begründet.

Sofern aber unläugbar die Verhältnisse heute anders liegen als in der ersten Gemeinde und unsere amerikanisch-kirchlichen Verhältnisse auch andere sind als die staatskirchlichen in Deutschland, ist die Frage gewiß keine müßige, wie man sich denn nach Maßgabe so veränderter Zustände und Verhältnisse die Visitationseinrichtung denkt und vorstellt. Es kann ja sicher nicht gleich-

gültig sein, von welchen Vorstellungen und Gesichtspunkten da ausgegangen wird. Dabei dürfte es auch belehrend sein zu sehen, was in andern Kirchenkörpern, z. B. in mehreren lutherischen Synoden, bezüglich der Kirchenvisitation bereits besteht. Jedoch beschränken wir uns zunächst darauf, wie, seitdem die Frage neuerdings angeregt worden ist, in unserem eigenen synodalen Kreis die Vorstellungen über Kirchenvisitation in einzelnen Kundgebungen ans Licht getreten sind. In Pastoral- und in Distriktsconferenzen sind in letzter Zeit Referate über den Gegenstand verlesen und besprochen worden. Dieselben haben sich meist, wie es scheint, an einen von P. Tanner verfaßten und bei verschiedenen Pastoralconferenzen als Manuscript circulirenden Entwurf einer Kirchenvisitation *) angeschlossen. Eine andere Kundgebung in der Sache besteht in einem in No. 3, 14. Jahrg. unserer theol. Zeitschrift erschienenen Artikel von P. G. Berner. Da spricht es nun, was das Tanner'sche Schema betrifft, das einer im Jahrg. XII. unserer theol. Zeitschrift (No. 4) abgedruckten Visitationsordnung der lutherischen Jowasynode nachgebildet ist, nicht sehr zu Gunsten der Vorstellungen, die man sich von vornherein von einer Visitationseinrichtung in unserer Synode gemacht hat und macht, daß man die Sache vor allem glaubte in den Rahmen von Paragraphen, von bestimmt abgegrenzten Vorschriften für den Visitator wie für die zu Visitirenden einschränken zu müssen. Schon in dieser vorsichtigen, aber auch sehr menschlich geformten Art und Weise, wie man die Visitation praktisch anfassen zu müssen glaubt, liegt ein Zu- und Eingeständniß, daß die Dinge bei uns doch ganz anders liegen als bei der ersten Gemeinde, auf deren Vorgang man sich beruft. Denn man glaubt nun einmal nach Maßgabe heutiger kirchlicher und Gemeindezustände der eisernen Arm- und Beinschienen nicht entbehren zu können, während die Apostel sicherlich ihres Visitatoren-Amtes ohne allen und jeden Paragraphen-Apparat gewaltet haben, ohne daß dieser Mangel irgend welche üble Folgen nach sich gezogen hätte. Es sind demnach doch wohl etwas andere Zustände, die in heutiger Zeit in der Kirche visitationsbedürftig erscheinen, wie es auch unfraglich andere Leute sind, in deren Hand die so sehr wichtige und schwere Aufgabe der Visitation gelegt werden soll. Wenn die Lage derart ist, daß das Kind, das geboren werden soll, nicht anders sein Dasein fristen kann, als daß es mit einem Wall von Gesetzesparagraphen umgeben wird, dann steht es um dessen Dasein, wie uns scheinen will, etwas bedenklich. Jedenfalls müßte nicht schwer einzusehen sein, daß die Visitation in solcher Weise aufgefaßt, ihren eigentlichen Zweck, die Angehörigen der Kirche fürs Reich Gottes, d. h. für den Gehorsam gegen die Ordnungen desselben zu erziehen, nicht zu entsprechen vermag. Jede geistige Arbeit, die in die Schranken zu vieler Vorschriften eingezwängt wird, verfällt erfahrungsgemäß dem Fluche des Mechanismus und wirkt dadurch schädlicher als wenn sie ganz unterbliebe.

Treten wir aber einer Besprechung des Tanner'schen Schemas, das, wie bereits bemerkt, der Visitationsordnung Jowa's nachgebildet ist, etwas näher,

*) Ist im „Entwurf des Kirchenrechts" zur Verwendung gekommen.

so ist ein Vergleich zwischen beiden höchst belehrend. Vorausgeschickt mag die Bemerkung werden, daß einige unserer Brüder in Jowa durch ihren Verkehr mit Pastoren der Jowa-Synode Kenntniß von einer derartigen Einrichtung erhalten hatten und da es ihnen auch für unsere Synode ein dringendes Bedürfniß schien, auf Herstellung einer Kirchenvisitation hinzuwirken, so veranlaßten sie den Abdruck der Jowa'schen Visitationsordnung in unserer theol. Zeitschrift. Was hätte nun näher gelegen, als daß einfach diese Jowa'sche Visitationsordnung unsern Pastoralconferenzen zur Besprechung vorgelegt worden wäre, woraus jede derselben, wenn überhaupt mit dem Plane einverstanden, leicht das für uns Nützliche und Anwendbare hätte herausfinden können. Das geschah aber nicht, sondern P. Tanner verfaßte eine Art Nachbildung des Jowa'schen Entwurfs, vermuthlich unter dem Beirath einiger sich für die Sache interessirender Brüder, welches Schema sodann verschiedenen Pastoralconferenzen zur Besprechung im Manuscript mitgetheilt wurde. *) Was mag wohl der Grund gewesen sein, weshalb dieses besondere Schema verfaßt wurde? Lag etwa der Grund in der ausgeprägt lutherischen Tendenz der Jowa'schen Visitationsordnung? Durchaus nicht, denn eine solche Tendenz tritt in derselben nirgends zu Tage. Nein, der Grund liegt tiefer, wie eine Vergleichung beider Entwürfe darthun wird. Jedoch nur auf einige Punkte sei hier aufmerksam gemacht:

„Die Jowaer Ordnung verfügt in ihrem § 2: Die betreffenden Synodalbeamten (Visitatoren) haben auf die gesegnete Verwaltung der Gnadenmittel ihr Augenmerk zu richten, daß Mißstände und Mißverhältnisse beseitigt, kirchliche Ordnung und christliche Sitte aufrecht erhalten und die Gemeinschaft der Gemeinden mit der Synode gepflegt und gefördert werden."

Tanner's Schema erklärt dagegen kurz: „Die Visitation hat den Zweck, die Amtsführung der Pastoren und die religiös-sittlichen Zustände der Gemeinden zu controlliren."

Man achte darauf, wie die Jowa-Ordnnng vor allem nicht die Amtsführung der Pastoren bei dem Zweck ihrer Visitationsordnung in den Vordergrund stellt, sondern die gesegnete Verwaltung der Gnadenmittel und die Beseitigung von Mißständen rc., die natürlich ebensowohl in der Gemeinde wie im Pastor ihren Grund haben können. Dagegen ist der Ausdruck: „die religiös-sittlichen Zustände der Gemeinde" viel zu weitschichtig, so daß sich daraus alles oder nichts machen läßt. Dagegen wird in dem Schema die so sehr Vieles in sich schließende „kirchliche Ordnung" ganz übergangen. †)

---

*) Weder der Abdruck der Visitation der Jowasynode noch der Entwurf, der von P. Tanner an verschiedene Pastoralkonferenzen gesandt wurde, hatte irgend welche amtliche Bedeutung, und es stand ganz in dem Willen der Distriktssynoden, ob sie den einen oder den andern der beiden Entwürfe, oder einen dritten, oder auch gar keinen ihren Pastoralkonferenzen vorlegen wollten.

Die Generalsynode hat dagegen einen von einem Komitee des dritten Districtes ausgearbeiteten Entwurf den Distrikten vorgelegt, (Siehe Protokoll von 1886 Seite 43, No. 8), der aber in dem vorliegenden Referat gar nicht berücksichtigt worden ist. D. R.

†) Was die beiden Paragraphen betrifft, so ist doch sicher, daß der erstere der § der

Die Iowaer Ordnung erklärt in § 5: „Der Pastor hat sich in einem vorausgehenden Berichte an den Visitator über 10 Punkte auszusprechen. Dieselben umfassen folgende Gegenstände: 1. Gottesdienste, 2. Besuch derselben und Gebrauch des hl. Abendmahls, 3. Jugendunterricht, 4. Hausgottesdienst, 5. christlicher Wandel der jungen Leute, 6. brüderliche Vermahnung und Kirchenzucht, 7. christbrüderliches Verhalten der Gemeindeglieder unter einander und Verhalten gegen den Pastor, 8. Opferwilligkeit; ob der Gehalt hinreichend und ob er ordentlich gereicht wird, ob die Collecten gehoben und wie sie bedacht werden, 9. welche und wie viele kirchliche Blätter in der Gemeinde verbreitet und gelesen werden, 10. ob nicht besondere Mißstände in der Gemeinde vorhanden sind, welche den Segen der pastoralen Wirksamkeit hindern, oder ob der Pastor nicht Wünsche auf dem Herzen hat, welche er bei Gelegenheit der Visitation vorbringen möchte.

Der Tanner'sche Entwurf besagt über all dieses kurz: Ein Visitations-formular ist anzufertigen, das die und die Rubriken enthalten soll. Da-

---

Iowasynode gar nicht als Definition des Zweckes einer Visitation genommen werden kann, denn jeder Pastor und jeder Synodalbeamte hat nicht nur bei den Visitationen, sondern immerwährend sein Augenmerk auf alle diese Dinge zu richten. Den in diesem Paragraph genannten Zwecken dient Predigt, Jugendunterricht, Seelsorge, Sakramentsverwaltung, Gemeindeleitung, synodale Gemeinschaft u. s. w. Jedes dieser Dinge hat aber wieder seinen besonderen Zweck und nur durch Erreichung dieses besonderen Zweckes hilft es mit zur Erreichung des allgemeinen. Hat es einen solchen besondern Zweck nicht, dann ist es überflüssig. Erreicht es seinen besondern Zweck nicht, dann ist es schädlich. Die Predigt hat z. B. den speziellen Zweck, an den Zuhörer als lebendiges mündliches Zeugniß der Wahrheit zu gelangen. Sie dient, indem sie diesen Zweck erreicht, der Erbauung als ihrem allgemeinen Zwecke. Hat die Predigt aber ihren besonderen Zweck aus dem Auge verloren, will sie der Erbauung entweder nur durch ihren kunstvollen Aufbau, oder durch ihren klangvollen Vortrag, oder anschauliche Schilderung, oder durch Erregung von Gefühlsstimmung dienen, so kann man billig fragen, ob in diesen Fällen nicht durch Betrachtung eines architektonisch vollendeten Kirchthurmes, oder Anhören geistlicher Musik, oder Anschauen religiöser Bilder, oder Zuschauen bei ceremoniellen Handlungen, oder durch stille Contemplation, dasselbe oder noch mehr erreicht würde, die Predigt also ganz gut entbehrt werden könnte. Erreicht die Predigt ihren Zweck nicht, will sie z. B. die Wahrheit, die sie bezeugen soll, erst als Resultat einer kritischen Untersuchung gewinnen, so wird dem Zuhörer die Sache zweifelhaft, wenn ihn der geführte Beweis in irgend einer Weise nicht befriedigt, und die Predigt wirkt dann nicht erbauend, sondern untergrabend.

Der Zweck der Visitation ist nur wirksame Controle, sowohl der pastoralen Amtsführung, als auch des kirchlichen Lebens der Gemeinde. Hat die Visitation diesen Zweck nicht und soll sie ihn nicht haben, dann ist sie überflüssig. Die von dem Referenten besonders hervorgehobene Beseitigung von Mißständen kommt erst in zweiter Linie. Es ist ja gar nicht nothwendig, daß in einer Gemeinde Mißstände bei der Visitation gefunden werden, dieselbe wäre also in diesem Falle überflüssig. Eine wirksame Controle will aber Mißstände überhaupt nicht aufkommen lassen und zu diesem Zweck wird sie fortwährend geübt, auch wenn Jahrelang alles immer in bester Ordnung gefunden wird.

Nicht minder aber ist klar, daß nur Dinge wirksam kontrollirt werden können, die ihrer Natur nach überhaupt eine Controle zulassen, die sich der äußern Beobachtung nicht entziehen können. Es sind dies freilich Dinge mehr äußerlicher Art, die kleinen Dinge, in welchen ebenso gut Treue erwartet und Rechenschaft gefordert wird wie in den großen. D. R.

bei sind angeführt: Gottesdienst, Jugendunterricht, Abendmahlsfeier, Hausgottesdienst, Vorstandsversammlungen, Gemeindebücher. Von den Gemeindezuständen, wie sie die Jowaer Ordnung in 5 Punkten namentlich aufführt und untersucht wissen will, ist in diesem Entwurf keine Rede. Auch ist noch der Umstand von Bedeutung, daß die Jowaer Ordnung dem Pastor die Aufgabe stellt, den Bericht über die 10 Punkte nicht nur im Voraus anzufertigen, sondern auch in öffentlicher Gemeindeversammlung selbst zu verlesen und daß dann darüber gesprochen werden soll, während das Tanner'sche Schema zwar das Formular vor der Gemeindeversammlnng angefertigt wissen will, derselben aber keinerlei auf die Visitation bezüglichen Vorlagen gemacht werden. Es soll das Formular bloß dem Visitator Anhaltspunkte bieten, um daraufhin mit der Gemeinde conferiren zu können. Diese Anhaltspunkte sind dann freilich, da fast alles das christliche Gemeindeleben Betreffende weggelassen ist, sehr geringfügiger Natur.

Beim Vergleich dieser beiden Entwürfe fällt ein Unterschied sofort deutlich in die Augen: Die Jowaer Ordnung befaßt sich sehr eingehend mit den Zuständen in der Gemeinde und zwar nach allen Seiten hin; in dem Tanner'schen Entwurf ist dies Eingehen auffallend vermieden. Da der Tanner'sche Entwurf sonst unverkennbar dem Jowa'schen nachgebildet ist, so ist dieses Beiseitelassen eines so wesentlichen Theils der Visitation ein Beweis, daß man sich gescheut hat, die Gemeindezustände zu sehr in den Kreis der Untersuchung hereinzuziehen; es wurde wie ersichtlich, für gefährlich erachtet, mit einer Kirchenvisitation, die das wirklich wäre, was der Name besagt, hervorzutreten. Dies ist für Jeden, der, wie der Verfasser des Schemas, unsere Gemeinden und ihren besondern Charakter kennt, sehr wohl erklärlich. Damit fällt aber das Schwergewicht der Untersuchung auf den Pastor, seine Amtsführung und seinen Wandel. Will man bei einer Visitation mit einem Gemeindevorstand oder einer Gemeindeversammlung weiter nichts verhandeln, als was die einzelnen Rubriken des Formulars enthalten, deren etliche ohnehin überflüssig sind, so bleibt für den Visitator wenig mehr übrig, um seinen Besuch in einer Gemeinde zu rechtfertigen, als die Untersuchung der Amtsverwaltung des Pastors und ob damit der Kirche und der gesegneten Amtsverwaltung des Pastors an der Gemeinde aufgeholfen ist, wenn in der Gemeinde das Bewußtsein gestärkt wird: die Synode verlangt von uns und leitet uns dazu an, daß wir alle paar Jahre einmal in außerordenlicher Versammlung zu Gericht sitzen und unsere Beschwerden gegen den Pastor vorbringen, das ist doch gewiß mehr als fraglich. Die Synode übergäbe also damit der Gemeinde das Recht, ja sie machte es ihr zur Pflicht, ihren Pastor noch mehr als es bereits geschieht, einer täglichen Kritik zu unterziehen, während es ja thatsächlich bereits so ist, daß der Pastor von jedem Kind auf der Straße oder in der Schule, von jedem Gemeindeglied oder Nichtgemeindeglied, bei jedem Hausbesuch den er macht oder den er empfängt, von jeder Waschfrau, die bei ihm aus- und eingeht, kritisirt und visitirt wird. Und gerade der treue und gewissenhafte Pastor ist es, der stets unter dem Eindruck steht, daß er täglich von

hundert Augen beobachtet ist und gerade die kleineren Gemeinden sind es bekanntlich, für die der Pastor in Ermanglung andern Unterhaltungsstoffes der Gegenstand ihrer täglichen Gespräche und Unterhaltungen ist. Ob die Synode wohl daran thäte, diesen Richtgeist in den Gemeinden, wie es der Tanner'sche Entwurf doch in indirekter Weise thut, noch zu ermuthigen und welche Früchte das für die Synode tragen müßte, dafür bedarf es wohl keiner Antwort. Rechnen wir doch in einer so wichtigen Sache mit den Zuständen in den Gemeinden wie sie wirklich sind, so werden wir unschwer einsehen, daß eine Visitation der Pastoren, wofür das Urtheil der Gemeinde herbeigezogen wird, ihre ernsten Gefahren für das Amt und seine Unabhängigkeit gegenüber der Gemeinde in sich schließt.

Man mag nun allerdings sich zu Gunsten des Tanner'schen Entwurfs und zum Erweis, daß ihm eine derartige Tendenz vollständig fern liege, darauf berufen, daß es in § 12 heißt: „Ein Urtheil über des Pastors Lehre, über seinen und seiner Familie Wandel soll der Visitator von der Gemeinde oder einzelnen Gliedern weder erzwingen noch erschleichen. Hier soll unabänderlich die Vorschrift gelten: Gegen einen Aeltesten nimm keine Klage an ohne zwei oder drei Zeugen. Ist dieser (Vorschrift) Genüge gethan, so mag das Ergebniß protokollirt werden." Allein was soll nun diese in nur negativer Form aufgestellte Vorschrift? Welchen Schutz gewährt sie dem Pastor? Wie soll es im einzelnen bestimmten Fall erwiesen werden, ob ein Urtheil über des Pastors Lehre oder seinen und seiner Familie Wandel erzwungen oder erschlichen worden ist? Sollte Seitens eines Visitators etwas derartiges wirklich geschehen, wer will es ihm nachweisen, ob er den Weg des Erzwingens oder Erschleichens, um zu seinem Urtheil zu kommen, eingeschlagen hat? In diesem Stück geht die Jowaer Ordnung doch gerader zu Werke. Statt eines negativen enthält sie einen positiven Paragraphen, der einfach die Fragen enthält, die in öffentlicher Versammlung über des Pastors Amtsführung und Wandel an die Gemeinde zu richten sind, wie auch die Fragen an den Vorstand in bestimmter Form gegeben sind. An den etwa möglichen Fall, daß Seitens eines Synodalbeamten etwas erzwungen oder erschlichen werden könnte, denkt die Jowaer Ordnung gar nicht; sie will die Ehre und Würde von Synodalbeamten durch Aufstellung eines solchen Paragraphen gar nicht in Frage stellen.*) Hat man sich nun bei Aufstellung des § 12 die Möglich-

*) Die Jowaer Ordnung enthält folgende drei Fragen, welche der Visitator zu stellen und welche die Gemeinde zu beantworten hat:

„1. Ob der Pastor das Wort Gottes rein und lauter predige und die heil. Sakramente nach Christi Einsetzung verwalte.

2. Ob er sich die Ausrichtung des ihm obliegenden Amtes in Predigt, Unterweisung der Jugend, Besuch und Tröstung der Angefochtenen und Betrübten von Herzen angelegen sein lasse.

3. Ob er sammt seinen Angehörigen einen unanstößigen Wandel zu führen suche, und Niemand gegen ihn gegründete Klage habe."

Die Ordnung zwingt den Visitator die Fragen zu stellen und zwingt die Gemeinde dieselben zu beantworten und somit ein Urtheil über den Pastor abzugeben. Daß dann nicht daran gedacht wird, die Erzwingung eines Urtheils zu untersagen ist selbstver-

keit gedacht, daß so etwas geschehen könnte, so muß man sich auch bewußt gewesen sein, die Visitationseinrichtung könnte leicht bei unsern Gemeinden, wie sie nun einmal sind, zu allerlei Unzuträglichkeiten führen. Ist aber diese Möglichkeit zugestanden, dann hätte es doch entschieden nahegelegen, sich vor allem die zwei Fragen vorzulegen: 1. Sind unsere Gemeinden überhaupt in *dieser* Weise visitationsfähig? 2. Haben wir die Leute, welche die zu dieser schweren Aufgabe erforderlichen Eigenschaften besitzen?

Der Tanner'sche Entwurf — wir müssen uns zunächst noch an denselben halten — beantwortet die erste Frage mit *Nein*. Denn er läßt aus dem Formular, das ausgefertigt werden soll, alle die Fragen hinweg, welche die Zustände der Gemeinden zur Sprache bringen könnten.*) Man fürchtet

---

ständlich; zu erschleichen braucht man es nicht, da es durch die Visitationsordnung selbst schon erzwungen wird. Würde man dieser Vorschrift der Iowasynode vorwerfen, daß sie den Richtgeist der Gemeinden stärke, dann ließe sich die Sache am Ende hören. Aber dem Tanner'schen Entwurf das vorzurücken, ist doch eigentlich etwas zu viel.

Daß aber die gesetzliche Begrenzung der Befugnisse eines Beamten auch eines Synodalbeamten seine Ehre und Würde in Frage stelle, wäre doch nur dann richtig, wenn man von der Voraussetzung ausginge, daß ein Beamter unmöglich die Grenzen seiner Befugnisse überschreiten könne, weder absichtlich noch unabsichtlich. Dann müßte aber jeder Beamte, wenigstens in seinen amtlichen Handlungen, unfehlbar sein. Der Entwurf des Kirchenrechts ist bei der fraglichen Bestimmung ungefähr von denselben Grundsätzen ausgegangen, welche Referent in These 6 geltend macht; nämlich daß die Gemeinde als solche über diese Dinge nicht zu richten hat. Dagegen steht ihr das Recht der Beschwerde zu, wo falsche Lehre, Vernachlässigung der Amtspflichten, oder unchristlicher Wandel des Pastors thatsächlich vorliegt. Solche Beschwerden sind aber weder zu unterdrücken, denn das würde bei der Gemeinde jedes Vertrauen zu einem Visitator zerstören, noch aber auch auf der andern Seite zu befördern, denn das würde das Vertrauen des Pastors zum Visitator vernichten, sondern in gerechter und unparteiischer Weise zu untersuchen und zu beurtheilen. Weiter geht die Befugniß eines Visitators nicht. Erzwingen kann er nichts, da er selbst statutengemäß keine Disciplinargewalt hat. Wäre ein derartiges Eingreifen nöthig, dann hätte der Visitator es bei dem Districtspräses zu beantragen und die Sache wäre nach § 75—80 der Synodalstatuten zu erledigen. D. R.

*) Das ist doch ganz entschieden unrichtig, daß hier *alle* die Fragen weggelassen werden, welche die Zustände der Gemeinden zur Sprache bringen *könnten*. Erstlich sind in dem betr. Entwurf gar keine Fragen gestellt, sondern nur Rubriken angegeben damit der Pastor bei der Ausfüllung der Rubriken eine freiere Hand hat als wenn er durch formulirte Fragen gebunden wäre. Sodann sind eine ganze Anzahl Rubriken aufgestellt, in welchen Gemeindezustände nicht bloß zur Sprache kommen können, sondern unvermeidlich zur Sprache kommen müssen.

Gleich unter der Hauptrubrik Gottesdienst ist auch die Rede vom Besuch des Gottesdienstes. Dieser ist doch wohl Sache der Gemeinde und nicht des Pastors, und der fleißige oder lässige Besuch des Gottesdienstes ist doch ein Zustand der Gemeinde. Wenn freilich der Besuch oder die Versäumniß des Gottesdienstes ohne weiteres dem Pastor zugerechnet wird (wie ja allerdings es Pastoren geben mag, die den Besuch des Gottesdienstes sich selbst zuschreiben und viele Gemeindeglieder ihre Nachlässigkeit dem Pastor zur Last legen) dann verfehlt die Visitation ihren Zweck ganz und gar. Wohl mag der Pastor unter Umständen Anlaß zur Versäumniß des Gottesdienstes gegeben haben, oder es mag sich unter seiner Amtsführung der Besuch des Gottesdienstes gehoben haben, aber im allgemeinen ist der Besuch oder Nichtbesuch des Gottesdienstes ein Zustand der Gemeinde, dem gegenüber das Verhalten des Pastors oft genug wirkungslos bleibt. Es

also zum Voraus die Unruhe und Unzufriedenheit, die durch Besprechung solcher Gegenstände in den Gemeinden hervorgebracht werden könnten. Die Iowaer Ordnung befürchtet das nicht, ein Beweis, daß die Synode von Iowa ihren Gemeinden gegenüber eine andere Stellung einzunehmen weiß, nämlich die Stellung größerer Entschiedenheit und Unabhängigkeit. Diese Stellung ist aber zur Visitation unumgänglich nothwendig. Sie thut sich den Gemeinden gegenüber darin kund, daß die Synode darauf aus ist, in jeder Weise und auch in ihrer Visitationsordnung das Ansehen des Amts, also des Pastors zu stärken. Dies hängt allerdings mit der streng lutherischen Richtung jener Synode zusammen. Der Pastor sowohl wie die Gemeinde wissen, daß der erstere einen Rückhalt an der Synode hat. Dieselbe bekümmert sich darum, welche Behandlung er von seiner Gemeinde erfährt, ob die vom Pastor geübte Ermahnung und Zucht von der Gemeinde unterstützt wird, ob nicht besondere Mißstände in der Gemeinde vorliegen, die dem Pastor sein Amt erschweren. Dies alles mag darthun, daß der Gesichtspunkt, von dem die Iowaer Visitationsordnung ausgeht, ein anderer ist, als der des Tanner'schen Schema's. Wie sich die Sache in der Praxis in der Iowa-Synode gestaltet, wissen wir nicht; das geht uns auch nichts an. Nachdem aber die Iowa-Visitationseinrichtung den Anstoß gegeben hat, daß man auch unsererseits auf etwas Derartiges hinzustreben begonnen hat, so liegt der Vergleich nahe zwischen der Iowa-Ornung und dem Entwurf, in welchem für unsere Synode eine Visitationseinrichtung praktisch darzustellen versucht worden ist.

Die zweite Frage, ob wir auch die Leute haben, welche die zu dieser Aufgabe erforderlichen Eigenschaften besitzen, könnten wir zwar unbedenklich mit ja beantworten; denn warum sollten sie sich bei uns nicht ebensowohl finden als in der Iowa-Synode oder andern Kirchenkörpern? Allein da sich der Tanner'sche Entwurf unter der Visitation doch etwas anderes denkt als z. B. die Iowa-Synode, da es sich da vorzugsweise um eine Visitation der Amtsführung und des Wandels der Pastoren handelt und die Gemeindezustände kaum zur Sprache kommen, so ist gewiß die Frage nach den hiezu tüchtigen

---

gibt Kirchen, die nicht leer- und solche die nicht vollgepredigt werden können, gleichviel, welcher Pastor da predigt.

Weiter ist die Betheiligung an der Abendmahlsfeier wieder Sache der Gemeindeglieder und nicht des Pastors und wo Uebelstände dabei vorhanden sind, so ist unter dieser Rubrik der Ort, wo sie zur Sprache kommen, und, wenn anders der Bericht des Pastors gewissenhaft und wahrheitsgetreu ist, zur Sprache kommen müssen. Zudem ist in dem Entwurf noch eine Hauptrubrik d, die mit dem Wort "G e m e i n d e" überschrieben ist, in welcher sich die Unterabtheilungen finden: „1. Vorstand, Pflichterfüllung, Versammlung. 2. geistliches Leben, Opferwilligkeit, Hausgottesdienste, Besonderes."

Was soll nun unter diesen Rubriken zur Sprache gebracht werden, wenn keine G e m e i n d ezustände oder vielleicht auch Mißstände zur Sprache kommen. Wenn unter diesen Umständen Gemeindezustände nicht, oder wie späterhin etwas milder gesagt wird, k a u m zur Sprache kommen, dann müssen sowohl der betr. Pastor wie der etwaige Visitator sehr gewiegte Diplomaten sein, die es verstehen gerade das nicht zu sagen, wovon sie officiell zu reden verpflichtet sind. In diesem Falle würde allerdings eine Visitation überflüssig sein. D. R.

Männern, die doch stets das volle Vertrauen der zu visitirenden Pastoren haben müßten, eine nicht leicht zu beantwortende. Schon das Bewußtsein, der oder jener Bruder ist zu dem Zwecke bei mir zu Besuch, um bei mir Visitation zu halten, bringt naturgemäß eine gewisse Spannung hervor. Kommt noch dazu, daß der Visitator nicht das ganze und volle Vertrauen des zu Visitirenden besitzt, was ja aus dem oder jenem Grunde wohl möglich sein kann, so ist nicht abzusehen, worin der Nutzen und Segen einer solchen Visitation bestehen soll, ganz abgesehen davon, daß dem Visitator unter solchen Umständen sein Amt ungemein erschwert wäre. Man mag hier einwenden, solches könne auch anderwärts, auch in der Jowa-Synode vorkommen. Allein der Jowa-Pastor hat eine andere Stellung gegenüber seiner Synode, wie gegenüber seiner Gemeinde. Die Mittel, wodurch er sich bei der Synode ins Ansehen setzen und das Prädikat treu erwerben kann, bestehen, abgesehen von seiner persönlichen Frömmigkeit, vor allem in seinem Eifer für die reine Lehre, für Kirchenzucht, im Kampf gegen das Logenwesen und dergleichen Dingen. Darin gilt es vor allem sattelfest zu sein, und ist dies der Fall, so ist dort im Uebrigen der Mantel der Liebe so gut bekannt als anderswo. Zudem verlangt es, wie bereits angedeutet, das lutherische Prinzip der Jowa-Synode und anderer lutherischen Kirchenkörper, das Amtsansehen des Pastors auf jede mögliche Weise zu stärken, um damit der Synode ihr Ansehen und ihre Unabhängigkeit gegenüber den Gemeinden zu wahren. Daß der Visitator in einem solchen lutherischen Kirchenkörper gehalten ist, das Verhalten der Gemeinde gegen den Pastor zu untersuchen, sein Interesse derselben gegenüber zu vertreten, die Gemeindezustände einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen und daß sich die Gemeinde das gefallen zu lassen hat, wenn sie von der Synode einen Pastor haben und halten will, trägt stark zum Ansehen der Synode bei und erlaubt dem Visitator nicht, bei seinen Visitationen dem Urtheilen, Beurtheilen oder Aburtheilen über den Pastor zu viel Spielraum zu gewähren. Denn wenn die Gemeindeschäden nicht geschont werden, im Gegentheil in Gegenwart des Visitators durch den Pastor dieselben an's Licht gezogen werden sollen, wie es die Jowa-Ordnung verlangt, so ist dem Richtgeist in bedeutendem Maße der Boden entzogen. Dazu kommt noch, daß die Stellung des Pastors in einer Gemeinde der Jowa-Synode eine festere ist, indem kein Pastor etwa durch einfache Abstimmung bei Stimmenmehrheit von der Gemeinde entlassen werden kann, solange derselbe bei rechtschaffenem Wandel seinem Amt in Treue obliegt, worüber schließlich die Synode entscheidet, so daß der Fall wohl eintreten kann, daß eine bedeutende Mehrheit einen Pastorswechsel wünscht, ihn aber gemäß der Ordnung nicht auszuführen vermag. Noch weniger ist der Fall denkbar, daß ein Pastor von außen her aus seiner Gemeinde verdrängt werden könnte. Erwägt man hiezu noch, daß die so sehr ausgeprägte Lehreinheit der Jowa-Synode auch eine gewisse Einheit oder Uniformität der pastoralen Praxis bedingt, ein Umstand der bei Visitationen sehr ins Gewicht fällt, so liegt hierin gewiß eine Erleichterung des Visitatorenamtes, welche nicht zu unterschätzen ist. All diese Umstände erleichtern in der

Iowa-Synode das Visitatorenamt und beseitigen die meisten der Schwierigkeiten, die bei uns nach Maßgabe des Tanner'schen Schema's sich nothwendig ergeben müßten.

Wenden wir uns nun von dieser Besprechung des Tanner'schen Entwurfs zu dem Artikel „Kirchenvisitation in unsrer Synode" in unsrer theol. Zeitschrift von P. G. Berner, so ist vor allem zu constatiren, daß derselbe von einem andern Gesichtspunkt ausgeht als der Tanner'sche Entwurf, nämlich von dem der Gemeindevisitation. Der Aufsatz unterläßt es freilich, darüber irgend welche leitende, die Sache praktisch anfassende Grundsätze aufzustellen, sondern er beschränkt sich darauf, alle die Gründe zusammenzustellen, die möglicherweise für den Nutzen und Segen einer Visitationseinrichtung vorgebracht werden können. Der Verfasser betrachtet die Visitation als eine Nothwendigkeit, wenn nicht „die gesunde, sittlich-religiöse Entwicklung unsrer Synode auf die eine oder andere Art Störungen erleiden soll." Wir seien in der Gefahr, dem Formalismus und der Veräußerlichung, dem Todfeind alles wahren geistigen Lebens uns auszusetzen. Man sieht, der Verfasser erwartet viel von der Visitation. Gegen die Störungen der gesunden, sittlich-religiösen Entwicklung unsrer Synode, wenn solche etwa schon vorhanden wären und weiter zu befürchten sind, oder gegen Veräußerlichung und Formalismus ist ein „geistlicher Gemeindebesuch", wie der Verfasser das Wort Visitation verdeutscht, ein Gemeindebesuch, der nur alle drei Jahre einmal zu machen wäre, ein viel zu dürftiges Heilmittel, das ungefähr von der Wirkung wäre, die ein kleiner Stein, der ins Wasser geworfen wird, hervorbringt, indem er das Wasser eine kleine Weile seine Kreise ziehen macht wonach es wieder ebenso unbewegt daliegt, wie zuvor. Der Artikel ist überhaupt, um die Lichtseiten der Sache hervorzuheben, sehr hochidealistisch gehalten und der Eindruck, den man beim Lesen empfängt, ist der, daß die Ueberschrift pia desideria nicht unpassend gewesen wäre. Ins Gebiet der frommen Wünsche oder der überschwenglichen Hoffnungen gehört es darum auch, wenn der Artikel von Wirkung solcher Besuche für den Pastor Seitens Jemandes in der Synode, der dazu „Amt und Pflicht" hätte, also redet: „So müßte denn unser Personenleben, unser Gemeindeleben und unsere amtliche Wirksamkeit einen kräftigen Impuls erhalten." Und weiter über den Nutzen der Gemeindebesuche: „Sie böten ohne Zweifel ein probates Hilfsmittel zur Abstellung von allerlei Uebelständen, die sich so gern in unsern Gemeinden einschleichen, zur Verhinderung des so sehr häufigen Stellenwechsels, zur Wachsamkeit für die Sicheren, zur Stärkung der Schwachen." (Vermuthlich sind Pastoren gemeint und wenn so, so möchte es außer den Sicheren und Schwachen wohl auch Starke geben, die hienach des Arztes nicht bedürften.)

Wenn sodann der Verfasser zur Begründung einer Visitationseinrichtung auf den Vorgang in der ersten Gemeinde und auf das Beispiel in der evangelischen Kirche Deutschlands hinweist, worüber schon oben das Nöthige gesagt ist, so übersieht er nicht nur den gewaltigen Unterschied zwischen heutigen Kirchen- und Geisteszuständen und denen in der ersten Gemeinde, sondern es

könnte ihn, das Beispiel Deutschlands betreffend, gerade der Umstand, daß die Verhältnisse dort viel günstiger liegen als hier und daß troß der öfter geübten Kirchenvisitation die evangelische Kirche nicht vor Formalismus und Veräußerlichung bewahrt blieb, belehren, daß es die Kirchenvisitation weit überschätzen heißt, wenn man von ihr die von ihm genannten gesegneten Wirkungen erwartet. Bevor wir einer so tief in unsere Verhältnisse eingreifenden Einrichtung unsern Beifall geben, ist es vor allem nöthig, sie ihrer idealen Hülle zu entkleiden, in die sie bis jetzt von ihren Befürwortern eingehüllt worden ist und sie im Lichte der praktischen Anwendung zu betrachten. Denn gerade hier liegen die Schwierigkeiten, die noch ihrer Lösung harren.

(Schluß folgt.)

Volksschulen des Auslandes.

Ansprache, gehalten von Matthew Arnold vor der Universität Pennsylvanien.

Dem „Century", October 1886, entnommen von P. G. Eisen.

Ich glaube irgendwo schon erwähnt zu haben, wie sehr ich von einer Bemerkung betroffen wurde, die vor ungefähr 20 Jahren der Cardinal Antonelli in Rom mir gegenüber machte. Ich besuchte nämlich eine Anzahl Volksschulen des Festlandes. „Sie sind gekommen, unsere Schulen in Augenschein zu nehmen und zwar unsere Volksschulen. Viele werden Ihnen sagen: Mit unserer Volkserziehung ist es gar nichts oder beinahe nichts, es wird Ihnen unmöglich sein, etwas herauszufinden, das werth wäre, Ihrer Regierung darüber Mittheilung zu machen. Aber, fuhr der Cardinal fort, sie mögen derselben das Folgende sagen: Für so unwissend das italienische Volk gehalten wird, und ich gebe zu, daß dem so ist, so werden Sie, wenn Sie sich bei festlichen Anlässen unter das Volk mischen um dessen Kritik zu horchen, über das was geboten wird, wie sie sich in den Ausdrücken é Cello e Crutto (das ist schön oder das ist gemein) kundgibt, herausfinden, daß die Kritik allgemein zutreffend ist. Und einem Volk, schloß er, von welchem das gesagt werden kann, kann ein gewisser Grad von Bildung nicht abgesprochen werden."

Ich gedachte der stumpfen Gefühllosigkeit, die dem Häßlichen und Gemeinen innewohnt, an das Unvermögen, einen Unterschied zwischen gut und bös, schön und häßlich zu machen, eine Gewohnheit, die unserer anglo-sächsischen Raçe so leicht eigen wird, und ich mußte dem Cardinal recht geben. In demselben Augenblicke erinnerte ich mich jenes erhabenen Grundsatzes, worin ein Schulmeister der Brüdergemeinde des 17. Jahrhunderts, Joh. Comenius, sich über das universelle Ziel und Streben aller Erziehung wie folgt, äußert: „Das Ziel ist: Alles, was Mensch heißt, zu dem zu erziehen, was ein Mensch würdig ist." So gewiß sich jemand durch das Häßliche beleidigt fühlt, dagegen erfrischt und erquickt wird durch den Anblick des Schönen, so ist das im eminenten Sinne menschenwürdig; gerade wie es anderseits ein Beweis dafür ist, daß unser menschliches Wesen roh und unent-

wickelt ist, wenn wir die beiden Gegensätze vermengen oder ihnen gleichgültig gegenüber stehen. Alsdann sind wir noch in der Knechtschaft des Gemeinen und Niedern, wie Göthe sich ausdrückt. Von dieser Knechtschaft haben wir uns los zu machen und zu begreifen, so allgemein sie uns umgeben mag, sie deßwegen nicht weniger eine Knechtschaft und von Uebel ist.

Kaum hatte ich dieses Land betreten, so hörte ich die Rede eines Ihrer Politikers, welchen ich selbst meinen Freund zu nennen wage, Senator Hawley von Connecticut. Er rühmte das System der amerikanischen Regierung als eine Regierung durch und für den gewöhnlichen Bürger. Ich will nicht darüber disputiren, ob dieses in Bezug auf die Politik ein Gewinn genannt werden kann oder nicht, aber erinnere, daß in unserer Erziehung und Cultur es genau der Sumpf des Gemeinen und Niederen und Durchschnittlichen ist, wie Göthe sagt, aus dem wir uns erheben und den wir hinter uns lassen müssen. Das Gemeine und Durchschnittliche ist unsere Gefahr. Es ist vergleichsweise leicht dahin zu gelangen, aber kein wahrer Freund wird sich damit zufrieden geben, so lange nur dieses und nicht mehr erreicht ist.

Das gewöhnliche und durchschnittliche Bildungsmaß der gegenwärtigen Volkserziehung besteht in der Fertigkeit des Lesens, Schreibens und Rechnens und im Besitz einer gewissen Summe nützlicher Kenntnisse. Das ist, was unter den fortschrittlichen Nationen von heute wir vom Volke zu erreichen erwarten und was auch erreicht wird. Wenn wir nun nach dem Resultat dieser Erziehung fragen, so wird es in der Hauptsache darin zu finden sein, daß das Volk im Gesammten lernt, seine Zeitungen zu lesen und von diesen seine Bildung erhält. Das ist, was die moderne Volkserziehung anstrebt, und viele unter uns mögen sich noch Glück wünschen, wenn dieses Resultat erreicht worden ist und glauben, daß wir darin einen Triumph des Fortschrittes und der Civilisation erblicken dürfen.

Nun aber weist Antonelli auf ein ungebildetes Volk hin, das viel richtiger urtheilt und unterscheidet in Bezug auf Schönheit und Häßlichkeit als das englische und wahrscheinlich auch das amerikanische Volk und damit anzeigt, wie weit unsere Volkserziehung entfernt ist vom Ideal des Comenius, von einer Erziehung zu allem was menschenwürdig ist. Wenn nun unsere Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt worden, so dürfen wir einen Schritt weiter gehen und betrachten, wie die im Großen und Ganzen und um jeden Preis angestrebte Volkserziehung in England so oft ermangelt, nicht allein den Schönheitssinn, sondern die Seele und die Gefühle überhaupt zu bilden. Was mich daher in der Volksschulbildung des Auslandes, die ich früher Gelegenheit zu studiren hatte, und erst kürzlich wieder studiren konnte, interessirte, war, mich besonders zu vergewissern, wie weit es dort gelingt, mehr als nur eine bloße Summe allgemein nützlicher Kenntnisse anzustreben, in wie weit ihre Lehrer die Seele und die Gefühle zu erfassen vermögen, um die Schüler zu dem zu erziehen, was wirklich menschenwürdig ist. Ich weiß nicht genau, in wie weit Ihre hier in Amerika mit den unsern gleichen, was den gerügten Mangel betrifft, aber ich hoffe, sie werden mir Ihre Aufmerksamkeit

schenken, wenn ich einige Punkte hervorhebe, in welchen die Volksschulen Deutschlands und Frankreichs mir, wie es scheint, bessern Erfolg aufweisen, denn die englischen Schulen, in dem erstere ihre Kinder wirklich zu dem erziehen, was menschenwürdig ist. Sie werden dann selbst zu urtheilen vermögen, ob Ihre Schulen sich mehr den englischen oder den deutschen und französischen nähern.

Gestatten Sie mir in erster Linie der Religion als der Haupthülfsmittel zur Einwirkung auf die Seele und das Gefühlsvermögen Erwähnung zu thun. In England ist die Religion vom Programm der Volksschule ausgeschlossen. Wo in derselben unterrichtet wird, geschieht es außerhalb der festgesetzten Zeit und ist dieser Unterricht der privaten und lokalen Aufsicht anheimgegeben. Die religiöse Freiheit verlange solches, sagt man. Wenn die Religion auf öffentliche Kosten gelehrt werden soll, so entsteht die Frage, welche Religionsrichtung soll es sein? Ist es diejenige der Majorität, so fühlt sich diejenige der Minorität verletzt. Daher soll gar kein religiöser Unterricht vorgeschrieben werden.

In Deutschland nun scheute man sich eben so wenig den von der Majorität gebilligten Religionsunterricht zu einem Lehrgegenstand zu erheben, aus Furcht die Minorität möchte im Namen der religiösen Freiheit gegen ihren Unterricht Einsprache erheben, als man Anstand machte, die von der Majorität acceptirte Literatur als Lehrfach in den Stundenplan aufzunehmen, aus Furcht, die Minorität möchte Namens der intellectuellen Freiheit gegen deren Unterricht ihre Einwände erheben.

In Deutschland sowohl als in der deutschen Schweiz, denn in letzterer Hinsicht sind sich beide gleich, nimmt die Religion in der Volksschule unter den Unterrichtsfächern den ersten Platz ein. Anstatt wie in England ein Gegenstand zu sein, der weder in einem öffentlichen Programm aufgeführt noch erwähnt wird, ein Gegenstand, der von den Inspektoren und dem Volk im Allgemeinen ignorirt wird, wird er in Deutschland mit der größten Sorgfalt ertheilt und von den Inspektoren mit besonderem Fleiß und Interesse überwacht.

Im Ganzen betrachtet, kann man sagen, daß nur drei Denominationen und nicht mehr in den deutschen Schulen zu unterscheiden sind. Die Evangelischen oder Protestanten, die Katholiken und die Juden. Zwischen Katholiken und Protestanten entscheidet die bürgerliche Autorität, sowohl in der Theorie als in der Praxis mit absoluter Unparteilichkeit. Da ist weder von Verfolgung noch von Proselytenmacherei die Rede. So schön arbeitet die Schulverwaltung und so vollständig ist das Vertrauen des Volkes in deren Unparteilichkeit, daß in den niederen Klassen von evangelischen wie katholischen Schulen sie nicht selten die evangelische oder katholische Minderheit der Schüler theilnehmen sehen mit der Majorität am religiösen Unterricht und das mit der Einwilligung der Eltern. In den Oberklassen verlangt das Gesetz, daß die Minorität in solchen gemischten Schulen getrennt werde, um ihren religiösen Unterricht von Lehrern ihrer eigenen Religionsgenossenschaft zu empfangen.

Bei uns wird die Schwierigkeit, die Religion in den Lektionsplan aufnehmen, von der protestantischen Seite hervorgerufen.

Jeder von Ihnen weiß, wie sehr unser Protestantismus in Sekten getheilt ist. Man möchte sagen, daß unter unserer anglo-sächsischen Raçe sich oft eine Sekte bildet bloß aus dem Vergnügen eben eine solche hervorzurufen. Und diese Sekten würden laut aufschreien gegen einen Religionsunterricht, der basirt wäre auf die Formeln der Staatskirche oder in Amerika, das keine solche hat, auf einen der großen protestantischen Kirchenkörper. Durch ganz Deutschland aber hat der Religionsunterricht den lutherischen Katechismus, das Kirchengesangbuch und die Bibel zur Grundlage und von allen Denominationen wird erwartet, daß sie diesem Unterrichte folgen. Bei uns entscheidet der Einzelne, welcher Grad religiöser Verschiedenheit eine Trennung nothwendig erscheinen läßt, in Deutschland das Gesetz. Ich glaube nicht, daß in Deutschland, wo der Sektengeist weniger sorgfältige Pflege fand, als unter uns, die Protestanten das Obligatorum religiösen Unterrichts als eine Bedrückung fühlen. Ich hörte wenigstens keine Klagen über den betreffenden Gegenstand. Ich war aber sehr begierig zu erfahren, wie die arbeitenden Klassen in den großen Städten, denen man eine große Entfremdung von der christlichen Religion zuschreibt, die Verpflichtung eines religiösen Unterrichtes ihrer Kinder aufnehmen. In der Hauptstadt Sachsens, welche als die Zwingburg der Sozialdemokratie bezeichnet wird, fragte ich einen Schuldirektor, der wievielste Theil der arbeitenden Klassen nach seinem Urtheil zu den Sozialisten gehöre und der staatlichen Religion feind sei? „Zum mindesten zwei Drittel," war die Antwort. Nun denn, sagte ich, was halten sie denn eigentlich von der ganzen lutherischen Religion für ihre Kinder? Sie wollen sie durchaus nicht, entgegnete er, aber sie müssen sich ihr unterwerfen. Er fügt dann noch hinzu, daß der Religionsunterricht den Kindern gut sei, daß die Mütter dies gewöhnlich einsehen und auch einzelne Väter.

Als ich in Berlin war, sprach ich über denselben Gegenstand mit einem Manne, dessen Name auf allen Universitäten einen guten Klang hat, mit Prof. Mommsen dem berühmten Geschichtsforscher. Ich sprach mit ihm, wie erstaunt ich gewesen, nach Allem was ich über den Niedergang der Religion im protestantischen Deutschland gehört, zu finden, welchen wichtigen Platz sie immer im Progromm der Volksschule eingenommen. Er gab zu, daß es so sei und auch erblickte darin nur etwas Gutes. Nur äußerte er sich dahin, daß der gegenwärtige religiöse Unterricht zu dogmatisch ertheilt werde, und daß es ein Fehler der maßgebenden Persönlichkeiten gewesen, daß sie diesen Weg immer strikter eingehalten hätten. Im Allgemeinen hielt er dafür, daß der Religionsunterricht seine gute Seite habe. Er führte mir die Worte Göthe's an: „Wer Kunst und Wissenschaft liebt, besitzt Religion," aber fügte dann noch hinzu: „Wer nichts von Kunst und Wissenschaft besitzt, dem lasse man die Religion. Die Volksschule ist für diejenigen, die weder an der Wissenschaft noch an der Kunst theil haben. Wollte man für diese die Religion vom Lehrplan streichen, so wäre das ein großer Fehler."

Stellen Sie sich nun ein Land vor, wo die Regierung ist, wie Senator Hawley sie beschreibt, eine Regierung durch und für das gewöhnliche Volk, und daß diese Regierung den Religionsunterricht in den Volksschulen einführen will mit dem Bemerken: Weil ihre Klassen weder Kunst noch Wissenschaft treiben, so muß statt dessen Religion verlangt werden. Jedes Wort im Satze ist für den gewöhnlichen Mann entweder unverständlich oder beleidigend. Ich weiß nicht, ob das religiöse Gefühl des Engländers oder die demokratische Gesinnung des Amerikaners sich nicht mehr angegriffen fühlen würde bei der Erwähnung: Die Religion in unserer Schule ist ein Ding, welches das ungebildete Volk verlangt, während das gebildete Publikum derselben entbehren kann. Weil nun der Sektengeist auf der einen Seite es unmöglich macht, die Religion in den Lehrplan der englischen Schulen aufzunehmen, so unmöglich macht es der Geist der Religion nach der andern Seite.

Nichtsdestoweniger wünsche ich Ihnen Mittheilungen zu machen über Erfahrungen, wie ich sie persönlich gemacht habe und wie die Dinge wirklich liegen. Der Religionsunterricht in den Volksschulen Deutschlands scheint mir einer der besten und wirksamsten Faktoren der Schularbeit.

Ich habe eine lange Bekanntschaft mit Schullehrern und Schulkindern gepflegt, aber selten zeigten sich mir Lehrer und Kinder in einem vortheilhafteren Lichte als eines Tages, da ich in einer sächsischen Schule der Behandlung eines theologischen Themas aus dem lutherischen Katechismus zuhörte. Die Frage war die: „In welchem Sinne kann von einer Versuchung Gottes die Rede sein?“ Trotz der unvermeidlichen Zweideutigkeit, der Ausdrücke, welche allen diesen Fragen anhaftet, trotz der unausweichbaren Möglichkeit, das Problem nicht vollständig zu lösen, so sind solche Fragen, wenn sie mit Geist und Ernst behandelt werden äußerst lehrreich und dieser Art war denn auch die erwähnte Behandlung. Möchte aber Jemand Zweifel hegen, betreffs des Gewinnes in Besprechung solcher Fragen in Volksschulen, so doch gewiß nicht über die gute Wirkung dessen, was schließlich der beste und hauptsächlichste Theil alles religiösen Unterrichtes in den deutschen Volksschulen bleibt nämlich das Auswendiglernen einer Anzahl von Bibelsprüchen, Gleichnissen und Kirchenliedern. Ich lege besonderes Gewicht auf die Kirchengesänge, weil solche Lieder eine besondere Form unserer Literatur aufweisen, deren Mängel ich tief empfinde und worüber ich mich mehr als einmal scharf ausgesprochen habe. Die deutschen Kirchenlieder, wie immer sie sein mögen, sind besser als unsere und keiner, welcher den Ernst und die Lebendigkeit des Gefühls im Gesichtsausdrucke eines Kindes gelesen bei Besprechung eines packenden Verses, konnte zweifeln, daß hier die Seele und Gefühle des Kindes ergriffen waren in einer Weise, worin uns bei unserem nur aufs materielle gerichteten Lehrplan mit seinen nützlichen Kenntnissen die Erfahrnng eben mangelt.

Man sagt, daß die Entfremdung von der christlichen Religion unter den arbeitenden Klassen in Deutschland beweise, wie aller religiöse Unterricht nur

von geringem Nutzen sei. Ich glaube, daß mit dieser Entfremdung viel Uebertreibung geschieht.

Aber selbst zugegeben, daß dieselbe einen solchen Umfang angenommen, wie mancher voraussetzt, ich auch herausfühle, daß bei der religiösen Anlage der Deutschen die durch den Religionsunterricht geweckten Gefühle und Antriebe, wenn zu sehr angestrengt, ebenso einen Menschen dem positiven Christenthum gänzlich entfremden können, so erblicke ich dennoch im Religionsunterricht in den deutschen Schulen eine erzieherische Kraft von großem Werth, welche unseren englischen Schulen fehlt, und vielleicht auch unmöglich zu erreichen ist. Sie werden am besten wissen, ob es sich in Ihren Schulen ebenso verhält.

Aber merkwürdig genug, in unerwarteter Weise fand ich in Frankreich in einer öffentlichen Schule eine Art Religionsunterricht, der mir von höchstem Interesse und Werth schien, der aber ebenfalls in den öffentlichen Schulen Englands unmöglich wäre.

Damit ist nicht gemeint, daß im Lehrplan der französischen Volksschule der Religion der Platz eingeräumt sei, welchen sie in Deutschland inne hat. Vor 20 Jahren, als ich die französischen Schulen zuletzt besuchte, war dem so, aber heute ist es anders. Die Kapläne sind abgegangen und mit ihnen ist auch die Religion vom Lehrplan verschwunden; sie wird weder in den öffentlichen Schulen gelehrt, noch außer den öffentlichen Schulen. An ihrer Stelle haben Moral und bürgerliche Rechtslehre einen Platz im Schulprogramm, trotzdem die Regulative sowie die hohen Beamten sagen, daß in der Schule die Existenz Gottes gelehrt werden müsse, in Gemäßheit jener geistvollen Philosophie, welche den Ruhm Descartes und Frankreichs ausmachen. In Paris, dem Centrum jener großen Entwicklung der Volkserziehung, welche unzweifelhaft in Frankreich vorwärtsschreitet, will der Munizipalrath, der die Volksschulen besetzt und unterhält, den Namen Gottes nicht gelehrt wissen, und hat sogar ein Handbuch gutgeheißen, welches aller Religion feind ist und sie verhöhnt. Es war nicht möglich, das Buch in Gebrauch zu bringen, die Handlungsweise des Stadtrathes mußte in seinem Verhalten der Religion gegenüber als gewaltthätig verurtheilt werden. Derselbe Stadtrath mag einen aufrichtigen Charakter für Volkserziehung hegen und von Schwindel und Verdorbenheit, wie man mir sagt, vollständig freigesprochen werden. Aber er hat das Schulwesen so schnell vorwärts getrieben und zu einem Kostenpunkt, daß die Klagen über die verschwenderischen Ausgaben laut geworden, und was eine Unduldsamkeit gegen die Religion betrifft, daß sie selbst die Wünsche der nichts weniger als religiösen Bevölkerung von Paris überschreitet. Die religiösen Orden, von den öffentlichen Schulen ausgeschlossen, sind dadurch in den Stand gesetzt worden, es ist dies merkwürdig genug, ihren eigenen Schulen, welche nur durch private Beiträge unterhalten werden, und das in einer Gegend, in welcher die freie Liebesthätigkeit nicht besonders blüht, eine ungeheure Ausdehnung zu geben, so daß diese Orden gegenwärtig ein Drittheil aller Schulkinder von Paris in ihren Schulen erziehen.

(Schluß folgt.)

1 Timoth. 3, 1 ff.
in seiner Anwendung auf den Lehrer.

(Von Konferenzdirektor Stadtpfarrer Jehle in Ebingen.)

(Aus dem Lehrer-Boten.)

(Fortsetzung.)

„Eines Weibes Mann."

Der empfindlichste Punkt bei einem Bischof ist das eheliche Leben, nicht unwichtig auch bei einem Lehrer. Wie viel wäre darüber zu sagen in mehr als einer Beziehung! Einem Lehrer kann man das Heirathen weder gebieten noch verbieten; aber da schon der Verdacht eines unkeuschen Lebenswandels vom Uebel ist und dieser Verdacht einem unverheiratheten Mann gegenüber leichter entstehen kann, ist besonders für einen Lehrer an Mädchenschulen die Ehe zu empfehlen. Was so viele in unserer Zeit von dem Eintritt in die Ehe abhält, könnte auch einen Lehrer abhalten, nämlich die schweren Sorgen, welche er durch die Ernährung einer Familie auf sich lädt. Auf der andern Seite bedarf aber gerade er in seinem anstrengenden Beruf auch einer natürlichen Quelle, die ihn in seinem Gemüthe stärkt und seine Seele freudig erhält. Das ist nicht das Wirthshaus, das ist nicht die Freundschaft, das ist nicht das Studium, sondern das ist die Familie, wo man unter allen Wechseln des äußeren Ergehens liebende Theilnahme, wahres Verständniß und treue Fürsorge findet. Wir müßten da freilich auch von der rechten Schulmeisterin reden. Doch würde uns das zu weit führen. Aber gewiß ist, daß kein Verhältniß eine solche Macht über uns ausübt, wie die Ehe, weil es das engste ist. „In keinem Verhältniß verkrüppelt oder gedeiht der Mensch sittlich so sehr, je nachdem es beschaffen ist." Von welcher Bedeutung die Verhältnisse einer Ehe gerade für den Lehrer sind, ist leicht einzusehen. Wie viel kommt darauf an, ob er in seiner Familie die wahre Erholung von seiner Schularbeit findet, oder ob er in seine Schule sich flüchtet vor den Quälereien und Zwistigkeiten des häuslichen Herdes. Darum nicht im Rausch der Leidenschaft und nicht auf bösem Wege in den Ehestand getreten; „man muß als Mensch oder Christ und als Lehrer mit Vorsicht die beste Wahl treffen, und wenn man in der Ehe steht, unsträflich wandeln."

Im folgenden haben wir drei Reihen von Eigenschaften zu unterscheiden, die einander entsprechen, die aber auch unter sich wieder in mannigfacher Beziehung stehen. Es entsprechen einander:

Vers 2 nüchtern, Vers 3a kein Weinsäufer, Vers 3b gelinde.
Vers 2 mäßig, Vers 3a nicht pochen, Vers 3b nicht haderhaftig.
Vers 2 sittig, Vers 3a nicht unehrliche Hantierung treiben, Vers 3b nicht geizig.

Letzterem entspricht dann noch Vers 2 gastfrei, während lehrhaftig Vers 2 allein steht.

Vers 2 und 3: „Nüchtern und gelinde — kein Weinsäufer."

Die Unmäßigkeit macht den Menschen unnüchtern, daß er seiner

selbst nicht völlig mächtig ist, schon leiblich, und die besonders für einen Lehrer so nothwendige Selbstbeherrschung mehr und mehr verliert. Wein und stark Getränk macht wild, geneigt zu heftigem, leidenschaftlichem Wesen, zornmüthig, daß man hitzig dreinfährt und zuschlägt. Wie viel kann da geschadet werden! Man bringt sich selbst um die sichere Haltung und den inneren Halt und wird in seinem Beruf von bösen Mächten beeinflußt, getrieben, beherrscht. Die Weisheit von oben macht gelinde und ist mit der Sanftmuth verschwistert, die etwas anderes ist als katzenjämmerliche Schwächlichkeit. Wer gelinde ist, kann auch etwas nachsehen, kann nachgeben, handelt glimpflich, läßt mit sich reden, hört, bevor er richtet, trägt Geduld. Denken wir nur an die Schwachen! Doch nicht bloß vor dem Alkohol, auch vor andern Geistern ist zu warnen, die den Menschen benebeln, berauschen, unnüchtern machen. Die leichtentzündliche Jugend bedarf der Mahnung zur Nüchternheit vor allem, daß sie ihrem Berufe lebe, die Phantasie nicht mit ungehörigen Vorstellungen sich füllen, die Kraft nicht vergeilen lasse. Da gilt es unerbittliche Zucht zu üben gegen sich selbst, um nicht auszuarten und zu verkümmern.

„Mäßig, nicht pochen, nicht haderhaftig."

Zur Nüchternheit muß die Mäßigkeit kommen, d. h. das Gleichgewicht der geistigen Kräfte und Thätigkeiten und ihr Uebergewicht über die sinnlichen Triebe und Regungen. Welch' mächtige Förderung für den Schulbetrieb ist leidenschaftslose Ruhe des Lehrers, und welch ein Rennen mit Hindernissen ist es, wenn die Laune in der Schule auf dem Throne sitzt! Mäßigkeit oder vernünftiges Maßhalten ist dem Lehrer auch in anderer Beziehung zu empfehlen. Er soll mit seiner Kraft haushälterisch umgehen. Damit soll natürlich nicht einer falschen Weichlichkeit das Wort geredet werden. Er solle alle Kräfte Tag für Tag ohne Sträuben darstrecken. Aber er soll seine Kraft nicht anderweitig verbrauchen oder zersplittern; sie gehört seinem Beruf, und er soll sie auch in der Schule nicht unnöthig und nutzlos verpuffen. Es sei nur an ein für den Lehrer so unentbehrliches Ausstattungsstück wie die Stimme erinnert. Mit der Stimme maßhalten, nicht so viel reden, nicht schreien, nicht so laut reden!

Und noch ein Maßhalten. Manche übersetzen das griechische Wort auch mit „bescheiden". Man kann heutzutage auch in Lehrerkreisen das Wort anführen hören:

Bescheidenheit ist eine Zier, doch kommt man weiter ohne ihr.

Der Apostel meint aber nicht bloß einen Zierath, wenn er ermahnt, daß jedermann von sich mäßiglich halte. Das lautere, nüchterne, evangelische Christenthum weiß und will nichts von jenem ekelhaften Armensünderthum, von jener „Hundedemuth," die nur versteckter Hochmuth ist. Der Christ weiß sich selbst wohl zu schätzen und soll sich schätzen, wie wir dies an dem Apostel Paulus sehen; aber er soll nicht weiter von sich halten, denn sichs gebührt zu halten; er soll frei sein und sich frei machen von Eitelkeit, Eigenliebe, Selbstgefälligkeit. Da wir Schulmeister unsern Schülern gegenüber immer maßgebend sind und in unserm Berufe täglich so viel zu befehlen und zu fordern

haben, so geschieht es nur allzuleicht, daß uns, wenn auch vielleicht nicht das Wesen der Bescheidenheit, so doch die Form ihrer Aeußerung abhanden kommt, ein Mangel, der dem einzelnen und dem Stande viel schadet. Immerhin wird daher auch die Mahnung zur Bescheidenheit am Platze sein, zur Bescheidenheit nicht zum Zierath, sondern um ihres hohen Werthes willen. Aber ist denn der Stand eines Volksschullehrers nicht an sich schon bescheiden genug? Sollte man, statt ihn zur Bescheidenheit zu ermahnen, ihn nicht vielmehr mit einem hohen Gefühl und Bewußtsein von der Größe und Herrlichkeit seines Berufs erfüllen? Eines schließt das andere nicht aus. Ein lebendiges Bewußtsein um die Hoheit des Berufs kann ganz wohl zusammenbestehen mit wahrer Bescheidenheit; ja wer seinen Beruf in seiner ganzen Größe erfaßt hat, der wird bescheiden denken von seinem Können und Vermögen, von seinen Leistungen und Erfolgen. Und das ist gut. Denn nur der Bescheidene verletzt nicht und wird nicht verletzt, nur er kann klar sehen, richtig urtheilen, sicher handeln. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die zweite Generalversammlung des Evang. Bundes hat vom 12. bis 14. August in Duisburg stattgefunden. Die Mitgliederzahl desselben ist seit vorigem Jahre von 10.000 auf nahezu 40.000 gestiegen. Angesicht dieser Thatsache wird wohl kaum mehr behauptet werden können, daß die Grundlage des Evang. Bundes eine ganz verkehrte sei. Ebenso hatte in Folge der Absage der protestantischen Kirchenzeitung die Verdächtigung wie die Befürchtung, daß der Bund protestantenvereinlichen Interessen dienstbar gemacht werden solle und würde, ihren Boden verloren.

Wenn dem Bunde dann freilich vorgeworfen wird, „daß der Durchschnitt des Bundes im Kirchenpolitischen, wie im Dogmatischen die Mittelpartei repräsentirt, was natürlich nicht ausschließt, daß Elemente von rechts und links darin Platz haben“, so sagt dieser Vorwurf freilich für die Parteimänner genug, für Leute dagegen, welche die Dinge nicht durch die Parteibrille betrachten wollen, herzlich wenig. Denn die Elemente von links im evang. Bunde sind verschwindend gering und es ist nach Absage der protestantischen Kirchenzeitung auf eine Vermehrung derselben nicht mehr zu rechnen.

Was die Versammlung selbst betrifft, so wird berichtet, daß etwa 1500 Theilnehmer an derselben vorhanden waren. Unter anderm hatten auch die evangelischen Studenten von acht Universitäten ihre Vertreter gesandt. Der Eröffnungspredigt lag der Text zu Grunde: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.“

Die Art wie neuerdings von seiten der Regierung im „Interesse des confessionellen Friedens“ nach römischer Auffassung gegen die Evangelischen vorgegangen worden ist, läßt den Evangelischen Bund als eine Nothwendigkeit erscheinen und das schnelle Wachsthum desselben dürfte doch den Regierungen wie den Ultramontanen die Thatsache ins Gedächtniß rufen, daß Deutschland noch nicht sobald nach römischen Ideen regiert werden kann.

Es versteht sich von selbst, daß diese Thatsachen, nämlich: die Schwierigkeiten, welche dem Lutherfestspiel in Berlin in den Weg gelegt wurden, die Einladung und Anwesenheit evangelischer Staatsbeamten bei Eröffnung der sog. Aachener Heiligthumsfahrt, die Auflösung der Versammlung des Evangel. Vereins in der evang. Kirche in Solingen, sowie der Versuch den Gesang eines evang. Kirchenliedes in einer evang. Kirche zu verhindern u. a., in den Beschlüssen dieser Versammlung verurtheilt wurden. Uebrigens haben gerade diese Thatsachen ungemein viel dazu beigetragen, das Selbstbewußtsein des evang. Volkes wieder zu wecken, und die Regierung wird es sich zu merken

haben, daß man durch die Willfährigkeit Rom gegenüber von Rom nichts erhält, und im evangelischen Volke viel verliert. Wenn freilich diesem gegenüber behauptet wird: „Die Bekämpfung römischen Einflusses muß in Gebieten geschehen, wohin die Wirkung des evang. Bundes und seiner Versammlungen noch nicht dringt. In den Regierungs- und Hofkreisen ist die eigentliche Stätte katholischer Verhätschelung im parlamentarischen und socialen Leben unseres Volkes der Sitz der römischen Macht," so mag das am Ende richtig sein; aber es ist nicht Jeder Hofprediger und Abgeordneter und muß darum den römischen Einfluß bekämpfen wo und wie er kann, wenn er ihn überhaupt bekämpfen will.

Ein Instructionskursus über Innere Mission hat vom 2. bis 9. Juli in Stuttgart stattgefunden. Die Evang. Gesellschaft von Stuttgart hatte ihre Dienste dazu angeboten und die nöthigen Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt. Eine Anzahl von hervorragenden Arbeitern auf dem Gebiet der innern Mission hatten es übernommen, durch Berichte und Vorträgen mit zu arbeiten, ebenso hatte das Consistorium sowie die Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins sich an dem Unternehmen betheiligt.

Die Berichte heben dann auch das vollständige Gelingen der Sache rühmend hervor, ebenso wie die Fülle von Belehrung und Anregung, die gegeben wurde. Nicht nur wurden alle hauptstädtischen in das Gebiete der inneren Mission fallenden Anstalten besucht; daneben sonstige Angelegenheiten derselben, wie Presse, Stadtmission, Trunksucht u. s. w. durchgesprochen, sondern auch auf Ausflügen alle bedeutendern Schöpfungen der innern Mission im Lande kennen gelernt; zuletzt noch in Oberschwaben Altshausen mit seinem Confirmandenhaus und der benachbarten Arbeiterkolonie Dornahof, sowie Wilhelmsdorf nahe am Bodensee, jene Tochtergründung der Gemeinde Kornthal, mit Rettungsanstalt, Taubstummenhäusern, Mädchen- und Knabeninstitut.

In dem betr. Bericht wird bei dieser Gelegenheit noch eine bemerkenswerthe Mittheilung gemacht: „Als im Jahre 1876 der große europäische statistische Kongreß für alle Wohlthätigkeitsbestrebungen in Italien stattfand, ließ das K. württ. Ministerium des Innern eine „Statistik der Fürsorge für Arme und Notleidende im Königreich Württemberg ausarbeiten, die es klar vor aller Augen darlegte, daß Württemberg das erste deutsche Land in Absicht auf humanitäre Wohlthätigkeitsanstalten sei. Auf Grund dieser Vorarbeiten ließ dasselbe Ministerium 1879 für das Land einen „Wegweiser über die den Hülfsbedürftigen aus dem ganzen Lande zugänglichen Einrichtungen", also die Wohlthätigkeitsanstalten und Vereine im Königreich Württemberg (abgesehen von den bloß örtlichen Einrichtungen dieser Art) ausarbeiten, welcher von Amtswegen in jeder Pfarrregistratur und auf jedem Rathhaus aufzuliegen hat als ein Hülfsmittel um in Fällen der Hülfsbedürftigkeit die hierfür geeigneten Vereine und Anstalten namhaft zu machen und die betreffenden Aufnahmebedingungen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Ihren Krystallisationspunkt haben alle diese Wohlthätigkeitsanstalten schon früh gefunden, als in dem schweren Hungerjahr 1817 die hochherzige Königin Katharina, † 1819, erste Gemahlin des Königs Wilhelm, für das ganze Land den „Wohlthätigkeitsverein" ins Leben rief, der in Oberamts- und Ortsvereine eingetheilt unter die „Centralleitung" in Stuttgart gestellt ist, in der die ersten geistlichen und weltlichen Männer und Frauen der Hauptstadt zum Wohlthun vereinigt sind, welcher Centralverein in den „Blättern für das Armenwesen", Herausgeber Stadpf. Lauxmann in Stuttgart, seit 41 Jahren sein Organ hat. Eben ist der 100-jährige Geburtstag dieser edlen Königin und Landesmutter, einer geborenen russischen Großfürstin, hin und her im Lande, namentlich in den Anstalten, die ihren Namen tragen, gefeiert worden. Jener „Wegweiser", der die verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten in vier Hauptabtheilungen theilt, in solche 1. für die Jugend, 2. für die arbeitenden Klassen, 3. für Kranke, Gebrechliche und Verlassene, 4. für Hülfsbedürftige überhaupt, zählt in seinem alphabetischen Register nicht weniger als 283 Wohlthätigkeitseinrichtungen schon vor 9 Jahren auf, evangelische, katholische und israelitsche, die man kühnlich auf 300 derzeit aufrunden darf. Schon König Wilhelm († 1864) bezeichnete die vielen, meist Namen des Königshauses an ihrer Stirne tragenden Rettungsanstalten des Landes als die schönsten Edelsteine in seiner Krone.

In London haben diesen Sommer mehrere größere Konferenzen getagt, deren Verhandlungen obwohl sie unsere evang. Kirche nicht direkt berühren, doch für uns nicht ohne Interesse sind.

Die internationale Missionskonferenz hat u. a. auch auf die verderblichen Einwirkungen hingewiesen, die von „christlichen" Völkern und Regierungen auf die Heidenvölker ausgeübt werden. Dieselben erweisen sich nicht blos als ein Hinderniß für die Ausbreitung des Christenthums, sondern sie wirken auch verderblich durch Vergiftung des schon bestehenden und neu entstehenden Christenthums.

Es sind drei Thatsachen, die bestimmt hervorgehoben werden. Die erste betrifft die englische Regierung in Indien. Wenn über dieselbe geklagt würde, daß sie nachlässig in der Unterdrückung der Prostitution sei, oder daß sie überhaupt dieselbe gewähren lasse, so könnte man vielleicht denken, daß eben von dieser Regierung etwas verlangt würde, was sie nicht durchzuführen vermag. So aber wird geklagt, daß dieselbe die Prostitution (mit Rücksicht auf die englischen Garnisonen in Indien) geradezu befördere. Es heißt: „Mit Trauer und Scham sehen wir, daß die Regierung in Indien die Prostitution als ein gesetzlich anerkanntes Geschäft betrachtet, indem sie Häuser zur Benutzung einer Anzahl von Weibern, die sich damit abgeben, einrichtet und besagten Weibern Certifikate ausstellt, durch welche sie autorisirt werden, eine solche Lebensweise zu führen u. s. w.

Der zweite Punkt betrifft die Opiumfrage und das Verhalten der englischen Regierung dazu. Der Opiumkrieg mit China ist ja noch bekannt genug. Alle Einwendungen gegen die Stellung der englischen Regierung in dieser Angelegenheit werden nicht blos von dieser selbst, sondern auch von dem englischen Volke mit dem Hinweis auf die Unentbehrlichkeit der Einnahmen aus dem Opiumgeschäft zurückgewiesen.

Der dritte Punkt ist die Einführung von Spirituosen bei heidnischen, namentlich wilden oder halbwilden Völkern. Daran sind die Engländer freilich nicht allein betheiligt. Die Einfuhr dieses Artikel bei den nicht christlichen Völkern hat sich in letzter Zeit ungeheuer gesteigert, Namentlich in Afrika wird unter dem Namen von Rum oder Gin ein speciell für den Neger hergestellter Stoff eingeführt, gegen den der reine Branntwein noch verhältnißmäßig unschuldig sein soll. Hier könnte allerdings nur ein internationales Uebereinkommen — zwar nicht gründlich abhelfen, aber doch — beschränkend wirken.

Bis es aber dahin kommt, können noch manche Negerstämme ganz ausgerottet sein. Denn wenn sowohl der innerafrikanische wie der überseeische Sklavenhandel in den letzten Jahren wieder aufgekommen ist, so ist wenig Aussicht, daß diese Spirituoseneinfuhr bald aufhören werde.

Am 3. Juli wurde das 4. allgemeine Presbyterianerkonzil in London eröffnet. Dasselbe versammelt sich alle vier Jahre. Das erste hatte in Edinburgh stattgefunden, das zweite in Philadelphia und das dritte in Belfast. Aus allen Welttheilen waren Vertreter der Presbyterianer zugegen. Die meisten natürlich aus Amerika und England, aber auch die übrigen Länder Europas fehlten nicht; sogar aus Persien und Australien fanden sich Theilnehmer ein.

In der Eröffnungspredigt, welche von dem Moderator der englischen Presbyterianer, Dr. Oswald Dykes, über Matth. 23, 8—12 gehalten wurde, sollen sehr weitgehende Unionsgedanken zur Sprache gekommen sein. Noch weiter in dieser Richtung ging bei Gelegenheit einer Begrüßungsansprache Dr. Burns aus Halifax, N. S., der mittheilte, er sei mit den Bischöfen von Saskatchewan und Oregon, die zum pananglikanischen Konzil reisten, auf demselben Dampfer gefahren und dieselben hätten sich sehr für eine Vereinigung der Presyterianer und Anglikaner ausgesprochen. (Wird wohl beiderseits mehr unter die Rubrik gegenseitiger Höflichkeit zu rechnen sein. D. R.) Am 4. Juli wurde zunächst eine Statistik gegeben, welche die Mitglieder sämmtlichee presbyterianischen Korporationen auf etwa 20 Millionen mit vier Millionen Kommunikanten berechnet. Der jährliche Kostenaufwand beträgt etwa 30 Millionen Dollars. Die Presby-

terianer unterhalten 500 Missionäre; etwa 60,000 Kommunikanten sind in heidnischen Ländern.

Darauf folgte ein Vortrag des Dr. Thompson aus Edinburgh über „Die Aufgabe der Aeltesten." Er tadelte, daß man oft aus Höflichkeit unpassende Männer wähle; Frömmigkeit und praktische Erfahrung sollten als die Haupterfordernisse des Amtes angesehen werden.

Am Abend desselben Tages (4. Juli) wurde über das Gedeihen der Gemeinden (Congregational Prosperity) geredet. Am nächsten Tage sprach Dr. Dods über die Frage: „Wie weit ist die Kirche für den Skepticismus unserer Zeit verantwortlich?" Da er erstlich der Kirche einen großen Theil der Verantwortlichkeit dafür zuschrieb, und sodann eine verkehrte Lehrentwicklung sowie den Unglauben und das weltliche Leben innerhalb der Kirche als mitschuldig am Unglauben außerhalb derselben erklärte, so konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß sich bei Gelegenheit der Wiederaufnahme der Debatte über ein anderes verwandtes Thema einige Tage nachher (10. Juli), viel Widerspruch gegen ihn erhoben wurde. Schließlich wurde die Komite getadelt, daß sie überhaupt Dr. Dods den Auftrag gegeben habe, den Vortrag zu halten.

Auch über „die socialen Aufgaben der Kirche" wurde geredet, wobei namentlich „der Götzendienst des Reichthums" gegeißelt wurde. Bei dem Thema: „Das Zusammenwirken in der Mission," kam unter anderem auch die Thatsache zur Sprache, daß in Indien nicht weniger als dreizehn verschiedene presbyterianische Körperschaften an der Missionsarbeit seien, was als eine bedeutende Verschwendung von Kräften und Mitteln bezeichnet wurde. Als das Ziel der Missionsarbeit wurde bezeichnet: selbständige, sich selbst unterhaltende Christengemeinden aus den Heiden zu bilden.

Am Montag den 9. Juli wurde über die Diakanissensache verhandelt, die aber etwas anders aufgefaßt wird als in deutschen Kreisen. England kennt keine Diakonissenhäuser, in welchen die Diakonissen eine in sich organisirte Gemeinschaft bilden. Man will vielmehr in jeder Gemeinde eine besondere Korporation von Frauen bilden, welche diesem Dienst vorstehen sollen; außerdem aber auch noch besondere Diakonissen erwählen, welche sich die Diakonie zur einzigen Aufgabe machen.

Die Verhandlungen über „Gottesdienst" riefen lebhafte Debatten hervor, indem das Verlangen nach einer äußerlich geordneten Form des Gottesdienstes und einer Liturgie lebhaften Widerspruch vorzugsweise von seiten schottischer Presbyterianer fand, namentlich eine Anzahl von Damen verließen in auffälliger Weise die Versammlung und es wurde erklärt, daß von Festtagen in der Bibel keine Rede sei, man wolle keine menschlichen Lieder neben den inspirirten Psalmen; wäre man immer bei Gottes Wort (d. h. in diesem Fall, der presbyterianischen Form des Gottesdienstes) geblieben, so würde die ganze Kirche presbyterianisch sein. (Ist freilich sehr richtg!)

Merkwürdig war die Schlußsitzung. Zuerst erstattete Dr. Donald Fraser der Versammlung Bericht darüber, daß der Erzbischof von Canterbury anglikanische Missionare zu den Nestorianern in Persien, unter welchen die Presbyterianer schon 50 Jahre arbeiten, gesandt habe, wodurch die Arbeit der alten Missionare erschwert und zum Theil zerstört wird. Es wurde darauf hin beschlossen, gegen dieses Verfahren der Episkopalkirche zu protestiren.

Sofort brachte derselbe Dr. Fraser den Antrag ein, die gleichzeitig tagende pananglikangische Konferenz brüderlich zu begrüßen. Er begründete seinen Antrag damit, daß die Presbyterianer ja eigentlich auch bischöflich seien, nur daß in ihren Aeltesten das Bischofsamt immer von einem Kollegium ausgeübt werde, während es bei den Anglikanern immer in den Händen einzelner Persönlichkeiten liege. (In diesem Sinne könnte am Ende auch alles päpstlich sein. D. R.) Außerdem deutete er an, daß eine solche Begrüßung den anglikanischen Bischöfen erwünscht sein werde. Dagegen wurde freilich nicht gesagt, daß die anglikanischen Bischöfe selbstverständlich in einer solchen Begrüßung nicht eine Einladung zur Vereinigung mit den Presbyterianern, sondern die Bereitwilligkeit der Presbyterianer zum Anschluß an die Episkopalkirche sehen würden.

Der Antrag wurde angenommen und, da man zum Schluß noch als Zukunftsprogramm aufstellte, daß die presbyterianische Kirche die anglikanische bei der Hand nehmen und die Lutheraner sich diesem Bunde dann auch anschließen würden, so konnte die Versammlung unter großer Begeisterung schließen.

Ueber die panangli kanische Synode läßt sich deßwegen wenig Sicheres berichten, weil dieselbe nicht eine Synodalversammlung nach unsern Begriffen, sondern nur eine Konferenz von Bischöfen war, zu der nur diese zugelassen wurden und deren Verhandlungen noch überdies nicht veröffentlicht worden sind. Da die Konferenz schon lange angekündigt und vorbereitet war (vgl. Th. Ztsch. 1888, Seite 31 und 286), so konnte es nicht fehlen, daß eine Menge Petitionen der verschiedensten Art eingereicht wurden. So hat „die Brüderschaft vom heiligen Sakrament" an die Konferenz das Ersuchen gestellt, die Aufbewahrung der konsekrirten Elemente des Abendmahls als gesetzlich zulässig zu erklären. Es steht das freilich in klarem Widerspruch mit den 39 Artikeln, aber die Petenten hatten, nach ihrer Meinung, den Beweis geliefert, daß dieser Widerspruch nicht vorhanden sei. Andere Anträge beschäftigen sich mit den Symbolen, dem filioque des Nicenums, das man im Interesse der Annäherung an die griechische Kirche beseitigen will, sowie mit Veränderungs-Vorschlägen zur Uebersetzung des Anthanasischen Bekenntnisses.

In Beziehung auf das Verhältniß zu den Altkatholiken sind Adressen für und gegen eine Anerkennung und Vereinigung mit denselben eingelaufen. Beide Ansichten sind in der hochkirchlichen Partei vertreten. Die Einen, welche die Anerkennung der Altkatholiken befürworten, weisen darauf hin, daß Rom mit dem Vatikanum ketzerisch geworden sei und die Kirche von England begehe kein Unrecht, sondern erfülle nur ihre Pflicht, wenn sie sich der Altkatholiken annehme, denn wenn ein Bischof in seiner Diöcese seine Pflicht versäume und er von seinem Metropoliten nicht zurechtgewiesen werde, so habe jeder andere Bischof nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sich einzumischen. Beide Voraussetzungen träfen aber in diesem Falle zu, und so habe man die Altkatholiken anzuerkennen und sich ihrer anzunehmen.

Genau das Umgekehrte behaupten die extremsten Anhänger der Hochkirchlichen. Kein Bischof besitze außerhalb seiner Diöcese Jurisdiktion. Die ecclesia catholica, d. h. die anglikanische Kirche dürfe keine Gemeinschaft mit solchen anknüpfen, die sich gegen ihre rechtmäßigen Bischöfe auflehnten. Die Einmischung der anglikanischen Kirche würde es unmöglich machen, fernerhin gegen römische Einmischung in England zu protestiren. *)

Außerdem würde man in Rom die Anerkennung der Altkatholiken als eine Beleidigung empfinden, was auf die Wiedervereinigung der Christenheit (mit Rom) nur störend und erschwerend wirken könnte.

In den Beschlüssen der Konferenz wurden, so viel bekannt wurde, die Altkatholiken zwar als „Kirche" anerkannt, ohne daß eine nähere Verbindung mit ihnen angebahnt worden wäre.

Eine weitere Frage, mit der sich die Konferenz beschäftigte, war das Verhältniß der Kolonialbischöfe, die man in der Theorie immer noch als zur Diöcese von Canterbury gehörig ansah, obwohl die thatsächlichen Verhältnisse dieselben von dem Primas von England längst unabhängig gemacht hatten.

Die Provinzialsynode von Südafrika beantragte, daß die größeren Provinzen Erzbischöfe erhalten sollten und daß dem Erzbischof von Canterbury die Stellung des Primas unter den Erzbischöfen und Metropoliten eingeräumt werde. Eine Veränderung der staatlichen Stellung des Bisthums von Canterbury wäre freilich damit nicht gegeben, da über die Bischöfe der Vereinigten Staaten, die ja auch unter dem Primat des

*) Das ist nun nicht so schlimm gemeint, als es aussieht. Nach der Ansicht dieser Leute sind nämlich die Bischöfe der anglikanischen Kirche die einzigen rechtmäßigen Bischöfe in England, denen auch die römischen Katholiken in England von rechtswegen unterstellt sind. Diese letzteren befinden sich also gerade wie die Altkatholiken im Zustande der Auflehnung gegen ihre Bischöfe und Rom hat sich unbefugter Weise eingemischt, indem es diesen Schismatikern Bischöfe und Priester gegeben hat.

Erzbischofs von Canterbury stehen, in England von Staatswegen in keiner Weise verfügt werden kann.

In Betreff der Dissenters wurde der Antrag gestellt, daß das geistliche Amt bei denselben zwar als gültig, aber als irregulär anzuerkennen sei, womit freilich die hochkirchliche Partei nicht zufrieden war. Um so mehr war sie es aber damit, daß der Erzbischof von Canterbury bei dem Gottesdienst, mit welchem die Konferenz beschlossen wurde, nach Osten gewandt celebrirte, und die ritualistischen Blätter sprachen die Hoffnung aus, daß bald die Zeit kommen werde, wo die „östliche Stellung" nicht mehr zu den sechs streitigen Punkten gehöre. (Vgl. Th. Ztsch. 1888, Seite 255.)

Daß der Papst noch nicht daran denkt, einen aufrichtigen Frieden mit dem Deutschen Reiche zu schließen, sondern sich nur um so viel dreister in die innern Angelegenheiten Deutschlands einmischen will, geht aus einer ganz neuen Maßregel hervor, die er ergriffen hat. Er hat nämlich an das vorbereitende Komite der Freiburger Katholikenversammlung ein Breve gerichtet, welches zwar nicht formell, aber thatsächlich der Berufung dieser Versammlung gleichkommt. Es enthält das Dokument u. a. folgende Sätze: „Es ist uns wohl bekannt, in wie hohem Grade die früheren Generalversammlungen, welche im Lauf der letzten vierzig Jahre in Deutschland abgehalten worden sind, die katholische Sache gefördert haben, und wir hegen das feste Vertrauen, daß die in Vorbereitung begriffene Freiburger Versammlung gleichfalls der Kirche und der Gesellschaft zum Vortheile gereichen werde. Darum ermahnen Wir im Herrn alle Gläubigen Deutschlands, denen ihre Verhältnisse die Reise erlauben, daß dieselben sich in die genannte Stadt, welche sie mit gewohnter Artigkeit aufnehmen wird, begeben und eifrig berathschlagen, wie den großen Uebelständen unserer Zeit abzuhelfen ist." Es ist wohl das erste Mal, daß der Papst so eindringlich seine Stimme für das Gelingen einer Versammlung erhebt. Dadurch gewinnt die Versammlung, wie Dr. Windthorst auf die Kunde davon bereits sich geäußert hat, „in der That eine größere Bedeutung als eine der voraufgegangenen."

In Italien kennt man die Kurie gut genug, um zu wissen, daß jedes Entgegenkommen sie nur frecher und jede Gewährung sie nur begieriger macht, und kümmert sich um die Proteste der Bischöfe einfach nicht, sondern sucht dem politischen Treiben der Kurie nach Kräften Einhalt zu thun. Das neue Strafgesetzbuch, das trotz der bischöflichen Sturmpetitionen und päpstlichen Drohungen mit überwältigender Stimmenmehrheit in der italienischen Kammer angenommen worden ist, enthält unter anderen folgende Bestimmungen: Art. 101. Wer eine Handlung begeht, die dahin abzielt, den Staat oder einen Theil desselben einer fremden Herrschaft zu unterwerfen oder die Einheit des Staates zu zerstören, wird mit Zuchthaus bestraft. Art. 173. Der Kultusdiener, der bei Ausübung seiner Amtsverrichtungen öffentlich die Einrichtungen oder Gesetze des Staates oder die Handlungen der Behörden tadelt oder schmäht, wird mit Haft bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu 1000 Francs bestraft. Art. 174. Der Kultusdiener, der unter Mißbrauch einer moralischen, aus seinem Amte entspringenden Macht zur Mißachtung der Einrichtungen oder Gesetze des Staates oder der Handlungen der Behörden oder sonst zur Uebertretung der Pflichten gegen das Vaterland oder derjenigen, welche mit einem Staatsamte verbunden sind, anreizt oder berechtigten Vermögensinteressen Eintrag thut (Boycotting!) oder den Frieden der Familie stört, wird mit Haft von sechs Monaten bis zu drei Jahren, mit Geldbuße von 500 bis 3000 Francs und mit dauernder oder zeitweiliger Ausschließung von der geistlichen Pfründe heimgesucht. Art. 175. Der Kultusdiener, der gegen die Verfügungen der Regierung äußere Kultushandlungen verrichtet, wird mit Haft bis zu drei Monaten und mit Geldbuße von 50 bis 150 Francs bestraft. Art. 176. Der Kultusdiener, der in Ausübung oder unter Mißbrauch seines Amtes sich irgend eines andern Vergehens schuldig macht, verfällt der Strafe, welche gesetzlich dafür festgesetzt ist, verschärft durch eine Erhöhung von einem weiteren Sechstel bis zu einem Drittel, mit Ausnahme der Fälle, wo bereits die Eigenschaft des Kultusdieners vom Gesetz in Berücksichtigung gezogen worden ist.

Die Energie der italienischen Regierung hat ihren Zweck nicht verfehlt. Die Absetzung aller Bürgermeister, die unter klerikalem Drucke die Petition um Zurückgabe Roms an den Papst unterschrieben hatten, war von außerordentlicher Wirkung. Die Petition der sämmtlichen Bischöfe wurde von der Kammer einfach ad acta gelegt. Während der Kardinalvikar den italienischen Klerus anweist, die Fortbezahlung des staatlich aufgehobenen Zehnten durch Verweigerung der Absolution zu erpressen, so hat der Justizminister die Behörden angewiesen, jedem Priester, von dem bekannt wird, daß er sich dieser Erpressung schuldig macht, beim Staatsanwalt zur Anzeige zu bringen.

Dabei hat der Papst keine Aussicht in Italien einen Windthorst und ein Centrum in dir Kammer schicken zu können, oder je eine solche Katholikenversammlung wie die in Deutschland zusammen zn bringen; man kennt ihn in Italien zu gut.

Zum Rektor der katholischen Universität Wien für das Studienjahr 1888—89 ist der jüdische Prof. Dr. Sueß einstimmig gewählt worden. Auch die vier Vertreter der kath.-theologischen Fakultät sind für diese Wahl eingetreten. Von klerikaler Seite wird dies damit zu rechtfertigen versucht, daß den vier Wahlmännern der theologischen Fakultät von vornherein bekannt gewesen sei, daß Prof. Sueß von den zwölf Wahlmännern der übrigen Fakultäten einstimmig werde gewählt werden, sowie daß diesmal nicht die theologische Fakultät (die im Studienjahr 1889—90 den Rektor stellen wird), sondern die philosophische, speziell die der naturwissenschaftlichen Abtheilung an die Reihe gekommen sei. Dann aber heißt es: „Die Frage, ob auf Prof. Sueß salva conscientia die Stimmen gelenkt werden dürfen, wurde aufgeworfen, diskutirt und nach reiflicher Ueberlegung bejahend beantwortet. Es wurde dabei ins Auge gefaßt die Entscheidung der Moral, daß aus wichtigen Gründen eine cooperatio materialis zuläßig sei, und die Thatsache, daß diese cooperatio bei Kompromißwahlen von eminent kath. Seite wiederholt schon geübt wurde.“

Kelle und Schwert, die von verschiedenen Seiten bereits todt gesagt war, ist wieder erschienen und zwar bis jetzt in zwei Doppelnummern, was beweist, daß der Zwiespalt im Generalkonzil noch nicht beigelegt ist. Die Michigansynode hat einstimmig beschlossen, sich vom Generalkonzil zurückzuziehen.

Schulnachrichten.

Lehrer G. Appel, Glied des Lehrervereins, der seil mehreren Jahren die Distrikts- und Gemeindeschule in Des Peres, St. Louis Co., Mo., bediente, hat einen Ruf als Lehrer an die Gemeindeschule der evang. Zions-Gemeinde in St. Philip, Ind., angenommen.— Die vakant gewordene Lehrerstelle an der Schule der evang. Petri-Gemeinde in Kansas City, Mo., ist durch Lehrer Pielemeier wieder besetzt worden. — An die Gemeindeschule der evang. Jakobi-Gemeinde in St. Louis, Mo., ist Lehrer H. Huneke, Glied des Lehrervereins, als Lehrer berufen worden, und hat derselbe diesen Ruf angenommen. — Die an der evang. Friedens-Gemeinde in Port Washington, Wisc., vakant gewordene Lehrerstelle ist durch Lehrer J. Fismer wieder besetzt worden. — Lehrer W. Langkopf, Glied des Lehrervereins, der seit mehreren Jahren die Schule der evang. Bethania-Gemeinde in St. Louis, Mo., bediente, hat einen Ruf an die evang. Gemeinde in Carondelet, Mo., erhalten und denselben angenommen. Die dadurch vakant gewordene Lehrerstelle an der Bethania-Gem. ist durch Lehrer Franz Saeger wieder besetzt worden.

Die evang. Johannis-Gemeinde in Lincoln, Ills., und die evang. Johannis-Gem. in Port Huron, Mich., sind beide im Begriff, eine Gemeindeschule zu gründen, und sucht zu dem Zwecke jede dieser Gemeinden einen christlichen und tüchtigen Lehrer.

Berichtigung. In der Sept.-Nr., Seite 277, Zeile 34, muß es heißen „betreffs der Auswahl der Bauplätze für die Schulgebäude.“ Seite 288, Zeile 30 muß es heißen „Lehrer G. H. Lang.“

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVI. November 1888. Nro. 11.

Referat über Kirchenvisitation.

Von P. J. G. Ade.

(Schluß.)

Auf eine derselben kommt auch der Verfasser noch zu sprechen, wenn er auf die Frage: wer soll visitiren? antwortet: die Distriktspräsides. Er setzt voraus, daß kein Distrikt mehr als 50 Pastoren zählt. Sollte der Distrikt zu groß sein, so müßte der Präses sein Amt an seiner Gemeinde aufgeben. Sein Gehalt und seine Reisekosten (alle drei Jahre eine Gemeinde zu besuchen) müßten durch die Visitationskollekten bestritten werden. Bei 50 Gemeinden müßte der Präses etwa 17mal (also bloß für Visitation) von seiner Gemeinde abwesend sein. Kämen dazu noch einige weitere Sonntage, wie es das Präsesamt ja erfordet, so würde nicht viel an einem halben Jahre fehlen, welches er sich seiner Gemeinde entziehen müßte. Wer wollte oder könnte da noch Präses sein! Die Vertretung durch den Vicepräses, lediglich aus dem Grunde, weil er dieses Amt begleitet, dürfte denn doch in manchen Fällen eine fragliche Sache sein. Daß in größeren Distrikten das Aufgeben des Pastorenamtes für den Präses rein unmöglich ist, bedarf gar keiner Bemerkung. Ein weiterer Plan, eine Visitationsbehörde zu schaffen, bestände nach P. B. darin die Pastoralconferenzen obligatorisch zu machen und ihren Präsides die Visitation in ihren Bezirken zu übertragen. Allein auch hiegegen spricht die Erwägung, daß diese Vorsitzenden in ihren Bezirken meist zu bekannte Persönlichkeiten sind, was aus mehrfachen Gründen sie zur Ausübung des Visitatorenamtes ungeeignet erscheinen läßt. Jedoch auch der Distriktspräses dürfte schon darum sich zur Visitation nicht eignen, weil damit diesem Amte, das ohnehin schon beschwerlich genug ist, eine zu große Verantwortung aufgebürdet würde, was zur Folge hätte, daß dasselbe zu häufigem Wechsel unterworfen wäre, ein Uebelstand, der dieses wichtige Amt in anderer Beziehung nur schädigen könnte.

Wir haben oben von dem richtigen Gefühl geredet, das sich in den Bestrebungen nach Kirchenvisitation ausdrücke, und daß es Aufgabe der Kirche, die eine Erzieherin fürs Reich Gottes sein soll, sein müsse, über die ihrer Pflege Anvertrauten eine zum Gehorsam erziehende Controlle auszuüben. Wir können also das Bedürfniß einer Visitationseinrichtung nicht leugnen. Wir haben aber auch auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die der Sache im Wege

stehen und daß eine falsche Behandlung dieser kirchlichen Aufgabe mannigfache üble Folgen nach sich ziehen müßte. Jedoch auch vor überschwänglichen Hoffnungen haben wir gewarnt, als ob von einer derartigen Einrichtung fast alles Heil, d. h. eine außerordentliche Stärkung und Neubelebung sowohl des Gemeindelebens wie auch des Amts zu erwarten wäre. Es sollte mit dem Allem durchaus nicht der Ausführbarkeit der Visitation entgegengetreten werden. An dem Tanner'schen Entwurf mißfällt uns die Einseitigkeit, welche die Visitation fast nur auf die Amtsführung des Pastors beschränkt, wie überhaupt das formelle und gesetzliche Gepräge desselben. *) Beiden Uebelständen läßt sich sehr wohl vorbeugen, sobald nur klar erkannt ist, was Kirchenvisitation eigentlich sein soll.

In verschiedenen uns bis jetzt bekannt gewordenen Referaten über die Sache wurde nicht gehörig unterschieden zwischen Kirchenzucht und Visitation. Die Letztere wurde z. B. auch mit Stellen wie Matth. 18, 15—18 biblisch zu begründen gesucht. Diese Auffassung scheint uns den eigentlichen Zweck der Visitation zu verrücken. Kirchenzucht mag ja im einzelnen Fall in Folge der Visitation veranlaßt werden und unsere Synode besitzt ja bereits die dafür nothwendigen gesetzlichen Bestimmungen. Allein die Aufgabe der Visitation liegt nicht vorwiegend nach dieser Seite hin, ja, man wird wohl sagen dürfen: je weniger die Visitation mit der Kirchenzucht zu thun haben wird, je besser wird es für sie sein. Man ziehe also die außerordentliche Visitation, die bereits statutenmäßig zu den Obliegenheiten der Präsides gehört, nicht in den Bereich der ordentlichen Visitation. Diese hat es mit den Zuständen in den Gemeinden, wie mit denen des geistlichen Amtes und deren Trägern zu thun. Sie hat Kenntniß von diesen Zuständen zu nehmen, dabei wo es nöthig ist, nach allen Seiten hin belehrend, ermahnend, zurechtweisend, weckend und belebend einzugreifen. Sie nehme zwar dabei auf die Unvollkommenheit der Gemeindezustände die nöthige schonende Rücksicht, dringe aber mit Entschiedenheit auf die Abstellung wirklicher Schäden, wofür im Nothfall das Eingreifen der Präsides und schließlich der Distrikte aufgerufen werden mag. Denn allerdings muß hinter der Thätigkeit der Visitatoren die Autorität der Synode stehen. — In keiner Weise nähre man in der Gemeinde die Vorstellung, als ob es sich in besonderem Sinne um die Visitation der Amtsführung des Pastors handle, weil dies für denselben nur schädliche Folgen nach sich ziehen müßte und sicher die Stellenwechsel eher vermehrt als vermindert würden.

*) Wie Controlle ohne formelle Mittel geübt und wie eine amtliche Controlle, die doch dem Belieben des Einzelnen nach Möglichkeit entnommen sein soll, ohne allgemein gültige — und das sind eben gesetzliche — Vorschriften durchzuführen sei, wäre doch wohl näher zu erläutern. Eine Controlle ohne bestimmte Formen wäre ein Messen ohne Maßstab, ein Urtheilen ohne allgemein gültige Gesetze, ein Richten ohne Recht. Eine Visitationsordnung von der aller Formalismus möglichst fern gehalten wird, ist eben keine. Daß man auch im Formalismus zu weit gehen und in ein leeres Formenwesen hineingerathen kann, ist wohl wahr. Es sind aber in dem Entwurf des Kirchenrechts im Ganzen sieben Paragraphen, in welchen sich Vorschriften für die eigentliche Visitationshandlung finden und so ist wohl ein zu großer Formalismus nicht zu befürchten.
D. R.

Ueberhaupt sollte der Stellenwechsel mehr unter die Controlle der Synode genommen und keiner Gemeinde ohne hinreichende Gründe erlaubt sein, durch einfache Abstimmung einen Prediger zu entlassen, so wenig den Pastoren gestattet sein sollte, ohne die triftigsten Gründe, die den Präsides zur Begutachtung vorzulegen wären, ihr Amt an einer Gemeinde aufzugeben. Festere Verhältnisse in dieser Hinsicht sind nothwendig, um in der Visitation mit mehr Nachdruck handeln zu können. Anliegen, Wünsche oder minderwichtige Beschwerden, sei es Seitens des Pastors oder Seitens der Gemeinde, können unter dieser Voraussetzung dem Visitator eher mitgetheilt und von ihm mit der Gemeinde oder dem Pastor brüderlich besprochen werden, ohne von solchen Mittheilungen üble Folgen nach der einen oder andern Seite hin befürchten zu müssen. Auch enthalte sich der Visitator aller den Pastor ohne dessen Wissen kritisirenden Bemerkungen in seinem Visitationsbericht, da derlei Urtheile nicht immer zuverlässig und oft aus falschen Eindrücken hervorgehend, leicht den Präses irreleiten und das Visitationsinstitut in den Geruch einer geheimen Spionage bringen könnten. Da und dort mögen derartige Befürchtungen bereits sich in den Herzen geregt haben. Solche Befürchtungen werden dadurch nicht beseitigt, wenn P. B. in seinem Artikel sagt: „Der redliche, treue, fleißige und gewissenhafte Bruder wird die Visitation nicht fürchten, während sie für den Lässigen eine Triebfeder zur Treue und zum Fleiß wäre.“ Die Gemeinden sind bekanntlich sehr verschieden. An der einen ist die Arbeit sehr erschwert durch den stark herrschenden weltlichen Geist derselben, sowie durch einzelne besondere Hindernisse; in einer andern Gemeinde waltet im Allgemeinen ein Sinn der Gottesfurcht und der christlichen Ordnung. An der einen Gemeinde mag auch der treue Pastor wenig ausrichten können, während an der andern Gemeinde die Lässigkeit des Pastors durch den bessern Zustand derselben leicht verdeckt wird. Und schließlich ist es gerade der lässige Pastor, der sich aus den Visitationen weniger machen wird als der treue und gewissenhafte Pastor, der sich an einer schwer zu behandelnden Gemeinde immer zuerst selbst anklagen wird, wenn seine Arbeit von wenig Erfolg begleitet ist.

Auf die Frage: wer soll visitiren? ist bereits geantwortet worden, daß weder die Distriktspräsides, noch die Vorsitzer der Pastoralconferenzen sich dazu eignen dürften. Noch weniger wäre die Ernennung von Visitatoren durch die Distriktspräsides zu empfehlen. Die Letzteren, in deren Hand die Handhabung der Kirchenzucht nach den Statuten ja bereits meist ruht, sollten in keine direkte Verbindung mit dem Visitationsinstitut gebracht werden, außer daß an sie die Visitationsberichte zu erstatten wären. Somit bleibt bloß noch der Weg übrig, daß sich jeder Distrikt durch Wahl seine Visitationsbehörde schafft und zwar je auf drei Jahre. Die Behörde sollte die Zahl fünf nicht übersteigen und Niemand dazu wählbar sein, der nicht mindestens 12 Jahre im Amt gestanden hat. Der Distrikt sollte zwischen diesen fünf so getheilt werden, daß jedem Visitator der fünfte Theil aller Gemeinden zugetheilt würde, welche er innerhalb dreier Jahre zu besuchen hätte. Dabei dürfte es praktisch sein, auf die Nähe eines Bezirks mit dem Wohnort des Visitators keine Rücksicht zu nehmen, weil ein allzu bekannter Visitator an einer Gemeinde weniger

geeignet sein dürfte als ein unbekannter. Die Kosten der Visitationsreisen hätten die Gemeinden durch eine zu erhebende Kollekte zu bestreiten und wo diese nicht ausreichte, hätte die Distriktskasse das Deficit zu decken. In Betreff einer Visitationsordnung, von der mancherseits so viel erwartet wird, möchten wir im Gegentheil sagen: je weniger Vorschriften, je besser. *) Wissen wir erst recht klar, um welche Zwecke es sich bei der Kirchenvisitation handelt, so werden einige wenige Vorschriften genügen, an die sich die Visitationsbehörde zu halten hat und übrigens wird die Erfahrung die beste Lehrmeisterin sein, um geltende Regeln und Ordnungen aufzustellen.

Auf Beschluß des Nord-Illinois-Distrikts wurde der Verfasser ersucht, seiner Arbeit Thesen zur Besprechung bei Pastoralconferenzen beizufügen. Obschon ihm dies etwas schwierig erschien, so wollte er doch den Versuch dazu machen und läßt zu dem genannten Zwecke noch nachstehende Thesen folgen:

These 1. Sofern die Kirche als Erziehungsanstalt fürs Reich Gottes zu betrachten ist, ist es ihre Aufgabe, die Einzelgemeinde zur Haltung des Wortes Gottes und zum Gehorsam Christi zu erziehen.

These 2. Dieser Aufgabe kann die Kirche ohne Ausübung einer Controlle über Hirten und Gemeinden nicht entsprechen und der Mangel einer solchen hat in der evang. Kirche zu den beklagenswerthesten Nothständen geführt.

These 3. Nicht jede Visitationseinrichtung entspricht ihrem Zweck, als Mittel einer wirklichen Controlle über die Gemeinde zu dienen, wie das Beispiel der evangelischen Kirche Deutschlands zeigt, wo die Gemeinde von der kirchlichen Visitation in höchst unzureichendem Maße berührt ist.

These 4. Die evangelische Freiheit der Einzelgemeinde unterliegt der Unterordnung unter die Forderungen des Wortes Gottes und es ist Aufgabe der Visitation, dem evangelischen Predigtamte in der Erweckung und Pflege kirchlicher und christlicher Zucht und Ordnung zu Hilfe zu kommen.

These 5. Da bei der Visitation der geistige Aufbau und die innere Vertiefung der Gemeinde vor allem ins Auge zu fassen ist, so ist möglichst aller Formalismus von ihr fern zu halten (wie solcher im Tanner'schen Entwurf zu Tage tritt). Die Aufstellung der allgemeinen Gesichtspunkte und etlicher weniger geeigneter Vorschriften dürfte, bis die Erfahrung Weiteres lehrt, für die Visitation vorerst hinreichend sein.

These 6. Obwohl auch die Träger des geistlichen Amts, wie es in der Natur der Sache liegt, in den Bereich der Visitation betreffs ihrer Amtsführung, wie ihres Wandels gezogen werden müssen, soll anders dieselbe ihrer Aufgabe völlig gerecht werden, so ist doch der Gemeinde gegenüber der Schein zu meiden, als ob es ihr Recht wäre, von Zeit zu Zeit über den Pastor zu

*) Der Satz ist doch in seiner Allgemeinheit wohl nicht richtig. Wäre er es, dann wäre es gewiß am besten, wenn es gar keine Vorschriften also auch keine Kirchenvisitation gäbe. Wenn übrigens wenige Vorschriften schon genügen, so ist jedenfalls der Tanner-sche Entwurf der Bessere, denn er hat bedeutend weniger Vorschriften als die Visitationsordnung der Iowasynode.

Auch das Kirchenrechtskomite hat bei dem Entwurf einer Visitationsordnung an dem Grundsatz festgehalten, nicht mehr Vorschriften zu geben als nöthig und nichts zu verlangen, was sich als unmöglich erweisen würde. D. R.

Gericht zu sitzen, seine Amtsverwaltung, wie seinen Wandel zu kritisiren, indem ein solches Verfahren das Amt aufs tiefste schädigen müßte, welches nach apostolischer Lehre nicht von Menschen und auch nicht durch Menschen ist, sondern von Gott und darum auch Gott vor allem verantwortlich ist.

These 7. Zur Stärkung des pastoralen Wirkens einerseits wie zur Hebung der synodalen Autorität andererseits ist die Berufung der Pastoren an eine Gemeinde, wie die Entlassung oder der Weggang von einer Gemeinde unter strengere synodale Kontrolle zu nehmen als es bisher geschehen ist.

These 8. Die Visitationsbehörde ist von den Distrikten durch Wahl je auf drei Jahre zu schaffen, wobei gewissenhaft darauf zu achten ist, daß nur die durch Alter und sonstige Eigenschaften geeigneten Männer zu solchem verantwortungsvollen Amte erwählt werden.

These 9. Die Visitatoren statten dem Präses ihres Distrikts Bericht über den Befund ihrer Visitationen ab, wobei darauf zu achten ist, daß dem betreffenden Pastor Seitens des Visitators Mittheilung über den Inhalt der Berichterstattung gemacht wird.

These 10. Jeder neuen Visitationsbehörde ist Mittheilung über den Befund der vorigen Visitation an den einzelnen Gemeinden und Pastoren zu machen und hat die neue Behörde darauf zu achten, ob und in wie weit den Ermahnungen, Rathschlägen und Anweisungen des vorigen Visitators Beachtung geschenkt worden ist und eventuell an den Präses darüber Bericht zu erstatten.

These 11. Die ordentliche Visitation ist von der außerordentlichen, die den Präsides der Distrikte bereits statutenmäßig zusteht, streng getrennt zu halten, da es die erstere mit der Handhabung der Kirchenzucht nicht zu thun hat und nur im Nothfall dazu Verananlassung geben kann. In der Regel ist bei erforderlicher Kirchenzucht der bereits zu Recht bestehende Weg einzuschlagen.

These 12. Die ordentliche Visitation vermeide alles, wodurch das Ansehen des Amts irgend geschmälert oder beeinträchtigt werden könnte. Sie gehe im Gegentheil mit allem Fleiß darauf aus, das Amtsansehen der Pastoren in den Gemeinden zu stärken und zu fördern.

Ueber die Verwerthung des Alten Testaments in den Predigten.*)

(Eingesandt von Pastor C. Kißling.)

Bei unserer Ordination haben wir gelobt: „Keine andere Lehre predigen und ausbreiten zu wollen als die, welche gegründet ist in Gottes lauterem klarem Worte, den prophetischen und apostolischen Schriften des Alten

*) Die vorliegende Arbeit war ursprünglich ein Referat, das auf der Boonville-Cannelton Pastoralkonferenz dieses Spätjahr vorgelesen wurde. In Erwägung der Wichtigkeit und Bedeutsamkeit des Gegenstandes, wagt es der Verfasser, dasselbe in bedeutend erweiterter Gestalt hiermit den Lesern dieser Zeitschrift zur Prüfung und Begutachtung vorzulegen. C. K.

und Neuen Testamentes, unserer alleinigen Glaubens-Norm, und bezeugt in den Bekenntnissen unserer evangelischen Kirche." Es scheint mir kaum unnütze und überflüssige Zeitverschwendung zu sein, von Zeit zu Zeit das Ordinationsformular vorzunehmen und Wort für Wort zu überdenken, was wir seiner Zeit an heiliger Stätte versprochen haben. Wenn Büchsel in seinen „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen" den Pastoren den Rath gibt, jährlich etwa einmal die Antrittspredigt wieder durchzulesen, so dürfte wohl auch der Rath nicht aller Begründung entbehren, von Zeit zu Zeit sich die Verpflichtungen zu vergegenwärtigen, die man bei Uebernahme des geistlichen Amtes auf sich genommen hat. Und ich glaube, daß in dem Stück, das der Titel dieser Arbeit erwähnt, die meisten Pastoren eher zu wenig als zu viel thun. In dem Folgenden möchte von Einem, der das Alte Testament liebt und viel und mit Vorliebe im Gottesdienst verwerthet, an unsere Pflicht erinnert werden, dem Alten Testament mehr, als es bis jetzt geschieht, zu seinem Rechte zu verhelfen. Und zwar soll zunächst auf die Nothwendigkeit, über das Alte Testament zu predigen, hingewiesen, sodann die Dankbarkeit dieser Predigten für Prediger und Gemeinden hervorgehoben und endlich einiges über die Art der Verwendung des Alten Testamentes gesagt werden!

Von der Nothwendigkeit, das Alte Testament aus seiner stiefmütterlichen Stellung, die es gegenwärtig vielfach einnimmt, herauszuheben und ihm den gebührenden Platz in der öffentlichen Verkündigung des Wortes Gottes einzuräumen, überzeugt uns ein Blick auf den Zweck der Predigt, auf das Vorbild Christi und der Apostel und endlich ein Blick auf den Erkenntnißstand unserer Gemeinden.

Zunächst: was ist der Zweck der Predigt? Ganz Allgemein werden wir sagen! Verkündigung des Wortes Gottes. Im Gottesdienst soll den Menschen der Rathschluß Gottes zu unserer Erlösung und die Ausführung dieses Rathschlusses verkündigt werden. In der Theorie sind wir wohl darin einverstanden, daß die ganze Bibel, Alten und Neuen Testamentes, Gottes Wort ist, daß es ein und derselbe Gott ist, der πολυμερῶς καὶ πολυτρόπως durch Mose und aus den Propheten geredet hat, und der am letzten zu uns geredet hat durch den Sohn; ein und derselbe Herr, dessen Wehen wir auf Horeb's Höhen spüren und dessen Stimme auf der Insel Patmos dem Evangelisten Johannes in großartigen Zügen, in erschütternden Bildern vor Augen stellte „was in Kürze geschehen soll." Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier des Näheren den großartigen, wunderbaren Zusammenhang der durch Jahrtausende getrennte Bücher der heiligen Schrift darzulegen, der es uns unwidersprechlich klar macht,*) daß wir hier nicht etwa ein Conglomerat verschiedener

*) Nur darauf möchte ich hinweisen, daß es wohl nicht lediglich der Armuth der hebräischen Sprache oder dem primitiven Bildungsgrad der Verfasser zuzuschreiben ist, wenn in der hebräischen Bibel ganze Bücher mit der Kopula „und" „ו" anfangen, cf. Josua, Judicum, die Bücher Samuel, der Könige; die Propheten Ezechiel, Jonas 2c. Vergleiche auch die auffallende Zusammenstimmung des Anfangs und des

Schriften aus verschiedenen Zeiten von verschiedenen Verfassern zu verschiedenen Zwecken vor uns haben, daß die Bibel nicht nur Worte, sondern das Wort enthält, daß es nicht nur eine Sammlung von Büchern, sondern das **Buch** ist, es sind nicht nur *αἱ γραφαί*, sondern es ist *ἡ γραφή*, Joh. 10, 35, in welcher derselbe Geist weht, derselbe Gott redet, derselbe Heilsplan geoffenbart, dasselbe Ziel uns vor Augen gestellt wird. Aber so sehr wir in der Theorie davon überzeugt sind und gelegentlich in der Predigt mit großem Nachdruck die ganze Bibel als Gottes Wort bezeichnen und zum Lesen empfehlen, wie selten stimmt unsere Praxis mit unserer Theorie überein! Man hält das Alte Testament für Gottes Wort, man weiß, daß man Gottes Wort zu predigen hat, und doch gibt es wohl manche Prediger, die vielleicht Jahr aus Jahr ein scheu und achtlos daran vorübergehen und kaum je einmal über einen alttestamentlischen Text predigen.*) Oder habe ich hier vielleicht dem Einwurf zu begegnen, man müsse vornehmlich Evangelium predigen, dafür seien wir evangelische Prediger. Nun so sage ich: es handelt sich bei der Verwerthung des Alten Testamentes im Gottesdienst nicht bloß darum, das ganze Gotteswort der Gemeinde darzulegen, sondern es ist unumgänglich nothwendig, wenn wir nicht lauter Luftstreiche machen wollen. Ohne die Predigt des Alten Testamentes steht die Predigt des Evangeliums in der Luft. Wir bauen Häuser ohne Fundament, wenn wir nur Evangelium treiben, und die Offenbarungsgeschichte des Alten Testaments bei Seite liegen lassen. Das Neue Testament ruht ganz und gar auf dem Alten und kann ohne dasselbe gar nicht verstanden werden.†)

Endes der Bibel, welche von den Schreibern gewiß nicht beabsichtigt ist, aber als Thatsache vor uns liegt, worauf K. Theurer in seinem Vortrage: „Wie soll man die Bibel lesen?" Basel, Verlag von C. F. Spittler, pag. 22 aufmerksam macht: „Die drei ersten und die drei letzten Kapitel der Bibel reimen sich aufeinander. Im dritten Kapitel der Bibel (1 Mosis 3) ist das Hereinkommen der Schlange, der Sünde und des Todes berichtet, im drittletzten Kapitel der Bibel (Offb. 20) wird die Ausscheidung der Schlange, die Aufhebung der Sünde und die Auferstehung der Todten verkündigt. — Im zweiten Kapitel der Schrift (1 Mosis 2) lesen wir vom Paradies, im zweitletzten (Offb. 21) vom neuen Jerusalem, das auf die Erde herabfährt, als Ersatz des Paradieses. Im ersten Kapitel (1 Mosis) ist die Erschaffung der Himmel und Erde erzählt, im letzten als Fortsetzung des zweitletzten (Offb. 22 und 21) die Schöpfung des neuen Himmels und der neuen Erde.

*) Es soll allerdings gern zugestanden und bereitwillig anerkannt werden, daß im Großen und Ganzen gegenwärtig mehr über das Alte Testament gepredigt wird als früher. Davon überzeugt uns ein Blick auf die Predigtliteratur unserer Tage. Ich erinnere nur an Namen wie: Kögel, Krummacher, Mühe 2c, die uns mit alttestamentlichen Predigten beschenkt haben. Aber wenn man den ganzen Predigtmarkt überblickt, so ist das doch bis jetzt nur eine verschwindende Ausnahme von der allgemeinen Regel. Und speziell in den Kreis, dem diese Zeitschrift vornehmlich dienen will, wird wohl die obige Klage kaum als unberechtigt angesehen werden dürfen. Die Gründe dafür werden weiter unten erhellen.

†) „Wenn sich," wie Nitzsch sagt, „biblische Erkenntniß, Freude an Gottes Reich und Wort nicht halten noch heben läßt, wo sich der Weg des Herrn im Alten Testament den Gemeinden verdunkelt und gar herrliche Evangelien und Episteln sozusagen auch aus dem alten Testament hervortreten, die dem Glaubensleben der Christen auf's unmittel-

Als der ewige Gott in die Zeit einging, da hat er sich auch in seinem Thun und Walten den zeitlichen Gesetzen, der irdischen Entwicklung unterstellt. Er thut nichts unvermittelt und unvorbereitet! Auch Jesus Christus der Mittelpunkt der Weltgeschichte, ist nicht unangemeldet, nicht als in deus ex machina in die Erscheinung getreten, sondern Gott hat ihn, wie Paulus sagt, in dem πλήρωμα τοῦ χρόνου, in der Fülle der Zeit, gesandt, d. h. in der Zeit, in welcher alle Vorbedingungen, sowohl von Seiten Gottes als auch von Seiten der Menschen zur Vollführung der Erlösung erfüllt waren. Und nun das ganze Alte Testament zeigt uns diese Entwickelung auf das πλήρωμα τοῦ χρόνου hin. Das Neue Testament ohne das Alte ist ein Schluß, dem die Prämissen fehlen, ein mathematischer Lehrsatz ohne Beweisgrundlagen. Die Nothwendigkeit und Gründe der Erlösung können gar nicht begriffen und verstanden werden ohne die alttestamentliche Offenbarungsgeschichte. Sehr gut ist der Vergleich Mühe's in der Einleitung zu seinem „Alttestamentlichen Evangelium aus Moses Leben" pag. v ff.: „Altes und Neues Testament gehören zusammen, wie die zwei Stockwerke des Hauses. Das Alte Testament ist das untere, das Neue Testament das obere Stockwerk. Der Weg zum oberen Stockwerk führt durch das untere. Die Prediger, welche das Alte Testament nicht predigen, nöthigen ihre Zuhörer gleich ins zweite Stockwerk hinaufzusteigen. Ihre Predigt schwebt in der Luft und erzeugt bei den Zuhörern gewisse windige Anschauungen, weil die feste Grundlage fehlt. Was in der Blüthezeit des Vernunftpredigtthums zu viel geschehen ist, geschieht jetzt zu wenig, nämlich die Predigt über den ersten Artikel. Nur das ganze Wort Gottes ist ein vollwichtiges Samenkorn. Wer bloß Neues Testament predigen wollte, würde einem Lehrer gleichen, der in der Naturkunde bloß die aufgeblühten Blumen erklären, die Betrachtung der Samen, Pflanzen, Blätter und Knospen aber ganz unterlassen, oder der bloß die ausgebildeten, schönen Schmetterlinge beschreiben, die Raupen und Puppen aber übergehen wollte. Oder was wäre es, wenn ein Lebensgeschichtsschreiber Luther's beim Reichstag von Worms anfangen, oder ein Geschichtsschreiber Preußens etwa mit Kaiser Wilhelm oder höchstens mit Friedrich dem Großen beginnen und alles Vorhergehende als selbstverständlich voraussetzen wollte!"

Schon der Begriff des Evangeliums zeigt uns an, daß die Predigt des Alten Testamentes eine nothwendige Pflicht für einen evangelichen Prediger ist. Schon die ersten Worte des Neuen Testamentes: βιβλὸς γενέσεως Ἰησοῦ Χριστοῦ legen uns eine Reihe von Fragen nahe, die nur aus dem Alten Testament ihre volle, richtige Antwort finden können: Wer war dieser Jesus Christus? Welche Bedeutung hat seine Geschichte für uns? Ja schon der Titel Χριστός ist und bleibt ohne die Erklärung des alten Testamentes eine

---

barste zur Erweckung und Erfrischung und mittelbar zur Begründung gereichen, so wird die große Wichtigkeit der Predigt über das Alte Testament dadurch von selbst in's Licht treten." cf. Bindemann: Bedeutung des Alten Testamentes für die christliche Predigt." Pag. 3.

dunkle, räthselhafte geheimnißvolle, unverstandene Hieroglyphe. Und das ganze Geschlechtsregister weist rückwärts auf die Geschichte des alten Bundes. Und wenn es Matth. 1, 18 ohne jeden Zusatz und ohne alle Erklärung einfach heißt: *τοῦ δὲ Ἰησοῦ Χριστοῦ ἡ γεννησις οὕτως ἦν*, so setzt dieser sozusagen abrupte Anfang voraus, daß wir hier den zweiten Band e i n e s Werkes vor uns haben, zu dessen vollem Verständniß die Kenntniß des ersten Theiles die selbstverständliche nothwendige unerläßliche conditio sine qua non bildet. Ja, gerade zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Matthäus, der die Reihe der evangelischen Zeugen eröffnet, gehört es, daß er sozusagen bei jedem Schritt, den der Herr thut die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagung nachweist, wie uns seine häufigen Redewendungen: *ὅπως πληρωθῇ τό ῥηθὲν διὰ τῶν προφητῶν, ἵνα πληρωθῃ* 2c. zeigen. Wie hätte auch die Engelsbotschaft von der Geburt des Heilandes auf die anfangs erschrockenen Hirten einen so gewaltigen, freudigen Eindruck machen können, wenn sie nicht zu denen gehört hätten, die auf den Trost Israels warteten, und wenn dieses „Warten auf den Trost Israels" sich nicht auf die Verheißungen Gottes im alten Bunde gegründet hätte? Hätte auch die Bezeichnung *σωτήρ* Luc. 2, 11 sie noch in Zweifel lassen können, so mußte der Zusatz *ὅς ἐστι Χριστὸς κύριος* auf Grund ihrer Kenntniß des alten Testamentes ihre Ahnung zur Gewißheit erheben, daß ihr Warten zur Freude geworden ist. Nicht e i n Heiland, sondern d e r Heiland, der langverheißene, sehnlichsterwartete Messias, er „der Propheten Wunsch, den Könige so gern sehen wollten," Luc. 10, 23. 24, er ist geboren, er liegt in Bethlehem in der Krippe. Eben darum wirft der Anstoß, den Pharisäer und Schriftgelehrten an dem Auftreten des Herrn nehmen, auf sie selbst ein schlechtes Licht und läßt sie als Leute erscheinen, die sich absichtlich gegen die Wahrheit verschließen, weil diese Häupter und Führer des jüdischen Volkes sich ihrer Schriftkenntniß rühmten, der Schrift Meister sein wollten, und trotzdem in dem Propheten von Nazareth, den von den Propheten so scharf und deutlich gezeichneten Messias verkannten. Ohne diese Voraussetzung wären ihre Bedenken und Zweifel, ihre Einwürfe und Vorwürfe: „Wir wissen daß Gott mit Mose geredet hat, diesen aber wissen wir nicht, von wannen er ist," nicht nur entschuldbar, sondern geradezu berechtigt gewesen. Darum, weil Gesetz und Propheten von ihm geschrieben und gezeugt haben, Joh. 5, 39. 46; 1 Petri 1, 10. 12; vergleiche besonders auch Luc. 24, 26. 27 u. 44—47, und weil die Schrift den Juden von Jugend auf bekannt, geläufig war, darum haben die, die ihn überantwortet haben, größere Sünde als der unwissende, heidnische Pilatus, Joh. 19, 11.

Aber auch abgesehen davon ruhen die Hauptbegriffe unseres Glaubens wesentlich auf der Voraussetzung des alten Testaments und sind ohne dasselbe geradezu unverständlich. Die Belege für den Inhalt des ersten Artikels sind fast ausschließlich aus den alttestamentlichen Schriften zu entnehmen und werden im Neuen Testament fast gar nicht oder nur voraussetzungsweise berührt. Daß aber gerade der erste Artikel von Gottes Schöpfung, Erhaltung und Regierung in der evangelischen Predigt vielfach eine untergeordnete, nebensäch-

liche Stellung einnimmt, gehört auch zu den Sünden, deren die herrschende Predigtweise sich vielfach schuldig macht, die gewiß einen nicht geringen Beitrag zu der gegenwärtig so viel bemerklich machenden Fruchtlosigkeit der Predigt liefert.*) So gewiß Gott sich in Christo geoffenbaret hat und so gewiß wir den Vater nur in Christo sehen, so gewiß ist es auch unsere heilige Pflicht, unsern Zuhörern wirklich auch in Christo den Vater zu zeigen, nicht nur den Vater, der seines eigenen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für uns dahingegeben hat, sondern auch den Vater, der treulich für seine Kinder sorgt, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fallen soll, der Gott und Vater, der, um mit Luther zu reden, uns sammt allen Kreaturen geschaffen hat, uns Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält, dazu Kleider und Schuh, Essen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Acker, Vieh und alle Güter, mit aller Nothdurft und Nahrung des Leibes und Lebens reichlich und täglich versorget, wider alle Fährlichkeit beschirmet und bewahret." Wem aber das zu kleinlich und zu unbedeutend erscheint, um seine Beredtsamkeit daran zu verschwenden, der kennt den Gott nicht, der Himmel und Erde füllt, der Sonnen um sich kreisen und Welten aus dem Nichts hervorgehen läßt, vor dessen Schelten die Himmel fliehen wie ein eingewickeltes Buch, und der trotz dieser Erhabenheit den geringsten Wurm sieht, der sich unter meinem Fuße krümmt und das Schreien der jungen Raben hört, erhört, ja der Himmel und Erde in Bewegung setzt, um ein einziges bekümmertes, herzbeschwertes Menschenkind zu trösten. Und an welcher Geschichte könnten wir diese Wunder-Fürsorge unseres Gottes, dem das Größte nicht zu groß und das Kleinste nicht zu klein ist, besser und anschaulicher schildern und zeigen, als in der Geschichte des Elias, der eben seinem gottvergessenen Volk den Himmel drei und ein halbes Jahr verschließt und der, nachdem Raben seine Speisemeister sein mußten, nach Zarpath kommandirt wird, um ein armes, heidnisches Weiblein von der Verzweiflung und dem Hungertod zu retten! Das Werk der Erlösung ist groß, aber die rührende Fürsorge des ewigen, allumspannenden Gottes für das Kleinste und Geringste ist wahrhaftg nicht minder groß. — Und dann: unsere evangelischen Predigten drehen sich fast ausschließlich um den großen Gegensatz von Sünde und Gnade. Eine Predigt, die des Menschen

*) „Woher kommt es", fragt Lindemann a. a. Orten pag. 152, „daß so viele Predigten hoch über die Köpfe weggehen und also keine Frucht schaffen?" Und er gibt die gewiß richtige Antwort: „Es liegt nicht immer daran, daß die Prediger die Leute und das Leben nicht kennen, — sondern es liegt zum großen Theil an dem schriftmäßigen, guten und richtigen Inhalt selbst. Der ist zu ausschließlich neutestamentlich und darum der Erfahrung eines großen Theiles unseres Christenvolkes nicht zugänglich. Wohl ist das Evangelium ja auch einem Kindesherzen zugänglich, und wie das Tiefste, so auch das Einfachste von der Welt. Aber doch nur dem verlangenden, heilsbegierigen Herzen. Solches Herz ist eine Vorbereitung, der die reichste Bildung, ja selbst Kenntniß von religiösen Dingen, nicht das Wasser reicht, aber wo's fehlt, da — wir scheuen uns nicht, es auszusprechen, — ist die neutestamentliche Wahrheit zu starke Speise, wenn sie nicht durch Alttestamentliches vorbereitet und vermittelt wird. Denn dem natürlichen Menschen steht das Alte Testament einmal näher als das Neue."

Sünde und Verdammungswürdigkeit todt schweigt, treibt Falschmünzerei und nimmt sich selber den Grund unter den Füßen weg. Denn das ganze Evangelium ruht nur auf der Voraussetzung, daß der Mensch ein verlorener und verdammter Sünder ist, den allein Gottes Gnade in Christo Jesu retten kann. Und eine Predigt ohne Gnade stürzt den Menschen in Verzweiflung und gleicht dem Richterspruch, der dem Angeklagten lebenslängliche Gefängnißhaft verkündigt, ohne ihm die geringste Möglichkeit einer endlichen Befreiung in Aussicht zu stellen und in die Nacht seines Kerkers mithineinzugeben, oder den Richterspruch, der ihn zum Tode verurtheilt, ohne ihm das Recht des Begnadigungsweges einzuräumen. Aber die Sünde ist in ihrer vollen Tiefe und in ihrer erdrückenden Schwere nur auf Grund der göttlichen Heiligkeit zu verstehen. Gottes Heiligkeit und des Menschen Sünde aber sind ohne das Alte Testament leere Abstraktionen, die in dem Menschen keine wirkliche Erlösungsbedürftigkeit und aufrichtige Erlösungssehnsucht zu wecken im Stande sind. Woher kommen die sentimentalen, kraftlosen Phrasen von dem „lieben Vater über'm Sternenzelt", der weder die Macht noch den Willen hat, seine in den Staub getretene Ehre wiederherzustellen, woher kommt der frivole Spott eines sterbenden Heine: „Dieu me pardonnera, c'est son metier," woher anders, weil es diesen Sentimentalitätsrittern von heutzutage an jeder auch der geringsten Erkenntniß des heiligen Gottes fehlt, der in heiliger Energie gegen alles gottlose Wesen reagiert und — seinem innersten Wesen nach — reagieren muß; weil ihnen noch nicht das Lachen Gottes über dem Toben der Völker und über dem Rathschlagen der Könige, Psalm 2, 1—5, zermalmend durchs Herz gedrungen ist. Gott lacht, wie es der Psalmist in heiliger Ironie ausdrückt, nicht etwa, weil er die Sünden für verzeihlichen Irrthum oder gar liebenswürdige Schwächen hält, an denen er als ein guter, nachsichtiger Vater seine Freude hat, sondern er lacht, weil er sieht, daß sein Tag kommt, Psalm 37, 13. Nur wer die Donner des Sinai über seinem Haupte hat rollen hören, nur wem die Blitze des göttlichen Zornes durch's zitternde Herz gefahren sind, wer Gottes heilige und gerechte Gerichte an seinem Volk und den Heidenvölkern betrachtet und die Spuren dieser richtenden, heiligen Gotteshand nicht nur in Belsazar's kerzendurchstrahltem Festsaale, sondern auch in seinem Herzen und in seiner Zeit entdeckt hat, der erst lernt das wahre Wesen und die schauerliche Bedeutung der Sünde verstehen, nicht etwa als unbedeutende, mit der irdischen Existenz untrennbar verbundene Mängel, sondern als der Leute Verderben, Prov. 14. 34. Ehe wir unsere Zuhörer unter den Kreuzesbaum führen, an welchem der göttliche Keltertreter die Kelter des göttlichen Zornes allein tritt, Jes. 63, 3, an welchem für jedes arme Sünderherz Früchte des ewigen Lebens reifen, müssen wir sie zuvor unter den Paradiesesbaum stellen, an welchem die ersten Menschen sich den Tod gegessen haben. Christus ist nicht nur ein Zeichen der Liebe, sondern eben so sehr auch ein Zeichen der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes. Es wird wenig Christen geben, die das Wesen der Sünde in ihrer ganzen Tiefe erfassen, die von der Heiligkeit Gottes und von der Unheiligkeit des Menschen einen

deutlichen, schriftgemäßen Begriff haben. Es sind in der Regel sehr gemüthliche Anschauungen, die darüber in den Köpfen und Gedanken der Christen kursiren. Davon kann uns ein flüchtiges Gespräch mit unsern Gemeindegliedern überzeugen. Sie wissen wohl von Sünden, sie geben wohl ihr Urtheil über fas et nefas dieser oder jener Handlung ab, aber sie wissen nichts von der Sünde als dem Grundverderben der menschlichen Natur. Und trotz den eifrigsten, ernstesten Predigten über dieses Gebiet will es uns nur sehr schwer gelingen, in diese gemüthlichen Anschauungen, bei denen man sich innerlich nicht besonders aufzuregen braucht, eine Bresche zu legen. Und weil die Sünde ihnen eine unverstandene Sache ist, darum vermögen sie sich auch nur zu einer sehr mäßigen Begeisterung über die Erlösung aufzuschwingen, über das Geheimniß, in welches selbst die Engel gelüstet zu schauen. Der Gegensatz von Sünde und Gnade kommt ihnen nicht zum Bewußtsein. Von Jugend auf haben sie diese Begriffe überkommen, ohne sich viel dabei zu denken, ohne es sich klar zu machen, um was es sich dabei handelt. Um Sündenerkenntniß und Erlösungsbedürftigkeit zu wecken, dazu ist die Predigt des Alten Testamentes unerläßlich! Oder sollten wir das alles bei unsern christlichen Zuhörern voraussetzen dürfen? Das ist wohl unsere gewöhnliche Praxis. Wir operiren mit Begriffen Sünde und Gnade, Heiligkeit und Gerechtigkeit, als wären unsere Gemeinden so genau damit bekannt und vertraut wie mit ihrem Handwerkszeug, als wäre ihnen die alttestamentliche Offenbarung, auf der diese Begriffe wesentlich basiren, so geläufig und gegenwärtig wie das Einmaleins. Aber nichts kann eine größere Selbsttäuschung, ein verhängnißvollerer, böse Folgen nach sich ziehender Irrthum sein als eine solche Voraussetzung. Wenn es möglich ist, wie dies thatsächlich vorkommt, daß es in unsern christlichen Gemeinden 12 bis 14jährige Kinder gibt, die zwar nach ein paar Monaten mit vollem Recht die Konfirmation beanspruchen zu dürfen glauben, die aber noch nicht genau wissen, welchem Volk unser Herr Christus während seines Erdenwandels angehört hat, ob er ein Jude, ein Grieche oder ein Römer war, oder ob er gar in Deutschland oder in Amerika geboren ist, die weder von der wahren Bedeutung des Christfestes oder des Charfreitags und des Ostertages — von Pfingsten gar nicht zu reden — eine Ahnung haben, so ist das — meines Erachtens — der beste, keiner weitern Exemplifikation bedürftige Beweis gegen eine allzu optimistische Anschauung von dem Maß der Erkenntniß unserer Gemeinden. Doch davon ist weiter unten noch zu reden. Man redet von voraussetzungsloser Wissenschaft. Im konkreten Fall ist sie sehr selten anzutreffen. Und die „voraussetzungslosen" Theologen sind oft, ohne es zu wissen und zu wollen, am Meisten von ihrem subjektiven Geschmack beeinflußt und geknechtet. Nun, wenn das „voraussetzungslos" irgendwo angebracht und auch möglich ist, so ist's auf der Kanzel der Fall. Je weniger wir voraussetzen, desto mehr werden wir das Wahre treffen. Wir würden uns wundern, wenn wir wüßten, wie oft Andeutungen und Anspielungen auf alttestamentliche Geschichten und Vorgänge, die wir als selbstverständ-

lich allgemein bekannt voraussetzen, entweder überhört oder jedenfalls nicht verstanden werden. Wenn wir wirklich in die Tiefe gehen und unsere Zuhörer zum vollen, klaren Verständniß dessen führen wollen, was Gott ist und was sie sind in ihrem natürlichen Zustand und was sie werden können und werden sollen durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist, so müssen wir — es bleibt uns keine andere Wahl, kein anderer Weg — das Alte Testament in den Kreis unserer gottesdienstlichen Verkündigung ziehen.

Dazu gesellt sich aber noch ein anderer Grund. Jesus Christus hat uns ein Vorbild gelassen, dem wir nachzufolgen haben. Und so hat er, wie auch seine Apostel, auch uns Predigern ein Vorbild gelassen. Ein Blick in die Reden unseres Herrn überzeugt uns, wie reichlich und mannigfaltig er das Alte Testament verwertbet und angewendet hat. Ja mehr, als wir gewöhnlich annehmen, lebt er in den alttestamentlichen Schriften und es sind schon große Werke über diese Benutzung des Alten Testaments von Seiten unseres Herrn geschrieben worden. Max Frommel sagt darüber: *) „Es ist Christus selbst, der so reichlich im Bild das Vorbild aufzeigt, wenn er Sodom und Gomorra, Tyrus und Sidon als Zeugen auftreten läßt gegen Chorazin und Bethsaida, wenn er sich beruft auf die Leute zu Ninive, oder auf die Königin vom Reich Arabien, er der mehr war denn Jonas und mehr denn Salomo, wenn er die Blutspur der Verfolgung zeichnet, die sich durch die ganze Geschichte zieht, vom Blute Abels bis zum Blute des Zacharias, den sie tödteten zwischen Tempel und Altar, oder wenn er die Wittwe zu Sarepta, welche den Propheten Elias aufnimmt, zum Vorbild malt und Lot's Weib, das zurückschaut und zur Salzsäule wird, zur Warnungstafel hinstellt. Unter den Aposteln ist es vor allem Paulus, der mit geistgeöffnetem Auge die Geschichte des Volkes Gottes mit dem Leben der Kirche in Parallele setzt und mit ausdrücklichen Worten das hier waltende Gesetz ausspricht: „Solches widerfuhr ihnen zum Vorbild, es ist aber geschrieben uns zur Warnung." Der Auszug aus Egypten, der Durchzug durch's rothe Meer, der ganze Zug durch die Wüste mit allen Wundern Gottes und allem Murren des Volkes, bis zum Einzug in's gelobte Land, — das ist ihm alles ein sprechendes Vorbild des Pilgerzuges der Christen durch diese Welt nach dem himmlischen Kanaan. Das elfte Kapitel des Hebräerbriefes, dieser Stammbaum des vieltausendjährigen Adelsgeschlechtes derer, die „von Gott" sind, dieses Buch der Helden, deren Glaube der Sieg ist, der die Welt überwunden hat, ist ein Kompendium der alttestamentlichen Geschichte mit neutestamentlichem Auge gelesen, worin jede Glaubensgestalt des alten Bundes geradehin der neutestamentlichen Gemeinde zum Vorbild gestellt wird. In diesem Sinne hat Haman, der tiefsinnige Magus des Nordens, das bekannte Wort gesagt: „Jede biblische Geschichte ist eine Weissagung, die durch alle Jahrhunderte in der Seele eines jeden Menschen erfüllt wird." Und an anderer Stelle sagt Frommel in demselben Vortrag: „Das Neue Testament redet fast durchweg in alttestamentlichen Bildern, wenn es vom neute-

*) In einem in Stuttgart gehaltenen Vortrag: „Bilder und Vorbilder", der später in der „Neuen Christoterpe", Jahrgang 1881, pag. 164, erschienen ist.

stamentlichen Wesen redet. Es würde manches Mißverständniß in der Kirche und in der Theologie weniger sein, wenn dieses Verhältniß von Bild und Vorbild richtiger und schärfer gefaßt würde. Das Neue Testament kann ja gar nicht anders als in alttestamentlichen Ausdrücken reden, denn das Alte Testament ist das Lexikon des Neuen, dorther werden die Worte, die Bilder, die Begriffe, die ganze Sprache entlehnt." Aber nicht etwa nur aus Accomodation, um seinem Volke leichter verständlich zu werden, knüpft der Herr überall an Gesetz und Propheten an, sondern das Alte Testament ist ihm heiliges Gotteswort, die Schrift kann nicht gebrochen werden, Joh. 19, 35, kein Jota vom Gesetz wird vergehen, bis daß es alles geschehe, Matth. 5, 18. Mit dem Anfang des neuen Bundes hört der alte Bund nicht auf. Jesus ist nicht gekommen, Gesetz und Propheten aufzulösen. *Οὐκ ἦλθον καταλῦσαι, ἀλλὰ πληρῶσαι*, Matth. 5, 17. Auf Grund einer Prophetenstelle hält er seine Antrittspredigt in Nazareth, Luc. 4. 18, 19; in einem Davidischen Seufzer gibt er seinem größten Schmerz und seiner tiefsten Qual am Kreuzesstamme Ausdruck, Matth. 27, 46 und Ps, 22, 2; mit einer andern Psalmstelle auf den erbleichenden Lippen nimmt er Abschied von der Welt, die ihn verstößt und befiehlt sich den Händen des Vaters, Luc. 23, 46 und Ps. 31, 6. Also nicht aus Ermangelung eines Besseren, sondern in der Ueberzeugung, daß es unvergängliches Gotteswerk ist, hat Jesus an das Alte Testament angeknüpft. Ebenso verhält es sich mit dem Gebrauch des Alten Testaments bei den Aposteln. Man könnte vielleicht einwenden: bei den Aposteln, die den mit dem Alten Testament vertrauten Juden das Evangelium nahe zu bringen hatten, sei es selbstverständlich gewesen, daß sie von dieser den Juden bekannten und heilig geltenden Schrift ihren Ausgangspunkt nahmen. Aber dem ist die gewiß bedeutsame Thatsache entgegenzuhalten, daß selbst Paulus, der Apostel der Heiden, überall bei seiner Heidenpredigt dieselbe Praxis befolgt hat, cf. Actor. 13, 17. Daß der Apostel überall auch bei den aus Heiden gesammelten Gemeinden auf Bekanntschaft mit dem Alten Testament drang, zeigen uns die paulinischen Briefe, die überall eine solche Bekanntschaft voraussetzen, vgl. z. B. die Corintherbriefe. Kurzum die alttestamentliche Offenbarung ist der Boden, aus dem das Evangelium hervorgewachsen ist. Daraus erhellt die Nothwendigkeit, das Alte Testament zu predigen.

Steht uns das fest, daß ein bewußtes, nicht in der Luft schwebendes, nicht als zufälliges Erbe überkommenes, sondern grundmäßiges, standhaltendes Christenthum ohne Vertrautheit mit dem Alten Testament kaum möglich ist, so wird uns die Nothwendigkeit der alttestamentlichen Predigt vollends unfraglich uud zeitgemäß erscheinen, wenn wir unsere Gemeinde in's Auge fassen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß in unserer Zeit des neuerwachten geistlichen Lebens, wo mehr als je das Wort nach Außen wächst, wo kräftiger als je die Wächter auf Zions Mauern in die Posaune blasen, daß trotzdem im Großen und Ganzen die Bibelkenntniß der Christen eine erschreckend geringe, ja nahezu gleich Null ist. Die Zeiten sind lange vorüber wo die Christen es als eine Ehrensache ansahen, die ganze Bibel im Kopf zu

tragen und einander an Bibelfestigkeit zu übertreffen, die Zeiten, wo, wie etwa während der Arianischen Streitigkeiten, die Laien sich mit dem regsten Interesse an den theologischen Tagesfragen betheiligten, wo überall auf Straßen und Märkten, in Buden und Häusern mit großem Eifer über die ewige Zeugung des Sohnes u. s. w. verhandelt und disputirt wurde. An Bibeln fehlt es nicht. Die Bibelgesellschaften weisen jedes Jahr einen enormen Absatz auf, aber die Leute denken: Was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen, — von dem, was drin steht, wissen sie so gut wie nichts. Nach ein paar Jahren scheint alles, was sie im Religionsunterricht gelernt haben, nahezu vergessen zu sein oft auf unbegreifliche Weise. Was die Leute von Gottes Wort wissen, beschränkt sich in der Regel auf ein paar Hauptgeschichten des Neuen Testamentes, die zusammenhanglos in ihrem Gedächtniß lagern. Und vollends das Alte Testament ist ihnen ein Buch mit sieben Siegeln. *)

Christen mit einer halbwegs ordentlichen Kenntniß der Offenbarungsgeschichte gehören zu den weißen Raben. Woher das? Sicherlich daher, daß die Bibel so wenig gelesen wird. Man hat sie, aber man liest sie nicht. Und doch, wenn wir ehrlich sein wollen: Kann man's wirklich den Leuten so sehr übel nehmen, wenn sie die aufgeschlagene Bibel bald wieder bei Seite legen und am Ende ihre tägliche Zeitung viel interessanter finden? Ich meine: n e i n! Wir thun den Leuten vielfach Unrecht, wenn wir sie schelten, weil sie so wenig in der Bibel lesen. Sie lesen nicht darin, weil sie sie nicht verstehen, weil es ihnen zumeist böhmische Dörfer sind. Auf die Philippusfrage: „Verstehst du, was du liesest?", müssen die Meisten die Kämmerersantwort geben; „Wie kann ich, so mich nicht Jemand anleitet?" Zuerst lehrt eure Leute Gottes Wort verstehen, dann ermahnt sie, Gottes Wort zu lesen. Und am Schwierigsten ist das Verständniß des Alten Testamentes. Wenn wir den Leuten Gottes Wort, namentlich das Alte Testament, lieb machen wollen, so müssen wir ihnen zeigen, wie sie es zu lesen, wie sie es zu verstehen, wie sie es anzuwenden haben. Die Meisten wissen mit der Bibel nichts anzufangen. Also wir haben Grund und Veranlassung genug, das Alte Testament in unserem Gottesdienst zu verwerthen.

Aber wenn ich hier den Gebrauch des Alten Testamentes in den Predig-

---

*) Es kann für den Schriftforscher und Schriftkenner keine Frage sein, daß das Neue Testament ohne das Alte gar nicht verstanden werden kann. Zwar scheint die Erfahrung dem zunächst zu widerspechen. Denn es gibt eine nicht geringe Zahl Christen, denen man lebendigen Glauben vielleicht nicht absprechen kann, und die doch vom Alten Testament äußerst wenig wissen. Lesen sie die Schrift, so ist es das Neue Testament, allenfalls noch einige, sehr wenige Psalmen. „Sie werden vielleicht selig und erfahren zu ihrer Verwunderung erst in der Ewigkeit, was in der Schrift gestanden hat." In der Ordnung ist das aber sicherlich nicht, und möglich ist's auch nur, wo danebenher eine Predigt geht, welche — selbst wenn sie ausschließlich Perikopenpredigt wäre — doch von den Erträgen der Forschung im Alten Testament sich nährt, möglich nur, wo die ganze Atmosphäre des kirchlichen Lebens; auch von der alttestamentlichen Gotteswahrheit erfüllt, dennoch indirekt an sie herandringt, möglich trotz aller dieser Ersatzmittel nur bei einer unvollkommenen und theilweise ungenügenden E r k e n n t n i ß der christlichen Wahrheit. Bindemann, a. a. O. pag. 148 ff.

ten empfehle, so verstehe ich darunter nicht das, daß man dann und wann, bei besonderen Veranlassungen, etwa an einem Missionsfest oder an einem Reformationsfest oder bei einer Kasualrede einen Text aus dem Alten Testament entlehnt. Das heißt nicht über das Alte Testament predigen. Auch das ist hier nicht gemeint, daß man zwar öfters das Alte Testament verwerthet, aber heute einen Text aus den historischen Büchern und nächsten Sonntag einen Text aus den Propheten oder aus den Psalmen nimmt. Dadurch wird keine Bibelkenntniß gefördert. Dadurch wird keine Gemeinde — im buchstäblichen Sinne — erbaut. Wenn wir mit Nutzen und Erfolg das Alte Testament verwerthen wollen, so haben wir zusammenhängende Predigten über ganze Partien der alttestamentlichen Geschichte zu halten; wir haben zu zeigen, wie das ganze Alte Testament, von den Thoren des Paradieses an bis zu den Letzten der Propheten e i n e Offenbarung ist, deren Linien allzumal zusammenlaufen in dem, den Johannes der Täufer bezeichnet als das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt. Und wer das schon versucht hat, der weiß — und damit kommen wir zum zweiten Theil unserer Aufgabe — w i e d a n k b a r d i e s e A r b e i t i s t. Wer das Alte Testament vom Gottesdienste ausschließt, der beraubt sich dadurch des herrlichsten, köstlichsten Predigtstoffes! Wie reich, wie unerschöpflich reich ist doch das Alte Testament an den herrlichsten, köstlichsten, packendsten Erzählungen, die auf jeden Leser einen tiefen Eindruck machen und bei deren Behandlung in der Predigt wir der gespanntesten Aufmerksamkeit, der größten Theilnahme unserer Zuhörer gewiß sein können, das muß jeder bezeugen, der es einmal probirt hat. Wissen wir nicht aus unseren eigenen Kindheitsjahren, wie fesselnd, wie ergreifend die alttestamentlichen Geschichten, die Geschichte Abrahams, die Geschichte von Jakob und Esau, von Josephs Verkauf, Erniedrigung und Erhöhung, von Mose und den Propheten Elias und Elisa, von den Königen David und Salomo, und hundert ähnliche auf uns wirkten? Und dieses Interesse erlischt nicht etwa mit den Jahren, sondern es vertieft sich je länger, je mehr. Welch' reicher, interessanter Predigtstoff liegt da vor uns! Welche Fülle von praktischen Anwendungen ergeben sich da von selber ungezwungen.*) (Schluß folgt.)

*) „Wie weit ist der Horizont der Bibel, den sie erschließt in die ganze Länge und Breite der Welt! Wie gewaltig die Zusammenfassung des Sichtbaren und Unsichtbaren, der Lebendigen und der Todten, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in der Hand und dem Reiche Eines Gottes! Welche Blicke erschließt sie in das Menschenherz mit seinen Höhen und Tiefen, so wahr, so ächt, so lebensvoll wie kein anderes Buch der Welt! Da sind lauter Gestalten von Fleisch und Blut, wie sie leiben und leben, oft mit wenigen Strichen so prächtig und charakteristisch gezeichnet, wie nur ein vollendeter Künstler es vermag. Und welche Mannigfaltigkeit der Gestalten und Verhältnisse, welcher Reichthum von Schattirungen und Farbentönen, von den dunkelsten, dämonischen Gestalten an durch alle Abstufungen bis zu der lichten Gestalt des Einen, Vollkommenen, Heiligen, der so ganz einzig ist und doch Allen gehört! Welche psychologischen Räthsel treten uns da entgegen, geheimnißvoll, und doch nicht verwirrend! Wie zart die Lyrik, wie episch gemüthlich und kindlich die Erzählung, wie dramatisch gewaltig die Verwicklungen und Katastrophen!" Weitbrecht: Heilig ist die Jugendzeit, pag. 82.

1 Timoth. 3, 1 ff.
in seiner Anwendung auf den Lehrer.

(Von Konferenzdirektor Stadtpfarrer Jehle in Ebingen.)

(Aus dem Lehrer-Boten.)

(Fortsetzung.)

„Nicht pochen." Im Grundtext heißt es: kein Schläger; in der gothischen Uebersetzung slahals. Die meisten von uns erinnern sich wohl noch solcher Schläger unter den Lehrern, die vom Zorn regiert wurden, der nicht thut, was vor Gott recht ist (Jak. 1, 29). Luther tadelt in seiner Auslegung des Galaterbriefs mit scharfen und bitteren Worten diejenigen Lehrer, welche unter dem Papstthum die körperliche Züchtigung mit roher Härte nnd herzloser Strenge anzuwenden pflegten. „Was wäre das für ein Zuchtmeister, der nichts mehr könnte noch thäte, denn daß er immerdar seine Schüler plaget und stäupet, lehret sie aber nichts. Wie vor dieser Zeit die Schulmeister gewesen sind, da die Schulen rechte Kerker und Höllen, die Schulmeister aber Tyrannen und Stockmeister waren. Denn da wurden die armen Kinder ohne Maßen und ohne alles Aufhören gestäupet, lerneten mit großer Arbeit und unmäßigem Fleiß, doch mit wenigem Nutzen." Solche Stock- und Prügelmeister gab es auch unter den evangelischen Lehrern. Jetzt ist ihnen durch gesetzliche Ordnung ein tüchtiger Riegel vorgeschoben, und das Damoklesschwert gerichtlicher Untersuchung bedroht jede Ueberschreitung des Züchtigungsrechtes. Man kann aber auch noch in anderer Weise pochen, ein Schläger sein, als bloß mit dem Stock. Im Buch Hiob ist die Rede vom Geißelschlag der Zunge (5, 21), und den Jeremia wollten sie mit der Zunge todtschlagen (18, 18). So kann auch ein Lehrer seine Kinder ungöttlich schlagen mit der Zunge. Was ist es Häßliches um das Schmähen und Schelten! Welche Bitterkeit kann durch Beschimpfung in ein Kinderherz gepflanzt werden! Darum keine Unnamen und Schimpfwörter!

Mäßig im Zorn! — Aber wenn man ein zorniges Gemüth hat? Von dem seligen Schulmeister Kolb liest man: In seinem Temperament war das Cholerische vorherrschend. Der Zorn hat ihm manche schwere Stunde bereitet. Aber öfters hörte man von ihm die Aeußerung: der Zornigste könne der Sanftmüthigste werden! Und nach diesem Ziele strebte er mit ganzem Ernst. Er selbst sagt: „In meiner Jugend hatte ich einen Zorn wie ein Löwe oder ein Bär;" und andere wissen, daß er zu jener Zeit öfters, wenn es in ihm kochte, für einige Augenblicke aus der Schule weggegangen ist als ein Löwe — und wiedergekommen als ein Lamm. Daß er hierbei seine Zuflucht zum Gebet nahm und sich von dem Heiland „Wasser der Sanftmuth," wie er sich gerne ausdrückte, schenken ließ, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Auf diese Weise wurde nach und nach die Sanftmuth als eine Geistes- und Glaubensfrucht wesentlich in ihm erzeugt, so daß viele, die ihn erst später kennen lernten, fast nicht glauben konnten, daß dieser sanftmüthige und ruhige Mann in seiner Jugend so reizbar und heftig gewesen sei.

Die hl. Schrift sagt nicht, man dürfe überhaupt nicht zürnen; sie mahnt nur: seid langsam zum Zorn (Jak. 1, 10); zürnet und sündiget nicht (Ephes. 4, 26), oder wie es Ps. 4, 5 heißt: zürnet ihr, so sündiget nicht. J. A. Bengel sagt zu der Epheserstelle: „Der Zorn wird hier nicht befohlen; aber auch nicht ganz verwehrt; aber das wird befohlen, daß die Sünde dem Zürnen fern bleibe. Der Zorn ist wie ein Gift, das zuweilen die Kraft einer Arznei hat, aber nur mit der äußersten Vorsicht anzuwenden ist." Welch strenge Selbstzucht ist doch erforderlich von frühe an und ohne Aufhören, im Blick auf den Herrn, der einst Rechenschaft von uns fordert, und im Blick auf die Kinder, bei denen man es, ob zwar oft mit einem rohen und ungefügen, doch mit einem bildsamen und verantwortungsvollen Stoff zu thun hat.

„Nicht haderhaftig." Der Lehrer soll kein Zänker, kein streitsüchtiger, kein rechthaberischer Mensch sein, sondern friedliebend, verträglich. Das gilt insbesondere den Vorgesetzten und Beamten gegenüber. Wieviel wird von Lehrern über ihre Vorgesetzten geklagt! Bei der Forderung nach Emancipation der Schule fällt gerade dieser Punkt schwer ins Gewicht. Die Lehrer wissen aber gewöhnlich nicht, wie sehr manche Vorgesetzten seufzen, so daß einmal einer geäußert hat, er werde seines Lebens nicht froh, so lange er Ortsschulinspektor sei. Es soll und kann durchaus nicht bestritten werden, daß manche Lehrer mit Recht klagen; aber auf der anderen Seite ist auch gewiß, daß es haderhaftige Leute giebt, die mit jedem Vorgesetzten anbinden, mag er nun ein Pfarrer oder künftighin ein Lehrer sein. „Nicht haderhaftig" — das gilt auch den Amtsgenossen gegenüber. Wie leicht und häufig giebt es doch Verdruß, Verstimmungen, Spannungen, Händel zwischen Kollegen. „Seid allesammt brüderlich; seid friedsam miteinander; selig sind die Friedfertigen" — und wie jene Ermahnungen und Verheißungen alle heißen. Urtheilslose Leute halten solche Friedfertigkeit für ein Zeichen der Schwäche, während gerade Stärke dazu gehört, um an sich zu halten und das Böse zu überwinden mit Gutem.

„Sittig." „Sittig" hängt mit dem vorhergehenden mäßig zusammen. Das griechische Wort sophron (mäßig), für das wir kein entsprechendes deutsches Wort haben, schließt, wie oben gesagt, ein Mehrfaches in sich. Es bedeutet zunächst die Wohlordnung des Gemüths- und Geisteslebens, mehr im einzelnen das Maßhalten nach innen, das mäßig von sich halten, die Bescheidenheit. „Sittig" bezeichnet dann das Maßhalten nach außen, die Verfassung des äußeren Lebens. Die Alten haben bekanntlich viel auf das schöne Ebenmaß in allen äußeren Verhältnissen gehalten, und auch einem Christen steht es wohl an, dieses Maßhalten nach außen, schon wie man es als äußeren Stand, als gefälliges sittliches Benehmen bezeichnet, als christliche Höflichkeit oder besser Wohlanständigkeit. Die Umgangsformen, wie sie sich allmählich und zwar gerade unter dem Einfluß des Christenthums ausgebildet haben als feste Sitte, sind für uns durchaus nicht gleichgültig. Man darf sich nicht einfach darüber wegsetzen oder gar meinen, der Christenberuf bringe es mit sich, daß man in Gegensatz zur Weltsitte trete und den Sonder-

ling spiele. Darin würde ja nichts Weiteres sich offenbaren, als das Gegentheil von der Bescheidenheit, die Eitelkeit. Denn die Welt so zu verleugnen, daß man ein Sonderling dabei wird, das wird bei der Eitelkeit weit leichter, als sie auf die einfache Weise zu verleugnen, die nach nichts Besonderem aussieht, nichts Phantastisches, Wildes, Stürmisches hat. Auf der andern Seite gilt es ebenso entschieden, alles Ungöttliche und Unheilige in Weltweise oder Weltsitte ganz entschieden von sich zu weisen. Und das ist gar nicht so leicht. Es gehört ein feines, zartes Gemerk und ein entschlossener Wille dazu.

Die Forderung der Sittigkeit ist ganz besonders wichtig für einen Lehrer, der unbewußt auf so viele Kinder als Beispiel und Vorbild wirkt. Erst wenn man selbst Kinder hat, die uns nachahmen, merkt man, welche Eigenheiten man an sich hat, die einem an andern nicht gefallen und die man selbst unbewußt gehegt hat. Aber auch für den Umgang mit der Gemeinde und andern Ständen ist die Wohlanständigkeit von Werth. Wir wollen die sogen. Originale gewiß nicht verbannen; 's wäre ja langweilig in der Welt, wenn alle Menschen gleich dressirt wären, und 's wird langweiliger, je weniger eigenartige Charaktere sich mehr finden. Aber auf der anderen Seite darf man doch durch sein eckiges, derbes, abstoßendes Verhalten auch keinen unnöthigen Anstoß geben oder gar sich lächerlich machen. Man hat sich in Zucht zu nehmen. Das kann von außen her geschehen: man kann feine, artige, verbindliche, angenehme Umgangsformen sich angewöhnen. Es liegt aber alles daran, daß man diese Formen mit dem rechten Inhalt erfüllt. Man spürt es einem Menschen bald an, ob sein feines Benehmen bloß äußerlich angeeignete Form ist, und wenn diese vollends in Ziererei, Komplimentemacherei 2c. ausartet, so ist auch keine Feinheit mehr da. Der Schwerpunkt liegt bei einem Christen jedenfalls im Innern. Ist die nöthige innere Wohlordnung vorhanden, so wird sie sich auch nach außen geltend machen: in den Gebärden, in den Worten, in Kleidung und Einrichtung, in Ordnungsliebe, Reinlichkeit und s. f. Und das alles ist bei einem Lehrer so wichtig, weil es, wie oben gesagt, den größten erziehlichen Einfluß auf die Kinder übt. Vergl. was in der Schrift „die Hahn'sche Gemeinschaft" S. 289 berichtet wird: „Unsere alten Brüder — — —, welchen man um ihrer inneren Gediegenheit willen einige etwas rauhe Manieren wohl hätte zuguthalten können, zeichneten sich neben dem, daß sie eine gewisse ungesuchte, einfache Würde an sich hatten, ganz besonders auch dadurch aus, daß sie den Anstand und die gute Sitte aufs sorgfältigste beobachteten, und wir können es aus Erfahrung bezeugen, daß man sich im Verkehr mit diesen Männern durch ihr aus wahrer Demuth fließendes, überaus rücksichtsvolles Benehmen in Anbetracht ihrer geistigen Größe oft wahrhaft beschämt fühlte. (Gelegentlich führten dieselben auch gerne das Oetingersche Wort an: Höflichkeit eine Tochter des Glaubens, Grobheit eine Tochter des Unglaubens)." Der echte Christencharakter giebt sich ebensowohl in einem bescheidenen, anspruchslosen Benehmen als in einer allen Menschen gegenüber unerschrockenen, offenen und freimüthigen Haltung kund.

(Schluß folgt.)

Volksschulen des Auslandes.

Ansprache, gehalten von Matthew Arnold vor der Universität Pennsylvanien.
Dem „Century", October 1886, entnommen von P. G. Eisen.

(Fortsetzung.)

Was nun den Moral-Unterricht und die bürgerliche Rechtslehre in den französischen Schulen betrifft, so schienen sie mir ein armseliger Stoff zu sein, und ich gewahrte kein Zeichen, daß dieselben irgend einen Eindruck auf Geist und Gemüth bei denen hervorbrachten, die demselben beiwohnten. Die Moral, jungen Leuten beigebracht, wenn sie nicht im Gewande der Erzählung auftritt, wie in Miß Edgeworth unsterblichem „Parent's Assistant," läßt die Kinder stumpf, und wird sie durch Geschichte übermittelt, so ist es diese, welche die Kinder interessirt und die Moral wird aus den Augen gelassen. In Bezug auf den Civil-Unterricht, will ich ein bedeutsames Specimen, das ich selbst erlebt, erwähnen, weil es wirklich verdient hervorgehoben zu werden. „Wer giebt Euch," lautete die Frage, „alle die Vorzüge, deren Ihr Euch erfreut: dieses prächtige Schulhaus, mit allen seinen Hülfsmitteln, eure Lehrer, diese schöne Stadt, worin Ihr lebt, Alles, was die Bequemlichkeit und Sicherheit des Lebens in sich schließt?" Ich war auf die Antwort begierig, denn ich sagte mir: Das Kind kann nicht anders antworten, als was seit undenklicher Zeit bei ähnlichen Fragen die Antwort, die wir gelehrt wurden, gewesen, „Gott giebt mir dieses Alles," und doch darf der Name Gottes in einer Pariser Gemeindeschule nicht genannt werden. Allein der Civil-Unterricht erwies sich der Frage gewachsen und die gültige Antwort des Kindes lautete: „Es ist unser Land, das uns alles das giebt. ,,Eh bien c'est le pays" Der Civil-Unterricht darf unmöglich in dieser Richtung weiterschreiten.

Das Alles scheint nun gehaltlos genug, aber ich fühle mich verpflichtet zu erwähnen, daß ich in einem französischen Seminar in Verbindung mit der Pädagogik einer Art Religionsunterricht beiwohnte, welcher ernster und wirkungsvoller nicht gedacht werden kann. Ich bin geneigt zu constatiren, daß in Betracht unserer modernen Stellung und ihrer Bedürfnisse, dieses der beste Religionsunterricht war, dem ich je beiwohnte. Das Seminar befindet sich in Fontenay aux Roses, wenige Meilen außerhalb Paris. Es war vor ein oder zwei Jahren von der französischen Regierung gegründet worden zur Heranbildung von Leiterinnen und Lehrerinnen an Normal-Schulen für Laien-Lehrerinnen, wie sie in ganz Frankreich gegründet worden sind. An die Spitze wurde ein Mann gestellt, zwischen 60 und 70 Jahren, ein früherer protestantischer Pastor und nachher Generalinspektor der Primarschulen, Mr. Pecaud. Die Wahl war in der That eine ausgezeichnete. Mr. Pecaud besitzt wirklich die erforderlichen Gaben für den delikaten und schwierigen Posten, zu welchem er berufen wurde. Wer immer wünscht einen wirklichen Erfolg im Unterricht jenes so oft genannten, aber im allgemeinen unbefriedigenden Dinges, einer nicht dogmatischen Religion zu sehen, der gehe nach Fontenay und höre Mr. Pecaud in seinen Morgenstunden vor seinen Studentinnen. Er ist glücklich

in ihrer Wahl und Beanlagung. Die Französin, wenn gut gelehrt, macht eine der besten Studentinnen und Lehrerinnen der Welt. Sie ist rasch, denkt klar, mit vollständiger Geistesgegenwart, und besitzt ein scharfes und wahres Gefühl für alles was Auszeichnung verdient. Die meisten Schülerinnen sind katholisch und besuchen Sonntags den katholischen Gottesdienst. Aber ich hörte sie, wie sie mit ihrem Direktor Paragraph um Paragraph aus Bischof Dupanloup's Buch „l'Ecole" (die Schule) durchsprachen. Es ist ein Buch, in welchem alle möglichen religiösen Fragen in Verbindung mit der Erziehung aufgeworfen werden. Die Töchter wurden denn auch dahin geführt, die Fragen in derselben weitherzigen und freien Weise und doch zugleich in einem solch toleranten, sympathischen und frommem Sinne zu betrachten, mit welchem Mr. Pecaud sie selbst behandelte. Ein deutscher Schulexperte, welcher kürzlich über die weibliche Bildung in Frankreich seiner Regierung Bericht erstattete, war von derselben Bewunderung für Fontenay und seine Bewohner erfüllt, wie ich.

Hier haben wir nun einen Erfolg zu verzeichnen, der in England kaum möglich wäre. Eine Regierung, welche ein College wie Fontenay ins Leben rufen wollte, mit einem Manne, wie Mr. Pecaud an der Spitze und einem Religionsunterrichte, wie der von Mr. Pecaud ertheilte, würde Gefahr laufen, darüber angeklagt zu werden, eine neue Religion in seinem Sinne aufzubringen und keine englische Regierung von heute würde jemals so etwas zu riskiren den Versuch wagen!

Ich gehe nun zu einer andern Materie des Schulunterrichtes über. Auch hier hatte ich fortwährend unsere englische Volksschule vor Augen, während ich die ausländischen Volksschulen meiner Beobachtung unterzog und die sich ergebende Vergleichung war mir höchst instruktiv.

Im Allgemeinen hielt ich die Unterrichtsmethoden in den ausländischen Schulen für besser als unsere und so auch die Resultate des Unterrichtes. Und sie sind besser, weil die Lehrer besser herangebildet sind.

Nehmen wir zuerst die wissenschaftlichen Unterrichtszweige. Irgend jemand kann ein anspruchsvolles, glänzendes Programm aufstellen. Ein solches Programm ist das gewöhnliche Instrument ungesunder Schulen und oberflächlicher Lehrer. Die Beschränkung eines Programms ist sehr oft ein Beweis pädagogischer Weisheit. In Bezug auf die Arithmetik und die Mathematik möchte ein flüchtiger Beobachter vielleicht sich verwundern, daß die gewöhnlichen Schulen des Auslandes, besonders in Deutschland, nicht weiter und schneller vorwärts schreiten, als sie wirklich thun. Aber nach meiner Meinung beweisen sie eben die Güte ihrer Methoden gerade dadurch, daß sie nicht zu schnell und zu weit vorwärts treiben, indem sie ihre Anstrengung über alles darauf richten, sicher zu gehen, daß der gewöhnliche Schüler jede Stufe des Lernprozesses, dem er zu folgen hat, bemeistert. Wenn ich auf mich selber blicke, so muß ich, der ich kaum ein durchschnittlicher Schüler war, was Arithmetik und Mathematik betrifft, nach genauer Erinnerung bekennen, daß ich zu schnell und zu weit getrieben wurde. Entweder die Regel wurde uns

als eine Art Kunstgriff vordemonstrirt, und wir hatten bei mechanischer Folge bloß die richtigen Summen herauszubringen, wobei wir aber durchaus keine Einsicht in die arithmetischen Regeln empfingen; oder aber die Regeln wurden erklärt, aber nicht genug entwickelt, und dabei verharrt, so daß der Durchschnittsschüler im Sturm vorwärts getrieben wurde, ohne die Regeln voll begriffen zu haben.

Wiederum der Gebrauch der Wandtafel, die Anwendung des Kopfrechnens in Deutschland, werden einem englischen Beobachter als übertrieben auffallen. Es scheint, als ob ein deutsches Kind niemals beim Rechnen sich selbst überlassen bliebe. Die Aufgabe wird an die Wandtafel geschrieben und ein Kind nach dem andern wird herbeigerufen, an der Ausrechnung theilzunehmen und das unter beständigem Fragen, warum es so rechne. Dieses erfordert Zeit, aber des Lehrers Ziel und Bestreben ist, nicht allein viele Aufgaben nach allen möglichen Regeln zu lösen, sondern das Kind zum Verständniß der arithmetischen Regeln anzuleiten.

Im naturgeschichtlichen, wie im physikalischen Unterrichte zeigen die Deutschen dieselbe Sorgfalt, ihre Schüler nicht zu überstürzen, sich ihres Verständnisses zu versichern über alles, was gesprochen und vorgezeigt wird. Ich hörte einer Lekton über Elektrizität zu, welche in einer Töchterschule Berlins gegeben wurde. Ich möchte sie in einem Sinne als eine ehrgeizige Lektion bezeichnen, nämlich, daß sie weit über das hinausging, was in einer englischen Schule geleistet wird. Was ich aber herausfühlte als Zuhörer, war die Ueberzeugung, wie durchgreifend das Verständniß war und wie ich selbst, wenn ich in dieser Weise unterrichtet worden wäre, mich für die Elektrizität interessirt haben würde, so aber fehlt mir jede Neigung für ähnliche Studien. Die Antworten der Classe bewiesen, wie sehr sich die Mädchen für die Art und Weise, wie der Lehrer diesen Gegenstand behandelte, interessirten und mit welcher Intelligenz sie seinem Vortrage folgten.

Es sind jedoch die literarischen Unterrichtsgegenstände, die mich am meisten interessirten. Sie dienen im höchsten Sinne dem Humanismus, sie sind es, die uns zu allem, was menschenwürdig ist, erziehen, und bei Durchsicht der in fremden Schulen gemachten Noten, finde ich oft die Bemerkung: „the children human." Ich kann mich am besten erklären, wenn ich frei die Eindrücke wiedergebe, die ich im Allgemeinen beim literarischen Unterricht, wie Lesen, Vorträgen, fremde Sprachen, Literaturgeschichte und Kritik in Volks- oder Elementar-Schulen empfing. Oft mußte ich die Arbeit als gut bezeichnen; aber ich fühlte mich immer im Gewissen gebunden, heimlich hinzuzufügen: gut, in Rücksicht auf die Classe, welcher die Kinder angehören, bedenkend, daß sie der ungebildeten Classe entstammen.

Es ist Thatsache, um ein gutes Lesen und Vortragen zu erzielen, ein wirklich gutes Lesen und Vortragen, ein Lesen und Vortragen mit richtiger Betonung, Aussprache und Ausdruck, ist es erforderlich, daß man in einer gewissen, feingebildeten Atmosphäre aufgewachsen ist, in einer Volksschicht, deren Sprache diese Charaktere zeigt. Selbstverständlich wird ein rohes Volk,

wenn es seine Sprache beurtheilen soll, dieselbe als passend beurtheilen, aber die geübten Kenner werden nicht mit ihnen eins werden, und das ist der Fall, da das Wort des Aristoteles, „das Maßgebende“ entscheidet.

Fremde Sprachen sich anzueignen, um vortheilhaft zu reisen, mit Fremden Verkehr zu pflegen, ist allgemein nothwendig, wenn etwas Tüchtiges dabei herauskommt; allein dieser Vortheil fällt selten denjenigen zu, aus denen sich unsere Volksschulen rekrutiren.

Sie sind ferner nothwendig, um sich mit irgend einem Theil ächter Literaturgeschichte und ihrer Kritik vertraut zu machen, sowie für den, der unter einem gebildeten Volke gelebt, seine Sprache und seine Urtheile gehört hat. Nun mag es solche talentvolle Individuen geben, die eine solche erstaunliche Naturanlage besitzen, fremde Sprachen und ihre Literatur sich anzueignen, daß sie sich diese Fähigkeit selbst verdanken; allein im allgemeinen, wenn gutes Lesen, guter Vortrag, die Bemeisterung fremder Sprachen und Bekanntschaft mit der Literatur und der Kritik erreicht wird, wie ich sagte, namentlich in einer Schulklasse, dann dürfen wir daraus schließen, daß der Unterricht ausgezeichnet gewesen sein muß.

Ich wiederhole daher, daß, wenn ich das Lesen, oder den Vortrag, oder das Französische, oder die Literatur in einer gewöhnlichen Schule als gut bezeichne, das in Rechnung gebracht worden, daß die Kinder der ungebildeten Classe angehören. Ich kann mich kaum eines Falles erinnern, daß ich nicht trotz des ertheilten Lobes in einer englischen Schule im Geheimen solch einen Vorbehalt hätte machen müssen, und zwar nur dann, wenn ich mich selbst in die Gegenwart eines bedeutenden, glücklichen Naturtalentes für Deklamation gestellt sah.

Aber in den Volksschulen des Continentes von Europa habe ich ganze Classen angetroffen, deren Lesen und Vortrag gut genannt werden konnte, ohne irgend welchen Vorbehalt, absolut gut, wie wir das Lesen und Vortragen von Kindern gebildeter Classen gut nennen würden, ein Lesen und Vortragen mit der richtigen Betonung, Aussprache und Ausdruck, und es ein Vergnügen machte, ihnen zuzuhören. Besonders erwähne ich das Lesen und Vortragen von Gedichten Lamartines in einer Töchter-Elementarklasse in Paris und das Lesen von Schillers „Wilhelm Tell“ in einer Knaben-Primarschule in Luzern.

Fremde Sprachen sind im Allgemeinen kein obligatorischer Lehrgegenstand in den ausländischen Volksschulen, und es wäre auch nicht recht, sie in denselben obligatorisch erklären zu wollen. In den Schulen Hamburgs nun ist das Englische obligatorisch, was wohl mit dem englischen Handel zusammenhängt, und in den Volksschulen der deutschen Schweiz ist es das Französische, da die Schweiz eine gemischte Nation ist. In Hamburg kann man die Leistungen einer englischen Classe, in Zürich die einer französischen Classe, ohne irgend welche Einwände gut nennen, ebenso, wie man die Leistungen einer französischen Classe in einer guten und luxuriösen Schule für junge Ladies in England gut heißen würde. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die formelle Gleichberechtigung der Sprachen im Generalkonzil geht immer mehr auch ihrem formellen Ende entgegen, thatsächlich hat sie nie existirt. Als Präsident wurde bei der diesjährigen Versammlung in Minneapolis an Stelle von Dr. Späth Dr. Seiß erwählt. Derselbe ersuchte bei der Uebernahme des Vorsitzes die Delegaten, so viel wie möglich englisch zu sprechen, was übrigens schon vorher geschehen ist und gebräuchlich war, so daß solche Delegaten, welche nicht im Stande waren, den englischen Verhandlungen zu folgen, faktisch ohne Theilnahme an den Versammlungen waren.

Die Verbindung mit Kropp, die eigentlich nie offiziell bestanden hatte, wurde abgewiesen und das Wagner College in Rochester als Vorbereitungsanstalt für das Predigerseminar in Philadelphia empfohlen. Die Besprechung liturgischer Fragen stand auch diesmal wieder im Vordergrund und es wurde über die Ordnung für Krankenbesuche, Krankenkommunion, Einsegnung der Sterbenden und Beerdigung der Todten verhandelt.

Die Austrittserklärung der Michigansynode wurde entgegengenommen, ohne eine Antwort darauf an diese Synode zu senden. Auch die Canadasynode ist mit den Zuständen im Generalkonzil unzufrieden und hat den Beschluß gefaßt, über eine Lösung der Verbindung mit demselben zu verhandeln.

Im Generalkonzil selbst fand der Antrag von Dr. Späth, nächstes Jahr die Frage zu besprechen: ob das hin und her stattfindende Predigen von luth. Pastoren auf nichtlutherischen Kanzeln, namentlich bei Synodalversammlungen, im Einklang sei mit den Erklärungen des Konzils, starken Widerspruch, wurde aber doch angenommen. Die Sache selbst bildete ja für die strenger gerichteten Deutschen Synoden des Generalkonzils schon längst einen Stein des Anstoßes; wurde aber von der andern Seite so lange absichtlich ignorirt, oder unter Vorwänden umgangen, bis die Michigansynode austrat. Es wird schwerlich der Fall sein, daß man sich bewogen fühlen wird, von der bisherigen Praxis abzugehen, da man es ja nicht einmal der Mühe werth hielt, die Erklärung der austretenden Michigansynode einer Antwort zu würdigen.

Der in den Deutschen kirchlichen Blättern in der letzten Zeit vielbesprochene Fall Harnack, d. h. die Berufung Dr. Harnacks von Marburg nach Berlin, um dort den durch Konsistorialrath Dr. Semisch's Tod (20. April d. J.) erledigten Lehrstuhl der Kirchen- und Dogmengeschichte einzunehmen, ist nun soweit erledigt, daß schließlich durch eine Entscheidung des Königs von Preußen Dr. Harnack nach Berlin berufen wurde.

Die Frage wäre wohl niemals bedeutend genug geworden, um auch diesseits des Oceans die Aufmerksamkeit zu erregen, wenn nicht die theologischen und kirchenpolitischen Parteiinteressen sich der Sache bemächtigt hätten, so daß aus der Personalfrage ein Principienstreit geworden ist.

Die Theologische Facultät schlug nämlich nach Dr. Semisch's Tode als Nachfolger Dr. Harnack vor. Der Evangelische Oberkirchenrath dagegen, der über die Berufung der theologischen Docenten gutachtlich zu vernehmen ist, machte Einwendungen.

Da sowohl die Facultät bei ihrem Vorschlag, als auch der Oberkirchenrath bei seinen Einwendungen blieb, so lag die Sache nun in den Händen des Kultusministers, der aber nicht ohne weiteres entschied, sondern den Fall dem Gesammtministerium vorlegte, welches wiederum im Sinne des Vorschlages der Facultät sich aussprach. Die endgiltige Entscheidung aber erfolgte erst durch den König von Preußen, welchem die Angelegenheit sammt einer Anzahl über den Fall eingeholter theologischer Gutachten unterbreitet wurden.

Der Umstand, daß sich gleich von Anfang an die kirchliche und nichtkirchliche Presse der Sache bemächtigt hatte, scheint beide Theile nur hartnäckiger gemacht zu haben, indem eben nun kein Theil den Rückzug antreten wollte. Wurde doch schon am 5. Mai geäußert: „Sollte das Gerücht (nämlich daß der Kultusminister v. Goßler an der Berufung Harnacks festhalte) sich bestätigen, so wäre diese Thatsache allerdings das denkbar stärkste Argument für diejenigen, welche den heutigen Zustand der Besetzung theologischer Professuren für unhaltbar ansehen und eine gesetzliche Mitwirkung der Kirche erstreben.“

Auf dieser Seite betonte man namentlich den Umstand, daß Harnack Ritschlianer sei und daß es sich darum handle, „einen der letzten Lehrstühle, den man bisher noch der kirchlichen Rechten in der Berliner Facultät gelassen hatte, nicht auch noch zu verlieren an einen Gegner derselben.“

Die gegnerischen Blätter dagegen behaupteten, daß es sich hier vor allem um eine „entscheidende Zurückweisung orthodoxer Uebergriffe“ handle. Je geflissentlicher von der Rechten darauf hingewiesen wurde, daß Harnack Ritschlianer sei, als desto kirchlicher wurde er von der Linken hingestellt. Da hieß es u. a.: „Dr. Harnack ist ein Theologe, der auf unbedingt positiv gläubigem Standpunkt sich befindet.“ Prof. Harnack galt und gilt als ein streng kirchlich gesinnter Gelehrter, der die Ergebnisse seiner Forschung stets in der maßvollsten Form vorzutragen verstand.“

Es fehlte allerdings auch nicht an Freunden wie an Gegnern, die in ihren Aeußerungen mehr Maß hielten. So schrieb z. B. einer der ersteren: „Jede neue Arbeit (Harnacks) stellte der kirchengeschichtlichen Forschung neue Fragen, überraschte durch die Genialität, mit welcher der Stoff unter neue Gesichtspunkte gestellt und in neue Kombinationen gebracht war. Mochte man ihm vorwerfen, daß diese außerordentliche Productivität doch auch ihre Schattenseiten zeige in einem mitunter zu schnell gefällten Urtheile, in einer Neigung zu Hypothesen, die der Verfasser selbst oft schon nach kurzer Zeit zurücknehmen oder modificiren mußte, so werden doch gerade Fachgenossen bekennen, daß auch aus den Uebereilungen dieses Gelehrten ihnen neue Anregungen erwachsen sind.“

Ebenso gibt es Gegner Harnacks, die an demselben noch Lichtseiten finden können. So wird von einem derselben gesagt: „Harnack ist ohne Zweifel ein geistreicher Gelehrter, der neue Bahnen kirchengeschichtlicher Forschung beschreitet; er ist ein begabter Docent, der die Jugend zum Arbeiten anfeuert. Er ist auch nicht ein bloßer Zweifler und Kritiker, sondern eine religiöse Kraft, sogar ein thätiger Freund der innern Mission.“

Daß es unter solchen Umständen für den Fernerstehenden schwer ist, den ganzen Handel richtig zu beurtheilen, liegt auf der Hand. Ebenso aber auch, daß es mindestens unweise ist, nach diesem einzelnen Fall die ganze preußische Landeskirche oder Regierung zu beurtheilen.

Für unsere Zustände und Verhältnisse hier in Amerika haben allerdings diese Streitigkeiten bis jetzt noch wenig praktisches Interesse. Wir sind noch mitten im Stadium der Kirchen- und Gemeindebildung und ein großer Unterschied zwischen demjenigen Stande der Theologischen Ausbildung und Anschauung, wie er zur Zeit der Gründung der meisten Kirchengemeinschaften hier zu Lande war und dem jetzigen, ist, wo die Entwicklung nur einigermaßen eine stetige war, schon wegen der Kürze der Zeit nicht wohl möglich. Wo dagegen schon längere Zeit verflossen ist, da hat sich allerdings an manchen Orten die Sache so gewendet, daß aus den einzelnen Denominationen heraus sich eine Theologie entwickelt hat, die von der Theologie zur Zeit der Gründung dieser Kirchengemeinschaften schon bedeutend verschieden ist. Daß dieser neuen Theologie schon weil sie eine neue ist, Berechtigung versagt wird, ist ebenso begreiflich wie das, daß ihre Vertreter die Berechtigung derselben behaupten, weil sie auf dem Grunde und innerhalb des Kreises der betr. Denominationen erwachsen ist. Damit ist dann natürlich der Lehrstreit gegeben, der unter Umständen sehr wohl berechtigt und nothwendig sein mag, unter andern Umständen aber auch nur der Zank um das väterliche Gut zwischen dem im Hause zurückbleibenden und dem in die Fremde ziehenden Sohne ist.

Die diesjährige Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereines fand vom 4.—6. September in Halle statt. Sowohl die Festgottesdienste wie die übrigen Versammlungen waren sehr gut besucht und die Aufnahme des Vereins in Halle eine warme und herzliche. Officiell begrüßt wurde die Versammlung von dem Oberbürgermeister der Stadt, von der Universität, von dem Konsistorium der Provinz, dem Oberkirchenrath und dem Oberpräsidenten der Provinz Sachsen, welcher letztere zugleich auch eine officielle Begrüßung des Vereins durch die preußische Staatsregierung aussprach. Gerade dieses war schon seit längerer Zeit nicht mehr vorgekommen und mußte deßhalb doppelt bemerkenswerth erscheinen.

Der Jahresbericht hob die Nothwendigkeit hervor, gegenüber von dem Papstthum energisch Front zu machen, namentlich auch dadurch, daß man die Außenposten nicht aufgebe, sondern sie wo möglich weiter ausdehne. Auch im letzten Jahre hat wieder ein bedeutender Aufschwung des Vereins stattgefunden. Die Zahl der Zweigvereine hat sich um fünf vermehrt, die der angeschlossenen Frauenvereine um vier. Die Einnahmen betrugen 907,000 Mark, 134,000 Mark mehr als im Vorjahre. Wachsen dieselben in diesem Verhältniß weiter, so wird der nächste Jahresbericht über mehr als eine Million Mark berichten können. Diesem stehen aber auch 1361 hilfsbedürftige Gemeinden gegenüber, welche um Unterstützung nachgesucht haben, darunter 97 neuangemeldete. Neun neue Schulhäuser und vier neue Kirchen wurden im vergangenen Jahre begonnen; 17 mit Hilfe des Vereins neu erbaute Kirchen und Kapellen, sowie vier Schulhäuser wurden eingeweiht und vier Pfarrhäuser vollendet.

Der Schriftführer des Vereins machte dann noch verschiedene Vorschläge, um die Thätigkeit des Vereins zu heben.

Der 25. Kongreß für innere Mission in Deutschland wurde vom 10.—13. September in Kassel abgehalten und wird in den Berichten als in jeder Beziehung befriedigend bezeichnet, sowohl in den Vorbereitungen des Kasseler Lokalcomites als auch in der Auswahl der Themata und der Referenten von seiten des Zentralausschusses.

Am ersten Kongreßtage sprach Pastor Nelle aus Hamm in Westfalen über „die Aufgaben der innern Mission in der evangelischen Kirche in den socialen Kämpfen der Gegenwart.“ Hier gingen allerdings die Vorschläge mehr ins allgemeine, wie denn auch das Thema ein sehr umfassendes war. Gegenstand der Verhandlungen der zweiten Plenarversammlung war „Die christliche Laienthätigkeit im Reiche Gottes und ihre Schranken.“ Der Referent Konsistorialrath Dr. Sell aus Darmstadt war in seinen Ausführungen sehr maßvoll; zu maßvoll für manche derer, die nach ihm das Wort ergriffen. Indeß leiden die Anschauungen in dieser Hinsicht auf verschiedenen Seiten an dem Uebelstand, daß man auf die eine Seite das kirchliche Amt und auf die andere die Laien stellt; ein Gegensatz, der wohl in kirchenrechtlicher Hinsicht ebenso festgehalten werden muß als er für die Arbeit im Reiche Gottes unwichtig ist. Stellt man dagegen Laien und Theologen einander gegenüber, so ist es allerdings für einen jeden Laien im Kreise seiner Wirksamkeit für das Reich Gottes nothwendig, daß er Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, sein muß, daß ihn die Schrift unterweise zur Seligkeit, aber wo keine eigentliche Lehrthätigkeit stattzufinden hat, ist die eigentliche theologische Ausbildung doch auch nicht nothwendig. Kirchliche Dienste aber seitens der Laien müssen auch in ihrem Theil kirchliches Amt, d. h. in den Organismus der Kirche eingegliedert sein, wie das geistliche Amt auch kirchliches Amt ist. Es würde, wie einer der Redner richtig bemerkte, Kirchenunordnung sein, wenn neue Arten des Kirchendienstes von dem geistlichen Amte vielleicht nicht bloß abgelöst, sondern gar noch demselben entgegengesetzt würden. Das wäre freilich nur Disorganisation, die weder der Kirche noch dem Reiche Gottes zu Gute käme.

Ein weiterer Gegenstand der Verhandlungen lag in der Frage vor: „Was kann die freie christliche Liebesthätigkeit zur Abhilfe des Wohnungselendes in den großen Städten thun?“ Der Bau von besondern Arbeiterwohnungen, welche allmählig Eigenthum der Arbeiter werden sollten, war einer der hauptsächlichsten Vorschläge. Statt hier auf das einzelne einzugehen, wollen wir nur bemerken, daß der sel. Beck in Tübingen in einer Zwischenbemerkung über die socialen Seiten des mosaischen Gesetzes etwa folgendes äußerte: Jetzt sei man endlich zu der Einsicht gekommen, daß es nothwendig sei, den Arbeitern zu einem eigenen Hause zu verhelfen, man werde auch noch zu der Einsicht kommen müssen, daß auch ein Jeder ein Erbe haben müsse und damit werde man dann erst wieder so weit sein als das Gesetz des Alten Testamentes war.

Daß der Kulturfriede nur eine andere Form des Kampfes des Papstthums um politische Macht sein werde, konnten nur diejenigen nicht wissen, welche die römische Kirche niemals kannten oder kennen wollten.

Die Freiburger Katholikenversammlung hat das übrigens wieder ganz klar be-

wiesen, ebenso daß Leo XIII. das Centrum keineswegs aufgegeben hat, sondern es nur anders benützen will. Windthorst selber sprach sich in einer seiner Reden über die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Versammlung aus, die kurz und deutlich gesagt, darin bestehen, daß das Centrum gegenwärtig nicht genug zu thun hat, um sich mobil zu halten. Windthorst hat übrigens neue Beschäftigung in Aussicht gestellt, nämlich: die Schulfrage, die Ordensfrage und die weltliche Herrschaft des Papstes. Die übrigen Gegenstände, über welche verhandelt wurde, gehörten mehr zum unentbehrlichen Beiwerk einer solchen Versammlung.

Die Kampfobjekte sind allerdings von Windthorst sehr geschickt gewählt. Der Kampf gegen das preußische Schulwesen verspricht dem Centrum Beschäftigung auf Jahre, vielleicht Jahrzehnte hinaus. Das preußische Schulwesen ist eben älter, fester consilidirt und auf einer haltbareren Grundlage aufgebaut, als die Maigesetze es waren. Außerdem berührt das Schulwesen die Kurie viel weniger als die Maigesetze es thaten, und Windthorst kann, ohne daß er von Rom viel zu befürchten hat, nach seinem souveränen Belieben das Centrum kommandiren und den Kampf beliebig fortsetzen oder beenden, je nach dem er will. Was die Ordensfrage betrifft so sind zwar die Kapuziner in den Vordergrund geschoben worden, im Hintergrund stehen aber die Jesuiten. Klugerweise aber hat man es sorgfältig vermieden, sie oder die verwandten Orden bei Namen zu nennen, weil man auf Grund einer früher gemachten Erfahrung wußte, daß man damit zu viel unerwünschte Aufmerksamkeit erregt.

Was endlich die „rücksichtslose Forderung" der Wiederherstellung des Kirchenstaats betrifft, so ist die kleine Excellenz jedenfalls klug genug, um ganz genau zu wissen, daß auch die Rücksichtslosigkeit der allerrücksichtslosesten Beschlüsse einer Katholikenversammlung im Quirinal in Rom auch nicht einmal eine Fliege stört. Ebenso weiß er, daß jede europäische Regierung gegenwärtig rücksichtsvoll genug ist, die Macht des Weltregenten im Vatican wenigstens insoweit anzuerkennen, als man es ihm gerne überläßt sich den Kirchenstaat selbst wieder zu nehmen, wenn es ihm beliebt, oder möglich ist.

Dagegen weiß er auch gut genug, daß der Weltregent im Vatican in beinahe kindischer Weise darauf erpicht ist, nicht nur die Welt im Großen, sondern auch noch ein Reich dieser Welt im kleinen zu regieren. Warum ihm also nicht den Gefallen thun? Man braucht Leo XIII. nur auf den Maulwurfshaufen eines Katholikenversammlungsbeschlusses zu stellen, dann sieht er schon in der Ferne ein kleines weltliches Reich sammt seiner kirchenstaatlichen Herrlichkeit. Er erweist sich dann eben auch wieder dankbar und diese Dankbarkeit läßt sich von dem Centrumsführer sehr hoch verwerthen, während ihn die rücksichtslosen Beschlüsse doch gar nichts kosten.

Mit welchen Reden übrigens die in Freiburg versammelten Katholiken erbaut wurden, davon noch eine Probe:

„In der zweiten öffentlichen Generalversammlung am 4. September sprach Oberpfr. Dr. Schmitz aus Krefeld über die Volksmissionen. „Anfang der achtziger Jahre," sagte er, „wurde eine Volksmission in einer großen rheinischen Stadt abgehalten. Da ergriff die Bevölkerung der Stadt eine solche Bewegung, daß nicht nur auch Protestanten hinkamen, sondern daß auch die Juden Abends die Läden schlossen und zu hören kamen. So wenig also ist die Volksmission eine konfessionelle Hetzerei. Ebenso wenig ist sie eine staatsgefährliche Agitation. Zu Beginn dieses Jahrzehnts fragte mich ein hoher Regierungsbeamter nach einem Mittel gegen die Socialdemokratie. Ich erwiderte ihm: das sind die Volksmissionen, und erzählte ihm, daß im Kohlenrevier Oberhausen-Styrum 20,000 Arbeiter bei der Volksmission zur Beichte gekommen seien, und daß seitdem dort nicht, wie ringsherum, socialdemokratisch gewählt werde. Dann, sagte der Beamte, halten Sie so viel Missionen, wie Sie wollen, und nehmen Sie so viel Ordenspriester mit, wie Sie wollen — im Geheimen natürlich! Mehr als jemals bedarf das Land der Volksmissionen, und darum müssen Sie in Baden ins Land hinausrufen: Gebt uns die Ordenspriester! Möge man die Missionen überwachen, so viel man will. Ein ängstlicher Landrath schickte zu einer Mission zwei Bürgermeister, um aufzupassen, ob nicht irgendwie etwas Politisches getrieben werde. Sie haben auch

außerordentlich gut aufgepaßt; denn am Tage der Generalbeichte waren die ersten am Beichtstuhle die beiden Bürgermeister. Darum mögen sie nur kommen, Minister, Regierungsbeamte und Bürgermeister. Ich bin überzeugt, daß alle diese in Baden dann eine Generalbeichte ablegen. Der Oberbaurath Hübsch wurde 1869 vom König von Württemberg nach einem Mittel gegen die Socialdemokratie gefragt. Nach langem Zaudern nannte er das Mittel, den Kapuziner. In Krefeld werden wir in den ersten Wochen des November in allen drei großen Pfarrkirchen Volksmissionen abhalten, zu welchen neun Kapuziner ihr Erscheinen zugesagt haben. Ich bin überzeugt, kein einziger Protestant wird etwas darin finden, und kein Beamter das Geringste einwenden. Ich habe stets Ihr Baden als einen fortgeschrittenen Musterstaat bewundert. Wann aber werden Sie denn endlich zu der Aufklärung kommen, daß die sociale Frage nicht gelöst wird, ohne daß einer dabei mitthut: der Kapuziner." Die klerikalen Blätter nennen diese Kapuzinade des Oberpr. Dr. Schmitz „ein Meisterstück biblischer (!) Beredtsamkeit, in den Schlußapostrophen geradezu hinreißend schön." „Der Eindruck," sagen sie, „war ein gewaltiger," fügen dann aber hinzu: „man sagt wohl, es seien zu viel geistliche Redner im Verhältniß zu den Laien, und damit hat man Recht, im übrigen aber wollen wir froh sein, daß die deutschen Katholiken eine solche Zahl solcher geistlicher Wortführer die Ihrigen nennen können."

Wer sich über „solche geistliche Wortführer" freuen kann, muß jedenfalls ein sehr glücklicher Mensch sein, der außer seinem Glücke nichts braucht.

Uebrigens will der Papst auch in andern Ländern Katholikenversammlungen nach dem Muster der deutschen ins Leben rufen. Hier in Amerika hat ja gleichzeitig mit der Freiburger Versammlung eine solche in Cincinnati getagt, welche ebenso rücksichtslose Beschlüsse zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes angenommen hat wie jene. In Frankreich und Spanien dagegen ist man bis jetzt noch nicht katholisch genug um sich so für die Wiederherstellung des Kirchenstaates zu begeistern und in Italien würde man Versammlungen die so offen Landesverrath betreiben wollten, gar nicht dulden.

Ueber die Altkatholiken in Oesterreich, welche nicht blos gegen Rom, sondern auch noch mit der Ungunst der österreichischen Regierung zu kämpfen haben, berichtet die A. E. L. Kztg. folgendes: „Am 7. u. 8. September fand in Wien die zehnte Synode der Altkatholiken in Oesterreich statt, bei der es sich hauptsächlich um die zwei wichtigsten Organisationsfragen, nämlich um die Bildung neuer Pfarrgemeinden und die Bischofsfrage handelte. Die Erledigung der letzteren ist mit durch die der ersteren bedingt und beiden stehen große materielle Hindernisse entgegen, die ohne auswärtige Hilfe um so schwerer zu überwinden sind, als zur ablehnenden Haltung der Regierung auch noch die Apathie der Bevölkerung mit Ausnahme jener im nördlichen Deutschböhmen hinzukommt. Als zur Zeit des vatikanischen Konzils die altkatholische Bewegung entstand, ein Kanonikus und späterer Landesprälat in Prag sämmtliche Pfarrer zu einer Zustimmungserklärung an den Stiftspropst v. Döllinger in München und zu einer begeisterten Dankadresse an Kardinal Schwarzenberg in Rom veranlaßte und die Regierungspresse den Vorgang der Kurie immer strenger verurtheilte, war es allerdings anders, und die Volksstimmung namentlich in Wien der altkatholischen Sache so günstig, daß sich in kurzer Zeit gegen 6000 Personen und darunter selbst höhere Beamte und Stabsoffiziere für dieselbe erklärten. Als aber in Preußen die Altkatholikenfrage den äußeren Anstoß zum Ausbruch des Kulturkampfes gab, nahm die Regierung gegen dieselbe eine ablehnende Haltung an, und zwar um so mehr, als sie bereits mit der Ausarbeitung des fundamentalen Kirchengesetzes vom 7. Mai 1874 betreffs Aufhebung des Konkordates und Wiederherstellung aller früheren staatlichen Kirchengerechtsame zur Paralysirung der vatikanischen Dekrete beschäftigt war und wußte, daß es neben diesem Gesetze nur noch der Begünstigung der altkatholischen Bewegung, d. h. des Abfalls von der römisch-katholischen Kirche von ihrer Seite bedürfe, um neben dem herrschenden Nationalitätenkampfe auch noch den schwersten Konflikt mit der Kurie herbeizuführen. Dazu war das liberale Ministerium bezüglich der Einbringung und Genehmigung des Gesetzes an die Zustimmung des Monarchen gebunden, und diese wurde ihm nur mit der ausdrücklichen

Bedingung gewährt, daß daraus kein Kirchenkonflikt hervorgehe. Die ablehnende Haltung der Regierung gegen die Altkatholiken hatte aber zur Folge, daß sich seit 1873 alle nicht ganz unabhängigen Männer von der altkatholischen Gemeinde in Wien allmählig wieder zurückzogen, sodaß dieselbe heute nur 2100 Seelen zählt. Ebenso ist die altkatholische Gemeinde Ried in Oberösterreich von dem früheren Stande von 600 Seelen auf weniger als 400 herabgekommen. Nur im nördlichen Deutschböhmen hat die altkatholische Sache in dem letzten Jahre infolge einer mit der deutschnationalen Bewegung Hand in Hand gehenden kirchlichen Oppositionsbewegung neuerdings einen solchen Aufschwung genommen, daß die Zahl der Altkatholiken sich seit 1880 verzehnfacht hat und die Pfarrgemeinde in Warnsdorf jetzt eine ganze Reihe ansehnlicher Filialgemeinden und im ganzen in 78 Orten größere oder kleinere Gruppen von Angehörigen besitzt. Da die regelmäßige Pastorirung dieser Mitglieder in der Diaspora für die Pfarrgeistlichkeit der 5000 Seelen zählenden Muttergemeinde immer schwieriger wird, hat der Kirchenrath schon vor zwei Jahren die Bildung zweier neuen Pfarrgemeinden beschlossen und zu diesem Zwecke zunächst beim Kultusministerium um die Genehmigung der Konstituirung der Filiale Dessendorf als selbständige Kirchengemeinde nachgesucht, indem er die Zahl von 700 Angehörigen im Isargebirge und die zur Erhaltung eines eigenen Seelsorgers erforderlichen Einnahmen nachwies. Allein obwohl die Gemeinde im Laufe der zweijährigen Verhandlungen den von der Regierung gestellten Bedingungen nachkam, erfolgte schließlich der Bescheid, daß der Kultusminister die Genehmigung zur Bildung einer selbständigen Gemeinde in Dessendorf nicht ertheilen könne. Die Gemeinde ist aber jetzt zum Rekurs an den Verwaltungsgerichtshof gezwungen, dessen Erledigung mindestens ein halbes Jahr erfordern wird. Der Mangel an Mitteln zur Bestreitung der nöthigen kirchlichen Bedürfnisse bildet neben der Ungunst der Regierung für die altkatholische Sache ein großes Hinderniß.

Einige Aussicht auf Besserung der Verhältnisse durch auswärtige materielle Hilfe brachte jetzt die am 8. September in Wien stattgehabte zehnte altkatholische Synode, der neben dem Synodalvorstande und den Delegirten der Pfarr- und Filialgemeinden auch Sup. Dr. Braasch aus Jena und die anglikanischen Geistlichen Hechler und Hak als Gäste beiwohnten. Welche Schwierigkeiten die Regierung den Altkatholiken bereitet, ging außer der verweigerten Genehmigung der Konstituirung der Altkatholiken im Isargebirge zu einer Pfarrgemeinde Dessendorf auch aus dem Bericht der Schulkommission hervor, wonach die Regierung bisher nur den Gebrauch eines ganz kleinen Katechismus gestattet, sonst aber alle ihr vorgelegten Bücher verworfen hat, worunter auch eine für die Evangelischen genehmigte biblische Geschichte, welcher nur ein anderes Titelblatt vorgedruckt war. Pfr. Czech aus Wien erstattete Bericht über die Stellung der anglikanischen Kirche zur altkatholischen und den Erfolg seiner kürzlichen Sendung nach London während der jüngsten anglikanischen Synode. Seine Mittheilungen über die von der letzteren zugesicherte Unterstützung riefen lebhafte Befriedigung hervor. Der Pfarrer von Warnsdorf stellte hierauf den Antrag, daß in Anbetracht dessen, daß die kirchliche Organisation der Altkatholiken in Oesterreich noch unvollständig sei und daraus mancherlei Schwierigkeiten erwachsen, ein Bisthumsverweser gewählt werde, wozu er den Pfr. Czech in Wien vorschlage. Derselbe wurde einstimmig gewählt, dürfte aber von der Regierung kaum bestätigt werden, weil sie eben diese Vervollständigung der Organisation nicht will und daher für die Bestätigung eines Bisthumsverwesers sicher noch ganz andere Forderungen an Seelenzahl und äußeren Mitteln stellen wird, denen die Altkatholiken in Wien nm so weniger entsprechen können, als sie nicht einmal eine eigene Kirche besitzen, sondern noch immer auf die ihnen vom liberalen Gemeinderathe zur Abhaltung ihrer Gottesdienste eingeräumte Salvatorkapelle im alten Rathhause angewiesen sind. Auch ist ein Bischof, dessen Wahl im nächsten Jahre erfolgen soll, für die kleine altkatholische Kirche in Oesterreich nicht so unbedingt nothwendig, da sie ihren geistlichen Nachwuchs jetzt glücklicherweise bereits ordinirt von Bonn bezieht und die Firmung in Ermangelung eines Bischofs auch durch einen Pfarrer auf Grund der ihm von einem Bischof ertheilten Vollmacht erfolgen kann, wie dies ja auch in Russisch-Polen seit Jahr und Tag geschieht.

Die diesjährige Synode der Wesleyanischen Methodisten in England war in mancher Hinsicht bemerkenswerth. Im Vordergrunde der Verhandlungen stand die Mission in Indien, auf welcher eine Schuld von etwa $80,000 lastet. Verschiedene Vorschläge für eine sparsamere Verwaltung wurden gemacht und namentlich auch empfohlen bei der Erweiterung des Missionsfeldes vorsichtiger zu sein.

In Betreff „Wesley's Kirche," der größten methodistischen Kirche Londons, wurde die Anordnung getroffen, daß nur ein Geistlicher für dieselbe zu ernennen sei, dem aber zwölf andere Prediger zur Seite gestellt werden sollten, welche abwechselnd morgens zu predigen haben.

Der gegenwärtige längste Termin für die Dienstzeit eines wesleyanischen Predigers in England ist fünf Jahre. Die Versetzung durch die Konferenz hat allmählig die Form angenommen, daß die betr. Geistlichen und Gemeinden meist vorher ein privates Abkommen treffen, das gewöhnlich von der Konferenz bestätigt wird.

Die Frage, welche für die nächste Zukunft die wichtigste zu werden im Begriff ist, ist die Frage der Laienvertretung in dieser Kirche. Bei der bisherigen Ordnung der Dinge fehlte zwar die Laienvertretung nicht, aber die Leitung der Dinge lag doch vollständig in den Händen der Geistlichen. Gegen diesen Zustand erhebt sich immer mehr Widerspruch, welcher sich in der Frage zusammenfaßt, ob die Pastoralkonferenz, welche nur aus Geistlichen besteht, der repräsentativen Konferenz, welche zu gleichen Theilen von Geistlichen und Laien zusammengesetzt ist, vorangehen (wie es bisher der Brauch war), oder ob sie derselben nachfolgen solle, wodurch sie eben ihren entscheidenden Einfluß verlieren würde.

Bisher kamen, so führte die Londoner „Christliche Welt" aus, die Geistlichen nicht nur zuerst allein zusammen, sondern auch in größerer Anzahl und für eine längere Zeit, sie konnten die Berichte vergleichen, gegenseitig die Ansichten beeinflussen und ein gemeinsames Vorgehen organisiren, wenn es ihnen paßte; sie konnten ferner ihre ersten Männer und besten Redner mit dem Ansehen ihrer Stellung und dem Vorzug ihrer bessern Kenntniß und Orientirung in die repräsentative Konferenz schicken und dies in gleicher Anzahl, wie die Laien, welche einzeln von verschiedenen Theilen des Landes herbeikommen und keine Möglichkeit zu vorheriger gemeinsamer Berathung und Uebereinkunft vor sich sehen. So ist allerdings die Gefahr vorhanden, daß die Geistlichen als geschlossene Körperschaft in wichtigen Fragen die Laien überstimmen und überstürzen können, da die letztern nicht im Stande sind, sich vorher zu berathen und zu einigen. Wäre schon früher eine Aenderung hierin getroffen worden, so hätte u. a. die Vereinigung der Methodisten stärkere Fortschritte gemacht. Es war übrigens vorauszusehen, daß die Männer, welche zur Blüthe der Wesleyanischen Laien gehören und in geistiger Begabung wie an praktischem Sinne hervorragend sind, nicht noch länger in dieser unwürdigen Abhängigkeit verbleiben wollen.

Dr. Rigg, ein Gegner des Antrags, stellte die vorgeschlagene Aenderung als eine wesentliche hin, als eine Verschiebung dessen, was Herz und Seele des Methodismus sei, des einheitlichen, geschlossenen Ministeriums. Die Geistlichen seien der ständige centrale Rathskörper und die verantwortliche, ausführende Behörde der Gemeinschaft; sie müßten, um ihre Aufgabe im alten Geiste erledigen zu können, ebensowohl Führer und Kapitäne ihrer Leute sein als Pastoren.

Natürlich wurden diese Ausführungen von Seiten der Gegner ganz entschieden zurückgewiesen. Die Geistlichkeit, entgegnete Dr. Stephenson, repräsentirt nicht, wenigstens nicht allein, die Kirche. Die Laien in der Synode wollten nicht alles „zweiter Hand" entgegennehmen. Noch schärfer sprach sich ein Mr. Cooper aus. Nach allem scheine es, als ob die Geistlichen nur die Kapitäne, die Laien aber nur das Schiffsvolk sein sollten und in allen wichtigen Fragen fänden die grundlegenden Berathungen und ersten Anträge in der Pastoralkonferenz statt. Damit sei die Laienvertretung eine bloße Illusion. „Ich beschwöre Sie," sagte Cooper weiter, „nicht für weltliche wie für geistliche Dinge Kapitänsmacht zu beanspruchen. Es ist nicht zeitgemäß, die alten übertriebenen Ideen von pastoraler Prärogative wieder aufzufrischen. Laßt nicht die todte Hand einer erstor-

benen Idee auf der repräsentativen Konferenz ruhen, welche letztere doch eine der besten und sorgfältigst eingerichteten Körperschaften ist, die Methodismus je gekannt hat." Ein anderer Redner nannte die jetzige Einrichtung: „pastorale Autorität verbunden mit pastoralem Supremat."

Der Antrag wurde an eine Kommission verwiesen, und durch Ablehnung eines Gegenantrags war wenigstens der vorläufige Sieg der Laien entschieden. Die endgiltige Entscheidung über die Frage steht aber erst der nächstjährigen Versammlung zu.

Daß in England geistliche Pfründen verkauft werden, ist wohl bekannt genug. Die Beschreibung des Versuches, eine Pfründe in öffentlicher Auktion zu versteigern, dürfte doch manchem Leser der Th. Ztschr. etwas Neues sein. Es wurde nämlich am 29. August ein geistliches Amt zur Versteigerung gebracht, allerdings ohne Erfolg, da der Verkäufer die gebotenen Summen als nicht hoch genug erachtete. Gleichwie bei dem Vorschlagen irgend eines anderen Gutes wurden alle Vortheile, welche das Rektorat von Weston Bampfylde in Somerset besitzt, aufgezählt, genau auseinandergesetzt, wie viel Land dazu gehöre, wie viel der Zehnt ausmache, und als besondere Verlockung wurde hervorgehoben, daß sich die geistlichen Pflichten daselbst auf ein Minimum beschränkten.

Ueber die Thätigkeit der Heilsarmee in Indien werden wunderliche Dinge berichtet. Es mag sein, daß die großen Erfolge derselben dort wirklich vorhanden sind, aber, wenn die Berichte richtig sind, so bringt die Heilsarmee kein Christenthum dorthin, sondern nur eine Art Fakirthum, bei welchem eben der Name Jesu nur die durch andere Namen leergelassene Stelle auszufüllen hat. Eine Sorte von angeblichem Christenthum, die mit indischem Heidenthum den ohrbetäubenden Lärm, die possierlichen Aufzüge und die fakirartige Bettelei seiner Verbreiter gemein hat, mag allerdings den Heiden, wie manchen noch unreifen Christen viel congenialer erscheinen, als das Evangelium, da es aber weder Christenthum noch Heidenthum ist, so kann es nur Schaden und Unheil anrichten.

Nicht zufrieden mit dem bekannten „Soldaten-" oder eigentlich Schauspieler-Aufzug, haben die Mitglieder der indischen Heilsarmee nicht nur ihre Nationalität, sowie die etwa noch vorhandene geringe Bildung, sondern auch einen Theil ihrer Kleidung abgelegt und treten als Bettler mit nackten Beinen auf, als religiöse Bummler, die auch von den Heiden verachtet werden.

In verschiedenen Missionsgemeinden hat die Heilsarmee Verwirrung angerichtet, einzelne sogar der Auflösung nahe gebracht, unbefestigte Gemüther kamen ins Schwanken, unklare wurden noch konfuser, weil sie keinen verständigen Unterricht von den fremden Heilsboten erhielten. Die Landessprache lernen diese nicht, kaum können sie ihre eigene Muttersprache recht, so suchten sie auf den Missionsstationen die etwas Englisch verstehenden Leute durch schlechte Dolmetscher und Trommeln und Gesang anzuziehen. Unter den Heiden richteten sie gar nichts aus. Freilich denkt Oberst Tucker, der Anführer der indischen Heilsarmee, anders. Er meint es in fünf Jahren weiter gebracht zu haben als die meisten Missionsgesellschaften. Er habe 110 europäische und 100 eingeborene „Offiziere," die sämmtlich keine Besoldung erhalten, sondern von freiwilligen Gaben der Eingebornen leben, wie die heidnischen und muhamedanischen Bettelmönche. Nur auf diese Weise könne Indien bekehrt werden! Von eigentlichen Bekehrungen aus den Heiden kann Oberst Tucker freilich nicht viel berichten.

Schulnachrichten.

Zur Schulaufsichtsfrage. Unter den amtlichen Nachrichten der Kölnischen Zeitung in Deutschland ist zu lesen: „Der bisherige kommissarische Kreisschulinspektor, Assessor D. Sachse, ist zum Kreisschulinspektor ernannt." Die Hannoversche Schulzeitung bemerkt dazu: „Wenn mit der Ernennung von Juristen zu Schulinspektoren der Anfang gemacht wird, so werden auch gern die stellenlosen Mediziner zu diesem Hülfsmittel

einer sicheren Versorgung greifen; alsdann kann Schulinspektor und Schularzt in einer Person vereinigt werden. Die Tüchtigsten und Strebsamsten des Lehrerstandes aber haben kein Ziel weiter. Erst dann wird sich der Lehrerstand als Stand fühlen und sich mehr und mehr heben, wenn diejenigen seiner Glieder, die sich in der harten Arbeit der Schule bewährt haben, auch berufen werden, an der Schulverwaltung bis zu gewissen Stellen, zu denen wir diejenigen der Kreisschulinspektoren rechnen, theilzunehmen."

Der 6. internationale Blindenkongreß wurde in den Tagen vom 8.—11. August in Köln abgehalten. Es war erstaunlich zu sehen, welcher Art die Lehrmittel sind, deren sich die Blindenlehrer beim Unterrichte bedienen, noch erstaunlicher aber sind die fertiggestellten Arbeiten der Blinden, welche zur Ansicht des Publikums ausgestellt waren. In einem der Vorträge, welche während der Kongreßtage gehalten wurden, ward darauf hingewiesen, daß das Handwerk das beste Ausbildungsmittel für die Blinden sei, namentlich Bürstenbinderei, und für musikalisch Begabte sei Pianospiel und Pianostimmen sehr empfehlenswerth. Ein anderer Vortrag behandelte die Selbstständigkeit der Blinden und zeigte die Resultate in der Ausbildung der Blinden für das Lehrfach. Blinden durch Blinde zu helfen, sei immer mehr zu erstreben.

Ein von deutschen Schuleinrichtungen überaus eingenommener Bürger Kopenhagens hat testamentarisch drei Millionen Kronen der Stadt überwiesen, mit der Bedingung, damit eine Volksschule nach preußischem Muster zu gründen.

Die evangelische Gemeinde in Carondelet, Mo., hat, namentlich aus Gesundheitsrücksichten für Lehrer und Schüler, ein neues Schulhaus erbaut, und ist dasselbe am Sonntag Nachmittag, den 14. Oktober, feierlich eingeweiht worden. — Die vakante Lehrerstelle an der evang. Petrigemeinde in Kansas City, Mo., ist durch Lehrer Pielemeier wieder besetzt worden.

Literarisches.

Theologischer Jahresbericht. Herausgegeben von R. A. Lipsius. Siebenter Band, enthaltend die Literatur des Jahres 1887.

Unter obigem Titel erscheint ein Jahrbuch, das sich die Aufgabe gestellt hat, die theologische Literatur eines jeden Jahres in möglichster Vollständigkeit zu sammeln, nach ihren Gegenständen zu ordnen und nach ihrer Bedeutung zu besprechen. Es sind nicht nur größere, bändeweise erscheinende Werke, die hier angeführt und in den Kreis der Besprechung gezogen werden, auch die kleinen und kleinsten literarischen Leistungen werden bei dem betreffenden Gegenstand wenigstens soweit berücksichtigt, daß sie genannt und manchmal auch mit ein paar Worten charakterisirt werden. Es geht das bis auf einzelne Aufsätze in der Zeitschriftenliteratur herab, auf die unter den betr. Rubriken verwiesen wird. Nicht weniger als 3236 Schriften und Abhandlungen aus Zeitschriften sind erwähnt und es gibt kein Mittel, das besser geeignet wäre, sich einen raschen und möglichst vollständigen Ueberblick über die theologische Literatur eines jeden Jahres zu verschaffen, als eben dieser Jahresbericht, der durch das beigefügte Register eine ungemein rasche Orientirung über irgend eine bedeutende literarische Erscheinung auf theologischem Gebiete möglich macht. Die Vorzüglichkeit und Brauchbarkeit dieses Jahrbuches wird von Theologen verschiedener Richtung und Stellung rühmend hervorgehoben.

Berichtigung. Auf Seite 306, Zeile 17 von unten ist zu lesen: „6 bello 6 brutto" statt „Cello" und „Crutto". Zeile 4 von unten soll stehen: was menschenwürdig ist." — Seite 308, Zeile 7 von oben soll stehen: „als eines der Haupthilfsmittel"; Zeile 20 von oben soll stehen: „Anstand nahm".

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XVI. December 1888. Nro. 12.

Ueber die Verwerthung des Alten Testaments in den Predigten.

(Eingesandt von Pastor C. Kißling.)

(Schluß.)

Es ist nichts Seltenes, daß saumselige Kirchengänger sich damit entschuldigen, daß sie doch immer das Gleiche zu hören bekommen, daß die Predigt ihnen kein Interesse mehr abzugewinnen vermöge. Und es wird auch kaum einen Pastor geben, der nicht dann und wann klagte und seufzte über innere Dürre, über Stoffmangel, über Gedankenarmuth! Es ist meine feste Ueberzeugung, wenn das Alte Testament mehr zu seinem Recht käme, so wäre damit Pastoren und Gemeinden geholfen und jene Klagen würden bald verschwinden. Ich erinnere mich, daß einst dem seligen Prälaten Kapff in Stuttgart von verschiedenen Seiten der Vorwurf gemacht wurde, er sage immer das Gleiche, man wisse seine Predigten schon zum Voraus auswendig. Mag dieser Vorwurf auch hauptsächlich von solchen herrühren, die froh waren, für ihre Unlust, die Kirche zu besuchen, einen Grund zu haben, so möchte dieser Vorwurf doch nicht ganz aus der Luft gegriffen sein. Und das läßt sich auch kaum anders erwarten. Wenn ein Mann, mag er auch noch so begabt und geistreich sein, und, wie dies bei Kapff der Fall war, seine seelsorgerlichen Erlebnisse und Erfahrungen mit meisterhaftem Geschick für die Erbauung der Gemeinde zu verwerthen wissen, ich sage, wenn ein solcher Mann über ein Vierteljahrhundert an einer Gemeinde steht und dabei nur zwei Jahrgänge Evangelien hat, die er seinen Predigten zu Grunde legen darf, so ist es kaum anders möglich, als daß die Predigten nach und nach etwas gleichförmig werden. Auf Kapff findet gewiß auch das Wort seine Anwendung, das einst Jemand von Knack sagte: „Er hat nur e i n e Predigt, die er immer hält, aber die ist gut." Wenn wir aber auch das „gut" noch so stark betonen, so enthält diese rühmende Kritik dennoch einen, allerdings in der Sache liegenden, aber nichts desto weniger fühlbaren Mangel. Wenn Gerok eine Predigt über den Text: Epheser 6, 1—4 anfängt mit den Worten: „Ein kurzer Text und doch könnte man viele Sonntage lang darüber predigen, Vor- und Nachmittags," so scheint mir das dann doch eine kleine Hyperbel zu sein und selbst diesem homiletischen Meister dürfte es schwer fallen, hintereinander ein paar Dutzend verschiedene Predigten über diesen

Text zu halten, so daß die Predigten wirklich alle textgemäß, aus dem Text geschöpft sind. Damit soll die Unerschöpflichkeit des Gotteswortes keineswegs in Abrede gestellt werden, — obwohl, meines Erachtens, die Behauptung, jeder Vers der Schrift sei unerschöpflich, etwas übertrieben ist — aber unser beschränkter Menschengeist kommt bald auf Grund, wo er nicht mehr weiter kann. Gottes Wort kann allerdings nicht ausgepredigt werden, aber wir predigen uns aus, weil die untersten Tiefen dieses wunderbaren Wortes für uns unerreichbar sind. Wenn Luther einmal sagt: „Ehe ein Mensch recht verstehen lernt das erste Wörtlein im Mose: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde," so ist er todt, wenn er tausend Jahre lebte, so würde er's doch nicht auslernen, so soll das doch nicht heißen, daß deßwegen ein Mann auch tausend verschiedene Predigten über diesen Vers halten könnte. Es ist allerdings wahr, daß, seit überhaupt gepredigt wird auf Erden, über viele gleiche und kleine Texte schon zahllose Predigten gehalten worden sind, und daß über unsere Evangelien jedes Jahr tausende von Predigten gehalten werden, von denen wohl keine der andern ganz gleichen wird. Aber hier läßt sich wohl das Wort anwenden, das in „Don Carlos" König Philipp vom Marquis Posa sagt: „Anders als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt." In jedem Menschengeist spiegelt sich das Gotteswort auf verschiedene Weise. Aber ein und derselbe Geist wird wohl kaum behaupten dürfen, daß in ihm dies Wort nach allen denkbaren Seiten hin sich spiegele. Jeder Geist hat seine Schranke; die Erfahrung lehrt, daß es ein gefährliches Wagniß ist, das Wort Gottes ganz erschöpfen zu wollen, das führt nothwendigerweise, wie wir gleich des Näheren sehen werden, zu bodenlosen Allegorien, zu unverantwortlichen Behauptungen. Solche Christen, die alles erschöpfen, ergründen wollen, legen „nicht aus, sondern unter." In der Beschränkung zeigt sich auch hier der Meister. Diese Beschränkung aber hat in Beziehung auf das Gebiet, das uns hier beschäftigt, ihre Grenze nicht an der Breite, sondern an der Tiefe des Gegenstandes, mit andern Worten: wir sollen uns nicht bescheiden mit einem kleinen, abgegrenzten Stück der heiligen Schrift, sondern jedes Stück der Bibel ruft uns zu: „Gehe hinaus in das Feld — ꝛc. der heiligen Schrift —, da will ich mit dir reden," Ezechiel 3, 22, nur sollen wir nicht mehr sagen, als der Herr uns zu sagen gibt. In der Auslegung sollen wir uns beschränken und unsere Meisterschaft beweisen, indem wir nicht unsere eigenen Gedanken und Meinungen und Spekulationen in Gottes Wort hineintragen. Aber wer sich nur auf das Neue Testament beschränkt, der thut es zu seinem und seiner Gemeinde Nachtheil. So weist z. B. Bindemann in dem mehrfach citirten Werk Seite 123 ff. von Schleiermacher nach, daß dessen Verkennung und Vernachlässigung des Alten Testamentes nicht blos seine Theologie, z. B. seine wenig schriftgemäße eschatologische Erkenntniß, sein geringes Verständniß für die furchtbare Macht der Sünde und für die Nothwendigkeit der Versöhnung, auf Irrwege geführt habe, sondern sogar in seiner Kanzelsprache als Mangel hervortrete, indem er zeigt, wie ungleich zündender, ergreifender, einschlagender, lebendiger Schleiermacher's

Rede wird, wenn er, was freilich selten geschieht, alttestamentliche Geschichten und Bilder zur Veranschaulichung seiner Gedanken verwerthet. Dieser Bahnbrecher der neuern Theologie wäre noch ein größerer, bedeutenderer Meister geworden, wenn er sich nicht fast ausschließlich auf das Neue Testament beschränkt hätte. Es ist wirklich ein Diebstahl oder besser eine Unterschlagung, die man nicht nur an Gottes Wort, sondern auch an sich selbst begeht, wenn man das weite Gebiet des Alten Testamentes bei Seite liegen läßt und thut, als wäre es gar nicht vorhanden. Denn wenn wir unser Augenmerk nicht nur auf das Neue, sondern auch auf das Alte Testament richten, so wird uns dasselbe mehr und mehr lieb werden, wir werden staunen, an welcher Fülle der prächtigsten Gedanken, der erhabensten Bilder, der fesselndsten Geschichten, kurz des unvergleichlichsten Predigtstoffes wir bis jetzt achtlos, ahnungslos vorübergegangen sind! Göthe sagt: „Greift nur hinein in's volle Menschenleben! Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt, und wo ihr's packt, da ist es interessant." Das läßt sich wohl auch hier anwenden: „Greift nur hinein in's volle Gotteswort! Ein Jeder hat's, nicht Vielen ist's bekannt, und wo ihr's packt, da ist es interessant!" Freilich, um über das Alte Testament in rechter Weise zu predigen, muß man das Alte Testament kennen. Und es wird wohl keine ungerechte Anklage sein, wenn ich behaupte, daß nicht nur die Gemeinden, sondern auch die Hirten der Gemeinden, nicht nur die Laien, sondern auch die Pastoren oft eine sehr geringe, sehr oberflächliche Kenntniß und ein noch geringeres Verständniß des Alten Testamentes an den Tag legen. Und hierin ist sicherlich ein Hauptgrund zu suchen, warum so verhältnißmäßig wenig über das Alte Testament gepredigt wird. Aber eine Entschuldigung ist das durchaus nicht. Wenn wir es nicht kennen, so müssen wir es kennen lernen. An Hilfsmitteln fehlt es nicht. Jeder Arbeiter muß mit seinem Handwerkszeug bekannt und vertraut sein. Das ist das Erste, was von ihm verlangt werden muß. Unsere Gemeinden haben das Recht, von uns Bibelkenntniß und Bibelverständniß zu verlangen. Wenn Tholuk einmal gesagt hat: „Die meisten Christen werden durch die fettgedruckten Stellen der heiligen Schrift selig," so möchte ich dies gewiß aus der Erfahrung geschöpfte Wort dahin beschränken, daß zu diesen „meisten Christen" die Pastoren kaum gehören dürften. Es ist nicht genug, daß uns nur die „fettgedruckten Stellen" der Bibel bekannt sind. Die Schrift darf uns nicht nur ein Spruchbuch, eine Sammlung einzelner Gedanken und Aussprüche sein a la Buchmann's: „Geflügelten Worten." Wenn wir uns nicht bemühen, uns gründlich in die ganze Schrift hineinzulesen, hineinzuleben, die ganze Bibel in ihrem Zusammenhang zu unserem inneren Besitz zu machen, so machen wir uns einer schweren Sünde schuldig und unsere Seligkeit steht auf schwachen Füßen. Gott hat ein Recht, von seinen Knechten zu verlangen, daß sie seine Worte wissen. Wie will ich im Stande sein, einen Auftrag recht und nachdrücklich auszurichten, wenn der Auftrag mir selber nur unvollkommen, verschwommen, halb oder gar nicht bekannt ist? Aber unsere Unkenntniß des göttlichen Auftrags ist unsere Schuld, für die es keine Ent-

schuldigung gibt. Und wer hat im Hinblick darauf nicht schuldbewußt zu beten: „Herr, gehe nicht in's Gericht mit Deinem Knecht!?" Oder weisen wir diese Anklage zurück? Berufen wir uns auf unsere Bibelkenntniß? Mit Recht sagt Bindemann a. a. O. Seite 278: „Verlasse sich doch Niemand darauf, daß er die Schrift kenne. Es kennt sie nicht so, wie er als Prediger sie kennen muß, wer nicht täglich mit ihr umgeht und sie liest zu seiner eigenen Erbauung und dann wieder auch mit dem suchenden, aber durch keine unmittelbare Noth gedrängten Auge des Homileten. Sie schließt jährlich und täglich immer neue Schätze auf." Aber nun noch einige Andeutungen:

Ueber die rechte Art der Verwendung des Alten Testamentes. Vor Allem ist hier vor dem gefährlichen und doch so leicht betretenen Abweg einer bodenlosen Allegorie zu warnen. Unter Allegorie ist keineswegs jede Bildersprache zu verstehen. In diesem Falle würde die Schrift selbst in lauter Allegorien reden. Die heilige Schrift ist von Anfang bis zu Ende gesättigt und durchzogen von Bildern aus der Natur- und Menschenwelt. Ja, viele Bilder der Schrift sehen wir gar nicht mehr als solche an, kommen uns gar nicht mehr recht zum Bewußtsein, weil sie uns durch Gewohnheit in Fleisch und Blut übergegangen sind. Vielmehr ist unter Allegorie jener tiefere Schriftsinn, jene geistliche Deutung zu verstehen, die hinter allem und jedem, bis auf die einzelnen Wortfügungen und Buchstaben hinaus tiefe Geheimnisse sucht und finden will. Der Etymologie nach ist Allegorie (von ἄλλος und ἀγορεύειν) eine Redeweise, die noch etwas Anderes aussagt, als ihre Worte vermuthen lassen. In dieser Art der Schriftauslegung haben bekanntlich die früheren Zeiten Unglaubliches geleistet. Als Hauptrepräsentant dieser Art der Schriftverwendung oder besser Schriftverdrehung sei hier namentlich Origenes erwähnt. Dieser alexandrinische Kirchenlehrer, der was Gelehrsamkeit und sittliche Energie anbetrifft, unter seinen Zeitgenossen unübertroffen, ja unerreicht dasteht, unterscheidet bekanntlich in jeder Schriftstelle einen dreifachen Sinn, analog der trichotomischen Eintheilung des Menschen: σῶμα, ψυχή, πνεῦμα; einen buchstäblichen das σῶμα, dann den tropischen oder moralischen, die ψυχή und endlich den mystischen, das πνεῦμα. Obwohl er den buchstäblichen Sinn nicht gerade gering schätzt, so gilt ihm doch der mystische als ungleich höher und wichtiger. Wohin diese Art der Bibelauffassung führt, sieht man aus folgenden Beispielen: Wo von Thieren die Rede ist, sind Leidenschaften gemeint, die Ochsen bedeuten die irdischen Affekte, die Schafe Leichtsinn und Wankelmuth, die Tauben die unstäten Gedanken, Bäume Tugenden, Brunnen Erkenntnisse, Hirten Bändiger der Leidenschaften, die Männer den νοῦς, oder das Gesetz, die Weiber die αἴσθησις oder das Fleisch (Lot's Weib). Jerusalem, Israel, Egypten, Babel u. s. w. sind natürlich nicht das was sie sind, sondern irgendwie geistlich zu deuten. Wichtige Geheimnisse deuten die Zahlen an. Der Eintritt in dies leibliche Leben ist ein Unglück, man sieht dies daraus, daß nur die Gottlosen ihren Geburtstag feiern (Pharao, Herodes u. s. w.). Von den Frommen wird dies niemals berichtet, vielmehr verfluchen sie den Tag ihrer Geburt (Hiob, Jeremias).

Doch hiermit sei's genug des grausamen Spiels. Es leuchtet ein, daß bei solcher Behandlungsweise aus Allem Alles gemacht werden kann, daß da der bodenlosesten Willkür, dem subjektivsten Belieben Thür und Thor geöffnet ist. Charakteristisch ist die Aeußerung des Origines: „Die heilige Schrift sei ein Haus mit vielen Gemächern oder Zellen. Bei jeder Zelle befinde sich ein Schlüssel, aber nicht der passende. Man müsse nun so lange herumprobiren, bis man für jede Zelle den rechten Schlüssel gefunden habe." Das Mißliche dabei ist nur, daß in diesem Fall jeder Schlosser, will sagen Homilet, das Schlüsselloch nach Belieben weiter oder enger macht, und so lange daran herumfeilt, bis s e i n Schlüssel schließlich hineinpaßt. Diese Exegeten gleichen dem Judi, der bekanntlich die Reden des Propheten Jeremias mit einem Federmesser zerschnitten hat, Jer. 36, 23. So schneiden diese Herren ab und aus, was ihnen nicht paßt und zusagt und sich mit ihren dogmatischen Anschauungen nicht decken will. Diese allegorisirende Auslegungsmethode hat das ganze Mittelalter beherrscht. Erst mit der Reformation, besonders durch Luther, hat sich eine gesündere und richtige Auffassung und Anschauung der heiligen Schrift Bahn gebrochen. Bildet doch die Schrift, das Zurückgehen auf die Schrift, das Sichstellen auf die Schrift und in die Schrift, den Angelpunkt, um den sich die ganze Reformation dreht.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die geschichtliche Entwickelung der christlichen Predigt in den letzten Jahrhunderten einzugehen. Nur das sei noch erwähnt, daß es nie einen Märtyrer gegeben hat, der größere Folterqualen ausgestanden hat und sich grausamere Mißhandlung hat gefallen müssen, als das Wort Gottes. Dies Wort, dessen Beruf es ist, die Menschen frei zu machen, Joh. 8. 31. 32, hat selber Jahrhunderte lang in den Banden selbstgefälliger Sophistik und unerträglicher Scholastik schmachten müssen und wie mir scheinen will, ist bis auf den heutigen Tag sein Märtyrerthum noch nicht ganz zu Ende, obwohl gern zugestanden werden soll, daß in der neuesten Zeit die Schrift mehr zu ihrem Recht kommt, daß sie wieder mehr das sagen darf, was sie sagen will. Auch die Allegorie ist wohl noch nicht ganz überwunden. *) Aber wenn diese Letztere unbedingt ausgeschlossen sein soll, wie hat man dann das Alte Testament zu behandeln? Darauf soll noch kurz die Antwort gegeben werden.

---

*) Vergleiche zu dem ganzen Abschnitt über die Allegorie: Lindemann a. a. O. Seite 21 ff. und Seite 166 bis 196. Ich habe dieses Werk des leider nach menschlichem Ermessen zu früh verstorbenen Verfassers häufig citirt, weil es über unser Thema fast die einzige vollständige Quelle ist und weil sich das Werk durch Gewissenhaftigkeit Reichhaltigkeit und tiefes Verständniß für das Wort Gottes sowie für die Bedürfnisse der heutigen Christenheit und umfassende Erörterung der einschlägigen Punkte auszeichnet und jedem, der sich über dieses noch so wenig bearbeitete Gebiet orientiren will, auf's angelegentlichste empfohlen werden darf.

Als Kuriosum und zugleich als Beispiel dafür, was sich die alten Homileten ihren Gemeinden gegenüber erlauben durften, sei hier noch eine Stelle angeführt, die an's Unglaubliche grenzt und anstandshalber nicht wohl übersetzt werden kann, eine Stelle aus einer Predigt des berühmten, redegewandten Ambrosius. Die Stelle lautet: Portam arcae — eam declaramus partem corporis, per quam cibos egerere consuevimus. (Sapienti sat!)

Wir haben den alttestamentlichen Text in doppelter Weise anzusehen, einmal geschichtlich, und dann im Lichte der Offenbarung! Zunächst hat der Text in seinen natürlichsten, buchstäblichen Sinn und Verstand zum Worte zu kommen. Luther sagt einmal: „Da ich noch ein Mönch war, war ich ein Meister auf geistliche Deutung, allegorisirte alles. Nun hab' ichs fahren lassen und ist meine erste und beste Kunst tradere scripturam simplici sensu: Die Schrift nach dem einfachen Wortlaut zu behandeln; denn litteralis sensus, der buchstabliche Sinn, der thut's, da ist Kraft, Lehre und Kunst darin." Und Gottfried Menken sagt in seinem „Versuch einer Anleitung zum eigenen Unterricht in der heiligen Schrift": „Je eigentlicher nach dem Buchstaben Jemand die Bibel versteht, desto sicherer ist er, sie recht oder so zu verstehen, wie Gott sie von uns will verstanden haben." Und dann haben wir stets im Auge zu behalten, daß wir in jedem Text des Alten Testaments einen Theil der Offenbarung vor uns haben, der demgemäß betrachtet und behandelt werden will. Christus sagt, Joh. 5, 39: „Suchet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habt das ewige Leben darinnen, und sie ist's, die von mir zeuget." Von ihm redet alles, auf ihn zielet alles! Ihn müssen wir überall finden! Das Neue Testament gibt uns selbst Beispiele für eine solche Behandlung an die Hand. So die berühmte Stelle, Gal. 4, 21 ff., oder wenn Paulus, 1 Cor. 10, 4, in dem wasserspendenden Felsen in der Wüste Christum sieht, oder wenn Petrus, 1 Br. 3, 21 ff., das Wasser der Sündflut auf die Taufe deutet, oder Johannes, Evang. 19, 36. 37, wenn er das Verbot, dem Passahlamm ein Bein zu zerbrechen, auf Jesum bezieht. Ja, Christus selber deutet die Schrift in ähnlicher Weise, wenn er in der Erhöhung der ehernen Schlange, Joh. 3, 14, sich vorgebildet sieht und das Schicksal des Propheten Jonas für sich vorbildlich bezeichnet, Matth. 12, 39. 40. Wenn wir so die Schrift erklären, wenn wir, um noch einige Beispiele anzuführen, Joseph als Vorbild Christi auffassen oder die zahlreichen Kampfberichte auf den geistlichen Kampf des Christen deuten, der allein durch Christum zum Sieg geführt werden kann, der uns auch allein ins gelobte Land der Seligkeit bringt, so allegorisiren wir damit nicht, sondern wir fassen die betreffenden Stellen t y p i s ch, vorbildlich auf. Der Hauptunterschied zwischen Allegorie und typischer Auffassung wird wohl darin bestehen: Die Allegorie legt in den Text hinein, was gar nicht in ihn hinein gehört, dagegen die typische Erklärung holt nur aus dem Text heraus, was ohnehin schon in ihm liegt. Denn nur durch das neue Testament bekommt das Alte sein rechtes Licht. Wie es auf weltlichem Gebiete vorkommt, daß ein Genie einen Ausspruch thut, dessen ganze Tragweite von ihm selbst noch nicht erkannt und ermessen wird, so haben auch die heiligen Schriftsteller, insonderheit auch die Propheten, erfüllt und getrieben von Gottes Geist, weissagende Schilderungen entworfen, die ihnen selbst zum Theil noch unklar und räthselhaft sein mußten. Erst die Erfüllung des Neuen Testamentes wirft auf diese Schattenbilder das rechte, verklärende und erklärende Licht. Und in diesem Licht haben wir jede alttestamentliche Stelle anzusehen, mit diesem Licht es zu beleuchten! In dem

obenerwähnten Vortrag: Bilder und Vorbilder sagt Max Frommel: „Christus schreitet durch das ganze Alte Testament hindurch von den Thoren des verlorenen Paradieses bis zur Fülle der Zeiten! Die erhabene, lichthelle Gestalt wirft ihre riesigen Schattenrisse hinter sich her und es umstehen sie die Propheten des alten Bundes und sehen die Conturen des Bildes im Schatten und der Eine spricht: Das ist die Gestalt eines Hohenpriesters, der Andere schaut das Bild eines Königs, der Dritte die Umrisse eines Propheten. In Israels Priesterthum, in seinem Königthum und Prophetenthum concentrirt sich das alttestamentliche Vorbild auf Christum." Und der würtembergische Reformator Brenz sagt vom zweiten Buch Mose, „daß in demselben Christus und sein Evangelium so fleißig gelehrt und beleuchtet werde, daß, wenn man der Sache ihren eigentlichen Namen geben wollte, man eher würde sagen müssen, daß dies Buch ein christlicherer Katechismus als das andere Buch Mose sei." *) So sollen wir das Alte Testament ansehen, so sollen wir es predigen. Dazu eine kleine Anregung und Aufmunterung zu geben, ist die Absicht dieser bescheidenen Arbeit! Und um so gebieterischer tritt diese Pflicht, als Wächter über das ganze Wort Gottes mit heiligem Eifer zu wachen, an uns heran, je negativer und destruktiver der gegenwärtige Zeitgeist ist. Gerade unsere Zeit mit ihrem materiellen Treiben brauchts, daß ihr Gottes Wort mit seinem Ewigkeitscharakter, seinem Ewigkeitsgehalt wieder nahe gebracht werde. Denn trotz aller Verachtung und Geringschätzung, trotz den Maulwürfen, die in der Erde wühlen und hier ihr Genüge suchen, auch trotz den Geistern, die stets verneinen, die auf dem Offenbarungsgebiet das Ja sagen längst verlernt haben, die mit ihrem kritischen Secirmesser nicht nur an lebendigen Thieren sondern auch an dem lebendigen Gotteswort ihren Vivisektionsgelüsten freien Lauf lassen, trotz alledem bleibts, nicht nur für das Neue, sondern auch für das Alte Testament bei dem Wort:

Das Wort unseres Gottes steht fest in Ewigkeit!

Kirchliche Zustände in Buenos Ayres vor 15 Jahren.

(Abdruck aus den deutsch-evangelischen Blättern.)

Vom Preußischen Oberkirchenrath dazu berufen, war ich von 1869 bis 1875 zweiter Pfarrer an der deutschen evangelischen Kirche in Buenos Ayres und Rektor der Kirchenschule. In dieser Zeit habe ich viele Gelegenheit gehabt, das Volk in seiner bürgerlichen Beschäftigung, in seinen Sitten und Gewohnheiten, in seinen Spielen und Passionen und in seinem kirchlichen und religiösen Wesen zu beobachten. Nachfolgende Darstellung soll in etwa die damaligen kirchlichen Zustände beleuchten.

*) Ich kann mir nicht versagen, hier noch das treffende Gleichniß von Mühe a. a. O. pag. 5 anzuführen: Das Alte und das Neue Testament sind wie die beiden Schwestern Martha und Maria. Der Maria im Neuen Testament soll ihr gutes Theil bleiben und nicht genommen werden; aber Martha ist doch ihre Schwester und wohnt in demselben Hause, ja das Haus gehört eigentlich ihr als der ältern Schwester und Maria wohnt mit darin, der Herr Jesus aber ist bei beiden eingekehrt.

Es ist bezeichnend und, man kann wohl behaupten, für die jetzigen kirchlichen Zustände in Buenos Ayres entscheidend, daß die Entdeckung und Eroberung des Landes von den streng römisch gesinnten Spaniern ausging und in die Zeit fiel, als Ferdinand, mit dem Beinamen „der Katholische," über Spanien regierte. Aus der Geschichte ist bekannt, daß fanatische römische Geistliche die Entdecker und Eroberer begleiteten, um die Heiden zu bekehren. Die furchtbaren Grausamkeiten, mit welchen bei der Unterdrückung sowohl, wie bei der Bekehrung der armen vertrauensseligen Eingebornen verfahren wurde, sind ebenfalls aus der Geschichte bekannt; ebenso die tyrannische Unduldsamkeit Spaniens gegen Andersgläubige, die ja noch bis in die neueste Zeit hinüberreicht.

Selbst als die Laplata-Staaten im Jahre 1810 das spanische Joch abschüttelten, konnten sie sich doch nicht von dieser Unduldsamkeit gegen andere Confessionen trennen. Die römische Kirche war, blieb und ist heute noch Staatsreligion in der Argentinischen Republik; andere Confessionen sind nur geduldete und dürfen nur in beschränkter Weise in ihren Kirchen Gottesdienst halten. Diese Beschränkungen bestehen darin, daß die Gotteshäuser sich äußerlich nicht als solche zeigen, d. h. keine Thürme oder Kuppeln haben, auch zu Amtshandlungen oder zu den Gottesdiensten keine Glocken geläutet werden dürfen. Daher werden diese Gotteshäuser auch nicht „Kirche" iglesia, sondern „templo", Tempel genannt.

Die evangelischen Deutschen haben es verstanden größtentheils aus eigenen Mitteln und durch Unterstützung aus der Heimath (von König Friedrich Wilhelm IV. und vom Gustav-Adolf Verein) in schöner Gothik ein prächtiges Kirchlein zu erbauen. Die praktischen Nordamerikaner haben das Verbot der Thürme in eigenthümlicher Weise umgangen: einige Schritte von ihrer schönen neuen Basilika erhebt sich ein imposanter Glockenthurm. Kurz vor Beginn des Gottesdienstes wird nun mit den schönen Glocken geläutet, nicht etwa, um die Gemeindeglieder zur Andacht zu rufen, sondern um den Vorstand der Gemeinde zu einer Berathung in das neben der Kirche gelegene Sitzungszimmer einzuladen (denn dieses ist im Verbot nicht vorgesehen). Es findet dann entweder nur eine kurze oder gar keine Berathung statt und der Gottesdienst beginnt kurz nach dem Schweigen der Glocken. — Außer diesen beiden Kirchen sind noch ein englisches und ein schottisches evangelisches Gotteshaus in Buenos Ayres.

Bis zum Ende der dreißiger Jahre hatte sich in Buenos Ayres und in der gleichnamigen Provinz eine Colonie von höchstens 600 Deutschen zusammengefunden. Dieselben waren meistens unverheirathet; die Verheiratheten aber, kaum 30 Männer, lebten meistentheils mit eingeborenen, also römischen Frauen in Mischehen. Trotzdem war es der tief eingewurzelte und feste Glaube an das Evangelium, welcher die wenigen evangelischen Deutschen bewog, trotz der sprichwörtlichen deutschen Disputir- und Hadersucht sich zu vereinigen, um ein kirchliches Gemeindewesen zu gründen. — Am 1. September 1843 führte der kürzlich in Biesdorf bei Berlin als Superinten-

dent gestorbene Siegel zum ersten Male den Vorsitz in den Gemeindekörperschaften und hielt am 10. September den ersten deutsch-evangelischen Gottesdienst am La Plata. Dem treuen Glauben dieses ersten deutsch evangelischen Geistlichen, seiner Hingabe an die Sache und seinem organisatorischen Talent ist es zu danken, daß die junge Pflanze bald so erstarkte, um aus den Stürmen und Anfechtungen, welche durch deutsche Parteisucht aus der Gemeinde heraus im Jahre 1863—64 sich gegen dieselbe erhoben, siegreich, gestärkt, und nach innen und außen befestigt hervorgehen zu können.

Mit der Kirche wurde sofort eine Schule verbunden, welche am 7. November 1843 mit 10 Kindern begonnen ward. Diese Schule hatte 1875 schon eine solche Ausdehnung gewonnen, daß 250 Kinder, deren Vater oder Mutter Deutsche waren, in fünf Stufen und sechs Klassen von den beiden Pastoren, fünf deutschen Lehrern, zwei Lehrerinnen und drei Hülfslehrern (für Englisch, Spanisch und Französisch) unterrichtet wurden. Kinder nichtdeutscher Eltern wurden überhaupt nicht aufgenommen, um nicht der einheimischen Schulbehörde Gelegenheit zu geben, irgendwie in den Angelegenheiten der Schule mitzureden. Jetzt sollen die Deutschen damit umgehen, die Schule nach deutschem Muster zu einer Realschule zu erweitern.

Die große Opferwilligkeit der Deutschen hat sich jederzeit in mancherlei Beziehungen gezeigt. Während des großen Krieges wurden für die Verwundeten fast eine halbe Million Mark aufgebracht und im Jahre 1871 fast ebensoviel für die Hinterbliebenen aus der Gelbfieber-Epidemie. Zu Weihnachten brauchte ich kaum zwei halbe Tage zu kollektiren, um an 1000 Mk. für eine Bescherung an die Kinder zu erhalten. War einmal ein Deficit in der Kirchen- und Schulkasse, wie dieses im Jahre 1872 der Fall war, so wurde von der Gemeindeversammlung eine Commission erwählt, und kaum nach einem halben Jahr war nicht nur das Deficit von fast 10,000 Mark verschwunden, sondern noch ein bedeutender Ueberschuß erzielt.

Von dem im Heimathlande jetzt so viel beklagten kirchenfeindlichen und alles Göttliche verachtenden Geiste einer großen Menge des deutschen Volkes habe ich drüben nie etwas bemerkt; theilweise wohl Gleichgültigkeit, aber niemals höhnende Verachtung, wie solche so vielfach bei den römisch-katholischen Argentinern ihrer eigenen Kirche, deren Geistlichen und inneren Einrichtungen gegenüber in wahrhaft abschreckender Weise hervortrat.

Daß ein Paar sich nicht hätte trauen lassen, oder versäumt hätte ein Kind taufen zu lassen, ist meines Wissens bei den evangelischen Deutschen dort niemals vorgekommen. Es traten zwar bei dem durch das Beispiel der römischen Mitbürger theilweise abgestumpften kirchlichen Bewußtsein auch wunderbare Dinge zu Tage, wie folgende Beispiele beweisen werden.

Herrn R. wird in zweiter Ehe das erste Kind geboren, die Freude ist groß, aber alle Ermahnungen, das Kind taufen zu lassen, sind vergeblich, und werden immer zurückgewiesen mit den Worten: „Das hat ja noch Zeit, vielleicht kommt noch eins dazu, dann kann's auf einmal abgemacht werden." Und so kam's denn auch, daß nach etwa drei Jahren zwei Kinder von mir getauft wurden.

Eines Abends spät werde ich zu einer Nothtaufe gerufen. Als ich Wasser für das Taufbecken verlange, fragt mich der in Deutschland geborene evangelische Vater ganz erstaunt, ob denn dazu Wasser nöthig sei; der Arzt habe verboten, Wasser an das Kind zu bringen; ob die Taufe nicht „mit Sand" vollzogen werden könne?

Vor einer Taufe wurde mir, wie gewöhnlich, vom Kirchendiener der Name des Täuflings auf einen Zettel geschrieben, in die Sakristei gebracht, er lautete: „Ocideref." Weil ich nun glaubte, daß es ein schwedischer Name sei, taufte ich den Knaben so, erfuhr aber bei Aufnahme des Protokolls über die Taufhandlung in Betreff der Entstehung dieses Namens Folgendes. Der Vater war vor der Geburt des Kindes am rothen Fieber gestorben. Er hatte eine zärtliche Liebe zu seinem Erstgebornen gehabt, der Friedrich, spanisch Federico hieß. Zum Andenken nun an den Verstorbenen, der gewiß den neuen Sohn auch ebenso lieb gehabt haben würde, hatten Mutter und Pathen den Kleinen auch Friedrich nennen wollen; da aber doch zwei Brüder nicht gut denselben Namen führen könnten, hätten sie das spanische Federico umgekehrt und das Kind Ociredef genannt.

Bei den deutschen und anderen Evangelischen in der Diaspora Argentiniens, d. h. bei denen, welche in Colonieen vereint oder einzeln in den unendlichen Pampa's wohnen, ist ein recht reges Verlangen nach Gottes Wort und den reinen Sakramenten. Die größte Anzahl solcher evangelischen Ackerbau-Colonisten, meist deutsche und französische Schweizer, dann Deutsche, Franzosen und Engländer, wohnen in der Nähe der kleinen Stadt Baradero, etwa 27 Meilen nördlich von Buenos Ayres. Diese werden mit Predigt und Sakrament ziemlich regelmäßig von Buenos Ayres versorgt. Es war ergreifend, zu sehen, wie die Leute aus ihren ziemlich weit zerstreuten Wohnungen zur bekanntgemachten Stunde in die Schule eilten, an der damals ein deutscher Lehrer angestellt war und in der die Gottesdienste gehalten wurden. Freilich durfte es mir auch nicht störend sein, wenn während der Predigt ein Säugling laut schreiend nach Stillung seines Hungers verlangte und sein Verlangen durchsetzte, oder wenn ein Hund durch die Reihen ging und auch mich wohl neugierig umkreiste und beschnupperte.

In der Abwesenheit des Geistlichen waren die Evangelischen nicht verwaist; sie wurden zusammengehalten und mit dem Brode des Lebens gespeist von einem trefflichen alten Schweizer, dem Vater Tobler, der auch bei Todesfällen eine Andacht am Grabe hielt und in der Sonntagsschule die Kinder so gut zur Confirmation vorbereitete, daß ich sie stets mit gutem Gewissen einsegnen konnte.

Nach San Nicolas, einer etwas größeren Stadt, etwa 6 Meilen nordwestlich von Baradero, war ich einst auf einer Rundreise von drei liebenswürdigen Schwestern, Nichten des obengenannten Vater Tobler, gerufen worden, um ihnen doch auch einmal zu predigen und das heilige Abendmahl zu reichen. Durch ihren Bruder, welcher in der Nähe ein Gut verwaltete, hatten sie alle Evangelischen in der Umgegend zu dem Gottesdienste eingeladen. Der-

selbe fand in dem Hofe der Geschwister statt und war von etwa 40 Andächtigen besucht. Seitens der Schwestern war das einzige Klavier, welches im Orte zu finden war, von römisch katholischen Besitzerinnen geliehen worden. Ein Lehrer aus Buenos Ayres hatte mich begleitet und war mir nun ein willkommener Organist. Die spanischen Senoras hatten als Dank für das Leihen des Klaviers um die Erlaubniß gebeten, dem Gottesdienste beiwohnen zu dürfen, einmal aus Neugierde, para oir la misa protestante — um die protestantische M e s s e — und dann, um von geübter Hand la musica alemana zu hören. Nach dem Gottesdienste hörte ich, wie eine der Senoras zu den Damen des Hauses sagte: yo le felicito quo tiene un cura, que habla tan bien el latin — ich gratulire Ihnen, daß Sie einen Pastor haben, der so geläufig l a t e i n i s c h spricht. Sie hatten die deutsche Predigt für eine frei gesprochene lateinische Messe gehalten. Welchen Segen können solche armen Leute von dem Besuche des römischen Gottesdienstes haben?"

Für den folgenden Tag waren reitende Boten ausgesendet, um zu einem Gottesdienste einzuladen, welcher auf der estancia gehalten werden sollte, wo der Bruder jener Damen maior domo, Verwalter war. Wieder kam dort allmählich eine schöne Anzahl von Andächtigen zusammen. Der römisch-katholische Eigenthümer der estancia hatte aus Freude darüber, daß sein maior domo von s e i n e m evangelischen Geistlichen besucht würde, um dort Gottesdienst zu halten, freundlichst angeboten, daß für den senor cura und dessen Landsleute ein feistes Rind geschlachtet werde, um das beliebte Nationalgericht carne con cuero (Fleisch auf glühenden Kohlen in der Haut gebraten) zu bereiten. Auch auf der weiteren Reise war auf den einzelnen Haltepunkten vorher meine Ankunft angezeigt worden, um mir entweder auf Kosten der Evangelischen einen guten Platz in der diligencia zu sichern oder das carne con cuero vorzubereiten, besonders aber die Evangelischen zu benachrichtigen, daß ihnen Gelegenheit geboten sei, sich geistlichen Zuspruch zu holen und wenigstens an einer Andacht theilzunehmen.

Zweimal führte mich meine Reise nach dem fernen Süden der Provinz Buenos Ayres; ich war dorthin eingeladen von einem reichen dänischen Ansiedler, den ich auf dem Dampfer kennen gelernt hatte. Derselbe sprach geläufig deutsch und englisch und ebenso spanisch, da er schon viele Jahre im Lande war. Durch ihn herangezogen, hatten sich viele Dänen in der Nähe seiner Besitzung angesiedelt und auch bald in und bei dem Städtchen T a n d i l ihr sicheres und reichliches Auskommen gefunden. Es war noch nie ein evangelischer Geistlicher in diese Gegend gekommen und Alle hatten sehnliches Verlangen, Gottes Wort zu hören und die heiligen Sakramente zu empfangen.

Mancherlei gleichsam standesamtliche Scherereien für die von mir in Tandil vorzunehmenden Trauungen waren vor meiner Reise zu erledigen. Verhandlungen, ähnlich wie beim heimathlichen Standesamt, finden nämlich nur für die Gringos — auswärts geborene Evangelische — statt. Da hat der Bräutigam mit zwei Zeugen vor dem tribunal superior zu erscheinen; die

Zeugen sagen aus und unterschreiben das Protokoll, daß sie Bräutigam und Braut seit neun Jahren kennen und wissen, daß beide nicht verheirathet sind. Darauf wird sofort der Erlaubnißschein zur Verehelichung verabreicht; ein weiterer Civilakt findet nicht statt. In den seltensten Fällen geht aber der Bräutigam in eigener Person hin, sondern er beauftragt einen Andern, durch drei Strohmänner diese Angelegenheit zu ordnen.—Nach jeder Amtshandlung, welche ein evangelischer Geistlicher verrichtet, muß in spanischer Sprache über Trauung, Taufe oder Begräbniß ein Protokoll aufgenommen werden, welches jährlich, gleichsam als Standesamtsregister vom tribunal superior paginirt und abgestempelt geliefert wird. — Mit den eben erwähnten Scheinen für die Trauungen in Tandil versehen — es war kein einziger der Verlobten vor dem tribunal erschienen, sondern alles in der angegebenen Weise abgemacht — reiste ich nach Tandil ab. Nach dreitägiger, außerordentlich beschwerlicher und nicht eben gefahrloser Reise langte ich in dem reizend am Fuße eines Felsengebirges gelegenen Städtchen an: Ich sage, es war die Reise nicht gefahrlos; wenigstens waren sämmtliche 10 bis 12 Begleiter mit Dolchen, Revolvern und Messern, welche sie Abends um und unter sich in die Betten legten, bewaffnet. Als sie mich ganz verwundert in dem gemeinsamen Schlafsaale ohne jegliche Waffe sahen, erklärte ich ihnen, ich sei ein deutscher protestantischer Geistlicher und meine beste Schutz- und Trutzwaffe sei die Hülfe meines Gottes. Aus den Gesprächen, welche sie später über mich führten, hörte ich, daß sie mich für sehr muthig hielten, und allesammt mich mit ihren Waffen bei etwaiger Gefahr schützen wollen, weil ich es wagte, ohne Waffen in eine solche Mördergrube wie Tandil und Umgebung zu reisen. Es waren nämlich einige Zeit vorher von einer fanatisirten römisch-katholischen Bande Eingeborener gegen 40 Europäer, besonders Evangelische und Freimaurer, mit furchtbarer Bestialität in der Nähe von Tandil ermordet worden.

Mit größter Zuvorkommenheit wurde ich nicht nur von jenem dänischen Besitzer, sondern von allen Evangelischen aufgenommen, unter denen nur zwei deutsche Familien und drei oder vier alleinstehende Deutsche, zwei englische Familien, die übrigen, etwa 20—25 Familien, Dänen waren. Es war eine angestrengte Arbeit während der drei Tage, die mir für die Colonie zu Gebote standen; denn bei den persönlichen Besprechungen, welche fast jeder einzelne der Colonisten vom ersten Augenblick meiner Ankunft an mit mir begehrte, Besprechungen, welche bis lange nach Mitternacht dauerten und wegen meiner Unkenntniß des Dänischen meist in spanischer Sprache geführt wurden, waren auch innerliche und äußerliche Vorbereitungen für die Gottesdienste zu treffen. Aeußerlich hatten ja die Englischen schon tüchtig vorgearbeitet, indem sie in einem neuerbauten Hause, das bald bezogen werden sollte, den großen Empfangssaal mit den anstoßenden Zimmern schön ausgeschmückt, mit Bänken, Stühlen, Harmonium, Altar und Kanzel versehen und so in einen würdigen Betsaal verwandelt hatten. Der römische Ortsgeistliche hatte sogar aus Freundschaft gegen den Besitzer aus seiner Kirche ein Crucifix und Armleuchter dargeliehen, — dies freilich wahrscheinlich darum, weil es ihm völlig unbe-

kannt war, daß es eine von der römischen abweichende evangelische Kirche gebe. Er dachte, da wir ja doch auch das Crucifix beim Gottesdienste hinstellten, an eine deutsche katholische Kirche, die sich ihrer, des Spanischen nicht mächtigen Schäflein in der Diaspora annehme, um ihnen in heimischer Mundart la misa alemana zu bringen.

Es war ein erhebender Gottesdienst, sowohl für mich, dem Anfänger im Predigen, als auch, wie mir nachher unter Thränen der Freude von allen Seiten versichert wurde, für die Zuhörer, die zum Theil seit 15 Jahren keine Predigt gehört hatten. In deutscher Sprache hielt ich die Liturgie und die mit wenigen Ausnahmen aus Dänen bestehende Gemeinde sang mit Harmoniumbegleitung dänisch die Responsorien, wie ich es vorher verabredet hatte. Das Glaubensbekenntniß wurde spanisch gesprochen, damit die etwa anwesenden Römischen es auch verstehen könnten. Die Predigt war alsdann deutsch, weil ich des Spanischen noch nicht so mächtig war, um darin fließend eine Predigt halten zu können. — Rührend war es, wie nach dem Gottesdienste ein alter Däne zu mir kam, um für die Predigt seinen Dank auszusprechen. Der Mann hatte nie Deutsch gelernt und es nie sprechen hören, aber er sagte mir, er habe die ganze Predigt verstanden und zum Beweise citirte er verschiedene Gedanken, die ich ausgesprochen hatte. — Am Nachmittag fand alsdann die Taufe von 21 Kindern statt, zum Theil von 10 und 11 Jahren. Am folgenden Tage war wieder vollbesuchter Gottesdienst und die Trauung von acht Paaren. Am dritten Tage Gottesdienst und Abendmahl, wobei die Beichtfrage, die Antwort der Gemeinde und die Absolution durch einen Dolmetsch vermittelt werden mußte.

Die Evangelischen hatten mit Ueberwindung der größten Schwierigkeiten und mit großen Opfern schon einen Bauplatz für Kirche und Pfarrhaus gekauft; außerdem hatten sie es bei geistlichen und weltlichen Behörden durchgesetzt, daß ihnen ein Stück des allgemeinen Friedhofs zur alleinigen Benutzung übergeben wurde, da sie ihre Todten bisher außerhalb der Mauern des Gottesackers hatten einscharren müssen.

Durch meine beschleunigte Abreise — zum Reisen hatte ich nur Zeit in den Weihnachts-, Oster- und Pfingstferien, da sonst keine Schulferien waren — war ich verhindert, noch andere Handlungen vorzunehmen; ich mußte sie für meine Rückkehr übers Jahr aufschieben. Da war denn wieder derselbe Hunger nach Gottes Wort, dasselbe sehnliche Verlangen nach den heiligen Sakramenten. Zu den früheren Arbeiten kamen aber diesmal noch drei hinzu, nämlich 1) Verhandlungen und Beschlüsse über Constituirung der Gemeinde, welche zu allseitiger Freude und Befriedigung dahin abgeschlossen wurden, mit allen Kräften an der Errichtung des Gotteshauses und Berufung eines eigenen Predigers zu arbeiten; 2) Einsegnung zweier Confirmanden, darunter eines Mannes von 26 Jahren. Da hatte ich nun das gewiß seltene Erlebniß, daß ich am ersten Tage den jungen Mann confirmirte und ihm das heilige Abendmahl reichte, ihn am folgenden Tage traute und gleich darauf zwei Kinder von ihm taufte.

Ich habe mich herzlich darüber gefreut, denn er wollte dem Glauben seiner evangelischen Vorfahren treu bleiben und weder sich noch seine Kinder der römischen Kirche überliefern, was er gethan hätte, wenn er in derselben getraut worden wäre oder seine Kinder hätte taufen lassen. Er wollte aber auch nicht unconfirmirt getraut werden, sondern vorher vor der ganzen Gemeinde sein Bekenntniß ablegen. — Da die beiden Confirmanden kein Deutsch und nur wenig Spanisch verstanden, so mußte die Prüfung wieder mit Hülfe des Dolmetschers abgehalten werden; ich fand dabei, daß beide in den fünf Hauptstücken und in der Bibel besser Bescheid wußten, als ziemlich 25 Proz. unserer heimischen Confirmanden.

Die dritte Handlung war die Einweihung des oben erwähnten Friedhoftheiles. In langen Wagenreihen fuhren die Evangelischen zu dem etwa ½ Stunde entfernten, schön gelegenen, gut gepflegten und mit hoher Mauer umgebenen Gottesacker. In dem Hause des Wärters vor dem Thore legte ich den Ornat an, dann ging es unter Absingung von Lobliedern in feierlicher Procession nach dem angewiesenen Stück, welches unter Absingung eines Sterbeliedes umschritten wurde, worauf ich eine kurze Ansprache hielt und den Weiheakt vollzog. Man hatte mich gebeten, gerade in dieser Weise die Weihe zu vollziehen, damit die Neugierigen, welche hie und da jenseit der Mauer erblickt wurden, möglichst viel sehen und hören und nachher erzählen könnten; auf diese Weise würde der betreffende Theil des Friedhofes für ewige Zeiten von den Römischen in ihrem übermäßigen Aberglauben, als könnte ihnen dort ein Leid geschehen, gemieden werden.

Ich komme nun auf die herrschende römische Kirche und das Verhalten des Volkes ihr gegenüber. Da muß ich ganz dasselbe Bild entwerfen, welches uns die wesentlich römischen Länder Italien und Spanien zeigen: Unduldsamkeit bei dem höheren Klerus und entsetzliche Unwissenheit, sowie bisweilen an Blödsinn streifenden Fanatismus bei den niederen. Daneben ist das Volk in seinem weiblichen Theil meist furchtbar bigott, im männlichen Theile mit seltenen Ausnahmen gleichgültig, ja verhöhnend und feindselig gegen Geistliche und kirchliche Einrichtungen. Für jede dieser Behauptungen werde ich selbsterlebte Thatsachen als Beweise anführen.

Zunächst zeugt von Unduldsamkeit schon der Umstand, daß den Evangelischen nicht in jeder Beziehung freie Religionsübung in Bezug auf Kirchenbau und Gottesdienst in der freien Republik gewährt wird.

Am 30. Januar 1872 hatte der damalige Erzbischof Dr. Anniros, Bischof i. p., an den Ministerresidenten des deutschen Reiches Herrn Le Maistre eine Eingabe gerichtet, worin er um Einstellung verschiedener Uebergriffe ersuchte, welche angeblich von meinem Collegen und mir begangen sein sollten. Es war, soviel ich weiß, das erste und letzte Mal, daß gegen die deutsche evangelische Geistlichkeit ein derartiger Angriff wenigstens offen in's Werk gesetzt wurde. Das Ziel war, die Thätigkeit der Schule zu untergraben, weil gerade nach dem gediegenen Unterricht, wie er nach deutschem Muster in der

Kirchenschule ertheilt wurde, evangelisches Leben und Wesen auch in die zum Theil römischen und gemischten Familien getragen wurde. — Der Herr Ministerresident schickte Abschrift der Eingabe an das Presbyterium der deutschen Gemeinde und erhielt von dem Schriftführer desselben, Herrn Consul Nordenholz, am 7. Februar folgende Antwort, woraus auch die Angriffe klar hervorgehen:

Buenos Ayres, den 7. Februar 1872.

„Ew. Hochwohlgeboren gefällige Note vom 31. Januar a. c., begleitet von der Abschrift eines Schreibens des erzbischöflichen Vicars und Bischofs von Aulon Eminenz, Herrn Dr. Fr. Anniros, vom 30. Januar, ist dem unterzeichneten Presbyterium in seiner gestrigen Sitzung vorgelegt worden.

Die Lektüre des erzbischöflichen Schreibens — wir fühlen uns gedrungen, es Ew. Hochwohlgeboren offen zu gestehen — hat im Presbyterium ein nicht geringes Befremden und eine gerechte Entrüstung hervorgerufen. Wir fragten uns vergeblich, wie es möglich sei, daß seitens der obersten Behörde der römischen Kirche in Buenos Ayres derartige, durchaus unbegründete, ja verleumderische Anschuldigungen formulirt werden konnten, welche allenfalls ihre Erklärung fänden, wenn sie von dem unwissenden Theile des niederen Klerus ausgingen, nicht aber von der obersten Spitze desselben.

Wenn das Presbyterium trotzdem die Beantwortung des gedachten Schreibens beschlossen hat, so bitten wir, versichert zu sein, daß dabei die Rücksicht vorgewaltet hat, welche wir Ew. Hochwohlgeboren schuldig zu sein glaubten, nicht aber die Annahme, daß das angegriffene Verfahren der deutschen evangelischen Gemeinde oder ihrer Organe einer Rechtfertigung bedürfe.

Die Anschuldigungen seiner Eminenz sind dreifacher Art und betreffen:

1. den Religionsunterricht der Kinder in der deutschen evangelischen Gemeinde-Schule;
2. die in der protestantischen Kirche geschlossenen Ehen;
3. die Taufen angeblich römischer Kinder.

Ad 1 erlauben wir uns Ew. Hochwohlgeboren auf den § 35 unserer Kirchen- und Schuldordnung hinzuweisen, welcher sagt:

„Kinder nicht-protestantischer Eltern können auf Verlangen derselben durch den Schulvorstand von der Theilnahme am Religionsunterricht entbunden werden".

Das erzbischöfliche Schreiben bezeichnet speciell die Hartenfels'schen Kinder Ernst, Anna und Ernestine; haben diese bisher dem Religionsunterrichte beigewohnt, so liegt dies lediglich daran, daß deren Vater, Herr H. Hartenfels, bei dem Schulvorstande nicht um Entbindung von demselben nachgesucht hat.

Selbstverständlich erkennen wir als die einzigen Richter, welche in

dieser Beziehung die Entscheidung zu geben haben, nur die Eltern resp. die Vormünder und Pfleger an, nicht aber die römische Kirche, und daß wir uns dabei vollständig im Einklange mit den in Deutschland herrschenden Gesetzen befinden, wird keiner besser zu beurtheilen im Stande sein als Ew. Hochwohlgeboren; — ebenso steht aber auch hier keinerlei gesetzliche Vorschrift diesem Verfahren im Wege.

Ad 2 constatiren wir ganz ergebenst, daß seitens unserer Pfarrer keine Ehe geschlossen worden ist, ohne vorhergegangene Einlieferung des gesetzlich erforderlichen Erlaubnißscheines des hiesigen Tribunal superior. Sobald dieser Schein eingeliefert wird, ist der Prediger nicht befugt, Untersuchungen über die religiösen Meinungen des Brautpaares anzustellen; er hat einfach die Trauung zu vollziehen. Die genannten Erlaubnißscheine des Tribunals werden im Kirchenarchiv aufbewahrt; wir haben deshalb den Schriftführer beauftragt, Ew. Hochwohlgeboren Einsicht von den die Ehepaare Frese und Ferber betreffenden Schriftstücken zu geben.

Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns, die Aufmerksamkeit Ew. Hochwohlgeboren auf einen seitens der römischen Geistlichkeit allgemein geübten Mißbrauch zu lenken, welcher das protestantische Gewissen beschwert, und der deshalb dringend der Abhülfe bedarf.

Die hiesige römische Kirche schließt nämlich keine Ehe zwischen Protestanten und Katholiken, ohne dem protestantischen Theile das Versprechen abzunehmen, die der Ehe entsprossenen Kinder in der römischen Religion erziehen zu lassen. Ein solcher Mißbrauch der priesterlichen Gewalt ist in der That unerhört, und wir vertrauen daher, daß es dem Einflusse Ew. Hochwohlgeboren bei seiner Eminenz dem Bischofe gelingen werde, diesem Unwesen ein Ende zu machen.

Ad 3 gestatten wir uns ergebenst zu bemerken, daß weder in Deutschland, noch hier gesetzliche Vorschriften existiren, welche es verböten, Kindern nichtprotestantischer Eltern die protestantische Taufe zu gewähren. Die einzigen Richter hierüber sind wieder die Eltern, und es liegt nicht in der Befugniß unserer Pfarrer, vor der Taufe Untersuchungen anzustellen über das religiöse Bekenntniß der Eltern des Täuflings.

Das Presbyterium der deutschen evangelischen Gemeinde.
F. W. Nordenholz,
Schriftführer."

Dieses Schreiben wurde von dem Herrn Ministerresidenten dem Erzbischof in spanischer Uebersetzung zugestellt, und derselbe hat den schlimmen Vorwurf, den wir in diesem Schreiben der niederen Geistlichkeit wegen ihrer Unwissenheit machten, nicht zurückgewiesen, gewiß, weil er sich derselben sehr wohl bewußt gewesen ist. Daß dieselbe durch diese Unwissenheit zu Fanatismus getrieben wird, der selbst das eigene Fleisch und Blut nicht schont, werde ich weiter unten beweisen. — Ziemlich offen wurde das oben erwähnte schreck-

liche Blutbad in Tandil den Aufhetzereien der niederen Geistlichkeit zugeschrieben.

Eines Tages hatte mein Amtsbruder einen Deutschen zu beerdigen, dessen eingeborene Frau auf dem römischen Friedhofe La Recoleta in dem Erbbegräbniß beigesetzt worden war, und der nach letztwilliger Verfügung ebenfalls hier beigesetzt werden sollte, jedoch mit Begleitung des evang. Geistlichen. Das war unerhört und bis jetzt noch nicht vorgekommen. Es wurde davon geredet, der Friedhofsgeistliche werde durch Aufreizung des Volkes es mit Gewalt hindern, daß ein ketzerischer Geistlicher im Ornate den Friedhof betrete. Mit mehreren Bekannten des Verstorbenen erwartete ich vor dem Friedhofsthore, wo sich auch viel Volks eingefunden hatte, den Leichenzug. Der römische Geistliche stand selbst am Thore, und vielleicht ist es nur dem ruhigen und ernsten Auftreten des Gefolges zuzuschreiben, daß keinerlei Störung vorkam. Im Vorbeigehen hörte ich, wie jener Geistliche zu seiner Umgebung fragte: „Deja los, son casi como sonotros — laßt sie nur, sie sind ja fast so, wie wir“ d. h. sie haben fast denselben Glauben!

Zur Charakteristik der Geistlichen in ihrem gegenwärtigen Verhalten diente folgende Notiz, die ich am 15. März d. J. in der Kreuzzeitung las. „Nach einem Telegramm, welches eines der angesehensten Journale von Rio de Janeiro „O Paiz“, veröffentlicht, haben die sämmtlichen Pfarrer von Buenos Ayres am 7. Februar eine Erklärung unterzeichnet und publicirt, die das größte Aufsehen hervorruft. Sie weigern nämlich sämmtlich die Ausübung jedes kirchlichen Dienstes, da ihre Einkünfte auf ein Minimum herabgesunken sind. Die Glocken der Kirchen haben aufgehört zu läuten, die Rauchfässer werden nicht mehr geschwungen, der Gottesdienst hat fast aufgehört. Bereits sind die Pfarrer auf dem Lande aufgefordert worden, nach der Hauptstadt zu kommen, um dem Uebelstande ein Ende zu bereiten.“

Vielleicht ist das Volk zu der Einsicht gekommen, daß die enormen Geldopfer, welche es darbringen muß für Dispense, Seelenmessen u. s. w. doch unwirksam sind. Um nur Ein derartiges Opfer für einen Dispens zu erwähnen, so kostet die Erlaubniß zu einer gemischten Ehe außer dem Versprechen der römischen Kindererziehung die Summe von 5000 Pesos = etwa 1000 Mark. — Daß aber die Evangelischen einem derartigen erzwungenen Versprechen gegenüber mit dem Halten nicht allzu peinlich sind, beweist folgende Thatsache. Ein Deutscher, der anfangs Lehrer an der Kirchenschule war, verheirathete sich mit der Tochter eines sehr reichen Großgrundbesitzers und erhielt als Mitgift eine große estancia in der Nähe von Baradero. Seinen ältesten Sohn hatte er, um den Schwiegervater und den Schwager nicht zu sehr zu beleidigen, römisch erziehen und firmen lassen. Seine zahlreichen anderen Kinder hatte er selbst unterrichtet, besonders in der Religion, und dabei gründlich den luth. Katechismus durchgenommen. Dann hatte er im Einverständniß mit seiner Frau Dona Rosaria (d. h. Rosenkranz) den Kindern vorgelegt, ob sie nun, wie er selbst, evangelisch sein und bleiben oder zu dem ihnen unbekannten römischen Glauben übertreten wollten. Natürlich

wählten sie das Erstere und ich confirmirte drei seiner Töchter und traute bald darauf die älteste mit einem Deutschen. Die ernste Feier der Einsegnung und des h. Abendmahles machte auf den ältesten Sohn einen so tiefen Eindruck, daß er dem Vater die bittersten Vorwürfe machte, nicht auch ihm diesem Glauben zugeführt zu haben, denn er habe überhaupt kein Bekenntniß abgelegt und wisse eigentlich gar nicht, was denn der Glaube der römischen Kirche sei.

Die Messe, besonders am Sonntag und vorzüglich die Funerales — Todtenmessen, welche mit außerordentlichem Kostenaufwande und äußerlichem Pomp gehalten werden, sind meist sehr zahlreich besucht, aber nicht etwa der Andacht wegen, sondern um zu sehen und gesehen zu werden. Die Damen liegen lang ausgestreckt auf einen Arm gestützt in ihren kostbaren Gewändern mit langen Schleppen in der Kirche am Boden umher, sich untereinander laut unterhaltend oder durch die Fächersprache mit den umherwandelnden Herren kokettirend. Die römische Geistlichkeit weiß indeß selbst das auszubeuten, indem sie die schönsten jungen Damen mit Sammel k ö r b e n an die Kirchenthüren stellt, wodurch die jungen und auch meist die alten Herren veranlaßt werden, statt einem Ein-Pesoschein etwa einen solchen von 100 oder wohl gar 1000 Peso zu opfern.

Das Volk ist aber mit wenigen Ausnahmen g l e i c h g ü l t i g, selbst h ö h n e n d, u n d f e i n d l i c h g e g e n d i e G e i s t l i c h e n u n d d i e k i r c h l i c h e n E i n r i c h t u n g e n.

Wie Geistliche der römischen Kirche und deren Einrichtungen verhöhnt werden, habe ich öfter mit ansehen müssen. — Als ich einst meine Osterreise nach Baradero machte, fuhr auf demselben Schiffe auch ein Kapuzinermönch mit, um für die Feiertage den Geistlichen in Baradero zu unterstützen. Da in dieser Kirche keine Orgel war (sie kauften später die alte Orgel unserer Kirche), hatte sich der Mönch einen Franzosen, der die Geige spielte, mitgenommen. Während der ganzen Fahrt war dieser Mönch nun die Zielscheibe des furchtbarsten Hohnes und Spottes seitens der großen Mehrzahl der Passagiere und es trat nicht ein einziger seiner Glaubensgenossen auf, der ihn in Schutz genommen hätte. Selbst der Kapitän, ein Italiener, stimmte in das Hohngelächter ein, wenn wieder einmal eine grobe Hänselei oder ein fader Witz den Armen getroffen hatte. Während des Essens trug der Geiger einige Stücke vor: da rief ihm der Herr, welcher dem Mönche gegenübersaß, durch den ganzen Saal zu: „à hora un cancan para el fraile — jetzt einen Cancan für den Mönch," was mit brüllendem Gelächter von der ganzen Tischgesellschaft aufgenommen wurde. Derselbe Herr, welcher erfahren hatte, daß ich deutscher evangelischer Geistlicher sei, forderte den Musikus später ebenso laut auf, er solle mir zu Ehren „el hymno aleman — die deutsche Nationalhymne" (so nannten sie die Wacht am Rhein) spielen, was ich mir aber ebenso laut verbat, weil es für eine solche Gesellschaft zu schade sei. Von letzterer hatte ich übrigens nicht das mindeste zu leiden, wurde im Gegentheil mit der größten Zuvorkommenheit behandelt. Kurz vor'm Aufheben der Tafel war das Verhöhnen so weit getrieben, daß die Kapuze des Mönches durch

einen langen Bindfaden an eine dahinter befindliche Thür befestigt ward, so daß, als der Verhöhnte sich endlich erhob, ihm sein ganzes Obergewand heruntergerissen wurde, natürlich unter Beifallsjubel der anderen Fahrgäste.

Von einer deutschen Familie war ich einst eingeladen, mit ihnen in der italienischen Oper die „Hugenotten" zu hören und zu sehen. Es wurde gut gespielt und gesungen. Dazwischen aber ereignete sich etwas, was hier bei uns in einem evangelischen Staate die sofortige Unterbrechung der Vorstellung, definitive Schließung des Theaters und schwere Bestrafung aller Mitwirkenden zur Folge gehabt haben würde. Beim Heben des Vorhanges sieht man die Bühne durch eine Mauer getheilt und blickt rechts in ein Mönchs- und links in ein Nonnenkloster, deren Insassen mit Buß- und Betübungen beschäftigt sind. Da schlägt die Glocke Mitternacht, der Glöckner ergreift den Strick und läutet das Betglöckchen. Bei dessen Klange ändert sich plötzlich die Scene, eine Fallthür öffnet sich an beiden Seiten der Mauer und nun findet der regste Verkehr von rechts nach links und umgekehrt statt; in den unsagbar unanständigsten Lagen und Bewegungen sieht man die verschiedensten Gruppen, bis die scheußliche Scene damit schließt, daß mit Rosenkränzen in den Händen der gemeinste Cancan getanzt wird; selbst der Glöckner kann beim Ziehen des Glöckleins nicht unterlassen, die Beine möglichst hoch in die Luft zu werfen. Und das alles unter dröhnendem Beifallssturm der überzahlreichen Zuschauer, in einem römischen Lande, hart neben dem Palast des Erzbischofs.

Der römischen Pfarrgeistlichkeit selbst sollte es vorbehalten bleiben, das Volk zu einer Mordbrennerbande gegen Leben und Eigenthum der Geistlichen aufzuhetzen. Nachdem die Jesuiten von Deutschland ausgewiesen waren, hatten sie in den südamerikanischen Staaten meistentheils Aufnahme gefunden. In Buenos Ayres wurde ihre Ansiedelung besonders von dem Erzbischof selbst begünstigt. Nachdem sie schon ein großes Häuserviertel angekauft, eine Kirche darauf erbaut und eine sehr stark besuchte Schule mit Alumnat, außer der deutschen gewiß die beste Schule, gegründet hatten — (der Merkwürdigkeit halber will ich erwähnen, daß ein evangelischer Lehrer der deutschen Kirchenschule hier deutschen Unterricht ertheilte)—; nachdem sie also schon diese großartigen Erfolge errungen hatten, wünschte der Erzbischof einzelne Pfarreien zu theilen, um in die abgezweigten, neu zu gründenden Gemeinden Jesuiten einzusetzen. Hiergegen sträubten sich die Pfarrgeistlichen, weil dann ihre Einkünfte geschmälert würden. Weil sie sich nun nicht offen gegen die Anordnungen ihrer Behörde auflehnen konnten, benutzten sie wahrscheinlich die Macht des Beichtstuhles, um zunächst die Frauen aufzureizen; diese wußten dann bald ihre Männer zu überzeugen, daß sie gegen derartige Neuerungen einschreiten müßten. Am 6. Januar 1875 geschah es, daß von den äußersten Enden der Stadt mächtig anwachsende Volkshaufen unter Vortragen großer Fahnen, auf denen mit ellenlangen Buchstaben stand: „abajo los Jesuitas — al fuego los Jesuitas = nieder mit den Jesuiten — ins Feuer mit den Jesuiten"! in Begleitung von Musikchören concentrisch nach der Plaza Vic-

toria, dem größten Platze im Innern der Stadt, sich bewegten. Dort wurde, wenn ich nicht irre, von dem Redakteur der größten spanischen Zeitung von den Stufen der Kathedrale herab eine zündende Rede gehalten, welche damit schloß, man müsse versuchen, ob zunächst in Güte von dem Erzbischof eine Zurücknahme seiner Anordnungen zu erlangen sei.

Eine Deputation begab sich nun zu dem neben dem Dome liegenden Palaste des Erzbischofs. Dieser aber hatte schon am Tage vorher das Weite gesucht, wie dies eine Person aus dem Fenster erklärte. Damit gab sich das aufgeregte Volk nicht zufrieden, sondern stürmte und erbrach das sehr feste Thor, durchsuchte das Innere, und da es den Erzbischof nicht fand, warf es Bücher, Betten, Tischgeräth u. s. w. aus den Fenstern. Jetzt rückte eine ziemlich große Abtheilung Polizeisoldaten von der etwa 50 Schritte entfernten Hauptwache an, blieb aber Gewehr bei Fuß vor dem Palaste stehen und sah lachend den Verwüstungen zu. Ja, als selbst ein Schild über dem Thore, worauf das argentinische Wappen mit der Umschrift: „Arzobispado de Buenos Aires" heruntergerissen und mit Füßen getreten wurde, schritt sie nicht ein. Dieser Skandal war mir doch zu arg und ich verließ den Platz. Später sollen die Soldaten doch zum Angriff übergegangen sein, den Palast erobert haben, aber bald von dem Volke wieder daraus vertrieben worden sein. Nach diesen Heldenthaten zog das Volk mit Musik und Fahnen zu dem Kapuzinerkloster; dort hatte man aber Wind bekommen und Zeit gehabt, sich hinter den festen Mauern zu verschanzen, so daß nach dem baldigen Abzuge nur einige zertrümmerte Fensterscheiben von dem Besuche zeugten.

Von hier aus ging nun die ganze Rotte zu der am entgegengesetzten Ende der Stadt gelegenen Niederlassung der Jesuiten. Ueber die dortigen Vorgänge erzählte mir ein Augenzeuge Folgendes. Als der Zug vor der Hauptthür angekommen war, begehrten einige Herren der Commission Einlaß. Der Thorhüter hält ihnen ein schweres Crucifix entgegen und ruft: „respete à este — respektiren Sie dieses!" Einer der Herren sucht ihn bei Seite zu schieben mit den Worten: „Damit haben wir jetzt nichts zu thun, wir wollen mit dem Vorsteher sprechen." Da zieht der Pater einen unter der Kutte verborgenen Dolch und stößt ihn dem Herrn in die Brust, die anderen entreißen ihm das Crucifix und schlagen ihm mit demselben den Schädel ein. Dieses galt für das Volk als ein Zeichen zum allgemeinen Angriff. Bald waren Kirche und Wohnungen erstürmt. Alles Bewegliche, besonders Meßgewänder, Altarbekleidungen, Bücher u. s. w. wurden zu einem großen Haufen auf der breiten Straße vor der Niederlassung aufgethürmt, mit Petroleum übergossen und angezündet. Das Petroleum muß eine mächtige Gewalt ausgeübt haben, denn bald waren sämmtliche Läden in der Nähe ihres Petroleumvorrathes beraubt, um damit in den Schlafsälen der Alumnen und übrigen Insassen die Betten und Kleider zu begießen und anzuzünden.

Es ist merkwürdig und bedeutsam für diesen ganzen Hergang, daß ein derartiger Schluß schon vorher geplant gewesen sein muß. Es sollte nämlich am folgenden Tage der Unterricht wieder beginnen und die Zöglinge am Tage

der Mordbrennerei wieder eintreffen; die Eltern hatten aber sämmtlich Warnungsbriefe bekommen, ihre Knaben noch zu Hause zu halten, es würde ihnen sonst ein Unglück zustoßen. Von dem flachen Dache eines mir gegenüberwohnenden Freundes habe ich stundenlang dem Flammenmeer zugeschaut.

Trotz solcher zeitweiligen Auflehnungen gegen die Macht und Einrichtungen der römischen Geistlichen verlangt das Volk doch nach einem Orte der Anbetung Gottes und der sog. Heiligen. Ein Unternehmer, der im fernen Kamp (alles Land außerhalb einer Stadt heißt Kamp) ein größeres Grundstück zu Bauplätzen für eine neu zu gründende Stadt parcellirt, würde sehr schlechte Geschäfte machen, wenn er auf dem Projekte nicht sofort „La plaza," den freien Platz für Kirche und Polizeigebäude der neuen, vielleicht in fünfzig oder mehr Jahren erst zu bauenden Stadt auswerfen würde.

Zum Schlusse noch eins. Proselytenmacherei wird selbstverständlich von den evangelischen Geistlichen nicht getrieben, obgleich wir gerade bei den römischen Kindern, welche die Schule besuchen, in den Religionsstunden die beste Gelegenheit hätten. Ein Uebertritt von der römischen zur deutschen evangelischen Kirche hat auch während der sechs Jahre meines Dortseins nicht stattgefunden. Aus dem Schoße der römischen Kirche selbst aber wurde für das Evangelium Propaganda gemacht.

Im Jahre 1873 kam zu uns ein Herr Dr. Castro Boedo, früher Jesuit, ein sehr gelehrter Mann, und erklärte, er sei durch das Studium der h. Schrift zu der Einsicht von der Unhaltbarkeit des römischen Glaubens gekommen, er habe schon viele Gesinnungsgenossen unter den Argentinern gefunden, und bitte um die Erlaubniß, in unserer Kirche in spanischer Sprache das Evangelium verkünden zu dürfen. Nach genauer Prüfung der Verhältnisse und Durchsicht seiner gedruckten Glaubenssätze wurde ihm die Erlaubniß mit Freuden ertheilt. Herr Dr. Boedo hat $1\frac{1}{2}$ Jahr im Segen unter immer größerem Zudrange des Volkes gewirkt. Da wurde aber eine Verschwörung gegen sein Leben gemacht; mit genauer Noth wurde er von seinen Freunden über den Fluß nach Montevideo gebracht und entkam von dort nach Brasilien. Einige Wochen später begegnete ich ihm auf meiner Rückreise nach Europa in Rio de Janeiro, wo er in mir einen rettenden Engel erblickte, denn ich konnte ihn bei dem englischen Geistlichen in Rio und bei den beiden deutschen in Rio und Petropolis, welche seinen Worten keinen rechten Glauben beimessen wollten, beglaubigen. Was aus der von ihm gesammelten Gemeinde in Buenos Ayres geworden, habe ich nicht weiter erfahren.

Es ist aber aus diesem Vorgang zu ersehen, daß das Evangelium, wenn es verkündet wird, auch dort auf fruchtbaren Boden fällt. Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Schnitter; darum müssen wir zum Herrn der Ernte flehen, daß Er auch hier Arbeiter in seine Ernte sende.

Lenhartz, Pfarrer.

1 Timoth. 3, 1 ff.
in seiner Anwendung auf den Lehrer.

(Von Konferenzdirektor Stadtpfarrer Jehle in Ebingen.)

(Aus dem Lehrer-Boten.)

(Schluß.)

„Nicht unehrliche Hantierung treiben.“ Aus diesem inneren Grund fließt dann auch die Ehrenhaftigkeit, daß man nicht unehrliche Hantierung treibt. Wo Ehrenhaftigkeit fehlt, fehlt es auch an Vertrauen. Die Bischöfe mußten, zumal in den ganz armen Gemeinden, aus eigenen Mitteln leben, wie jetzt ein Lehrer in Kirche und Schule bei geringem Gehalt und großer Familie gezwungen sein kann, sich Nebeneinnahmen zu verschaffen. Da untersagt nun der Apostel jeden Gewinn aus unanständigen Quellen. Als Beispiel kann man den berüchtigten theologischen Wildfang Karl Friedrich Bahrdt im vorigen Jahrhundert anführen, der seinen Finanzen als theologischer Professor in Erfurt durch Errichtung einer Speisewirthschaft aufzuhelfen suchte und später in einem Weinberg bei Halle eine Gastwirthschaft anlegte. Morgens hielt er die rührendsten Vorlesungen über Moral, und Abends verführte er die Studenten zur Liederlichkeit, in welcher er endlich selbst zu Grunde ging. Das heißt auf schändlichen und das Amt schändenden Wegen nach irdischem Besitz trachten. Es sei noch hingewiesen auf den Wucher, durch den man auf sich zu bereichern suchen kann.

„Nicht geizig.“ Der Apostel geht noch weiter auf den Grund, indem er fordert, daß ein Bischof nicht geizig sein soll. Luther übersetzt auch das, was wir jetzt Habsucht heißen, mit Geiz. Beides ist ja wohl zu unterscheiden. Der Geiz hängt am irdischen Besitz um seiner selbst willen, der Besitz ist Zweck, nicht Mittel. Der Habsüchtige dagegen trachtet nach irdischem Besitz als Mittel des Genusses. „Der Bischof soll nicht geizig sein.“ Die hl. Schrift bekämpft den Geiz mit besonderem Nachdruck. Geiz (und Wollust) ist Abgötterei, Götzendienst. Mammonsdienst und Gottesdienst können nicht zusammen bestehen; denn nichts löst das Herz so völlig ab von Gott und knüpft es so völlig an die Welt, und zwar gerade an das Eitle und Nichtige in der Welt, als der Geiz. „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.“ Keine Leidenschaft hat eine stärkere Gewalt über das Herz. Der Geiz ist eine Wurzel allen Uebels.

Aber muß man nicht bei dürftigen Verhältnissen eben auf das äußerste sparen, was die Leute einem dann als Geiz auslegen? — Sparen? gewiß! aber Sparen und Geizigsein ist himmelweit verschieden. Der Geizige sucht nur sein Laster mit dem Titel der Sparsamkeit zu beschönigen. Der Sparsame hängt sein Herz nicht ans Geld, es ist ihm nicht Selbstzweck wie dem Geizigen, sondern Mittel zum Zweck. Und wo es gilt, kann er mit Freuden Opfer bringen, während der Geizige nichts hergeben kann, und wenn er muß, es mit aller Unlust thut.

Ein Bischof soll aber auch nicht **habsüchtig** sein. Auch die Habsucht ist Weltdienst. Das Bestreben, sich aus einer bedrängten Lage herauszuhelfen, ist gewiß berechtigt, denn daß Nahrungsorgen schwer drücken, die Berufsfreudigkeit hemmen und an der Lebenskraft zehren, ist gewiß. Es fragt sich nur, welche Mittel und Wege man biezu einschlägt. Wer auf jede Weise auch auf schmutzige Weise Geld zu machen sucht, allerlei Kniffe und Griffe anwendet, ich will nicht sagen, sich zu bereichern, sondern eben möglichst viel zu erwerben, der drückt damit seinen Beruf auf die niedrigste Stufe herab und entwürdigt sich selbst. Sparsamkeit, gute Eintheilung ist das eine Mittel, um sich vor der Habsucht zu bewahren, vor allem aber das Vertrauen auf den göttlichen Segen, der keine bloße Einbildung oder Redensart ist. Es ist eine Klage, welche die ganze Jugend unserer Zeit trifft, daß sie sich an viele Bedürfnisse gewöhnt, also auch viel braucht. Und nicht zu übersehen ist auch die außerordentliche Wichtigkeit, welche in diesem Punkt die Wahl einer Lebensgefährtin hat.

„**Gastfrei.**“ Dasselbe steht, wie oben gesagt, mit: „nicht geizig“ im Zusammenhang. Gastfrei = freigebig gegen Gäste mit Gastung. „Frei“ selber bedeutete früher so viel als freigebig. Luther erklärt das Wort: „Gastfrei heyßt, der da gerne herberget.“ Aelter als gastfrei ist kostfrei, eigentlich freigebig mit Aufwandmachen. das auch in unserer lutherischen Bibelübersetzung, Sirach 31, 28, sich findet. Im 16. Jahrhundert wurden beide Begriffe gerne gesellt; bei Mathesius verschwimmen schon beide, wenn er sagt: „Ein kost- und gastfreier Mann, welcher gerne herberget und milde ist.“ Nachher ist kostfrei in gastfrei über- und darin untergegangen. Die Probebibel hat in der Sirachstelle gastfrei gesetzt.

Die Forderung des Apostels, daß ein Bischof gastfrei sein solle, hatte in jener Zeit eine weit größere Bedeutung, als in der unsrigen, wenn wir an die vielen reisenden Apostel und Evangelisten, an die vielen vertriebenen und verfolgten Christen denken und daran, daß es im Alterthum noch nicht, wie jetzt ordentlich eingerichtete, anständige Wirthshäuser gab. Deßhalb wird diese Tugend der Gastfreiheit oft eingeschärft, und der Bischof sollte allen darin voranleuchten. Es stellten sich freilich bald auch Mißstände ein, in welche die neu aufgefundene Apostellehre uns merkwürdige Einblicke gewährt.

Die Pflicht der Gastfreiheit liegt auch uns ob. Es sei dazu nur ein Doppeltes bemerkt: Einmal die bekannte Aeußerung, daß man außen an die Küchenthüre schreiben sollte: „Seid gastfrei“ und innen: „ohne Murren;“ und dann, daß man in Uebung der Gastfreiheit des Guten nicht zu viel und nicht zu wenig thue. Zuwenig geschieht vielleicht eigentlich den Bedürftigen gegenüber und zuviel den Besuchern gegenüber, wo sich im Schwabenland gern die Unsitte zeigt, es müsse eigentlich immer aufgewartet, gegessen und getrunken werden; im Norden läßt man einen dagegen manchmal hungern. Und auch im Süden gibt es Schälke, welche die Vorschrift des Apostels scherzend umdeuten, wie jener Priester, da ihm ein Politicus vorhielt diesen locum ein Priester solle gastfrei sein. „Ja“ sagte er, „er soll frei von Gästen sein.“

Logau: „Parkus (= der Knicker) hat sonst keine Tugend,
aber gastfrei will er sein,
Läßt, damit er dies erlange,
keinen in sein Haus hinein."

„Lehrhaftig." Für sich allein steht die Forderung, der Bischof solle „lehrhaftig" sein. Lehrhaftig, d. h. geschickt und eifrig zum Lehren. Zum Lehrgeschick gehört als erste Bedingung, daß man selbst den Gegenstand kennt und gründlich versteht, den man andere lehren soll, also fortgehendes Studium; sodann das Geschick, das, was man weiß, auch andern auf faßliche, zweckmäßige Weise klar und sicher mitzutheilen. Da darf es an ernster Bemühung nicht fehlen. Es handelt sich nicht bloß darum, den Wissensstoff zu beherrschen, sondern auch des lebendigen Stoffs Meister zu werden, nämlich der Schüler, so verschiedenartig nach innerer und äußerer Stellung, nach Charakter und Begabung. Da muß man in der Psychologie heimisch werden, die man nicht am Phantom erlernt, sondern an lebendigen Menschen. Endlich die Lust zum Lehren, daß das Lehren unser eigentliches Element ist, unser Leben innerlich befriedigt. Daraus fließt dann die Geduld, die nicht müde wird. Man wird vor handwerksmäßigem Betrieb bewahrt, weil man ein Herz für die Kinder hat, das einem aufgeht, so oft man unter sie tritt.

Groß sind die Forderungen, die der Apostel an einen Bischof stellt, die wir an einen Lehrer stellen müssen, so daß einem wieder das Wort des Jakobus vorschweben kann: „Liebe Brüder, unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein."

Volksschulen des Auslandes.

Ansprache, gehalten von Matthew Arnold vor der Universität Pennsylvanien
Dem „Century", October 1886, entnommen von P. G. Eisen.

(Schluß.)

Die Leistungen beschränkten sich auch nicht bloß auf einige Seiten Vocabeln und etliche Uebungen, wie in einer Elementarschule Englands; die Classen übersetzten das Englische und Französische fließend ins Deutsche und das Deutsche fließend ins Englische oder Französische; sie kannten die Grammatik der fremden Sprache und deren Aussprache.

Endlich fand ich, was die Literaturgeschichte betrifft, in den ausländischen Volksschulen ganze Klassen, welche mit der Biographie ihrer großen Landsleute vertraut waren, fähig im Vergleichen und Besprechen ihrer literarischen Erzeugnisse. Sie waren im Stande die Quellen anzugeben, denen die Macht und der Zauber entspringt, den sie auf uns ausüben. Ich fand Klassen, welche hingeleitet wurden zu allem was menschenwürdig ist, immer dem Grundsatze des Comenius folgend, und das in einer Weise, welche, so weit meine Erfahrung reicht, ohne Beispiel in den heimischen Schulen dasteht.

Ich kann Ihnen keinen Begriff geben vom Lesen und Vortragen, vom französischen und englischen Unterricht in den ausländischen Volksschulen, um Ihnen eine Vergleichung mit amerikanischen Schulen zu ermöglichen. Aber ich kann zwei Beispiele anführen, Ihnen zu zeigen, welchen Grad des Erfolges im grammatikalischen Unterricht ich in einer ausländischen Volksschule gefunden und sodann den Grad von Kenntniß der Literaturgeschichte in einer andern Schule.

Als ich eines Tages die französische Klasse einer Schule in Zürich besuchte, fragte ich den Lehrer, womit seine Schüler beschäftigt seien. Er überreichte mir ein Buch und fuhr im Unterrichte fort. Der Gegenstand, den er behandelte, war die Frage, welchen Platz in einem französischen Satze die fürwortliche Ergänzung einnimmt. Viele, welche glauben des Französischen ziemlich Meister zu sein, sind über diesen Punkt nicht sicher, und doch gehört er zu den Punkten, worin kein Franzose einen Fehler machen wird. Dieser Gegenstand in einer englischen Schule wäre durchaus lächerlich. Die Sache ist nämlich die: In einem Indicativ Satze steht der Dativ des Pronomens für die erste oder zweite Person immer vor dem Akkusativ der dritten Person: On me le donne (Man mir es giebt). Wenn aber beide Pronomen der dritten Person angehören, steht der Akkusativ voran: On le lui donne (Man es ihm giebt). Da sind ferner Regeln für die Wortfolge in Befehlssätzen, im bestätigenden wie im verneinenden Sinne. Diese Fragen scheinen spitzfindig für den, welcher nicht das Gefühl für den richtigen Gebrauch besitzt, das ihn leiten muß. Zu meinem Erstaunen aber bewiesen die Schüler stets sofort den festen Besitz der Regeln und wußten sie unfehlbar anzuwenden. Es ist dieses ein Detailgegenstand, der aber für den, der da weiß, was Volksschulen sind und was fremde Sprachen für sie bedeuten, ein entscheidendes Merkmal ist.

Mein zweites Beispiel zeigt einen weiteren Kreis. Zu Trachenberg bei Dresden besuchte ich eines Tages mit dem Schulinspektor eine Gemeindeschule und fand die Oberklasse mit einem Lesestück beschäftigt. Der Inspektor nahm das Buch. Die Kinder lasen eben die bekannte Ballade: „Die Sänger von Göthe.“ Er fragte sie nun über das Leben Göthes. Sie antworteten ihm, wie keine Kinder in einer ähnlichen Schule in England über das Leben Miltons oder Walter Scotts geantwortet haben würden. Dann wurde die Ballade gelesen und mit derjenigen Schillers verglichen, welche sie kurz vorher gelesen hatten: „Der Graf von Habsburg.“ Sie wurden gefragt was jeder dieser Balladen ihren besondern Reiz gebe, ferner über das Mittelalter und worin unser Interesse für dasselbe beruhe, was das Ritterwesen war, über das Leben eines Minnesängers u. s. w. Sie antworteten in einer Weise, in welcher blos Kinder der gebildeten Klasse Englands, welche alle Vorzüge bildender Einflüsse genossen, sich ausdrücken würden und die mich wiederum veranlaßten, in mein Notizbuch die Bemerkung: "The children human" einzutragen.

Sie können nun urtheilen, ob Sie in Ihren Volksschulen eine gleiche

Gründlichkeit der Leistungen in diesen Materien aufweisen können, ob Sie sie wirklich besitzen, und zwar nicht blos, weil die Patrioten und Zeitungen es behaupten. Nach meinem Dafürhalten hat es nicht viel mit der Regierungsform zu thun. Je älter man wird, mit desto größerer Vorsicht giebt man sein Urtheil. Ich sehe keine nothwendige Verbindung zwischen einer Regierung durch und für das gewöhnliche Volk und einer erzieherischen Superiorität, wie ich sie soeben geschildert habe.

Nein, diese letztere ist die Folge einer mehr direkten und einfachen Ursache. Diese Ursache hat seit langer Zeit die Volkserziehung in Deutschland aufs mächtigste beeinflußt und befruchtet und zeigt gegenwärtig dieselbe Macht auch in Frankreich. Diese Ursache findet ihren deutlichen Ausdruck in einem Artikel der Verfassung des Kantons Zürich. Derselbe erklärt: „Es soll eine organische Verbindung bestehen zwischen allen Schulen des Kantons, von der niedrigsten bis zur höchsten." Es ist diese Verbindung, diese wesentliche Verbindung zwischen dem Volks- und Hochschulunterricht, die diese Superiorität erzeugt.

Amerika ist von den Fremden stark getadelt worden, — von Fremden, ich verstehe darunter keine Engländer; denn ich spreche nicht von den Engländern als von Fremden in Bezug auf Amerika, noch von Amerikanern als Fremden zu den Engländern, — aber von Fremden ist Amerika scharf getadelt worden, daß es sich im Allgemeinen begnügte, ein gutes Volksschulsystem ins Leben zu rufen und den höheren Unterricht sich selbst zu überlassen. Wenn man Universitäten, wie Harvard, Yale und Columbia sich ansieht, möchte man geneigt sein zu bekennen, daß der höhere Unterricht in Amerika fähig genug ist, sich selbst zu entwickeln. Aber die Frage bleibt noch immer die: Welche Verbindung besteht zwischen ihm und der Volkserziehung, welchen Einfluß übt er auf dieselbe aus? In England ist uns von den prächtigen Sitzen des höheren Unterrichts manches Erbe zugefallen, und gewisse wissenschaftliche Gebiete werden unleugbar mit großem Erfolge gelehrt; aber unser höherer Unterricht hat dennoch keine Verbindung mit dem Volksunterricht. In Deutschland, Frankreich und der Schweiz ist es anders.

Dort repräsentirt das Ministerium für den öffentlichen Unterricht den Staat. In seinem collektiven und körperschaftlichen Charakter behandelt er die Erziehung als etwas Ganzes. Höhere Schulen und Universitäten sind meistentheils Staatseinrichtungen. Mit diesen steht der Minister in direkter Beziehung. Oft ist er selber eine Zierde der Wissenschaft; so sind Guizot und Cousin Unterrichtsminister in Frankreich, Wilhelm von Humboldt in Preußen gewesen.

Immerhin ist er stets von Repräsentanten des höheren Unterrichtes umgeben und steht in fortwährender Verbindung mit ihnen.

Die Volksschule ist natürlich und eigentlich Gemeindesache. Der Minister verkehrt in weniger direktrr Weise mit derselben. Aber er hat die Oberaufsicht darüber, und trägt die Verantwortung für ihre Wirksamkeit und die

Ausführung der Schulgesetze des Landes. Ueberdies stehen die Seminarien unter seiner direkten Fürsorge, wo die Volksschullehrer ihre Ausbildung erhalten.

Nun beobachten Sie einmal die Wirkung, die ein solches System auf die Volkserziehung ausübt. Der Minister ist, ich sage es oft, ein geborener Führer, was den höchsten und besten Unterricht des Landes betrifft, der das Gegentheil alles Charlatanismus, aller Gemeinheit, aller Unnatürlichkeit im Lernen erstrebt, der am wenigsten zufrieden ist mit den gewöhnlichen, durchschnittlichen und niederen Leistungen. Bei jeder Gelegenheit ist er umgeben von Repräsentanten des höheren Unterrichts, hat Fühlung mit ihrem Einfluß, sie stehen als konsultirende Räthe zu jeder Zeit zu seiner Disposition. In allen jenen Fragen, die so wichtig für die Volksschule sind, wie Studienfragen, Methoden, Schulbücher, Prüfungen, empfängt er ihre Rathschläge. Sie sind seine Abgeordneten und Commissäre im Verkehr mit den Volksschulen. In den Seminarien ist nur ein gewisser Theil der Lehrerschaft den Volksschulen entnommen; der Rest repräsentirt den höheren Unterricht. Der Minister kann auch Special-Lehrer für Seminarien abordnen, um wichtige Unterrichtsfächer zu übernehmen. Besonders geschieht dieses in Frankreich. In Fontenay, das ich bereits erwähnt, und in Auteuil, den beiden Pariser Seminaren, fand ich die Schüler und Schülerinnen unter dem besten und geistreichsten Unterricht, der gegenwärtig in Frankreich ertheilt wird.

Sie werden begreifen, wie ein solch höherer Unterricht die Volksschullehrer beeinflussen muß, wie er ihrer Schularbeit höheren Werth giebt, sie über das „gewöhnliche, durchschnittliche Maß" erhebt, welches so oft die geistige Nahrung der ungebildetsten Klasse ist, aus deren Mitte ihre Lehrer hervorgegangen, welch andere Gestalt diese Schulen bekommen müßten. Sie werden ferner verstehen, wie ein solcher Volksschulunterricht Resultate zur Folge haben muß, die mich immer und immer wieder zu der Notiz veranlaßten: "The children human."

In England liegen die Dinge ganz anders. Dort wird außer der Volkserziehung kein besonderes Erziehungsgebiet öffentlich verwaltet. Der Unterrichtsminister ist nur mit einem Zweige nationaler Erziehung beschäftigt, und dieser ist so niedriger und einfacher Art, wie man sich nur denken kann. Wenn überdies die englische Regierung sich genöthigt gesehen, sich der Verantwortung für Volkserziehung zu unterziehen, so that sie dieses eher vom politischen Gesichtspunkte aus, denn aus Liebe und als Träger der Erziehung. Die Volkserziehung wurde als eine öffentliche Last betrachtet, die selbstverständlich theuer zu stehen kam. Die große Aufgabe war nun, das Haus der Gemeinen wie auch die öffentliche Meinung zu befriedigen, damit letztere sich in ihren Ausgaben entschädigt sehe. Daher das System "of payment by results," wie es genannt wird, — ein lasterhaftes Erziehungssystem. Aber der Unterrichtsminister betrachtet die Erziehung nicht als ein Ganzes, er ist nicht von einem Stab von Repräsentanten des höheren Unterrichtes umgeben, von Männern, welche den Erfolg der von den Schulen adoptirten Lehrpläne

überwachen und nicht auf die Meinung des Unterhauses Rücksicht nehmen. Ein Freund der Erziehung, der auch nur aus bloßem Interesse für Erziehung einem Plane opponiren würde, dem das Haus der Gemeinen, wie die öffentliche Meinung günstig ist, müßte fühlen, daß er mit höflicher Unaufmerksamkeit angehört würde. Das ist alles sehr schön, würde der Minister in seinem Herzen sagen, aber mein Geschäft ist es nicht, den Herren Pädagogen zu Gefallen zu leben, wohl aber der Presse und dem Haus der Gemeinen.

Wenn wir in England einen Mann zum Unterrichtsminister haben könnten, wie Sir James Mackintosh oder Mr. Hallam und ihm die Repräsentanten alles höheren Unterrichts im Lande zur Seite stellten, dann hätten wir einen Minister der in einer Atmosphäre sich bewegen würde, welche wir "educational opinion" nennen könnten, und die, wenn zur Geltung gebracht, auch auf die Volksschulen und ihre Studien ihren Einfluß ausüben würde. Solch einen Minister haben wir in England nie gehabt, aber in Deutschland und Frankreich haben sie solche, und die Volksschulen dieser Länder haben den Nutzen davon empfunden in ihren Methoden, Studien, ihrer Lehrerbildung und dem Humanismus, den sie den Schulkindern einpflanzten.

Daher behaupte ich, daß das wichtigste Stück, das zu wünschen bleibt für die Volksschule, eine organische Verbindung mit dem höhern Unterricht ist, um mich mit den Worten der zürcherischen Verfassung auszudrücken, eine lebendige Beziehung und gegenseitige Berührung. Zu diesem Zwecke aber muß die Volkserziehung als ein Ganzes aufgefaßt werden. Diese Organisation haben wir in England noch nicht und ich denke, daß Sie sie auch in Amerika noch nicht besitzen, obschon Sie in Ihren Staatsregierungen die beste Maschinerie für diesen Zweck bereit haben, eine Maschinerie, die uns in Großbritanien fehlt und nicht weniger in Irland, wo deren Abwesenheit die universelle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Auch die Hochschulbildung würde für sich selbst bei einer solchen Organisation nur gewinnen. Der größte Gewinner aber bliebe die Volkserziehung. Ich kann mir keinen werthvolleren Ehrgeiz denken, als den: Alle, die in diesem Lande geboren, zu allem was menschenwürdig ist, zu erziehen. Aber es wird nicht geschehen, es sei denn in der Volkserziehung aller Charlatanismus, alles Gemeine der Verachtung preisgegeben und an dessen Stelle das wahre Muster alles Verdienstes getreten, wie es allen höhern, ernsten Unterricht charakterisirt. Darum bringen Sie die Volkserziehung in Amerika in organische Verbindung mit dem höhern Unterrichte! Universitäten, wie Akademien würden ein dankbares, patriotisches und weises Werk thun, indem sie dieser Sache ihre Vertheidigung schenken würden; und lassen Sie mich Ihnen sagen, daß eine solche Vertheidigung von keiner Universität mit größerer Gewandtheit und größerer Kraft ausgehen könnte, wie von der Universität Franklins.

Kirchliche Rundschau.

Zu dem in der letzten Nummer (Seite 344) über den Fall Harnack berichteten haben wir noch nachzutragen, daß nach später einlaufenden Berichten die Berliner Facultät mit allen gegen eine Stimme Dr. Harnack vorgeschlagen und der Preußische Oberkirchenrath mit nur einer Stimme Majorität den Vorschlag der Facultät beanstandet hatte. Die ministerielle und die königliche Entscheidung der Streitfrage scheint darauf zu ruhen, daß man sich einfach auf die Seite der größeren Majorität stellte.

Ein deutsches Blatt spricht sich über die ganze Angelegenheit und ihre Behandlung in der politischen und kirchlichen Presse folgendermaßen aus: „Die Berufung Professor Harnacks ist von der politischen Tagespresse in einer Weise ausgebeutet worden, welche der wirklichen Bedeutung des Ereignisses schwerlich entspricht. Wenn liberale Blätter daraus weitgehende Schlüsse auf das Regierungssystem der neuen Aera zogen, so sind das Ansichten, über die wir an diesem Orte uns nicht auszusprechen haben; jedoch so viel wir sehen, hat sich das preußische Staatsministerium wesentlich nur mit der Frage beschäftigt, ob Marburg eine preußische Universität sei! Eine Frage, die uns politisch ebensowenig interessant, wie ihre Beantwortung unzweifelhaft war.*) Wenn aber liberale Blätter dem Professor Harnack mit allem Nachdruck seinen „unbedingt positiv gläubigen Standpunkt“ und seine „streng kirchliche Gesinnung“ nachrühmen, so reden sie damit vielmehr die Wahrheit, als sie selbst wähnen; aber seltsam genug macht sich solch Zeugniß aus solchem Munde. Wie oft mag der Betroffene die Wahrheit des Wortes empfunden haben: „Gott schütze mich vor meinen Freunden!“

Je weniger wir uns also mit der Verarbeitung dieses „Sieges“ in der liberalen Presse befreunden können, um so betrübender ist der Mangel an ruhiger Ueberlegung und sachlichem Verständniß auf konservativer „kirchlicher“ Seite. Der Eifer, Recht und Wohl der evangelischen Kirche wahrzunehmen — wie gerne möchte man ihn loben! Aber welche Verkennung der Lage, wenn die eine Stimme Mehrheit, womit der Oberkirchenrath zu Berlin sich gegen die Berufung ausgesprochen hatte, mit Ausschluß jeder anderweitigen Erwägung als „die Stimme der Kirche“ verkündigt wurde! Welche religiöse Gewähr hat man dann, daß der Geist unserer Kirche sich durch die knappe oberkirchenräthliche Mehrheit gewisser offenbart hat, als die oberkirchenräthliche Minderheit, die fast einstimmige Berliner Facultät und den Kultusminister zusammen?“

Das Hauptbestreben des gegenwärtigen Papstes, nämlich die Wiederherstellung des Kirchenstaates, scheint bei den Leitern dieser Bewegung ins krankhafte zu entarten. In einer Antwort an die deutschen Bischöfe sagt der Papst u. a.: „Ihr kennt und beklagt mit Recht mit uns die traurige und täglich sich bedrängter gestaltende Lage, zu welcher der Papst namentlich seit Eroberung der Stadt Rom verurtheilt ist. Deßhalb ist jetzt, wenn jemals zeitgemäß eure feste Absicht mit täglich wachsendem Eifer darnach zu streben, daß den Päpsten jene volle und unversehrte Freiheit wiedergegeben werde, welche denselben bei Ausübung ihres hocherhabenen Amtes ganz unentbehrlich ist. Wir wünschen euch Glück zu euren Beschlüssen und Bestrebungen und glauben Gutes von ihnen erhoffen zu dürfen, um so mehr, wenn alle Christen des Erdreichs, durch euer Beispiel bewogen, mit gleichem Eifer und gleicher Ergebenheit die so heiligen Rechte der Kirche und des apostolischen Stuhles vertheidigen.“

Es ist nur den päpstlichen Absichten entsprechend gewesen, wenn der Erzbischof von Köln in die diesjährigen Landtagswahlen in einer Weise eingriff, wie es schon lange

*) Zum Verständniß dieser Frage sei nur bemerkt, daß die Kabinetsordre, nach welcher der Oberkirchenrath die Berufung eines Professors der Theologie zu begutachten hat, sich eigentlich auf den Fall bezieht, daß ein Docent von einer nichtpreußischen Universität an eine solche in Preußen berufen wird. Nun ist aber Marburg erst seit 1866 preußisch, während die betr. Kabinetsordre schon älter als 1866 ist. Während nun allerdings kein Zweifel darüber besteht, daß Marburg nicht im politischen Auslande liegt, so liegt es, wie es scheint, nach der Auffassung mancher, im kirchlichen Auslande. Die Sache ist allerdings verwunderlich genug, aber wenn man bedenkt, wie z. B. die hannoversche Landeskirche neben der preußischen fortexistirt. obwobl das Land selbst preußische Provinz ist, so wird man diese Vorstellungen zwar sonderbar, aber doch nicht ganz unbegreiflich finden.

nicht mehr stattgefunden hat. Er hat nämlich angeordnet, daß am Sonntag vor der Wahl „zur Erlangung eines gottgefälligen Resultates die Litanei von allen Heiligen gebetet werde." Außerdem sollte an demselben Tage ein Wahlerlaß von allen Kanzeln der Diöcese verlesen werden, in welchem der Bischof die Angehörigen seiner Diöcese auffordert, „christliche Männer" zu wählen, welche „die Religion und Gottesfurcht als das tiefste Fundament und das festeste Bollwerk des Staates erkennen, die den christlichen Charakter der Schule sicher zu stellen und die vom Herrn der Kirche verliehenen unveräußerlichen Rechte zu vertheidigen entschlossen sind."

Was mit diesen an und für sich ziemlich allgemein gehaltenen Redensarten gemeint ist, haben die guten Katholiken der Diöcese deutlich genug verstanden. Ebenso ist die Absicht des Erzbischofs leicht zu erkennen. Es ist freilich durchaus keine Aussicht vorhanden, daß in nächster Zeit das Centrum in der Schul- oder Kirchenstaatsfrage aber solche Erfolge erringen wird, wie in der letzten Zeit auf kirchlichem Gebiete, aber gerade über diese Zeit relativer Ruhe will man dem Centrum hinweghelfen, um es später noch zu haben.

Wie groß übrigens die Sehnsucht des Papstes und der Jesuiten nach weltlicher Herrschaft ist, zeigt sich an dem, was über den Besuch des deutschen Kaisers im Vatican an die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Daß bei der augenblicklichen Lage der Dinge ein Eintreten Deutschlands für die Wiederherstellung eines Kirchenstaats geradezu toll wäre, hätte der Papst wissen können und sollen, auch wenn er nicht unfehlbar sein wollte. Nichts destoweniger scheint es, daß er den deutschen Kaiser mit dieser Frage geradezu zu bedrängen versucht hat. Es scheint, daß man im Vatican die Kunst des Zuwartens, die dem Papstthum immer eigen war, unter der gegenwärtigen Führung des Jesuitenordens ganz und gar vergißt. Man hat in den letzten Jahren wieder so Viel erreicht und will nun sofort Alles haben. Den Bescheid, daß vom deutschen Reiche kein patrimonium Petri zu erhandeln ist, hat man in Rom allerdings so gut hingenommen, als man konnte, weil anderswo auch keine bessere Aussichten winken und man in Gutem noch so viel als möglich herausschlagen will, bis man es für opportun ansieht, wieder in den offenen Kampf einzutreten.

Wie sehr übrigens im Vatican alles deutsche verhaßt ist, zeigt das Verhältniß desselben zu den deutschen Katholiken in den Vereinigten Staaten. Obwohl dieselben im ganzen dem Papste in politischer Beziehung viel ergebener sind als die Iren, die jeweils ihre eigene Politik treiben und den Papst dazu haben wollen, daß er sie darin unterstütze, so ist dennoch im Vatican gegen die Bildung von selbständigen deutschen katholischen Gemeinden agitirt und gefordert worden, daß keine Deutschen mehr zu höheren kirchlichen Würden in den Vereinigten Staaten zugelassen werden sollten. Man würde gewiß nicht in dieser Richtung vorgehen, wenn man überzeugt wäre, daß im Vatican nichts auszurichten ist.

Es zeigt sich auch hier wieder, daß die Kurie den Iren, Böhmen, Polen, Franzosen, Spaniern, unter Umständen sogar den Russen geneigt sein kann, den Deutschen aber nie, auch wenn sie noch so gut katholisch sind.

Ueber die Sprachenfrage stellt der Deutsche Evangelist (Organ der deutschen Presbyterianer) folgende Bemerkungen zusammen.

Treffend schreibt der „Lutherische Hausfreund":

„Die einzige Lösung der Frage: Wie können die Deutschen ihrer Missionsaufgabe gerecht werden? ist die, sie müssen sich selbständig einrichten und nach eigener Weise wirken. Wir Deutsche in der General-Synode müssen uns in deutsche Distrikt-Synoden organisiren, müssen das Missionswerk unter unsere eigene Controle nehmen, unsere Prediger selbst heranbilden, resp. herbeiziehen, und alle unsere kirchlichen Angelegenheiten selbst besorgen, allerdings unter der Constitution und in Uebereinstimmung mit den Empfehlungen der General-Synode."

Was bei der General-Synode gilt, ist auch von unserer deutschen Kirche wahr. Deutsche Presbyterien müssen entstehen, soll unser deutsches Werk blühen und gedeihen.

* Der „Apologete", Organ der deutschen Methodisten, schreibt über den Beginn des raschen Aufschwungs des deutschen Werkes in seiner Denomination:

„Zuerst wurden die separaten deutschen Distrikte, mit deutschen Predigern als vorstehenden Aeltesten, gebildet. Dann folgte 1864 die von der General-Conferenz der Bisch. Meth.-Kirche autorisirte Bildung eigener deutscher Conferenzen. Fast gleichzeitig entstanden unsere zwei Hauptlehranstalten. Dann gewährte man dem deutschen Methodismus die Verwaltung seiner eigenen Kirchenbaucollekte. Alle diese Concessionen haben eine anspornende und aufmunternde Wirkung auf die Ausdehnung und Stärkung des deutschen Werkes gehabt, welches freilich nebenher der herzlichen Sympathie und finanziellen Mitwirkung der englischen Kirche nicht ermangelte.

Auf ähnliche Weise gewährte die Bisch. Meth.-Kirche den Schweden und Norwegern eigene Conferenzen, Zeitschriften u. s. w."

Die officiösen „Berl. Polit. Nachr." schreiben: Kanonikus Dr. Franz in Breslau scheint neben dem ca. 3 Mill. Mark betragenden Vermögen des kürzlich zu Görlitz verstorbenen Geistlichen Raths, Frz. Gyrdt, noch den Nachlaß des Fürstbischofs Dr. Herzog im Betrage von 1 Mill. Mark geerbt zu haben. Zwar ist zum Universalerben des Fürstbischofs der „mit dessen Intentionen" bekannte Archidiakonus Joseph Ullrich in Groß-Glogau bestimmt worden, diese Intentionen sollen aber nach Meldungen aus Schlesien dahin gehen, daß eben Dr. Franz die Hinterlassenschaft erhalten soll. — Weiter schreibt das officiöse Blatt: Als wir vor einiger Zeit die Nachricht brachten, daß der verstorbene Geistliche Rath Franz Gyrdt sein bedeutendes Vermögen dem Kanonikus Franz in Breslau hinterlassen habe, knüpften wir hieran die Bemerkung, daß diese Erbschaft in gewissen Kreisen große Befriedigung hervorgerufen haben solle. Unsere Prognose hat sich als richtig erwiesen. Die „Germania" bemerkt: „Der durch seine hochherzigen Schenkungen zu kath. Zwecken bekannte Wohlthäter habe sich einen Erben ausgesucht, von dem er überzeugt sein könne, daß er fortfahren werde, im Sinne des Erblassers zu wirken." Behufs vollständiger Information unserer Leser bemerken wir über die Provenienz der Gyrdt'schen Millionen Folgendes: Vor geraumer Zeit heirathete der schon ältliche Landrath des Kreises Freistadt, Frhr. v. Dyhrn-Czettritz auf Herzogswalde ein Frl. v. Schwarzenau, welche als Näherin in Schweidnitz gelebt hatte. Auf letztere, welche ebenso wie ihr Ehemann der evang. Konfession angehörte, erlangte der Geistliche Gyrdt, Inhaber der v. Dyhrn'schen Patronatspfarre Herzogswalde, allmählich einen entscheidenden Einfluß und veranlaßte sie, heimlich den katholischen Glauben anzunehmen. Auf ihr gemeinsames Betreiben wurde Herr v. Dyhrn in eine Irrenanstalt gebracht, obwohl seine Standesgenossen an seiner Geisteskrankheit stark zweifelten. Frau v. Dyhrn, welche nach dem Tode ihres Mannes öffentlich konventirte, zog nach Neuhaus, Kreis Waldenburg, und gelangte immer mehr unter die Herrschaft einer Französin, welche für die Maitresse des Gyrdt galt. Nach dem Tode der Frau v. Dyhrn zog die letztere zu Gyrdt. Frau v. Dyhrn hinterließ das Gut Herzogswalde einem entfernten Verwandten ihres Mannes. Das sonstige erhebliche Vermögen, zu welchem sehr erhebliche Kohlengruben im Kreise Waldenburg gehörten, erbte der Geistliche Gyrdt. Die „Germania" steht offenbar auf dem vorurtheilsfreien Standpunkt, den Juvenal mit den Worten kennzeichnet: Lucri bonus est odor ex re qualibet (etwa: alles ist gut, wenn es nur etwas einträgt.)

Selbstverständlich hat später Kanonikus Franz Alles mit Ausnahme der ihm zugefallenen Erbschaft als Verleumdung erklärt. Da er aber unterlassen hat, irgend einen anderen Sachverhalt darzulegen, so ist der Schluß, daß er selbst nicht wünsche, daß derselbe bekannt werde, doch nicht sehr unwahrscheinlich.

Ueber eine Predigerwahl bei den Mennoniten berichtet das Luth. Kirchenbl. folgendes: Bereits um 8 Uhr standen 300 Fuhrwerke um das „Meetinghouse," und in und um dasselbe hatten sich 1200 Menschen zusammengedrängt. Zwanzig Personen, welche Prediger werden wollten, hatten sich gemeldet. Diese saßen in der Kirche. Nachdem mehrere Anreden in deutscher nnd englischer Sprache gehalten, Gebete gesprochen und Lieder gesungen waren, nahmen drei der anwesenden Prediger zwanzig Bücher mit

Schließen, welche einander aufs Haar ähnlich sahen, ein Buch für je einen der Kandidaten. Mit diesen begaben sie sich in ein Nebenzimmer und legten in eines derselben einen Papierstreifen, auf dem geschrieben stand: Ein Diener des Worts. Dann brachten sie die Bücher wieder zurück, legten sie vor der Versammlung auf einen Tisch und forderten einen jeden der Kandidaten auf, sich ein Buch herauszusuchen. Nachdem ein jeder sich ein Buch gewählt hatte, untersuchte ein anderer Prediger vor der Versammlung die Bücher der Reihe nach, um das zu finden, in welches der Papierstreifen gelegt worden war. Im Buche des elften wurde er gefunden. Dieser wurde sodann zum Prediger berufen erklärt.

Die Zahl der Klöster in Spanien ist nach einer amtlichen statistischen Veröffentlichung gegenwärtig größer, als zur Zeit der Königin Isabella. Es gibt nämlich 221 Klöster mit 4220 Mönchen und 1109 Konvente mit 25,000 Nonnen. Die Zahl der Klöster ist um 170 und die der Klosterinsassen um 1750 größer als zur Zeit Isabellas. Obwohl Spanien ganz katholisch ist, so sieht man von Seiten der Regierung wie der spanischen Liberalen mit Besorgniß auf diesen Zustand, denn die Mönche und Nonnen sind meist carlistisch gesinnt.

Schulnachrichten.

In dem Artikel „Zur Schulaufsichtsfrage" in No. 11 der Theologischen Zeitschrift ist zu berichtigen, daß der zum Kreisschulinspektor ernannte Assessor Dr. Sachse nicht, wie die Hannoversche Schulzeitung aus dem Titel Assessor geschlossen, Jurist, sondern Philologe ist, der schon an mehreren Instituten als Lehrer thätig war.

Auf mathematischer Basis. Ein Kreisschulinspektor revidirte eine Landschule in der Umgegend von Halle. Der Lehrer behandelte gerade den Beschluß der 10 Gebote. Nachdem der Schulinspektor längere Zeit zugehört hatte, stellte er selbst an die Schüler folgende Frage: „Wie verhält sich Gottes Gerechtigkeit zu seiner Gnade?" Diese wiederholt gestellte Frage des Herrn Schulinspektors blieb zunächst unbeantwortet. Endlich reckte ein Knabe der zweiten Bank schüchtern den Finger empor. Ein ermuthigendes Zunicken des Schulinspektors entlockte dem Knaben folgende Antwort: „Gottes Gerechtigkeit verhält sich zu seiner Gnade wie — 1 zu 250." Der Schulinspektor blickte verwundert drein und fragte weiter: „Wie meinst du das? Begründe es!" Darauf erhielt er folgende treffliche Begründung dieses sonderbaren Verhältnisses: „Gott will strafen bis in's vierte Glied und wohlthun bis ins tausendste Glied. Beim Strafen zeigt er seine Gerechtigkeit, beim Wohlthun seine Gnade. Das Verhältniß zwischen Gerechtigkeit und Gnade ist demnach wie 4 zu 1000 oder — gekürzt durch 4 — wie 1 zu 250." Gegen diese Begründung konnte selbst der Schulinspektor nichts einwenden und als er bei der nächsten Conferenz diese Frucht seiner Revisionserfahrung erzählte, schloß er mit den Worten: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth." (Allg. D. Lehrerzeitung.)

In Folge dessen, daß in St. Louis der Unterricht in der deutschen Sprache seit Anfang des Jahres 1888 vom Lehrplane der öffentlichen Schulen gestrichen worden ist, haben die meisten evangelischen Gemeindeschulen in St. Louis im Herbste dieses Jahres einen bedeuten Zuwachs an Schülerzahl erhalten.

An der neu gegründeten Gemeindeschule der evangelischen Johannesgemeinde in Port Huron, Mich., ist Lehrer H. A. Kitterer, Glied des Lehrervereins, als Lehrer angestellt worden. — Die neu gegründete Gemeindeschule der evangelischen Johannisgemeinde in Lincoln, Ill., wird vom Lehrer Geiger zunächst provisorisch bedient und sieht derselbe der definitiven Anstellung daselbst entgegen.

Berichtigung. Seite 298 Zeile 4 von unten lies „fünften" statt „dritten".